JULIE.

SAINT ALBAN.

Julie Saint Albain.

Erſter Theil.

Dresden
bei Heinrich Gerlach
1801.

Julie Saint-Albain.

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Paris.

Ich habe meinen alten Wohnsitz verlassen, theurer Freund, um meiner jungen Gemahlin die grosse Welt zu zeigen. Sie hat mich aus meinen Träumen geweckt, und, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß sie das bewirkt hat, was Sie so oft versuchten. Ich fühl' es jezt auf einmal recht deutlich, daß ich ein sehr einseitiger Mensch, ich will nicht sagen, ein Narr war. Ich hegte immer eine recht bittre Verachtung gegen alle Menschen im Herzen, die an etwas anderm als am Gesäusel der Bäume, oder am Rauschen eines Wasserfalls ein Vergnügen fanden. Jezt sieh'

ich am Fenster, und sehe mit aresser Freude auf das bunte närrische Gewühl herab, fahre mit meiner Frau spazieren, bin mit ihr im Theater, in der Oper, in Spiel- und Tanz-Gesellschaften, und komme, jedesmal von Herzen froh, nach Hause. Heut Abend sind wir wieder bei der Gräfin Villars zum Thee und Spiel gebeten, und ich hoffe, mich dort sehr zu amüsiren. — Meine Frau macht hier viel Glük, und ich sehe es ohne Eifersucht; glauben Sie darum ja nicht, daß ich sie weniger liebe, als im Anfange unserer Verbindung, nein! gewiß, ich liebe sie noch eben so zärtlich, und ich bin fest von ihrer Treue überzeugt. Doch wäs sag' ich von ihrer Treue — was müßte ein Mann für einen Begriff von der Tugend seines Weibes haben, wenn sie ihm gleich verdächtig würde, wenn einige junge Herren sie schön finden, und es ihr sagen!

Ich habe Ihnen da mancherlei geschrieben, worüber Sie sich wundern werden, weil es meinen ehemaligen Begriffen von häuslicher Glükseeligkeit gänzlich widerspricht. Das Glük aber, mein Bester, welches ich mir damals erträumte, würde

würde wohl schwerlich einem weiblichen Geschöpf gefallen haben; denn unter uns, es war nicht viel besser, als in einem Käfig eingesperrt zu seyn, dem lieben Ehemann niemals von der Seite.

Doch leben Sie wohl! ich muß abbrechen — meine Frau hat schon einen Brief an ihre Freundin geendigt, und steht ganz angezogen neben mir. Der Wagen erwartet uns. Sie läßt Sie herzlich grüssen. — Leben Sie wohl!

Die Marquise St. Alban an die Baronesse Dorimain.

Paris.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, meine theuerste Freundin, wie glüklich ich bin: ich gehe mit leichtem frohem Herzen an der Hand des Mannes, den ich liebe, und der meine ganze Liebe verdient, durch das Leben. Ich lernte ihn in Ihrem Hause kennen, also danke ich Ihnen gewissermassen mein Glük. Sie glauben nicht, mit welcher Rührung ich mich immer daran erinnre. —

Ich

Ich habe schon oft gedacht, womit ich denn das Glük verdient habe, warum ich bei mir alles vereinigt, um mich froh zu machen? Wenn andere Weiber eine vollkommne Freiheit geniessen, so ist es nur die Gleichgültigkeit des Mannes, die sie ihnen verschaft, und ich geniesse sie, und kann wohl fragen, wer ist mehr geliebt als ich? Ich kann in die schöne, bunte Welt hereinspringen, und brauche nicht ängstlich zurük zu sehen, was dieser Eyrann für Zeigen haben könnte.

Ich will auch nicht so undankbar gegen das Schikſal seyn, und es etwa anklagen, daß es sich nicht weggeben wenn gegen mich bezeugt hätte, wie viele Leute thun, die sich im Grunde eben so wohl befinden wie ich, — nein, ich will es lieber frei gestehen, daß ich reich, jung, gesund, froh, und wie manche Leute versichern, sogar schön bin; und nun, um mich vollkommen zu machen, hat mir das Schikſal einen Mann zugeführt, um den mich alle Weiber beneiden. Ich versichere Sie, daß ich ihn erst recht liebe, seitdem wir in Paris sind. Denn hier kann ich ihn mit so vielen andern

dern Männern vergleichen, und bis jezt habe ich noch keinen gefunden, der ihm nur auf eine entfernte Art ähnlich wäre.

Ich habe hier viele Freundinnen gefunden, die mich recht lieb zu haben scheinen. Da aber alle meine Gedanken bei Ihnen sind, wenn auch ein weibliches Wesen mit mir spricht, und ich es nicht lassen kann, auch hier zu vergleichen, und alle bei diesem Vergleich so viel verlohren haben, so hab' ich mich noch keiner genähert. Zuweilen scheint es mir auch, als wenn sie meine Bekanntschaft nur meines Mannes wegen suchten, aber ich verwerfe diesen Gedanken immer gleich, — ich mag niemand gern Unrecht thun. Wir sind für heut bei der Gräfin Villars gebeten, sie begegnet mir mit besonderer Aufmerksamkeit — Der Wagen ist schon vorgefahren. — Leben Sie recht wohl, und antworten Sie mir ja bald, damit ich nicht befürchten muß, daß ich durch die Entfernung einen Theil Ihrer Freundschaft verlohren habe; diese Furcht könnte mir freilich die Freuden des hiesigen Aufenthalts sehr verderben. Ich

werde

werde schon ganz schwermüthig, wenn ich mir das nur denke — ich muß abbrechen —

Ihre

Freundin St. Albain.

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain in Paris.

Verzeihen Sie, daß ich Ihren Brief, der mir viel Freude gemacht hat, nicht weitläufiger beantworte. Ich habe Ihnen eine wichtige Nachricht zu machen, und ich hoffe, Sie werden sich auch mit mir freuen, und mir von Herzen Glük wünschen, und nicht, wie alle meine Freunde und Verwandten, ein Kondolenzschreiben an mich ergehen lassen, das ich dann, um den Wohlstand nicht zu beleidigen, mit tiefgerührtem Herzen beantworten muß. Nun was ist Ihnen denn für ein Glük begegnet? werden Sie fragen. — Ein Unglük, wie es viele Leute nennen. Gott hat eine Prüfung über mich verhängt, und mir meinen zärtlich geliebten, alten geizigen Onkel, der mich hier bei sich eingesperrt hielt,

hielt, von der Seite gerissen. Er wurde endlich durch den Tod gezwungen, mir sein grosses Vermögen zum freien Gebrauch zu überlassen, und in einigen Wochen werden Sie mich bei sich in Paris sehen, wo ich es benutzen will.

Noch vor kurzer Zeit würde ich es nicht gewagt haben, Ihnen so ganz gerade zu sagen, wie sehr es mich freut, daß mein Onkel gestorben, sondern ich würde es durch lange Umschreibungen haben thun müssen, als zum Exempel:

„Sie glauben nicht, mit welcher unbeschreib„lichen Wehmuth ich den todten Leichnam mei„nes seeligen Onkels ansehe. Erst jezt fühl ich, „wie sehr ich ihn geliebt habe, und wie zärtlich „er um mich besorgt war! wie oft habe ich diese „Sorgfalt, Härte oder Geiz gescholten! und wenn „er aus zu grosser Liebe über jede kleine Ausgabe „zankte, wie haßte ich ihn darum! ach! wie viel „würde ich jezt darum geben, wenn sich diese „Lippen nur noch einmal zum Zanken öfneten! „aber zur Strafe für meine Thorheit geschieht „es nicht!“ und so nun noch eine ganze Seite und dann am Ende: „Was mich noch einiger

„Massen

„Massen dabei tröstet, ist, daß ich nun Ihren „freundschaftlichen Umgang in Paris genießen kann, „weil ich nun durch das Hinsterben des geliebten „Mannes die Mittel dazu in Händen habe", u. s. w.

Jetzt will ich aufrichtig mit Ihnen umgehen, und Ihnen sagen, daß ich herzlich froh bin, daß ich meinen Lieblingswunsch, in Paris zu leben, nun erfüllen kann, und daß es mich sehr freuen wird, Sie dort zu sehen, daß aber zu seinem Trost Ihren Umgang nicht bedarf.

Ihr

aufrichtiger Freund.

Die Baronesse Dormain an die Marquise St. Albain in Paris.

Liebste Julie!

Ich wünschte, daß es meine Gesundheit erlaubte, um mein Landgut verlassen, und Sie in Paris besuchen zu können; so sehr hab' ich mich daran gewöhnt, Sie immer bei mir zu sehen. Ich

glaube,

glaube, wenn man einen gewiſſen jugendlichen Sinn verlohren hat, der Sie jezt ſo glüklich macht, daß man denn leicht mit einer ſo warmen Freundſchaft an geliebte Perſonen hängen kann, daß es ihnen ſogar läſtig wird. Dies iſt vielleicht der Fall bei mir. Alſo thun Sie mir wenigſtens darin Unrecht, wenn Sie glauben, ich könnte Sie vergeſſen. — Ich habe in der Welt manches erfahren und verlohren, auch Ihre Mutter, deren Andenken mir ewig theuer ſeyn wird. Sie trug ihre Sorge für Sie auf mich über, darum verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen manches ſage, was ſonſt die Töchter nur den Müttern erlauben.

Ich will durch das was ich ſage, es nicht dahin bringen, daß Ihnen die Welt weniger ſchön erſcheinen ſoll; es wäre grauſam, die bunten Farben ſchon jezt zu verwiſchen, die in kurzer Zeit für jedes Auge ihren Glanz verlieren, — nur wünſchte ich, Sie dagegen zu ſchüzen, daß Sie ſich dieſer fröhlichen Jahre niemals mit Schmerzen erinnerten. Ich brauche nicht zu ſagen, hüten Sie ſich vor weibliche Freundſchaft, ob ſie uns gleich ſehr gefährlich werden kann; denn jedes

des gute Herz neigt sich von selbst, wie die Blume, aus dem Schatten von jedem schlechten Weibe weg, und selbst die schlechten werden im gewissen Sinn in Gesellschaft der guten gut, und von ihrer Bosheit werden Sie immer nur eine Ahndung, nie eine Ueberzeugung bekommen.

Ich möchte auch nicht gern sagen, gehen Sie der Freundschaft der Männer aus dem Wege, denn es giebt nichts so schätzenswerthes, als die Freundschaft eines verständigen Mannes, aber es ist immer noch gefährlicher, als die Freundschaft der Weiber, denn fast immer ist im Freunde ein Liebhaber versteckt, und dadurch geht alle Wahrheit und Aufrichtigkeit gegen uns verlohren, und wir werden von unserm Werth noch weit sichrer überzeugt, wenn wir die Bestätigung aus des Freundes Munde hören.

Und Ihre Verehrer! die Leute, die von Ihrer Schönheit überzeugt sind! vor denen hüten Sie sich am allermehrsten; denn selbst, wenn wir aus dem Munde eines Menschen, den wir für einen erklärten Schmeichler halten, diese ange-

neh-

nehme Versicherungen oft hören, so werden wir nach und nach davon überzeugt; und wenn man nur glaubt, daß einem alles, was man thut, gut steht — doch Sie werden selber fühlen, welchen schädlichen Einfluß dies auf unser ganzes Leben hat.

Was bleibt mir aber für Umgang übrig? werden Sie fragen. Die ganze Welt, kann ich Ihnen antworten, wenn Sie den Umgang mit Menschen als ein vorübergehendes Schattenspiel ansehen. Hüten Sie sich aber ja, eine herzliche Empfindung hinein zu mischen; sehr wenige Menschen sind im Stande, sie zu erwiedern, und eben darum halten Sie sich berechtigt, sie als etwas albernes zu benutzen. Soll ich denn nicht mehr an Freundschaft glauben? höre ich Sie ausrufen. O! meine Theure, zweifeln Sie niemals daran, aber glauben Sie erfahrnen Leuten, daß ein Freund die kostbarste Seltenheit ist, und daß man nicht in einigen Wochen viele Freunde finden kann!

Vergeben Sie mir meinen lehrreichen Brief, und seyn Sie versichert, daß ich wenigstens alles

aus herzlicher Freundschaft schrieb. Grüssen Sie Ihren Mann: —

Ihre

Freundin.

Lord Stanley an die Gräfin Villars.

Paris.

Ich glaube nicht, daß ich die Ehre haben kann, Ihre gestrige Einladung anzunehmen; ein kleines Fieber wird mich wahrscheinlich zwingen, im Zimmer zu bleiben. Ich bedaure unendlich, daß ich das Glük Ihrer Gesellschaft entbehren muß. Sie werden mich aber schwerlich in dem glänzenden Cirkel vermissen.

Darf man so frei seyn, zu fragen, haben Sie die Marquise St. Albain auch eingeladen?

Die Gräfin Villars an den Lord Stanley.

Paris.

Ich habe die St. Albain eingeladen, und sie wird mit ihrem Gemahl kommen. Würklich heut thun Sie mir einen Gefallen, wenn Sie kommen und wenn Sie wegbleiben. Kommen Sie, so könnten Sie die Marquise unterhalten, und ich glaube, das wäre Ihnen selber kein kleiner Dienst. Bleiben Sie aber weg, je nun, so bin ich gegen Ihre eifersüchtige Blikke gesichert, mit denen Sie mich immer verfolgen; und ich muß der St. Albain einen andern Kavalier zu verschaffen suchen.

Thun Sie nun, was Ihnen Ihr Fieber und Ihre Neigungen gebieten.

Der Lord Stanley an Fernando del Franco.

Paris.

Verzeihen Sie, daß Sie mich gestern nicht zu Hause trafen. Sie werden sich über meine Un-

verschämtheit wundern, wie ich Sie einladen lassen kann, und dann ausgehe. Mein Bedienter, der mich entschuldigen sollte, hat Sie verfehlt.

Ich war krank, und fest entschlossen zu Hause zu bleiben; ich schrieb auch ein Billet an die Gräfin Villars, und mein böser Genius giebt mir ein, am Schluß desselben zu fragen, ob die Marquise St. Alban mit von der gebetenen Gesellschaft seyn würde? ich erhalte die Antwort zurük: ja. Da war es nun nicht möglich zu bleiben, meinem Fieber wurde Trotz geboten, ich fuhr hin, und sie ist auch warlich ein sehr liebenswürdiges Weib.

Wahre Affen sind die Franzosen, so an Demuth und Unterwürfigkeit gewöhnt, daß sie es nicht einmal wagen, sich selber etwas gutes und schönes zu wünschen. Einem jungen Baron fiel die Schönheit der Frau auf. Er sagte mir, wie vortheilhaft ihr frisches, gesundes Gesicht gegen die geschminkten Wangen der andern Damen abstäche. Ich antwortete, daß man immer in Ver-

suchung

ſuchung käme, einen Kuß auf die friſchen Lippen zu drükken. Sie iſt werth, die Geliebte des Königs zu ſeyn, antwortete er ſehr affektirt. Sie ſind ſehr patriotiſch, ſagt' ich verdrießlich und drehte mich weg.

Die Gräfin Villars iſt mir unerträglich; ſie hat einen Plan auf den Marquis, das ſeh' ich ſehr deutlich. Sie zieht mich in ſeiner Gegenwart ganz auf, und verſchwendet alle ihre Zärtlichkeit gegen ihn, und denken Sie ſich, die unſinnige Prätenſion, nimmt ſich zugleich heraus, die Eiferſüchtige zu ſpielen, mir Vorwürfe zu machen, daß ich ſie vernachläſſige. Wenn ich ein anderes Mittel wüßte, die St. Albain zu ſehen, ich würde ſie gar nicht mehr beſuchen.

Wenn Sie dieſen Mittag nicht verſagt ſind, wollen Sie es ſich gefallen laſſen bei mir zu eſſen, ich möchte gern über mancherlei mit Ihnen ſprechen. Ich wünſchte mir die Geläufigkeit Ihrer Zunge und Ihr gefälliges Geſicht, das jedermann anlächeln kann, wenn Sie es haben wollen; mit

dem meinigen kann ich gar nichts anfangen. — Ich kann den Marquis nicht leiden und wenn er nicht ein Pinsel ist, so weiß er es lange. Demohngeachtet möcht' ich gern seine Bekanntschaft haben, und ihm glauben machen, daß ich ihn verehre. Ich erwarte Ihren Rath.

Ihr

Freund Stanley.

Fernando bei Franco an den Lord Stanley.

Paris.

Sie bedürfen meines Raths, und darum muß ich mich wahrhaftig entschließen, schriftlich zu antworten, da ich heute nicht die Ehre Ihrer Gesellschaft annehmen kann. — Wie? mein Freund, Sie sind in eine schöne Frau verliebt, und wissen nicht einmahl, wie Sie sich ihrem Manne nähern sollen? Wenn es Ihnen nicht möglich ist, meine gesellschaftige Höflichkeit gegen jedermann anzunehmen, die mir zuwider ist, so versuchen Sie es

mit

mit der Biederherzigkeit, und es wird Ihnen gewiß nicht fehlen; unter dieſer Maske hat man von jeher die völlige Freyheit gehabt, ſo unbeſtich zu verfahren, als es uns unſere Laune gebietet. Sie haben ja obendrein die herrlichſte Gelegenheit, ſeine Tugend in Schuz zu nehmen gegen die Schlingen der Welt. — Er, als ein junger unerfahrner Mann, müſſen Sie ſprechen, abnde die Verführung nicht, und nun machen Sie ihn aufmerkſam auf alle Schritte, welche die Gräfin ſeiner Zärtlichkeit entgegen thut. So wie ich ihn aus Beſchreibungen kenne, muß das eine herrliche Würkung auf ihn machen.

Nachdem ich dies geſchrieben, wundre ich mich, da Sie ſo viele Gelegenheit haben, die Ihnen die Hände bieten, daß Sie noch meines Raths bedürfen; ich hoffe, das iſt Ihnen ſchon längſt alles ſelbſt eingefallen, und Sie finden dies Billet überflüſſig.

Die Marquise St. Albain an die Baronesse Dormain.

Paris.

Meine theuerste Freundin! o und lassen Sie mich sagen, meine verehrte Mutter, wie fühle ich es in so kurzer Zeit, daß Sie recht haben. Sie kennen die Welt besser als ich. — Welch ein unglükliches Schiksal hätte über mich walten können! — Die Gräfin Villars, schrieb ich Ihnen neulich, betrage sich sehr freundschaftlich gegen mich. Ach! Sie haben recht, man muß sich vor der Freundschaft der Weiber hüten. Ihre Freundschaft, ihre Liebe geht einzig dahin, meinem Gemahl seiner Treue und Liebe gegen mich vergessen zu machen. Aber mein theurer Gemahl ehrt meine Besorgnisse, und wird sie niemals wiedersehn, in ihrem Hause wenigstens nicht. Der Lord Staulen hat uns mit dem Charakter dieser Frau völlig bekannt gemacht. Er geht jetzt viel mit uns um, und zeichnete mich schon immer durch seine Aufmerksamkeit vor allen andern aus. Er ist uns mit freundschaftlicher Wärme ergeben,

und

und dies Beiſpiel ſoll mich lehren, daß man niemand nach dem äuſſerlichen Anſehn beurtheilen muß; denn ſein Geſicht und alle ſeine Gebehrden hatten für mich und für meinen Gemahl etwas ſehr widerwärtiges, und die zuvorkommende Freundlichkeit der Gräfin zog uns an. Neulich trafen wir die Gräfin in einer andern Geſellſchaft, und ſie hatte die Unverſchämtheit, mich mit der gröſten Freimüthigkeit zu fragen, warum weder ich noch mein Gemahl ſie in ſo vielen Tagen beſucht hätten. Ich hatte kaum ſo viel Faſſung, einige höfliche Worte zu erwiedern. Sie warf dem Lord, der mich begleitete, einen drohenden Blik zu, und verließ uns.

Verzeihen Sie, meine Freundin, daß ich Ihnen ſoviel über dieſe Sache geſchrieben habe. Es ſchmerzt mich ſehr, wenn ich meinen Glauben an einen Menſchen aufgeben muß, und ich kann nun die Gräfin nicht anders, als mit Abſcheu betrachten. Denn ihr ſind keine Bande heilig, ſie wollte die der Liebe zerreiſſen, und das Glük zweier Menſchen auf ewig zertrümmern. O! wohl mir, daß

ich

ich des Herzens meines Gemahls versichert bin, und daß ihr daher dieser Vorsatz niemals gelingen kann.

Der Graf Gomez an die Gräfin Villars.

Paris.

Nur eine so kurze Zeit, Theuerste, bin ich in Paris, wovon ich hoffte, daß es mich mit seinen tausend bunten Farben anziehen, und lange unterhalten sollte. Ach! und kaum habe ich einige Blikke in diese grosse Stadt geworfen, so erblikte ich Sie darin glänzen, wie einen kostbaren Juwel, und alles übrige hat den Reiz für mich verlohren. O! haben Sie Mitleid mit mir, und richten Sie die Strahlen Ihrer Augen gütig auf mich, damit ich mit neuer Kraft wieder aufleben möge, und in dem volkreichen Paris nicht einsam in Träumen verlohren, wie ein Todter unter den Lebenden herumirre.

Die

Die Gräfin Villars an den Grafen Gomez.

Paris.

Ewig Schade wäre es, wenn ein ſo ſchöner und geiſtvoller Mann durch meine zürnenden Augen für die Welt verlohren ſeyn ſollte! Und darum neige ich mich mit erbarmender Liebe zu Ihnen, und Sie mögen ſich in ihrer Wärme erholen und aufrichten, wie die ermattete Blume in den wohlthätigen Strahlen der Sonne. Sie ſehen, daß ich Ihnen die Mühe erſpare zu antworten, wenigſtens in dieſem Tone. — Ich glaube, lieber Graf, daß wir für einander geſchaffen ſind, um uns mit ewiger Treue zu lieben; denn ich habe zu Ihrer guten Lebensart das Zutrauen, daß Sie nicht über jede andre kleine Leidenſchaft, die vielleicht einmal mein Herz rührt, aufbrauſen, und wie ein eiferſüchtiger Ehemann toben werden. Oft iſt es nur Kaprice, den ſtolzen Uebermuth eines Mannes zu demüthigen, der neben einer trozenden Tugend und häuslicher Glükſeeligkeit galant ſeyn will, ſobald aber die Galanterie ſeiner

Tu-

Tugend zu nahe tritt, ihr mit einem verdrüßlichen Gesicht den Rücken wender. So ein Narr ist Ihr theurer Freund, der Marquis St Albain! Das kleine Ding, seine Frau, ist eifersüchtig, und er erfert mich ihrer Ruhe auf. Nun: kommen Sie nur diesen Abend zu mir. Sie finden mich allein, und wir werden vollkommnen Zeit genug haben unsere Liebe und unsere Klagen gegen einander auszuspreschen.

Die Baronesse Dormain an die Marquise St. Albain.

Ihr Brief hat mir Freude und Betrübniß zugleich verursacht. Sie nehmen, mein liebes Kind, die sogenannte Galanterie der Damen gar zu hoch, und lassen vielleicht dadurch den verderblichen Saamen der Eifersucht in Ihrem Herzen aufschiessen. Sind Sie der Liebe Ihres Gemahls gewiß, warum fürchten Sie denn so viel von den schönen Augen einer Frau? Die Gräfin hat ihn ausgezeichnet;

wenn

wenn Ihr Gemahl nun darauf käme, weil der Lord Stanley Sie auszeichnet, ihm Ihr Haus zu verbieten? Ich lobe es, daß Ihr Gemahl Verbindungen aufhebt, die seiner Tugend gefährlich, und der Liebe zu Ihnen nachtheilig werden können; aber warum wollen Sie deswegen die Gräfin mit Abscheu betrachten? Ich bitte Sie, meine Liebe, lassen Sie die Eifersucht nicht Ihr Herz beherrschen, sonst möchte sie am Ende die sanften Bande Ihrer Liebe zerreissen, und Sie mehr unglücklich machen, als es die Gräfin jemals vermocht hätte. O! meine theuerste, lassen Sie sich nicht verleiten, weil es für einige Augenblikke Ihrer Liebe neues Interesse giebt, Ihre Verhältnisse mit Ihrem Gemahl so zu verwikkeln, daß Sie dann an keinem Tage froh die Gegenwart geniessen können, sondern daß am Ende Ihr ganzer Genuß in dem Bestreben bestehn muß, die Zukunft so zu verschönern, wie Ihnen die Vergangenheit kunstlos blühte, und daß Sie dann mit Beschämung fühlen, wie Sie die Seele wieder zu der alten Harmonie zu stimmen suchen, welche der Reiz etwas piquantes und neues in Ihr Leben zu bringen, gestört hat.

bot. Daß Sie mir meinen mütterlichen Rath verzeihen werden, weiß ich gewiß.

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Paris.

Wie? mein Freund, muß ich Dich anders finden, als ich nach Deinem Briefe erwartet habe? Iſt es möglich, daß Du in dem glänzenden Paris wie auf Deinen Gütern lebſt? An welchen Freuden des Lebens nimmſt Du Theil? Du wirſt mich doch nimmermehr überreden wollen, daß Du die ganze Welt in Deiner liebenswürdigen Frau, und in der Unterhaltung des langweiligen Lords findeſt, den ihr überall mit euch herumſchleppt. — Ich muß aber glauben, daß Du ſonſt nicht in einer ſo abgeſchmakten Einſamkeit gelebt haſt. Du biſt ja viel bei der angenehmen Gräfin Villars geweſen, und ſie hat mir ſoviel Vortheilhaftes von Dir geſagt, daß ihre Parteilichkeit für Dich, meine Freundſchaft, welche durch Dein Benehmen ziemlich erkaltet war, wieder angefacht hat. Ich

muß

muß faſt glauben, daß der ſteife abgeſchmakte Engländer die Abſicht hat, Deine ſchöne Frau aus unſern lebhaften Cirkeln zu entführen, und mit aller ſeiner Steifheit und Albernheit ſeinen Plan ſo gut ausführt, daß er Dich und ſie bethört. Rette die Ehre Deines Verſtandes ſo ſchnell als möglich, und laß Dich dieſen Abend noch von Deinem Freunde bei der Gräfin Villars umarmen, die gewiß an Deiner Bekehrung den lebhafteſten Antheil nehmen wird.

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Paris.

Ich nehme Deinen Vorſchlag an, und werde dieſen Abend der Gräfin aufwarten, doch wage ich es nicht eher, als bis Du mein unhöflich langes Ausbleiben zu entſchuldigen, verſprichſt. Ich geſtehe, daß die Liebe zu meiner Frau mich eine lange Zeit an ihrer Seite gefeſſelt hat, und daß ich deswegen den Reiz einer geiſtvollen Unterhaltung,

tung, den der Umgang mit der Gräfin gewährt, verlohren habe.

Auch das schönste Glük, wenn wir ganz ungestört in seinem Besiz sind, und wenn es zu geniessen unser Geschäft und unsere Erholung seyn soll, verliehrt am Ende den Reiz der Begierde. Darum will ich mich selbst zuweilen von den schönen Augen meiner Frau verbannen, damit ihr sehnsüchtig wartender Blik mit neuer Macht mich an sich zieht. Doch daß wir nicht aus gar zu grosser Begierde das Glük, reizend und neu zu machen, es am Ende ganz verlieren mögen, so will ich meiner Frau keine Gelegenheit zur Eifersucht geben, und meinen Besuch bei der Gräfin dem Zufall zuschreiben, der sich niemals sträubt, und grosse Bürden geduldig auf seine Schultern laden läßt.

Lord Stanley an Fernando del Franco.

Paris.

Es ist ein närrisches Ding, lieber Freund, um die Liebe! Alles geht mir ungemein glüklich: Alle Um-

Umſtände begünſtigen mich, und doch habe ich noch immer kein Geſtändniß gewagt. Der Marquis hat keinen eiferſüchtigen Gedanken auf mich, und geht oft ohne ſeine Frau in Geſellſchaiten. Ich bin mit ihr allein, und ihr Betragen iſt ſo gefällig, ſo zärtlich, möcht' ich es nennen; und doch bin ich ein ſo alberner Thor, und wage nicht die Lippen zu öffnen. Ich möchte in jedem Augenblik die ſchönen rothen Wangen küſſen, und immer hält mich die Beſorgniß zurük, daß ein ſolches Verfahren mich auf ewig aus ihren Augen verbannen würde. Rathen Sie mir, lieber Freund, Ihr erſter Rath war vollkommen gut, beſtimmen Sie durch einen zweiten, mein ferneres Betragen, und ich werde gewiß glüklich ſeyn.

Fernando del Franco an den Lord Stanley.

Paris.

Ich bin jezt ſehr beſchäftigt und kann Ihnen nicht weitläufig antworten: denn wer bei ſo günſtigen Umſtänden noch anſteht und zweifelt, dem

iſt

ist schwer und umständlich zu rathen. Wollen Sie indessen diesen Mittag mein Gast seyn, so wollen wir über diesen Gegenstand mehr sprechen, bis dahin leben Sie wohl!

Die Marquise St. Albain an die Baronesse Dormain.

Paris.

Ich will Ihren bessern Einsichten folgen, meine theuerste Freundin, und der Eifersucht kein Gehör geben, die sich oft in mein Herz eindrängen will. Aber o wie böse ist im Grunde die Welt! Hätten Sie es geglaubt, daß der Lord Stanley, der es so gut verstand, sich unter der Maske des Freundes zu verstekken, so boshafte, so niederträchtige Absichten verborgen hielt? Er hat mich eben verlassen, ich bin noch so entrüstet, daß ich Ihnen den Vorfall in keinem ordentlichen Zusammenhange erzählen kann. — Ich war allein, und er besuchte mich, wie er sonst oft gethan hat. Gleich bei seinem Eintritt bemerkte ich eine Verlegenheit und Aengstlichkeit, die mich für ihn besorgt machte.

machte. Ich fragte mit freundschaftlicher Theilnahme, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sey. Seine Antworten waren einsilbig: ich drang immer wärmer in ihn — er drükte meine Hände an sein Gesicht, und bedekte sie mit Küssen. Ich vermuthete nichts Arges, und wurde nur ängstlicher für seinen Zustand besorgt — Plözlich stürzt er vor mir nieder, und hält mit einer ungezogenen Wildheit eine lange Rede: daß eine heftige Leidenschaft zu mir sein Herz verzehre, und daß der Neid, mit welchem er meinen Gemahl betrachte, ihn umbringen würde, besonders da er noch mit Schmerzen bemerken müsse, daß dieser das Glük, welches ihm mein Besitz verschaffe, lange nicht dankbar genug erkenne. Ich riß mich mit Gewalt von ihm loß, und sagte weiter nichts, als daß ich von niemanden so verkannt würde als von ihm, und er möchte der Gelegenheit, meinen Gemahl zu beneiden, aus dem Wege gehn, und uns lieber die Ehre seines Besuchs entziehen, als daß er sich dadurch nur eine unangenehme Stunde machte. Ich verließ ihn, und nach einer kurzen Zeit verließ auch er unser Haus. Ich hoffe, er

wird

wird uns nie wieder besuchen. Ach! meine Freundin, wie viele schmerzliche Erfahrungen habe ich in der kurzen Zeit gemacht, in der ich von Ihnen entfernt gelebt habe. In meiner glüklichen Einsamkeit, wo Ihre liebenden Augen über alle meine Wünsche wachten, wo Sie jeden kleinen Kummer, der mich hatte treffen können, mit der zärtlichsten Sorgfalt von mir abwendeten, wo ein heiterer Frühlingsglanz sich über alle meine Tage verbreitete — wie undankbar bin ich gewesen, diesen schönen Aufenthalt der Freundschaft und Liebe zu verlassen, um hier in einem abgeschmakten bunten Gewimmel zu leben, wo jeder nur den andern betrügt, und alles sich so schnell an uns vorüberdrängt, daß wir die Züge des Betrügers nicht einmal im Gedächtniß behalten, und so nicht wissen können, ob der Folgende, der sich uns nähert, nicht ein eben so arger Betrüger seyn wird. Das Vertrauen zu dem Menschen muß man gleich beim Eintritt in diese Thore ablegen, wie ein abgetragenes Kleid, das in dieser glänzenden Versammlung zu tragen sich nicht ziemt. Ich bin an den milden Sonnenschein der Freundschaft und

des

des Wohlwollens gewöhnt; — ich kann in diesem frostigen Klima nicht leben. Ach! und wer weiß, ob in dieser herben Kälte nicht das zarte Blümchen unserer Liebe verdorrt. Nein — meine Freundin, noch heute will ich meinen Gemahl darum bitten, mit mir zurük zu Ihnen zu eilen, denn erst in Ihren Armen werde ich froh mein Daseyn fühlen. Leben Sie wohl!

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Paris.

Ein fataler Zufall macht mich ganz misvergnügt. Meine Frau hat den kindischen Einfall bekommen, nach unsern Gütern zurük zu kehren, und bittet mich so dringend darum, als ob das Glük Ihres Lebens an dieser Bitte hinge. Ich gestehe Ihnen, ich kann ihrem Wunsche nicht nachgeben in einer Einsamkeit verbannt, von den Augen der Gräfin zu leben. Sollte meine Frau wohl auf die seltsame Grille gerathen, meinen Umgang mit

der Braut abbrechen zu wollen? Sie kann kaum etwas davon erfahren haben, und doch bestätigen die Thränen, die wider ihren Willen aus ihren Augen rollen, als ich ihre Bitte verweigerte, meinen Verdacht.

Es ist nicht zu läugnen, daß selbst mit der geliebtesten Frau der Ehestand eine Plage ist; daß die Weiber, wenn man ihnen im Anfange soviel nachsieht, gar zu anmaßend werden, daß sie uns mit ihren Bitten, mit ihren Thränen, wie die Sklaven bedrücken. Was soll ich thun? Ich kann nicht fort aus Paris, ich werde mich in einer brennenden Sehnsucht verzehren, und doch mag ich nicht, daß meine Frau in ihrem Argwohn bestätigt wird — ich liebe sie zu sehr, ich kann ihr keinen Wunsch versagen. Wie ihre blauen Augen, in Thränen schwimmend, so schmachtend zu mir aufblickten! ich weiß nicht, was ich that; ich glaube, ich habe versprochen, nach ihrem Willen zu handeln, und nun verfolgt mich das marternde Gefühl der Treue: das Bild der Braut schwebt unaufhörlich vor mir, und wenn die Pflicht,

ja wenn ſelbſt mein Herz mich zurükführen will, ſo reißt ein Blik von ihr mich mit allmächtigem Zauber zu ihr hin, und eheliche Treue, häusliches Glük ſtehn ſo ſchaal und nüchtern vor mir. O! in ihren Armen würde ich das Urtheil der ganzen Welt verachten, an ihren Lippen zu einem Gott mich küſſen.

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Paris.

Sie machen ſich ganz unnüze Sorgen! mit ein wenig Geſchiklichkeit können Sie den ganzen Vorfall wenden. Ihre Frau iſt nichts weniger, als eiferſüchtig, ſondern im Gegentheil Ihnen ganz und gar ergeben. Sie iſt mit der Sitte der Welt ganz unbekannt, und es kömmt ihr ganz furchtbar und erſchreklich vor, wenn es, Sie abgerechnet, noch ein Erdenſohn wagt, ihr ſeine Liebe anzubieten. — Der Lord Stanley hat einen ſolchen kühnen Schritt gewagt, das weiß ich von unſerm

Freunde Fernando, und Ihre Frau eilt nun mit bürgerlicher Vorsicht, ihre Tugend in Schutz zu bringen gegen die Verführung der Welt.

Dies ist die ganze wunderbare Begebenheit, und ich lege Ihnen hier eine Einladung der Gräfin bei: suchen Sie Ihre Frau dahin zu bewegen, daß sie diese annimmt. Dies ist um so leichter, da Sie sie nur mit guter Art benachrichtigen dürfen, der Lord habe die Gräfin so verleumdet, weil er als ein Verfolger ihrer Tugend von ihren Augen verbannt wurde. Diese Erzählung findet in ihrer Stimmung gewiß Glauben, und sehen wir Ihre Frau heut Abend bei der Gräfin, so wette ich, daß ihr noch in dieser Nacht der Vorsatz die Stadt zu verlassen, gereut.

Erleuchteter Saal bei der Gräfin Villars. — Eine groſſe Geſellſchaft von Herren und Damen. —

Die Gräfin. Wie kömmt es, Marquis, Sie ſcheinen mir heut ungewöhnlich ſchwermüthig? Wirklich Sie haben Rükfälle von Sehnſucht nach dem Engländer, oder nach Ihrem Landſis, und äußern es durch Ihre Sparſamkeit mit der Zunge.

St. Albain. Sie ſpotten meiner! aber im Ernſt, ich habe den Bitten meiner Frau nachgegeben, und werde in einigen Tagen Paris verlaſſen.

Die Gräfin. In einigen Tagen? Es iſt Ihr Ernſt nicht, lieber Marquis.

St. Albain. Gewiß, und ich betraure ſchon itzt die Entfernung, in der ich von Ihnen ſchmachten werde.

Die Gräfin. Sie betrauern die Entfernung! O lieber Freund, Sie ſchmachten ja nach dieſer Entfernung, aber nicht aus Sehnſucht. Wählen Sie doch die Worte wenigſtens beſſer, wenn Sie mir ſchmeicheln wollen. Ich kann nichts weiter ſagen, wenn Sie gehen wollen — ich halte Sie nicht — Wie ſchwer es mir werden wird, Sie nicht mehr zu ſehen, kömmt hier in keine Betrachtung. — Sie folgen dem Willen Ihrer Frau, und das iſt Tugend — ich werde Sie nicht hindern. — Ich werde Sie nicht hindern, wie thöricht das klingt, als ob ich Sie hindern könnte! Warlich, das

iſt

iſt anmaſſend, faſt ſo anmaſſend, als ob ich Ihre Gemahlin wäre.

St. Albain. Theuerſte —

Die Gräfin. Laſſen Sie mich! Sie hintergehen mich mit Ihrer Freundſchaft nicht!

St. Albain. O! hören Sie meine Rechtfertigung!

Die Gräfin. Sie können ſich gar nicht rechtfertigen, und wenn Sie es auch könnten, ſo liegt mir nichts daran.

St. Albain. Es liegt Ihnen nichts daran? —

Die Gräfin. Nein, gewiß nicht! — Wirklich, lieber Gomez, es iſt recht Schade, daß Ihr Freund unſer Paris ſobald verlaſſen will!

St. Albain. Gnädige Frau, ich —

Die Gräfin. O gewiß, ich ecke Ihnen Recht. Sie lieben Ihre Frau, und wer kann sagen, daß sie es nicht verdiente. Auf ihre Bitte hatten wir das Glük, Sie in Paris zu sehen. Sie wünscht sich auf das Land zurük, was ist natürlicher, als daß Sie gehen, — und wie wir Freunde auch Ihre Entfernung bedauern mögen, so werde ich doch keine Bitte, Sie zurükzuhalten, wagen.

Sie mischt sich unter die Gesellschaft, und läßt ihn stehen. — Die Marquise St. Albain an ein Fenster gelehnt, Fernando del Franco zu ihr.

del Franco. Sie sind so in Gedanken verlohren! ich wette, Sie vergleichen das Gewimmel dieser Stadt mit der angenehmen Ruhe auf dem Lande!

Die

Die Marquiſe. In der That, alle meine Gedanken ſind jezt dort, und ich ſehne mich recht herzlich, nach der kurzen Trennung alle die Plätze wieder zu ſehen, wo ich als Kind geſpielt, wo mir ein jeder Tag unter fröhlichen Genüſſen verging, ſo daß ich es ſelbſt kaum wußte, wie ich erwachſen war. — Und darum gebehrde ich mich noch zuweilen ſeltſam, wenn ich die Menſchen und ihre Verhältniſſe nicht mehr kindiſch, ſondern ernſthaft betrachten ſoll.

Del Franco. Sollten ſich Ihnen in Paris ſobald Umſtände aufgedrängt haben, die Sie daran erinnert hätten.

Die Marquiſe. Ach — ich bin von manchen kleinen Vorfällen, die bloß mich angehen, noch ſo bewegt, daß ich mich beſtändig gedrängt fühle, davon zu ſprechen, ſelbſt wo es ſich nicht ziemt.

del Franco. Ich fühle, daß ich es nicht verdiene, von Ihrem Vertrauen beglükt zu seyn.

Die Marquise. Verzeihen Sie, ich verstand es nicht so. Die Mittheilung einer Kleinigkeit kann kein Vertrauen heissen, und ich verschone Sie nur mit der Langeweile, wenn ich sie Ihnen verschweige.

del Franco. Ihr Gemahl kann nicht sagen, daß er die Welt, die er verläßt, aufopfert. Wie nüchtern sind die Freuden, die er hier gewinnen kann, gegen das Glük, das ihm unveränderlich an Ihrer Seite blüht! O gewiß, man kann sich bethören, um sich über ein verlohrnes Gut zu trösten, in dem wilden Taumel der Menge verlieren, der Glükliche kann auch wohl einen neugierigen Blik in den Strom werfen, aber niemals kann dies fade Schauspiel unserm Herzen etwas seyn.

Die

Die Marquiſe. Das iſt ſehr wahr. Auf dieſen Spaziergängen ſpricht nicht einmal ein Baum, eine Blume zu unſerm Herzen, ſie ſtehen wie gemahlte Bilder und wir ſind immer in Begriff, uns zu wundern, wie ſie dort hinkommen; auf dieſen Spaziergängen iſt das Gehen der gepuzten Menge die Hauptſache, nicht die ſogenannte Natur, und dieſer Betrachtung haben die Menſchen ſich gegenſeitig ſo geweiht, oder vielmehr ihrem Anzuge, daß auch niemandem einmal einfällt, daran zu denken, daß dort Bäume ſtehen, und ein blauer Himmel über uns iſt.

del Franco. Ich höre mit Entzükken, meine Gedanken verſchönert von Ihnen ausgeſprochen.

Die Marquiſe. Wenn der Aufenthalt in der Stadt ſo wenig Reize für Sie hat, ſo wundert es mich, daß Sie nicht einen andern wählen.

Del Franco. Ach, ich sagte schon vorhin, das Schikſal zerſchneidet oft unſre beſten Freuden, und man muß alsdann ſein eigen Herz bethören, um den bittern Verluſt nur nicht in jeder Stunde zu fühlen. Ich verlohr den Freund meiner Jugend, die Welt kam mir einſam vor, und von keines Menſchen Lippen ward mir Troſt, keines Menſchen Auge blikte mitleidig auf mich, es wohnte in keinem Herzen der Schatten meines Gefühls, und nun — ſo unverhofft, ſcheint in meinem trüben Leben ein Sonnenſtrahl: ich ſehe das Mitleid, das wie ein ſanfter Gott in Ihren Augen wohnt, und fühle mich wenigſtens für einen Augenblik beglükt.

Die Marquiſe. Ich dachte an meine kranke Freundin, und fühle jezt recht innig, wie ſchmerzlich die Trennung von Freunden iſt, ich fühle, wie viel Sie verlohren haben.

Die

Die Flügelthüren öffnen ſich, del Franco giebt der Marquiſe den Arm, der Marquis der Gräfin, um ſie in den Speiſeſaal zu führen.

Fernande del Franco an die Marquise St. Albain.

Paris.

Sie verzeihen mir gewiß, daß ich es wage, Ihnen mit diesem Briefe zur Last zu fallen. Ich war gestern so verlohren in einer süssen Trunkenheit, ich fühlte mich, von Ihrer Theilnahme beglückt, wieder so seelig, als in den Tagen meiner frühern Jugend. — Die Schmerzen der Vergangenheit waren aus meinem Gedächtniß verloschen, ich konnte an keine Zukunft denken, die Gegenwart umgab mich mit glänzend goldenen Strahlen. — Und nun bin ich erwacht, der schöne Traum ist verflogen, der Zauber, der von Ihren Lippen mit süsser Musik mein Herz in Ruhe wiegte, ist dahin — ich werde Sie vielleicht nicht mehr sehen, und der Gedanke, daß ich in der Einsamkeit, die mich nun wieder furchtbar umgeben wird, nicht einmahl den kleinen Trost mit mir nehmen soll,

ſoll, ein Lebewohl von Ihren Lippen gehört zu haben, bringt mich zur Verzweiflung. O! könnt' ich Sie noch einmal wiederſehen, ſo wollt' ich mächtig gegen den Zauber kämpfen, der mich in Ihrer Gegenwart umgiebt, ich wollte mich zwingen, die Möglichkeit einer Trennung zu denken, um von Ihnen vielleicht die tröſtende Verſichrung zu erflehen, daß in einſamen ruhigen Stunden, wo nichts wichtiges Ihr Gedächtnis beſchäftigt, mein Bild ganz leiſe und flüchtig, vor Ihrer Seele vorüberzieht.

Verzeihen Sie milde und gütig, die Heftigkeit, mit der ich mich Ihnen zu nähern wage. Es hat mir ſchon ſo viele trübe Stunden verurſacht, daß ich nicht anders, als mit der größten Heftigkeit die Verehrung, die Liebe zu den Menſchen ergreifen kann; um ſo ſchmerzlicher fühle ich dann mein Herz zerriſſen, wenn ein Mißverſtand den ſo leidenſchaftlich verehrten Gegenſtand von mir entfernt. Bei Ihnen darf ich kein Mißverſtändniß fürchten; göttlich wohnen in Ihrem Herzen die ſchönſten Empfindungen der Menſchen,

und

und alles, was wir andern mit Mühe und Anstrengung zu erreichen vermögen, ist nur ein schwacher Abglanz von dem, was Ihre Natur ist. Mit der größten Besorgniß wiederhole ich die Bitte, Sie noch einmal zu sehen, und lebe so lange in der gespanntesten Erwartung, bis mich Ihre Antwort beglückt.

Die Baronesse Dormain an die Marquise St. Albain.

Wenn es Ihr größter Wunsch ist, liebste Julie, mich bei sich zu sehen, so kann ich ihn jetzt erfüllen, ohne daß Sie nöthig haben, Paris deswegen zu verlassen. Meine Gesundheit hat sich gebessert, und Sie werden mich in einigen Tagen bei sich sehen. Es kann vielleicht zu Ihrer Ruhe vieles beitragen, wenn ich über manche Menschen Ihr Urtheil lenke. Ihr Zorn über den Lord macht Ihnen Ehre, aber warum wollen Sie sich denn zur Strafe seiner Unverschämtheit aus der Welt verbannen, in die Sie kaum einige Blicke gewor-

geworfen haben? Wenigstens, liebes Kind, bestrafen Sie sich zu hart, für die kleine Unbesonnenheit, mit der Sie seiner sogenannten Freundschaft ein wenig gar zu bereitwillig entgegen gekommen sind. Ich bitte Sie, betrachten Sie es nicht als eine Art von Verwurf, wenn ich Ihnen sage, Sie haben meinen freundschaftlichen Rath zuweilen vergessen, sonst würde die allzuzärtliche Theilnahme des Lords Ihnen leicht verdächtig geworden seyn. Bin ich bei Ihnen, so haben Sie auch nicht nöthig, in Ihres Gemahls Abwesenheit die Besuche seiner und Ihrer Freunde allein anzunehmen. Die Gegenwart einer dritten Person hindert gewiß den Uebergang von der Freundschaft zur Zärtlichkeit, und ich bin dann wieder im Stande, wie Sie selber sagen, mit zarter Sorgfalt jeden Kummer von Ihnen abzuwenden, der Sie treffen könnte. — Leben Sie wohl! — Ich freue mich herzlich, daß meine Kräfte die Reise erlauben, und daß ich Sie nun bald umarmen kann. — Schreiben Sie mir aber doch noch vorher, ob Sie, da sich die Umstände so ändern, in Paris bleiben wollen, oder ob Sie der grossen

Welt so überdrüssig in der kurzen Zeit geworden sind, daß Sie sich noch mehr nach Ihrem Landgute, als nach meiner Gesellschaft zurük sehnen.

Die Marquise St. Albain an die Baronesse Dormain.

Ich schreibe Ihnen in dem Gefühl der höchsten Freude! Sie bei mir zu sehen, ist mein eifrigster Wunsch, und Paris gewinnt für mich einen neuen Reiz, da ich nun jedes Vergnügen an Ihrer Seite genießen soll. Ich gestehe, daß ich seit langer Zeit durch nichts so freudig überrascht bin, als durch Ihren Brief. Ich wurde von tausend widerstrebenden Gefühlen gemartert: mein Gemahl schien den Aufenthalt hier unsern aufzugeben, und doch wollte seine zärtliche Liebe meinen Bitten nicht entgegen seyn. Hundertmal war ich in Begriff, meinen Wunsch aufzugeben, aber die Liebe zu Ihnen trug immer den Sieg davon. Ach! und dann, liebe Freundin, marterte mich wieder die Vorstellung, daß alle die Freuden, welche

che mich in Ihrer Nähe erwarteten, den Glanz für mich verliehren würden, wenn mein Gemahl, unzufrieden an meiner Seite, sie nicht mehr mit mir theile. Und nun erscheint Ihr lieber Brief, und löst zu aller Freude diese Verwirrung auf — Mit Dankbarkeit werde ich Ihren Rath in Ansehung meiner Freunde ehren; Sie sollen sie selbst kennen und prüfen. Ich wage es jezt nicht, Ihnen einen zu nennen. Sie würden mich vielleicht übereilt finden, daß ich schon wieder an aufrichtige Empfindungen glaube, die eine ganz kürzliche traurige Erfahrung mich belehrt haben sollte. Aber tadeln Sie mich nicht, es ist, dünkt mich, doch nur der Probierstein der Rechtschaffenheit, wenn man, trotz den häufigen Betrügereien der Menschen ihnen niemals so erwiedert. Es ist das auch gewiß nur ein edles Gemüth, das den Glauben an die Menschen nicht verliehrt, wie unedel sich auch viele bezeugten. Doch wozu das viele Schreiben? ich sehe Sie, meine Theuerste, nun bald, und wir können dann mündlich über diesen Gegenstand sprechen, und ich werde mein Urtheil gern unter Ihre bessern Einsichten fügen.

Die Marquise St. Albain an Fernando del Franco.

Ich habe Ihren Brief einige Tage unbeantwortet gelassen, nicht aus einem kläglichen Misverstande, sondern weil so manche Gedanken mich beunruhigten, so daß ich nie die Stimmung finden konnte, Ihnen etwas tröstliches zu sagen, und doch hätte ich sagen einige freundliche Worte finden mögen, die im Stande gewesen wären, Sie zu freuen. Ich wollte auch gern die Entscheidung über unsern hiesigen Aufenthalt abwarten, und ich wünschte nun, daß die Nachricht, welche ich Ihnen zu geben habe, für Sie erfreulich wäre. —

Wir werden noch eine Zeitlang in Paris bleiben, meine Freundin ist wieder hergestellt, und wird die Freuden des hiesigen Aufenthalts durch ihre Gegenwart vermehren. — Sie werden Sie kennen lernen, und gewiß gestehen, daß sie meine Liebe und Verehrung im vollkommensten Sinne verdient.

Da wir jetzt nun noch eine lange Zeit hier bleiben, so hoffe ich, Sie nicht nur noch einmal, sondern recht oft zu sehen. Mein Gemahl, der Sie sehr hoch achtet, wird seine Bitte mit der meinigen verbinden. Ich wünschte um Ihrentwillen, daß meine Freundschaft im Stande wäre, Sie wenigstens in manchen Stunden Ihren bittern Verlust vergessen zu machen.

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Paris.

Ich bin verschiedenemal in dem Hotel der Gräfin gewesen, und jedesmal abgewiesen. Ist es denn so strafbar, daß ich den Bitten meiner Frau nachgeben wollte? Ach! und ich fühle es in den kurzen wenigen Tagen, da ich die Gräfin nicht habe sehen können, wie unmöglich es ist, ohne sie, ohne ihre Gegenwart zu leben.

Mein

Mein Herz wird von den widersprechendsten Empfindungen zerrissen, meine Gemahlin steht in dem Glanze der Unschuld vor mir, sie, die nicht einmal dulden wollte, daß die frechen Gedanken eines andern in mein geheiligtes Eigenthum eingreifen sollten, sie wollte sich wie eine Gottheit den Augen der thörichten Menschen entziehen, und in heiliger Einsamkeit nur mir leben. Verdiene ich diese Treue? O! schaffen Sie mir den Anblik der Braun zurük! Lassen Sie mich, wie einen reuigen Sünder, die Göttin knieend um Verzeihung bitten, daß ich den Frevel gegen sie beging, und der Macht ihrer Schönheit entfliehen wollte. Lächeln mir nur ihre Augen, so hab' ich Muth dem Verhängniß zu trotzen, so haß' ich Kraft, meine Gemahlin zu hintergehen, und durch diesen Betrug ihre ganze Zukunft zu vergiften. Ich flehe sie nur an, um einen freundlichen Blik, es ist ja nur ein Tropfen Balsam auf die brennenden Skorpionen-Stiche in meinem Herzen.

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Paris.

Ihr Brief, mein Freund, hat mich in ein seltsames Erstaunen gesetzt! Sie übertreiben mit einer grossen Anstrengung alle Ihre Verhältnisse, Sie erscheinen sich so unglüklich, und ich halte Sie für den glüklichsten Menschen auf Erden. — Ihre Frau liebt Sie mit seltner Treue. — Nun wohl! das ist ja ein Glük für Sie! — Die Gräfin, die von Ihrem veränderten Entschluß nichts weiß, will sich den Schmerz des Abschieds von Ihnen ersparen, den sie nicht mit anständiger Fassung zu ertragen vermag, und — das macht Sie wieder unglüklich! — Endlich machen Sie sich Vorwürfe darüber, daß Sie die Gräfin liebenswürdig finden, die doch in der That liebenswürdig ist. — Besteht denn die Gerechtigkeit gegen Ihre Gemahlin darin, daß Sie ungerecht gegen alle andere Weiber seyn müssen? Schämen Sie sich, und legen Sie die kindischen Grillen ab, die Ihr Herz eingeklammert halten, und Sie niemals

mals frei athmen lassen. — Ihre Scrupel haben Sie ewig am Bandelbande geführt, fühlen Sie doch einmal, daß Sie dem Bande entwachsen sind, und eigene Kraft in Ihren Beinen haben, daß Sie nicht über jeden kleinen Stein des Anstoßes mehr fallen, und wenn es einmal geschieht, daß Sie Kraft genug haben, sich ohne fremde Beihülfe wieder aufzurichten. Ich erwarte Sie diesen Abend bei der Gräfin, und da Sie nun, wie es scheint, noch hier zu bleiben gedenken, und man keiner schmerzlichen Empfindung mehr aus dem Wege zu gehen braucht, so wird Ihnen ihre Thür gewiß geöfnet werden.

Der Graf Gomez an die Gräfin Villars.

Paris.

Es wird doch nun endlich, meine liebenswürdige Tyrannin, Ihr Stolz befriedigt seyn! Der Marquis schmachtet ganz als seufzender weinender Schäfer zu Ihren Füssen. — Doch, wenn ich so dreist

dreist seyn darf, Ihnen zu rathen: so meine ich daß es nothwendig ist, auch die Marquise in Ihr Interesse zu verwickeln, die — unter uns gesagt — ein sehr günstiges Auge auf unsern muntern Fernando geworfen hat. — Man erwartet in wenigen Tagen eine herzlich geliebte Freundin der Marquise, von deren Lobe alle Zungen überflüssen, und eben aus deren rühmliche Beurtheilung ich den Schluß gezogen habe, daß es eine ziemlich unausstehliche Dame seyn muß; aber eben ihrer Unausstehlichkeit wegen wird sie grossen Einfluß auf den Marquis und die Marquise haben, und uns am Ende beide, mit ihrer weitläuftigen Tugend, zärtlichen Freundschaft und mütterlichen Vorsorge entführen, wenn Sie, meine schöne Siegerin, nicht schleunige Anstalten gegen diese Verrätherei treffen werden.

Die Baroneſſe Dormain kam in Paris an, und die Marquiſe eilte freudig in ihre Arme. Man beſuchte verſchiedene Geſellſchaften, auch die Gräfin Villars; und der prüfende Blik der Baroneſſe fand bald, wie ſehr der Marquis an dieſe ſchöne Frau gefeſſelt war: es konnte ihr auch nicht entgehen, daß die Gräfin ſeine Leidenſchaft durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten zu unterhalten, und zu vermehren ſuchte. Dieſe Bemerkung erfüllte ſie mit Betrübniß; es ſchien ihr gefährlich, der Marquiſe einen Wink davon zu geben, die ſich jezt unbekümmerter, als jemals, dem Wohlwollen gegen die Gräfin überließ. Sie ſelbſt hatte ihre junge Freundin vor der Eiferſucht gewarnt, und machte nun die ſehr richtige Bemerkung, daß man in der Ferne alle Gegenſtände gar zu leicht falſch beurtheilen könne. Sollte ſie nun die Marquiſe auf das Betragen ihres Gemahls aufmerkſam machen, und ſie erinnern, alle

Gewalt ihrer Liebe anzuwenden, um ihn von dieſer Verbindung los zu machen? Wie bittere Schmerzen würde ſie dadurch ihrer Freundin verurſachen! Und würde dieſe nun nicht, wenn ſie ihre Autorität in der Beurtheilung ihres Gemahls für ſich hätte, zu weit gehen, und das auf ewig zerſtöhren, deſſen Untergang man gern entfernen wollte?

Dieſe Zweifel waren es, die das Gemüth der Baroneſſe beunruhigten: auch konnte ſie ſich die Blindheit der Marquiſe nicht erklären, die ſie einer unbegränzten Gutmüthigkeit zuſchrieb, daß ſie die Veränderung in dem Betragen ihres Gemahls nicht zu fühlen ſchien. Er war freundlich, höflich, zuvorkommend gegen ſeine Gemahlin, aber die Zärtlichkeit der Liebe ſchien ihn nicht mehr zu beſeelen, die ſonſt aus allen kleinen Handlungen hervorleuchtete, und immer das Beſtreben verrieth, nur ſeiner Geliebten zu gefallen.

Mit welchem unausſprechlichen Kummer glaubte aber endlich die Baroneſſe die Urſache der Gleichgültig-

gültigkeit zu finden, welche ihre Freundin bei dem kaltsinnigen Betragen ihres Gemahls äusserte. Sie sahe Fernando, und mit welcher Sorgfalt er auch ihren scharfen Blikken seine Leidenschaft für die schöne Marquise zu verbergen strebte, so errieth ihn die Baronesse doch leicht. Und das Wohlwollen, welches sich für Fernando in den Augen und in allen Handlungen der Marquise zeigte, konnte ihr eben so wenig entgehen, da diese es nicht einmal zu verbergen strebte.

In dieser bedrängten Lage wußte die Baronesse sich nicht zu finden. Mit ihrer Freundin über des Marquis Neigung für die Gräfin zu sprechen, schien ihr jezt noch zu bedenklich, und sie beschloß endlich, nichts weiter zu thun, als die Marquise mit der Gefahr bekannt zu machen, worin sie schwebte, und sie zu der heissen Liebe für ihren Gemahl zurükzuführen, und dann dem Schiksal das Uebrige zu überlassen. — Sie zweifelte um so weniger an einem glüklichen Erfolg, da sie ihre Freundin kannte, und wußte, welchen Einfluß sie immer auf ihr Herz gehabt hatte.

Noch

Noch an demſelbigen Tage fand ſich eine Gelegenheit, mit der Marquiſe über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, da dieſe die Baroneſſe mit einer kleinen Schüchternheit fragte, wie ihr Fernando del Franco gefiele. Die Baroneſſe ergriff dieſen Augenblik, ihrer Freundin alles das vorzuſtellen, was ihr Herz für ſie fürchtete. Mit thränenden Augen klagte die Marquiſe, daß ſie von ihr verkannt würde; und die Baroneſſe machte ſie auf die Erfahrung der vielen Jahre aufmerkſam, die ihr Urtheil und ihren Rath lenkte, und bat ſie am Ende, ihrem Wohlwollen gegen dieſen Fernando Einhalt zu thun. Zum erſtenmale ſchieden beide Freundinnen dieſen Abend misvergnügt von einander.

Die Gräfin Villars an die Marquise St. Albain.

Paris.

Ich habe es immer nicht gewagt, meine Liebe, mich mit meiner Freundschaft Ihnen zu nähern. Ich weiß, Sie sind so reich in sich und Ihrer Freundin, daß Sie der schwesterlichen Liebe nicht bedürfen, die mich gleich beim ersten Anblik zu Ihnen zog.

Es ist ein so süßes Glük in dem Gefühl, daß ein weibliches Herz alle unsere Leiden und Freuden theilt, und ich habe dieses Glük immer entbehren müssen. Meine Mutter verlohr ich früh — eine Schwester hat mir das Schiksal versagt — ach! und die Freundschaft, selbst die Liebe der Männer läßt ewig eine Lükke in unser Herz, die nur ein weibliches Wesen auszufüllen vermag. So wie ich Sie zum erstenmal erblikte, fühlte ich mich Ihnen unwiderstehlich hingegeben und beschloß,

ſchloß, Ihre Liebe zu erwerben und zu verdienen. Seit der Zeit haben mancherlei Mieverſtändniſſe zwiſchen uns ſich eingedrängt, die Sie nur noch mehr von mir entfernt haben. — Nur Ihr geſtriges Geſpräch, wo es mir ſchien, als ob ſich Ihr Herz mit Liebe zu mir neigte, macht mich ſo kühn, Sie zu bitten, Ihre Liebe und Ihr Vertrauen zu mir zu wenden, und in mir eine geliebte Schweſter zu umarmen, wenn Sie finden, daß ich es zu ſeyn verdiene.

Die Marquiſe St. Albain an die Gräfin Villars.

Paris.

Ach ja wohl, theuerſte Gräfin, bedarf ein Weib ein weibliches Herz, das unſere kleinen Wünſche und unſere Schmerzen verſteht. Mit heißen Thränen hab' ich Ihr Billet geleſen. Wie verdiene ich Ihre Liebe? Und wie kann ich ſie jemals verdienen? Ich kann mein Gefühl nicht in Worte bringen, auch ich entbehrte eine Schweſter, und ſchmekte

ſchmekte jezt zum erſtenmale die Süſſigkeit dieſer Empfindung.

Ach! meine Liebe, die mütterliche Zärtlichkeit, die faſt immer nur in Rath und Warnung beſteht, kann ſie wohl unſer jugendliches Herz befriedigen? In dem Buſen der Mutter iſt ſchon längſt die Flamme verloſchen, die in unſern Herzen brennt, und unſere Thränen, unſere ſehnſuchtsvollen unerkannten Wünſche, die die Jugend beunruhigen und quälen! die erfahrne Mutter ſchilt die Thorheit und zwingt uns, die lebhafteſten Gefühle in unſer Herz zurük zu preſſen, damit wir eben ſo kalt und anſtändig erſcheinen mögen als ſie.

„Bleib auf dem Wege der Tugend und der Pflicht“ iſt ihre immerwährende Ermahnung, und das, was ſie Pflicht nennen, gebietet uns jeden Zweig, den die Natur hervortreibt, von dem Baume unſers Lebens herunter zu reiſſen, der nicht nach der Richtung wachſen will, welche ſie ihm vorgeſchrieben haben. Ach und ob wir dann nicht

etwa

etwa dadurch den Baum verſtümmelten, wenn wir ihm alle die Zweige entriſſen, welche nicht oben in einer ſchmalen Krone zuſammen wachſen wollen.

Sie ſehen, meine geliebte Freundin, wie ſehr ich ſogleich von Ihrer Liebe Gebrauch mache, und auf welche Probe ich Ihre Geduld ſtelle. Sie haben gewiß Nachſicht mit mir, und nehmen das Verſprechen Ihrer Liebe nicht von der zurük, die ſich alsdann unglüklich fühlen würde, und die jezt in dem Beſiz Ihrer Liebe ſo glüklich iſt.

Der Lord Stanley an Fernando del Franco.

Paris.

Ich habe verſucht, ob nicht die Zeit meine Leidenſchaft für die Marquiſe auslöſchen würde; aber alle meine angewandte Mühe, alle Zerſtreuung iſt vergeblich geweſen. — Ich weiß, daß Sie jezt viel mit ihr umachen, es iſt Ihnen gewiß möglich, ſie zu verſöhnen. Hätte ich Ihren Rath

nicht so ungeschikt benuzt, so hätte ich sie vielleicht nicht so beleidigt. — Es ist Ihnen gewiß möglich, die Marquise zu versöhnen — ich sahe sie gestern vorüberfahren, und alle Leidenschaften erwachten in meinem Herzen wieder. Ich bitte Sie, lieber Freund, haben Sie Mitleid mit der verdammten Existenz, welche ich jezt führe, und erretten Sie mich! Meine Ungeschiklichkeit hat mich von der Marquise verbannt, und von der Gräfin hab' ich mich selbst entfernt, so daß ich jezt in einer unerträglichen Langenweile lebe.

Fernando del Franco an den Lord Stanley.

Paris.

Als ich Ihnen Rath gab, wie Sie sich gegen die Marquise nehmen sollten, kannt' ich diese nicht, sonst würde ich nicht so thöricht gewesen seyn, zu glauben, daß Sie mit ihrer Liebe glüklich seyn könnten. Nein, mein Freund, nicht Ihr ungeschiktes Betragen, sondern die Tugend dieser Dame mach-

machte die Erfüllung Ihrer Wünſche unmöglich. — Sie iſt das einzige Beiſpiel dieſer Zeit, ſie liebt ihren Gemahl mit unveränderlicher Treue. Bei dieſen Umſtänden ſehen Sie leicht ſelbſt ein, daß ich nicht daran denken darf, Sie mit ihr zu verſöhnen. — Wenn Ihnen aber daran liegen ſollte, die Verzeihung der Gräfin zu erlangen, ſo kann ich vielleicht etwas dazu beitragen. Die Gräfin iſt tolerant, und verlangt nur, daß man es auch gegen ſie ſeyn ſoll. Sie haben es ſich alſo ſelbſt zuzuſchreiben, wenn Sie den Umgang dieſer Dame entbehren müſſen.

Fernando del Franco an die Marquiſe St. Albain.

Paris.

Erlauben Sie, theuerſte Freundin, daß ich zuweilen ſchriftlich mit Ihnen mich unterreden darf: denn leider, ach, ſo oft wir uns ſehen, darf es mein volles Herz niemals wagen, ſich Ihnen zu zeigen. Neidiſche Augen beobachten beſtändig mein

Glük, mit unanständiger Eifersucht werden wir bewacht, und Sie, meine Theuerste, sind zu fromm, mit kindlicher Andacht verehren Sie die anmaſſende Freundin, und wagen keinen Schritt zu thun, der Sie von dieser lästigen Bürde befreien könnte. — Doch vergeben Sie, daß ich klage, daß ich sogar über Sie zu klagen scheine. Ich lerne Sie an jedem Tage mehr verehren, selbst in dieser Hingebung gegen Ihre Freundin, daß Sie aus Liebe zu ihr, sich selbst so verläugnen können. — Und soll es mich nun nicht mit Sorge, mit Betrübniß erfüllen, wenn ich denke, daß auch mir dies schöne Glük blüht, daß auch für mich dies schöne Herz mit Wärme schlägt, und daß kein Blik, kein mildes freundliches Wort mir sagen kann, du bist noch im Besitze dieses Glüks! Ach! und müssen Sie mir nicht verzeihen, wenn der Zweifel zuweilen in mir aufsteigt, ob ich auch noch Ansprüche auf das Wohlwollen meiner geliebten Freundin habe? Kann nicht die Gewohnheit, mir fremd und kalt zu begegnen, zu der man Sie zwingt, am Ende Ihr Herz würklich für mich erkalten lassen? Wenn ich Ihre Freundschaft noch besitze,

werden

werden Sie gewiß so mitleidig seyn, und mir einige tröstende Worte antworten, die mich beruhigen, und die Entfernung, in der ich von Ihnen leben muß, erträglich machen werden.

Die Marquise St. Albain an Fernando del Franco.

Paris.

Ja, mein Freund, ich will es wagen, und das Joch von meinen Schultern schütteln! Ich habe Ihren Rath verstanden, so leise Sie ihn auch gegeben haben. Wir wollen uns in Zukunft öfteren ohne die Baronessin sehen; — ich werde mich meiner Freundin, der Gräfin Villars vertrauen. Die Baronessin hat nie weder Liebe noch Freundschaft gekannt. — Ihre Anhänglichkeit für mich entstand nur aus dem Vergnügen, mich in allen Kleinigkeiten zu beherrschen. — Sie ist in einer Abgeschmaktheit und Eingezogenheit erzogen, — jede Annäherung des Herzens hält sie für eine Beleidigung des Wohlstandes, sie warnt mich zwar,

für

für meine Tugend zu sorgen, als ob die Tugend, wenn wir sie besitzen, nicht so mit unserm Wesen eine wäre, daß wir sie niemals verlieren können.

Meine Freundschaft für Sie erscheint vor strafbar, und sie hat mir, seit ihrem hiesigen Aufenthalt wohl tausendmal gesagt, daß ich sie aufgeben müsse. — Sie nennt mich unerfahren, und ich finde, daß sie es ist: denn sie kennt nicht den Reichthum des menschlichen Herzens; sie will die Empfindungen ordnen, und gebieten: diese darfst du empfinden und jene nicht! — Es giebt nichts so lächerliches, als eine solche Anmaßung. Man muß ja erst die Empfindung haben, ehe man beurtheilen kann, ob es eine solche ist, die man dulden darf, und wenn sie einmal das Herz mit aller Kraft ergriffen hat, als ob wir dann noch gebieten könnten: weiche von mir, du darfst mich nimmehr berühren. — Nein, mein Theuerster, ich fühle es, ewig werde ich mit derselben Empfindung Ihrer gedenken, als in diesem Augenblik, und — mag die Baronesse auch sagen, was sie will, so wird sie mich niemals überzeugen, daß es auch möglich wäre, kälter gegen Sie zu seyn.

Die

Die Marquiſe St. Albain an die Gräfin Villars.

Paris.

Geliebte theure Freundin! ach ſchon lange hab' ich es wagen wollen, mein Geheimniß in Ihren Buſen niederzulegen, und immer hab' ich gefürchtet, daß das Bekenntniß meiner Schwachheit Ihre Liebe von mir entfernen würde. Doch nein, meine Theuerſte, glauben Sie nicht, daß ich das Gefühl, welches mich jezt ſo glüklich und ſo elend macht, für Schwachheit halte. Es iſt eine unglükliche Gewohnheit, daß wir uns zwingen, unſere ſchönſten Empfindungen mit dieſem Nahmen zu brandmarken, um ſie nur vor den alten ſogenannten erfahrnen Freunden ausſprechen zu dürfen, die kein Herz mehr haben, ſondern lauter Weisheit und Erfahrung. Dieſe dulden dann großmüthig unter dem Nahmen Schwachheit, unſere Empfindung, und laſſen ſich mit erbarmungsvoller Weisheit herab, unſere Fantaſie, die einen zu kühnen Schwung nimmt, einzuengen, und mit Mäſſigung und Vernunft alles auf die ebene Bahn

der

der Tugend zurückzuleiten. Ich habe nie eine andere Freundin gehabt, als eine solche; darum verzeihen Sie, Theuerste, daß ich Sie mit denselben Worten, die bei dieser brauchbar waren, andere. Nein, zu Ihnen darf ich frei reden, Ihnen darf ich kühn gestehen, daß ein neuer glänzender Stern in mein Leben schimmert, der mich mit seinen hellen Strahlen umgiebt, und die ganze arme Welt vor meinen Augen verbirgt. Ach und daß nur die tadelnden Blikke der Baronessin, die meinen Augen gebieten wollen, sich die Wollust zu versagen, das reine Licht einzusaugen, mich an diese irdische Welt erinnern!

Ich liebe! und mit namenlosem Entzükken sprech' ich in mir leise das Wort aus, und wenn mich die strengen Lehren meiner bejahrten Freundin zu meiner Pflicht ermahnen, so fühl' ich innerlich die Pflicht, den Geliebten immerfort zu lieben, zu ihm zieht mich ein unwiderstehlicher Zauber hin.

Und nun verzeihen Sie, helfen Sie mir! ich kann unmöglich meine Augen so gefangen nehmen,

daß

daß ſie nicht mit Wohlgefallen auf den Geliebten ruhen ſollten — und das fordert die Baronin ewig. — O meine theuerſte Freundin, die Gegenwart dieſer Frau macht mich elend. Denken Sie ſich die unausſprechliche Qual, dem Geliebten kein Wort, kein einziges kleines freundliches Wort ſagen zu dürfen. — Mit beleidigendem Mistrauen bewacht, beſchützt ſie meine Tugend, ſie läßt uns keinen Augenblik allein. Ach! es giebt kein ſo unglükliches Geſchöpf als mich, wenn Sie mir nicht rathen, nicht helfen.

Die Gräfin Villars an die Marquiſe St. Albain.

Paris.

Daß Ihr Geliebter, Fernando del Franco iſt, habe ich errathen, ohne daß Sie es mir geſagt haben. Warum wollen Sie ſich den Frühling Ihres Lebens verderben laſſen, und dem Willen einer Frau folgen, die im Grunde mit ihrer Anſicht der Welt nur aus der Mode gekommen iſt? Denn in den

vor-

vergangenen Zeiten, da sie noch jung war, schikte es sich nicht, daß Männer und Weiber so frei und freundschaftlich mit einander umgingen, als jezt: und sie möchte nun noch gern ein Exemplar aus der verflossenen Zeit an Ihnen aufweisen können.

Noch einmal lassen Sie sich durch solche Grillen nicht Ihr Leben verderben, ertragen Sie das Gejammer der betagten Frau, und sehen Sie Ihren geliebten Fernando, so oft Sie nur wollen, ohne alle Zeugen in voller Freiheit bei mir. — Diese Entfernung von der Baronin, wenn Sie sie ohne sie aus dem Hause sind, wird sie auch zugleich verschönern in ihrem Betragen machen; und um nur Ihre Liebe wieder zu gewinnen, werden Sie gewiß mit Sentenzen und Sittensprüchen von ihr verschont werden. Besser weiß ich Ihnen nicht zu rathen, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie in allen meinem Thun das eifrige Bestreben Ihre Liebe und Ihr Vertrauen zu verdienen, erblikken mögen.

Der

Der Graf Gomez an die Gräfin Villars.

Paris.

Ich bewundere, theure Gräfin, die Geſchiklichkeit, mit der Sie die groſſe Maſchinerie dieſer Intrigue regieren; nur wünſcht' ich, daß Sie die ganz beſcheidene Frage verzeihen möchten, welchen Zwek Sie dadurch zu erreichen trachten. — Der Marquis iſt bis zum Thörichtſeyn Ihr Verehrer, von der Marquiſe haben Sie allen Argwohn entfernt, den Einfluß, welchen die Baroneſſe auf beide hatte, gänzlich geſchwächt, und doch bin ich ſo blödſinnig, und kann nun nicht begreifen, was Sie mit alle dem haben wollen. Der Marquis iſt für ſeine Liebe noch immer unbelohnt, und ich allein kann in der ſtolzen Ueberzeugung leben, daß ich der Einzige bin, der ſich dieſes Glüks erfreuen darf. — Sollte es einzig Caprice ſeyn? Oder der Reiz, daß Sie alle dieſe Perſonen in Ihren Händen haben, daß Sie deren Seeligkeit, wovon ſie jezt berauſcht vor Ihnen herumtaumeln, wie eine furchtbare Gottheit in einem Augenblik zerſtören kön-

können? Ich gestehe, daß ich hier ewig in Zweifel herumirren werde, bis ein Wink von Ihnen mich aus diesem Irrthum leitet.

Die Gräfin Villars an den Grafen Gomez.

Paris.

Warum muß man denn immer einen Zwek haben? Kann mich denn das tolle Possenspiel, das die Leute hier unter meinen Augen aufführen, nicht so ergötzen, daß ich es deswegen unterhalte? Ich will Ihnen noch etwas mittheilen, das Ihnen unbekannt ist: die Baronesse Dormain geht morgen nach ihren Gütern zurük, wo sie füglich gleich hätte bleiben können: wahrscheinlich aus Betrübniß, daß ich die kleine Marquise, ihr zartes Pflegekind, so von ihr entfernt habe. Diese werde ich nun den Abend bei mir behalten, damit nicht noch zum Abschiede eine zärtliche Unterredung erfolge, die das kleine Ding wieder umkehrt. Der Marquis wird die alte Dame begleiten: auf ihn kann ich mich schon auf etwas mehr verlassen.

Wenn

Wenn Sie nicht die stolze Meinung geäussert hätten, daß meine grosse Treue für Sie die Ursach ist, welche mich zurük hält, die Liebe des Marquis zu belohnen, so würde ich Sie vielleicht in diesem süssen Wahne lassen; aber da Sie so kühn sind, Ihre Meinung zu äussern, so ist es meinem Stolz unmöglich, meine Absicht zu verschweigen. Ich will den Gegenstand, welchen ich mit meiner Liebe beglükke, ganz allein und ungetheilt besitzen, auch nicht einer Frau den kleinsten Antheil an sein Herz gestatten. Wenn Sie meinen Plan errathen, so erschrekken Sie über seine Kühnheit nicht, sondern bewundern Sie vielmehr die Klugheit, mit der ich ihn auszuführen hoffe.

Die Baroneſſe Dormain an die Marquiſe St. Albain.

Paris.

Sollte es möglich seyn, liebste Julie, daß Sie es mir versagen könnten, an dem lezten Tage meines Aufenthalts in Paris Sie noch zu sehen, so

will ich hier schriftlich Abschied von Ihnen neh-
men. Aber nein — Sie werden gewiß sich Ihrer
neuen Freundin einen Abend entreißen, um ihn
mir, die Sie so oft Ihre Mutter genannt haben,
zu schenken. Sie werden so grausam nicht seyn,
mich, die Sie vielleicht niemals wiedersehen, ohne
Abschied von sich zu lassen!

Womit habe ich es denn verdient, daß Ihr
Herz so gegen mich erkaltet ist? Ach und hätte
selbst meine ängstliche Liebe zu weit gesehen, hät-
te ich da Gefahr für Ihre Ruhe befürchtet, wo
ich hätte sicher seyn können, verdiene ich darum,
daß sich ein kalter Widerwillen in Ihr Herz
schleicht, daß Sie mich meiden und mich dadurch
zwingen, Sie zu verlassen? — Julie, wenn mei-
ne zu große Liebe gegen Sie fehlte, müssen Sie
mir darum mit Haß erwiedern?

Es wird immer tiefere Nacht, auf jeden rol-
lenden Wagen höre ich mit klopfendem Herzen,
ich kann es mir immer nicht als möglich denken,
daß meine theure geliebte Julie mich ohne Ab-
schied sollte von sich lassen.

Heiße

Heiſſe Thränen flieſſen aus meinen Augen, — ich muß die Feder oft aus meinen zitternden Händen legen. — Ich trete zum Fenſter, und blikke auf die monderhellten Straſſen herunter; — einzelne Männer gehen unter meinen Fenſtern vorüber, und eilen, da es ſchon ſo ſpät iſt, ihren Wohnungen zu. Nur meine Julie, nur ſie lacht in fröhlicher Geſellſchaft, und vergißt ihre ſehnſüchtig wartende Freundin, und ſagt ihr kein Lebewohl.

Wenn ich dies Papier anſehe, ſo komme ich mir aberwizig vor, daß ich an Sie ſchreiben will, um von Ihnen Abſchied zu nehmen, die Sie mit mir unter dem Dache eines Hauſes ſchlafen. — Ach aber dies Haus iſt Ihnen fremd, ſeit ich es mit Ihnen theile. Und warum? — Weil ich Sie, mein einziges Gut, das mir aus dem Schiffbruch dieſes Lebens geblieben war, gern von dem Abgrunde retten wollte, an deſſen Rande Sie unbeſorgt herumtaumeln.

Ja, theuerſte Julie, noch jezt, obgleich Ihr Herz gegen mich erkaltet iſt, weil ich Sie warnen wollte,

te, noch jetzt muß ich meine Warnung wiederhohlen. Gebieten Sie Ihrer Neigung, die so laut für die neuen Freunde spricht, von denen Sie jetzt umgeben sind, lassen Sie die Schlange aus Ihren Händen fahren, noch ehe Sie von ihrem giftigen Zahn verwundet werden.

O Gott! es schlägt zwölf Uhr! ich darf nicht mehr hoffen, Sie zu sehen. Sie werden mir morgen in Gegenwart mehrerer Personen ein kaltes Lebewohl sagen, und ich muß glauben, daß Sie glücklich meiner beschwerlichen Freundschaft auch an diesem letzten Abend aus dem Wege getreten sind.

Leben Sie wohl! ich mache Ihnen keinen Vorwurf aus den Schmerzen, womit Sie meine Brust zerreißen. Sie lieben mich nicht mehr — ich habe auch Sie verlohren. — Die häufigen Thränen, die aus meinen schwachen Augen fließen, erblinden mich, — ich kann nicht weiter schreiben.

O Gott! kann es denn möglich seyn! Sie kommen würklich nicht, ich soll Sie nicht mehr sehen!

Nach

Nach Mitternacht hatte die Marquise die Gräfin verlassen, und ihr Herz klopfte ängstlich, als der Wagen vor der Thür ihrer Wohnung hielt. Sie wünschte und fürchtete, die Baronin möchte sie erwarten. — Als sie in ihr Zimmer trat, und ihr Mädchen ihr den Brief ihrer Freundin reichte, wurde sie blas, mit zitternden Händen öfnete sie das Siegel, und heisse Thränen flossen aus ihren Augen, als sie den Inhalt gelesen hatte. — „Ich muß sie noch sehen — rief sie schluchzend — „ich muß es aus ihrem Munde noch hören, daß „sie mir vergiebt. Ja, sie muß mir verzeihen; „und hier zu bleiben, dazu will ich sie bewegen, „und sollte ich sie kniend darum bitten müssen.“ — Sie eilte nach dem Zimmer der Baronin und fand es verschlossen — das Licht war ausgelöscht. — Sie pochte leise an die Thür an — keine Antwort erfolgte. — Die Stille der Nacht erfüllte die Marquise mit einem furchtbaren Grauen. — Plötz-

lich entstand in ihrer Seele der Gedanke, die Baronin könne wohl gestorben seyn, und ängstlich schmiegte sie sich an die Thür, um nur eine Bewegung, einen Athemzug zu hören. Aber auch nicht der leiseste Laut unterbrach die ängstliche Stille. Eben war sie im Begriff, laut zu rufen, und das Zimmer der Baronin öffnen zu lassen, als sie diese sich im Bette bewegen und seufzen hörte. — Freudig wurde die Marquise überrascht, und eilte froh nach ihrem Schlafzimmer zurük. — Erst beim Auskleiden erinnerte sie sich wieder, daß sie die Baronin eigentlich hätte sprechen wollen, und beschloß nun, am folgenden Morgen ihre Freundin um Verzeihung zu bitten, und sie vielleicht doch noch zu bewegen, ihre Rükreise aufzugeben. — Als die Marquise am Morgen erwachte, kleidete sie sich so schnell als möglich an; sie wollte nun keinen Augenblik versäumen, in welchem sie ihre Freundin noch sehen könnte. Schnell trat sie aus ihrem Schlafgemach, um nach dem Zimmer der Baronin zu eilen, aber eine Aengstlichkeit beklemmte ihr Herz. — Wenn sie ernstlich mit mir zürnte, dachte sie — und ihre Schritte wurden langsamer.

samer. — Sie hat mich in der Nacht gewiß gehört, denn sie wachte, ich hörte sie seufzen, wenn sie mir nicht hätte antworten wollen. — Diese Besorgniß der Marquise wurde noch vermehrt, als sie die Baronin erblikte. Diese fühlte sich zu tief gekränkt, als daß sie der Marquise hätte mit der alten Freundlichkeit entgegen treten können; — sie empfing sie kalt, und erwartete von ihrer jungen Freundin eine Bitte um Verzeihung. Da diese nicht erfolgte, zwang sie sich zu einem gleichgültigen Gespräch. — Die Marquise antwortete eben so, und beider Zustand wurde immer ängstlicher. — Endlich fuhr der Wagen vor, — die Baroneße stand auf, und wollte ihre Freundin gleichgültig umarmen; doch wider ihren Willen drükte sie sie lesse an ihre Brust. — Dieser Druk der Liebe löste plözlich alle zurükgehaltene Thränen auf, beide Freundinnen drükten sich mit Aengstlichkeit an einander, und schluchzten laut. — Der Marquis trat hinein, und sagte, daß alles bereit sey. — „Werden Sie mich nicht vergessen?" sagte die Baronin mit weinender Stimme. — „Niemals, o niemals!" rief die Marquise mit

dem Ausdrukke des größten und lebhaftesten Schmerzes.

Man mußte sich trennen. — Die Baronin suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß es nur Leichtsinn sey, der ihre Freundin von ihr entfernte, und daß sie gewiß zu ihr zurükkehren würde, weil niemand von ihren neuen Freunden ihr eine so herzliche und wahre Liebe bieten würde. — Die Baronin beschloß noch auf der Reise, den Marquis auf die Gefahr aufmerksam zu machen, worin sich seine Gemahlin befände, und ihm zu rathen, daß er mit guter Art Fernando von ihr entfernen solle. — Sie hoffte zugleich, daß er von der Leidenschaft für die Gräfin zurükkommen würde, wenn er einen höhern Grad von Aufmerksamkeit für seine Frau verwenden müsse, die er jezt nur ja zu unbesorgt sich selber überlassen hatte.

Die Marquise war in einer Art von Betäubung zurükgeblieben — Sie sahe dem Wagen nach, der sie von der Baronin trennte, und erst als sie ihn aus den Augen verlohren hatte, sprang sie auf, um ihre Freundin zurükzuhalten. — Ein

Strom

Strom von Thränen floß aus ihren Augen. — „Sie iſt dahin — rief ſie aus — ich werde ſie niemals wieder ſehen!“ — Sie gieng durch die Zimmer ihres Hauſes, und die Einſamkeit ängſtigte ſie noch mehr. Es begegnete ihr niemand, deſſen Augen freundlich auf ſie geblikt hätten. — In dieſer Beklemmung ſchrieb ſie folgenden Brief.

Die Marquiſe St. Albain an Fernando del Franco.

Paris.

Ich bin allein! — Sie hat mich verlaſſen. — O! eilen Sie zu mir, lieber Fernando, und tröſten Sie mich über alles, was ich verlohr! — Sie iſt fort! — ach! und meine heiſſen Thränen fallen nieder in den Staub, meine ſehnſüchtigen Wünſche bitten, flehen ſie zurük. — Ich ſelbſt habe es gewollt, und nun kann mein Wille mich nicht tröſten. — Ach! mein Freund, wir zerſtöhren oft mit frecher Hand alle Seeligkeiten unſers Lebens, und finden eine Art von Wolluſt darin. — So denke ich mir jezt, daß Sie, auch Sie mein

Freund

Freund nicht mehr sind, daß Sie mich verachten, verlassen werden, und ich widerstehe kaum der innerlichen Lust, Ihnen zuvorzukommen, Sie von mir zu stossen, und Ihre Liebe, die sich mir so leise und scheuend nähert, mit bitterm Hohn zu verwerfen, damit ich zu mir selber sagen dürfte: ich habe nichts auf dieser jämmerlichen Welt mehr zu schonen und zu erhalten, damit ich nur einmal das schmerzliche Entzükken ganz geniessen konnte, mich selbst als von aller Liebe ausgeschlossen und verworfen zu erscheinen. — O! vergeben Sie, mein theuerster Freund, den Unsinn, welchen ich geschrieben habe; — ich lästere gegen Sie und mich. — Nein! Ihre Freundschaft zieht mich mit zu sanften Banden nach diesem Leben hin; ich fühle, daß ein Blik in Ihren Augen, die mit freundlicher Theilnahme auf mich sehen, die Wunden in meinem Herzen heilen wird. — O! niemals wird der Marquis diese sanfte Schonung von Ihnen lernen! Sie, mein Freund, hätten mehr Nachsicht mit meiner Schwäche! — Als mein bebendes Herz in Wehmuth an den Busen der Baronin zerfliessen wollte, und häufige Thrä-

nen

nen aus meinen Augen rennen, als Zeichen der alten Liebe, die in meiner Bruſt wieder auflebte; da ſagte mir ſein kalter Blik, daß ich ein Kind ſey, das ſelber ſeine eigenen Wünſche nicht kenne. Sein froſtiges kaltes Eilen rükte mir vor, daß ich ja die Entfernung der Baronin gewollt habe. Eine tödtende Kälte ergriff auch mich, als ich ſein Geſicht ſahe, das mir in dieſem Augenblik ganz fremde geworden war. Ich fühlte, daß ich in ihm ein ganz anderes Weſen geliebt hatte, — ich ließ die Baronin loß, ohne ſie noch einmal zu küſſen, und reichte mit einer Kälte, die meinem Herzen ſchmerzlich war, meine Lippen dem Marquis zum Abſchiedskuß. Ich fühlte in dieſem Kuß, daß ich ihn nicht mehr lieben kann; ich nahm mit dieſem Kuſſe den Zauberſchleier von dieſem Bild herunter, womit ich es mir ſelbſt verhüllt hatte. — Ich eile zur Gräfin Villars, laſſen Sie mich Sie dort finden, und nehmen Sie, wenn Sie können, die Dumpfheit von mir, die alle meine Sinne gefangen hält.

Garten bei der Gräfin Villare.

Fernando. Kann auch nicht der heitere Himmel über uns, die milde Luft, das frische Grün der Bäume, die Schwermuth von Ihnen nehmen, die wie Wolken Ihr schönes Auge verschleiert, und mir so meinen Himmel verbirgt?

Die Marquise. Ja, Fernando, ich will heiterer seyn. Ich kann mich nur nicht gleich losreissen. Habe ich Sie denn nicht? Und bin ich nicht reicher in diesem Besitz, als ich jemals in dem meiner andern Freunde zu seyn wähnte?

Fernando. Wir müſſen in dieſer armen Welt nun einmal einen jeden Gewinn mit einem Verluſt erkaufen; und ſo ſchafft uns die Entfernung der Baronin die Seeligkeit, in dieſen wenigen Tagen uns ganz ungeſtört zu ſehen.

Die Marquiſe. So laſſen Sie uns dann den Gewinn nicht dadurch verkümmern, daß wir uns ewig vorrechnen, wie viel wir darum aufopfern mußten.

Fernando. Ach, theuerſte Geliebte, in dieſen wenigen Tagen will ich mich in der Einbildung verliehren, daß Du ganz mir gehörſt. — Ich ahnde ſchon izt den entſetzlichen Schmerz des Erwachens, wenn wieder andere Geſichte mich daran erinnern, wie raſend meine Einbildung war. Aber blikke Du Einzige, mich nur liebend an! O! vollende die kurze Seeligkeit dieſer wenigen Augenblikke! Erhöhe die Täuſchung' ſprich Du ſeyſt mein!

Die

Die Marquise. Ja, Fernando, ewig Dein! Soll ich das höchste Glük meines Lebens von mir stoßen, weil ich in den Tagen der Kindheit kindisch irrte, und mein Herz an ein Spielzeug auf ewig gefesselt glaubte? — Ich habe Dich, und will Dich nie verlieren! Nimm Du mich hin, und halte mich in des Lebens Strömen ewig fest.

Sie sank in Fernando's Arme, und schmiegte sich in Thränen, lächelnd an seine Brust. — Das deutliche Gefühl ihres Bewußtseyns verließ sie, — halb träumend schloß sie die Augen, und das Rauschen der Bäume, und der Gesang der Vögel schienen ihr unsichtbare Stimmen, die sie anredeten. Fernando's Küsse, die auf ihr Gesicht und auf ihrem Busen glühten, waren ihr die Berührung der Geister, die sie umschwebten und liebend kosten. Sie wollte sich bewegen und fühlte sich mit sanfter Gewalt an sein klopfendes Herz gehalten. Sie hatte Fernando vergessen, und sah sanftsam ihr Auge auf, um die Gewalt zu sehen, die sie mit Zauberbanden an sich fesselte.

Ein

Ein Schrekken zukte wie ein Blitzstrahl durch ihre Glieder. Der Lord Stanley stand, im höchsten Erstaunen verlohren, ihnen gegenüber. Auch Fernando hob die Augen auf, und eine seltsame Verlegenheit fesselte alle drei. Die Marquise fand zuerst die Sprache wieder, und fragte mit zitternder Stimme: „Was wollen Sie hier?“ „Warum belauschen Sie uns?“ rief Fernando zu gleicher Zeit. Ich belausche Sie nicht, erwiederte der Lord, ein Auftrag der Gräfin nöthigte mich Sie aufzusuchen. Aber in der That, der seltsame Anblik hat mich so sehr überrascht, daß ich alle andere Gedanken verlohren habe. Sie, Gnädige, beklagten sich einst, daß Sie von mir verkannt würden; gewiß jezt bekenne ich mich dessen schuldig. — „Lästern Sie nicht“ — rief Fernando zornig. — Sie werden das einzige Beispiel der Tugend in der Marquise vertheidigen und verfechten wollen — erwiederte der Lord mit Spott — die ihren Gemahl mit so unveränderlicher Treue liebt, daß deswegen eine Versöhnung mit mir unmöglich war. Ich bin gern bereit dazu.

„Ver-

„Verlaſſen Sie mich" ſagte die Marquiſe, indem ſie ſich aus Fernando's Armen loswand, den ſie in der Beſtürzung noch immer feſt umſchloſſen hielt „Treffen mich auch jezt noch „Ihre drohenden Augen?" fragte der Lord. — „Wollen Sie auch mich von ſich verbannen?" ſagte leiſe Fernando Aber kein liebender Blik antwortete ſeiner zärtlichen Frage, mit der gröſten Kälte im Geſicht und im Tone der Stimme wiederhohlte die Marquiſe: „Verlaſſen Sie mich, „dieſe Schonung ſind Sie mir beide ſchuldig." Keiner wagte, etwas zu erwiedern. — Die Marquiſe war allein, — ſie warf einen wehmüthigen Blik auf den Baum, der ſie in ſeinem Schatten aufgenommen hatte: — dann eilte ſie mit Anſtrengung einem Gartenhauſe zu, rief einen Bedienten, begehrte ſo ſchnell als möglich einen Wagen, und fuhr ohne die Gräfin zu ſprechen, nach ihrer Wohnung zurük.

Die Marquiſe St. Albain an Fernando del Franco.

Paris.

Ich fühlte mich glüklich, und bin wie aus einem Traum von meinem Glükke erwacht. — Iſt es blos ein Spiel des Zufalls, der einen lächerlichen Scherz aus der höchſten Wonne unſeres Herzens machte und mich ſo höniſch in der Perſon des Lords an alle meine ehemaligen Gefühle erinnerte? oder iſt es der Wink einer höhern Macht, die uns warnen will, unſere ſchwachen, irdiſchen Flügel nicht in dem Glanz des Aethers zu baden, und die durch den Lord unſere unerkannten Wünſche in die gemeinſte Sprache überſetzen und ausſprechen ließ? Ach! oder verbindet ſich vielleicht die Nothwendigkeit mit unſerer Liebe, und zwingt uns, mit dreiſtem Muthe das Glük zu ergreifen, das unſer Zagen und Zweifeln am Ende hätte verſcheuchen können. Es iſt ſchwer ſich zu faſſen, wenn man ſo grauſam, ſo unerwartet an dieſe irdiſche Welt erinnert wird. Man fühlt ſich beſchämt, und mit Unrecht. Es iſt ja nur der grö-

here Sinn des Lords, der ihn zwingt, mich und Sie so anzusehen, — eine Beklemmung faßt beim Anblik solcher Menschen unser Herz, und wir wissen uns im Augenblik diese Empfindung nicht anders zu erklären; wir halten sie für ein Schämen unserer selbst. Es ist nur das Bedauern, welches wir mit dem andern Menschen haben, der den Funken der Gottheit nicht in seinem Busen fühlt, und die Bescheidenheit, die uns ängstlich wird, und nicht gern eingestehen will, wie tief ein solcher Mensch unter uns steht.

Ich vergab dem Lord seine Liebe zu mir nie; er durfte nicht wagen zu glauben, daß ich, um mein Daseyn vollendet zu fühlen und zu geniessen, seiner groberen Liebe bedurfte; die Kekheit dieses Gedankens, daß seine gemeine Natur der meinigen befreundet seyn könnte, werde ich nie verzeihen. Aber sein trotziges ungeschiktes Betragen gegen mich rechne ich ihm nicht an. Er trift mich, er verlezt mich nicht, nur meine äusserlichen Verhältnisse. Ich sende Ihnen hier einen Brief, den ich vor einer Stunde von ihm erhielt.

Es

Es ist mir fast lieb, daß mich selbst das Schikſal zwingt, gegen den Marquis aufrichtig zu verfahren, denn ich hätte ihm vielleicht aus blöder Furchtſamkeit verſchwiegen, wie mein Herz gegen ihn erkaltet iſt. Es iſt hart, ihn aus dem ſanften Traum zu wekken, worin er ſchlummert, es wäre aber ein unverzeihlicher Betrug, es nicht zu thun, und ſein Vertrauen, ſeine Liebe, mit der er mir entgegen käme, würde jeden Tag mein Herz von neuem verwunden, und ich hätte doch vielleicht an keinem den Muth, den Betrug aufzuheben. Das Schikſal zwingt mich jezt glüklich zu ſeyn. — Leſen Sie den Antrag des Lords und eilen Sie dann zu mir, um mir zu rathen!

Der Lord Stanley an die Marquiſe St. Albain.

(Als Einlage des vorigen Briefes.)

Zuerſt bitte ich Sie, gnädige Frau, um Verzeihung, daß meine Heftigkeit mich verleitete, Ihnen mancherlei zu ſagen, was eigentlich gegen keine Dame

me erlaubt iſt. Denn wer weiß es nicht, daß es dem ſchönen Geſchlecht gezieme, ſich gegen uns zu betragen, wie ihre Laune es ihnen gebietet? Als ich es wagte, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich Sie liebte, waren Sie nicht in der Laune mich anzuhören, und noch weniger zu erhören. Fernando hat einen glüklichern Augenblik erwählt, und gewiß werden Sie es verzeihen, daß ich meinen Neid über ſein Glük, nicht im Stande war höflicher auszudrükken. Noch immer verzehrt mich das alte Feuer, und wie kann die tobende Leidenſchaft, beſonders wenn man ſich von dem geliebten Gegenſtande gekränkt und zurükgeſetzt ſieht, immer die Regeln einer klugen und anſtändigen Mäſſigung beobachten? Ich liebe Sie, Theuerſte, noch viel zu heftig, als daß Sie von mir, der nie ein gröſſeres Glük kennen wird, als von Ihnen abzuhängen, und von Ihren Blikken zu leben, etwas zu befürchten haben ſollten. Ich werde Ihr Geheimniß in meiner Bruſt mit der Treue eines Freundes verſchlieſſen, wenn Sie mir nur die ſchmeichelhafte Hofnung geben wollen, daß ich mich neben Fernando zu Ihren Freunden zählen darf.

Nicht ein minderer Grad der Liebe, die ich ehemals für Sie empfand, nöthigt mich zu dem bescheidnen Antrag einer Theilung in dem unschätzbaren Glükke Ihrer Gunst, sondern allein, weil ich fühle, daß eine Dame, wie Sie, ein jedes Opfer ohne Anstand fordern kann, und daß ich viel zu unwerth bin, zu hoffen, ich könnte allein Ihr Herz befriedigen. — Sollten Sie aber so grausam seyn, mir auch diesen geringen Theil an Ihrer Freundschaft abzuschlagen, so weiß ich nicht, ob ich in diesem Falle so Herr meiner Leidenschaft seyn würde, daß ich Ihre Verwerfung ertragen könnte, ohne mich und Sie zu Grunde zu richten.

Die Marquise St. Albain an die Gräfin Villars.

Paris.

Ich werde Sie geliebte nicht mehr sehen! ein weites Land wird bald zwischen uns liegen! — Sie werden weinen darüber, daß ich wie ein verscheuchtes Vögelchen hinwegflattern muß, um einen

neuen schützenden Baum zu suchen, auf dessen grünen, wiegenden Zweigen ich den Gesang meiner Liebe zum Himmel jauchze. — Ich eile von hier, und suche die Heimath der Liebe! — Suchen Sie den Marquis zu trösten, wenn er des Trostes bedarf. — Die Baronin wird die Hände in einander schlagen und mit schmerzlichem Ausruf sagen: habe ich das nicht alles wortlich prophezeiet? Es ist äusserlich ihre Prophezeiung eingetroffen, und doch innerlich wie anders! Alle Gefühle, alle Gedanken bilden einen Kreis; das Höchste liegt neben dem Gemeinsten, und darum erräth der gemeine Mensch den edelsten so leicht, wie er handeln wird, aber die Gefühle, die Gedanken, die ihn zu dieser Handlung brachten, bleiben ihm ewig fremd. Es wird sich jeder auf die Verkettung meines Schikſals etwas rechtes einbilden, und nur Sie, meine Einzige, werden es verstehen. Nur die Menschen, welche ewig zwischen den beiden Enden der Gemeinheit und des Edelmuths schwanken, bleiben den blöden Augen der Menge ein Räthsel. Man wird verkünden, daß ich mich bald auf der Bahn, die ich betre-

ten,

ten, unglüklich fühlen werde, Sie, meine Theure, fühlen, daß nur auf dieſem Wege, nur in einer fremden Gegend das Glük meiner Liebe blüht. Und wenn das Schikſal einſt ſeinen ſcharfen Dolch in meinen Buſen ſtoſſen wird, und die Wunden wiederhohlt, ohne mich zu tödten, wird wohl einer von den Thoren meinen Schmerz verſtehen, wie jetzt mein Glük?

Leben Sie wohl! alle Gefühle meiner früheſten Kindheit, die Gegenwart, und ich möchte ſagen, alle, welche in der Zukunft mich berühren werden, beſtürmen mein Herz, und doch fühle ich mich in dieſem Gewühl ſo beſonnen: ſie nehmen mein Herz bis auf einen Punkt ein, worin eine kalte Entſchloſſenheit liegt, die mein Beginnen lenkt. — Leben Sie wohl: wir ſehen uns in vielen vielen Tagen — vielleicht niemals wieder!

Die Gräfin Villars an den Grafen Gomez.

Paris.

Die Marquise ist mit Fernando entflohen! Morgen erwarte ich den Marquis zurük, und ich hoffe mit Ihrer Hülfe ihn bald über den Verlust seiner Gemahlin zu trösten.

Ich muß Ihnen sagen, lieber Graf, daß mich die Marquise recht innig gerührt hat, und wenn ich nicht selbst die Ueberzeugung hätte, daß es ihr in ihrem jetzigen Leben besser geht als vorhin, so würde mich mein Verfahren gereuen. Ihnen bleibt es überlassen, den Lord dahin zu vermögen, daß er den Vorfall verschweigt, wovon er in meinem Garten Zeuge war. Mir liegt daran, daß der Marquis nicht auf den Argwohn geräth, als ob ich die Vertraute wäre; es ist für ihn und für die Marquise besser. — Kommen Sie doch diesen Vormittag noch zu mir, ich habe Kopfweh und bin übler Laune; ich hoffe, das Sprechen soll mich mehr als das Schreiben zerstreuen.

Der Marquis hatte die Baronin begleitet, und ſie ſuchte bald das Geſpräch auf den Gegenſtand zu lenken, der für ſie der wichtigſte war. Sie fragte den Marquis, was er von ſeinem Freunde Fernando halte, und der Marquis ergoß ſich in Lobeserhebungen. Ich glaube gern, fuhr die Baronin fort, daß er alle dieſe Vorzüge beſitzt, aber glauben Sie nicht, daß er eben darum um ſo fähiger iſt, die Gunſt der Weiber zu erwerben? — Und würde er dadurch in Ihren Augen verlieren? erwiederte der Marquis. — Vielleicht, verſezte die Baronin mit einem Seufzer, den ſie nicht zu erſtikken vermochte. Der Marquis mißverſtand den Seufzer, und konnte ein Lächeln, das um ſeine Lippen ſchwebte, nicht ganz unterdrükken. Die Baronin bemerkte es und fühlte ſich beleidigt. Laſſen Sie uns, lieber Marquis, ſagte ſie ernſthaft, ein Geſpräch, das für Sie und mich

wichtig ist, anfangen ohne Uebergänge, die man so gern macht, um das Unangenehme vorzubereiten, und die uns nur verwirren und oft zu lächerlichen Mißverständnissen Anlaß geben. Der Marquis wurde über diese unerwartete Wendung bestürzt und die Baronin entdekte ihm ihre Sorgen, und bat und beschwor ihn, mehr Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit auf seine Frau zu wenden. Der Marquis wurde nachdenkend; er rükte sich leise vor, daß wenn seine Gemahlin ihre Liebe von ihm zurükgenommen hätte, er es allein seiner Treulosigkeit und seiner Entfernung zuzuschreiben habe. Ich bin zum Unglük gebohren, rief er endlich nach einer langen Pause in der größten Beklemmung aus. — Die Baronin fühlte seinen Schmerz innig mit, und wünschte, daß sie ihn beruhigen könnte. Sie stellte ihm vor, daß alles das Unglük, welches sie ihm weissagte, noch nicht in Erfüllung gegangen sey, und daß sich durch ein kluges und redliches Benehmen vielleicht noch alles zum Guten wenden liesse. — Liebt mein Weib den Fernando, rief der Marquis aus, so läßt sich nichts zum Guten wenden, denn wer

kann

kann der Liebe Allmacht widerstehen? Und liebt sie ihn nicht, ist es Freundschaft, die ihr Herz mit Theilnahme zu ihm wendet, so haben Sie ihr ein grosses Unrecht gethan, daß Sie das vollkommene Zutrauen auf ihre Liebe und Treue aus einer klåglichen Vorsicht bei mir wankend zu machen suchen, und mir, daß Sie aus einer zu weit sehenden Vorsorge mein Herz so zerreissen und mir die Höllenmarter verursachen auf alle die Tage, die ich noch von ihr entfernt seyn muß, und daß Sie unser Glük so zerstöhren, daß ich meine Frau nicht mit der alten Unbefangenheit mehr betrachten kann. Bei ihren unschuldigsten Handlungen werden mir Ihre Vorsichtsregeln einfallen, und so haben Sie alle Herzlichkeit, alle Freude aus unserm Hause verbannt.

Mich dünkt, sagte die Baronin mit einer kleinen Erbitterung, die Herzlichkeit, die Liebe zu Ihrer Frau ist schon längst aus Ihrem Herzen verbannt, aber warlich nicht durch meine Schuld; andere Augen, andere Lippen als die meinigen sind dazu erforderlich. — Sie thun mir Unrecht,

wie

wie meiner Frau, erwiederte der Marquis, der sich durch diesen Verweis beleidigt fühlte, mit einer fliegenden Röthe. Eine gränzenlose Betrübnis erfüllte die Baronin, sich so von den Menschen verkannt zu fühlen, die ihr auf der Welt das Theuerste waren. Der Marquis konnte sich aus Unmuth kaum fassen, er fand, daß sich die Baronin als unangestellte Aufseherin in alle Verhältnisse seines Lebens eindrängte, und wenn ein zweifelnder Gedanke an seine Frau in ihm aufstieg, so traf nicht selten ein unwilliger Blik die Baronin, als die Veranlassung alles dieses Uebels.

Die Reise war geendigt, und die Baronin konnte ihn kaum bewegen, einige Erfrischungen in ihrem Hause zu nehmen, so sehr trieb ihn das Verlangen, von ihr entfernt zu seyn und seine Gemahlin wieder zu sehen. Er kam um einen halben Tag früher, als es die Gräfin Villars vermuthet hatte, nach Paris zurük. Eine unerklärliche Banaiakeit ergriff ihn, als er sein Haus betrat. Seine erste Frage war nach seiner Gemahlin. Sie sei schon seit einigen Tagen in Begleitung

ung eines Kammermädchens bei einer Freundin auf dem Lande, antworteten die Bedienten. Bleich und erstarrt stand der Marquis, er wußte sich nicht zu fassen, nicht einen Augenblik glaubte er an die vorgegebne Lustreise, ganz mechanisch schwankte er nach dem Zimmer seiner Gemahlin, und sank betäubt auf einen Stuhl mit dem Kopf auf den Tisch. Die Reise hatte ihn ermüdet, durch den Schrekken waren alle seine Lebensgeister abgespannt und er schlief in einer seltsamen Verwirrung aller Gedanken ein. Als er erwachte, blikte er um sich und lächelte. Wie kann ein Traum so alle unsere Sinne fesseln? sagte er laut, und in demselben Augenblik bemerkte er einen versiegelten Brief, der auf dem Tische lag. Er war von der Marquise an ihn überschrieben. Er suchte sich zu fassen, öffnete ihn und las:

Die Marquise St. Albain an den Marquis St. Albain.

Paris.

Ich nehme von Ihnen, lieber Marquis, Abschied; wir sehen uns auf dieser Erde wohl nicht wieder.

Auf Irrthum ergriff ich Ihre Hand, und meinte, nur Sie könnten mich durch dies Leben leiten; mein Irrthum schwindet, und ich lasse Ihre Hand warlich nicht ohne Schmerzen fahren. Ich bitte Sie, wenn es Ihnen möglich ist, Ihre Leidenschaft, die auf mich zürnen wird, zu unterdrükken. Betrachten Sie meine Wegreise in Ihrer Abwesenheit als die Schranke eines Freundes, der Ihnen freundlich gern den Schmerz des Abschiedes ersparen wollte, und Ihnen schriftlich sagt, daß Ihr Andenken nie aus seinem Herzen verlöschen wird.

Daß ich Sie zu lieben glaubte, war ein Irrthum, aber meine vollkommenste Hochachtung haben Sie immer besessen. Entreissen Sie mir das Zutrauen auf Ihre Großmuth nicht, und lassen Sie mich keine Fehlbitte wagen. Machen Sie keine Ausfalten, meiner Reise, die ich keine Flucht, sondern einen Abstand von Ihnen nenne, Einhalt zu thun. Ich weiß, wie viel ich bitte, ich weiß aber auch, an wen ich diese Forderung wage. Ich will auch nicht sagen, vergessen Sie mich, sondern

ich

ich bitte Sie vielmehr, behalten Sie mein Andenken liebend im Herzen, wie ich das Ihrige, nur nicht mit der Leidenschaft, die meinen Besitz, meine Gegenwart fordert. Es wäre unnütz, Ihnen verbergen zu wollen, wer mein Begleiter auf dieser Reise ist; das Gerücht, die Stadt wird Ihnen frohlokkend schon entgegenrufen: Fernando del Franco hat Ihr Weib entführt, und es betrügt, verräth Sie in seinen Armen. Sie kennen diejenige, die Sie Ihr Weib nannten, und sie giebt Ihnen einen neuen Beweiß, daß sie nicht fähig ist, Sie niederträchtig zu verrathen, und mit Fernando, den sie liebt, in Ihrer Gegenwart in einer heimlichen Verbindung zu leben. Sie werden gewiß, wenn Ihr Zorn vorüber ist, richtiger und gelinder über mich urtheilen. —

Leben Sie wohl! es ist mir schmerzlich, diesen Brief zu endigen; es ist das lezte, was Sie jemals von meinen Händen erhalten werden, und mit dem lezten Buchstaben, womit ich meinen Nahmen schreibe, scheide ich mich erst völlig von Ihnen.

Der Marquis St. Alban an die Baronesse Dormain.

Paris.

Ich sende Ihnen hier einen Brief von der Marquise mit, den ich bei meiner Ankunft fand. Er wird Ihnen hinlänglich sagen, wie unglüklich ich bin. Sie werden schon von selbst es mir zutrauen, daß ich meiner Julie, die ich trotz ihrer Entfernung ewig lieben werde, in ihrem Glükke nicht entgegen seyn kann. Ich will ihr edles Zutrauen nicht so übel vergelten, und nur meine kummervollen Seufzer werd' ich ihr nachschikken. Die Stadt nennt mich einen Thoren und erlaubt sich die frechsten Ausdrükke über meine Gemahlin; ich habe aber auch von ihr gelernt, die Meinung des Pöbels verachten. Jezt sehe ich erst, daß ich meine Gemahlin geschrieben habe, ach dieser Name ist meiner Zunge und meinem Herzen noch so gewohnt: ich kann mir die Möglichkeit noch nicht denken, daß dies köstliche Kleinod nicht mehr mein, sondern im Besiz eines andern ist.

Ich weiß Sie werden mit mir meinen Verluſt beweinen; ſie war Ihnen eine Tochter. O daß ſie wenigſtens zurükkehrte, daß ich ein ſtiller Zeuge ihres Glüks ſeyn dürfte. Aber ſie wußte wohl, daß es mir zu ſchwer werden würde, meine Rechte auf ſie, die mir die bürgerliche Geſellſchaft verſchaft hatte, und welche die Liebe nicht anerkennt, freiwillig aufzugeben.

Ich kann nicht weitläufig ſchreiben, ein heftiger Schmerz drükt meine Bruſt zuſammen. Ich habe ſie verlohren, iſt der einzige Gedanke, der lebhaft in mir iſt, und das Verlangen ihr nachzueilen ergreift mich oft ſo gewaltig, daß Vernunft und Liebe zu ſchwach ſind, mich zurükzuhalten. Leben Sie wohl! ich will mich in einen Wirbel von Zerſtreuungen ſtürzen und will zu vergeſſen ſuchen — nein, nicht ſie, das iſt nicht möglich, nur den Gedanken, ſie zu verfolgen.

Die Baroneſſe Dormain an den Marquis St. Albain.

Ein unglükliches Fieber hat mich bei der Nachricht von Juliens Entfernung ergriffen, ſonſt hätte ich Ihren Brief in derſelben Stunde beantwortet. Nein, das hätte ich nicht gethan, ich ſelbſt wäre ihr in derſelben Stunde nachgeeilt, und hätte meine Tochter mit Gewalt von dem Abgrunde zurükgeriſſen, da Sie Ihre Gemahlin leichtſinnig hineinſtürzen laſſen. Daß Julie Sie verließ, darum bedarf Sie meiner Verzeihung nicht, Sie haben dies theuere Geſchöpf nie geliebt und nie verdient. Ihnen iſt ihre Flucht mehr willkommen als ſchmerzlich, und Sie verkleiden ſich in eine lächerliche Grosmuth, und verachten das Urtheil der Menge.

O! bringen Sie ſie mir zurük, nicht ſich; ihre Flucht ſoll es Ihnen ſogar leichter machen ſich rechtmäßig von ihr zu trennen, und ich will meine Julie lehren, das Urtheil des Pöbels über ihre Rükkehr zu verachten. Ich will mit heiſſen Thrä-

Thränen den Himmel beſtürmen, daß er meiner Zunge Worte giebt, die mein geliebtes Kind nicht mehr verletzen, die ſie nicht mehr verkennt. Ich will mit meiner Liebe bittend vor ihr hinknien, es wird meiner raſtloſen Mühe gelingen, die Lüke in ihrem Herzen auszufüllen, die Sie ihr immer laſſen müſſen, weil Sie ihr nicht mit voller Wärme entgegen kamen.

Ihr Bild, wie Sie in kalter Unthätigkeit das herrlichſte Geſchöpf zu Grunde gehen laſſen, ſchwebt beſtändig vor meinen Augen, und ich bin ſchon in Gedanken vor einen leeren Seſſel niedergekniet, und habe ihn flehentlich angerufen, mich und Sie zu retten. O! rufen Sie auch einmal mein Bild vor Ihre Augen, wie ich von Gram, Alter und Krankheit abgebleicht, meine weiſſen Haare vor Ihnen auf den Knien ausraufe, wie mein brechendes Auge angſtvoll zu Ihnen aufblikt, und wie ich laut heulend rufe: Sie iſt meine Tochter! o! gieb ſie mir wieder!

Die Gräfin Villars an den Marquis St. Albain.

Paris.

Sie beklagen sich mit Unrecht über mich, daß Sie mich eines Mangels an Theilnahme beschuldigen. Niemand interessirt sich lebhafter für Sie, aber Sie müssen mir erlauben, die Dinge mit meinen Augen zu sehen, und nach meinen Grundsätzen zu handeln. Der Brief der Barenin hat Sie überzeugt, daß man Ihr Betragen mit Recht tadeln könne. Ich gerade fing an Sie darum zu lieben, daß Sie mit edler Uneigennützigkeit Ihr kostbares Gut einem andern zu überlassen vermöchten. Und dann, lieber Freund, so lange Sie nicht den eigenen Willen an andern achten lernen, so lange verstehen Sie auch nicht meine Liebe zu schätzen, und darum können Sie sich auch nicht über darum bewerben. Wenn ich mich nun im höchsten Gefühl der Liebe Ihnen hingeben wollte, und irgend eine weibliche Freundin käme, um mich von diesem Abgrund ohne allen Beruf hinweg zu reißen, würden Sie nicht eine solche Per-

sen

ſon verachten, die ſich anmaßte, meinen freien Willen zu beſchränken und Ihr Glük zu ſtören? Und warum wollen Sie dann nur eine ſo abgeſchmakte Rolle in Julieus Leben übernehmen? Ich thue Ihnen auch kein ſo groſſes Unrecht, das von Ihnen zu glauben: es iſt nur der leiſe Wunſch, ſie wieder zu haben und zu beſitzen, den Sie ſo ſchlecht ausſprechen. Ich tadle es nicht, daß Ihre Liebe für ſie nicht erlöſchen kann, aber ich verſage Ihnen nur ſo lange die meinige. — Hat ein Menſch ſo ſtumpfe Sinne, daß er es nicht fühlt, wenn er die Liebe noch mit einem andern theilt, ſo iſt das ſchlim für ihn, und man trachte darnach auch ſeinen körperlichen Augen dieſe Theilung zu verbergen. Aber dieſe Mäſſigung, bitte ich Sie, mir nicht zuzutrauen, daß ich ruhig ſogar zuſehen könnte, wie Sie für den groſſen Schatz meiner Liebe mir einen kleinen Theil von der Ihrigen zuwerfen, und mit dem gröſſern Theil derſelben vor meinen Augen eine andere beglükken wollen. Und meinen Sie denn im Ernſt, daß ich von Ihnen glauben könnte, Sie wollten für die Baronin handeln? Oder daß ich mit Ihnen in ihrem Briefe

Winke finden ſollte. Julie ginge ſie nähet an? Ich betrachte die Worte, ſie iſt meine Tochter, als dieſelbe ſchriftliche Wiederhohlung deſſen, was ich hundertmal ſie habe mündlich ſagen hören, daß Julie ihr ſo lieb ſey, als ob ſie ihre eigene Tochter wäre —

Doch ich bin einfältig, daß ich Ihnen ſchreibe, was Sie gewiß ſelber denken. Sie wollen nur einen andern Grund haben, als Ihre Liebe, den Sie mir anzeben konnen; ich weiß nicht wozu dieſe Mannieren ſoll. Ich hoffe, daß Sie Ihre geliebte Gemahlin bald wiederfinden, und aus Fernando's Armen befreien werden und wünſche Ihnen viel Glück zu dieſer Reiſe. Wenn Sie aber jemals wieder den Drang fühlen, mich Ihrer unendlichen ewigen Liebe zu verſichern, ſo bitte ich Sie, es mit einem Herzen zu thun, das von keinen andern Wünſchen zerriſſen wird, ſonſt möchte ich Sie wohl nie wieder anhören, denn ich mag nicht Gefahr laufen, daß Sie in mir eine andere umnähmen.

Das

Das Fieber der Baronin hatte ſich nach der Anſtrengung, womit ſie den Brief an den Marquis geſchrieben, vermehrt, ſo daß ſie das Bewußtſeyn verlohr, niemand erkannte, und von Dingen und Begebenheiten ſprach, die jedermann, der ſie umgab, gänzlich fremde waren. Sie verlangte in dieſer Zeit oft nach dem Marquis, da ihm aber niemand den Wunſch der Kranken meldete, ſo blieb er auch unerfüllt. Erſt nach langer Zeit genas die Baronin ſo weit, daß ſie ſich deutlicher die Vergangenheit erinnerte, und nun meldete man ihr, daß die Nachforſchungen des Marquis vergeblich geweſen wären. Jezt erwachte recht lebhaft der Wunſch nach einer völligen Geſundheit in der Baronin, und ſie that ſich ſelbſt das Gelübde, ſobald es ihre Kräfte erlaubten, eine Reiſe nach Deutſchland zu machen, und nur ihrer eigenen Erfahrung zu trauen, aber eher nicht die

Hoffnung aufzugeben, ihre geliebte Julie wiederzusehen.

Der Marquis lebte viele Tage in einem beständigen Kampfe, ob er der Liebe der Gräfin entsagen, oder seine Gemahlin ihrem Schikſal überlaſſen ſollte. Ueber dieſen Streit mit ſich ſelber waren ſo viele Tage verfloſſen, daß er nun die Möglichkeit, ihrer Spur zu folgen, bezweifelte, und ſein Herz überließ ſich nur zu willig der heftigſten Leidenſchaft für die Gräfin. Wenn mein Herz, ſagte er zu ſich ſelber, einzig voll von ihrem Bilde iſt, dann nur ſoll ich mich ihr nähern. O ich bin jezt ihrer würdig! alle andere Neigungen, ſelbſt alle andere Pflichten ſind gänzlich aus meinem Gedächtniß verloſchen: ich denke nur ſie, ich wünſche nur ſie! Jezt oder nie bin ich ihrer werth! Sie wird es fühlen, wie ſo ganz ich von Sehnſucht nach ihr durchglüht bin, ſie wird es fühlen, und heute meine Wünſche, die ſie längſt kennt und die ich erſt heut in ihrer vollen Reinheit fühle, heiligen. Eine glühende Röthe flog bei dieſen Gedanken über ſein Geſicht, er eilte nach der Wohnung der Gräfin, und ſuchte erſt

ver

vor ihrem Hauſe ſein klopfendes Herz zu beruhigen und Worte zu finden, mit denen er ſie ſchiklich begrüſſen könnte: denn er war von ſeiner Liebe ſo beherrſcht, daß er nur Worte für dieſe Gefühle finden konnte, aber keins, daß den Uebergang von einem gewöhnlichen zu einem ſo zärtlichen Geſpräch gemacht hätte. Er war etwas kälter geworden und in das Haus hinein getreten. Ein Bediente begegnete ihm, der Marquis fragte nach der Gräfin. Sie ſey im Garten, war die Antwort, und der Bediente erbot ſich, den Marquis zu ihr zu führen, da er ohnehin einen Brief, der ſo eben angekommen wäre, abgeben müſſe. Der Marquis nahm ihm den Brief ab und erbot ſich ihn zu beſtellen; es war ihm unmöglich, daß ein ſo kaltes Geſicht jezt die Gräfin ſehen ſollte oder wohl gar verſtimmen. Der Brief wurde ihm gern überlaſſen und er erkannte, als er einen flüchtigen Blik auf die Addreſſe warf, die Hand der Marquiſe. Sinnend ſtand er einige Augenblikke, das Feuer in ihm erloſch, das Bild ſeiner Gemahlin ſtand lebhaft vor ihm; in Gedanken öffnete er das Siegel und las:

Die

Die Marquise St. Alban an die Gräfin Villars.

Ich kann Ihnen, theuerste Freundin, nur schreiben, wie glüklich ich bin! izt erst lerne ich die Bedeutung des Worts Liebe verstehen! O! wie anders fühle ich mich izt als damals, wie ich mich in bunten Zirkeln ohne Besinnung drehte. Seltsam ist es mir oft, wie in einem Feenlande, wenn ich mich hier unter Menschen sehe, die meine Sprache nicht reden, in deren Gesichtern ein ganz anderer Charakter herrscht, als in meinem Vaterlande. Wir leben hier in einer schönen Beschränktheit, mein Fernando und ich; seine Liebe kommt mir an jedem Morgen neu entgegen. Und wie sehr danke ich Ihnen, meine geliebte Freundin, für die Nachrichten, die Sie mir gegeben haben; oft wurde meine Heiterkeit durch den Gedanken getrübt, daß einige mir so werthe Menschen mein Glük mit unendlichem Kummer büssen müssen. Ich gestehe, ewig wird die Baronin meinem Herzen theuer bleiben, und der Marquis — ach, liebste Freundin, sein Andenken kann nie aus meinem

Her-

Herzen verlöschen. Die Liebe zu ihm war das Morgenroth meines Lebens und ich machte mir recht oft bittere Vorwürfe, daß ich für die vielen frohen Stunden, die ich an seiner Seite genossen habe, so viele Tage seines Lebens vergiftet hätte.

Soll ich Ihnen gestehen, wie kindisch ich bin? als Ihr Brief ankam, der mich über alle meine Besorgnisse beruhigen sollte, der mir sagte, daß beide mich vergessen hätten, und ihre Tage so ruhig und glüklich verlebten, als wäre ich nie gewesen — ach, meine Freundin, heftig hab' ich geweint, fast noch nie ist meine Brust so schmerzlich zerrissen, als von diesen Nachrichten! Ja, verzeihen Sie mir, ich konnte es in den ersten Stunden nicht glauben, ich hielt es für eine zu weit getriebene Schonung von Ihnen — Ach, noch jezt, ich kann meine fliessenden Thränen nicht zurükhalten! Sollte es möglich seyn, daß eine so kurze kleine Zeit die Liebe zu mir völlig aus ihren Herzen verlöscht hätte? Nun, was ist dann der gepriesene Mensch mit seinem Gefühl der Freundschaft, das er so kek ist göttlich zu nennen?

Wie thöricht wäre ich gewesen, hätte ich dieser armseligen Liebe das Glück aufgeopfert, das mich jetzt umgiebt! Sie hätten dieses Opfer nie erkannt und das Wort, welches die Baronin ausgesprochen hätte: Du hast nach deiner Pflicht gehandelt, wäre der ganze Lohn gewesen, den ich davon getragen hätte.

Noch einmal danke ich Ihnen! Sie haben mich leben gelehrt, und jeden Tag, den ich glücklich an Fernande's Seite verlebe, werde ich als ein Geschenk von Ihnen wie von einer milden Gottheit betrachten.

Der Marquis hatte den Brief geendigt und war ungewiß, ob er wache, oder von einem Traum getäuscht würde; alle Begebenheiten seines Lebens schienen ihm jezt so räthselhaft und verworren durch einander zu schweben, neue Lichter schienen sich über manches zu verbreiten, was ihm bis jezt dunkel gewesen war, und doch dienten sie nur dazu, ihn noch mehr zu verwirren. Ihm war, als würde er, wenn sich das Räthsel auflöste, von einer furchtbaren Wuth ergriffen, aber er wußte nicht, gegen wen. Er ging, ohne es zu wissen, durch den Garten der Gräfin und war im Begriff, aus einem Gebüsch auf einen freien grünen Platz hervorzutreten, der ringsum mit hohen Bäumen eingefaßt war, zwischen denen hin und wieder Statuen standen, als er Stimmen hörte und stehen blieb.

Gomez. Können Sie mir denn zürnen, daß ich geizig jeden Augenblik benutze, in dem ich weiß, daß Sie mir noch ganz angehören?

Die Gräfin. Ich zürne nicht. Ueberhaupt mit Ihnen nie.

Gomez. Sie sind sehr gütig.

Die Gräfin. Ich thäte Unrecht. Sie haben unsern Vertrag noch nie gebrochen. Im Gegentheil, Sie wissen nun alle meine Unternehmungen, und helfen sie, so viel als in Ihren Kräften steht, ausführen: was kann man mehr von einem ergebnen Liebhaber verlangen?

Gomez. Und Sie — o Sie belohnen meine Opfer, die ich Ihnen bringe, so himmlisch gütig. — Und soll ich denn nun heut aus Furcht, daß ein Ohngefähr den Marquis hieher führen könnte, ohne ein kleines Zeichen

chen Ihrer fortdauernden Gunſt von hier fort gehen?

Die Gräfin. Dies iſt der Baum, der meine kleine Freundin ſo milde in ſeinen Schatten aufnahm, als ſie zum erſtenmal in Fernando's Arme ſank und ſeine Küſſe auf ihren Lippen brannten. Die Liebe ſchlug ihre goldenen Flügel über ihnen auseinander. Warum, lieber Graf, wird uns dieſe Begeiſtrung nicht mehr?

Gomez (Sie auf den Raſen niederziehend) Vielleicht, wenn wir es nur verſuchen, die Götter zu beſchwören, ſind ſie uns eben ſo freundlich und eben ſo nahe.

Die Gräfin (Sich an ihn ſchmiegend) Im Ernſt, Juliens Geiſt kömmt über mich, und ich ſehe den ſchwärmenden Fernando vor mir glühen —

Der Marquis trat hervor. Schurke! rief er mit der höchsten Erbitterung. Der Graf und die Gräfin sahen ihn staunend an. Schurke! wiederhohlte der Marquis, und zog mit der rechten Hand den Degen, in der linken hielt er noch den offenen Brief der Marquise. Der Graf sprang vom Boden auf, und zog, da der Marquis heftig auf ihn eindrang, seinen Degen; in wenigen Augenblikken wurde er aber von seinem wüthenden Gegner verwundet, und sank zu Boden. Die Gräfin war betäubt liegen geblieben, sie raffte sich nun auf, um Hülfe für den verwundeten Grafen herbei zu rufen. Ihre Kräfte erlaubten ihr aber nur wenige Schritte, sie sank in einer kleinen Entfernung auf eine Rasenbank nieder.

Der Marquis stand jezt ganz gelassen und betrachtete die beiden blassen Figuren, die von den grünen Bäumen und der durchstrahlenden Sonne wunderbar beleuchtet wurden, wie ein Gemählde. Er trat einige Schritte zurük, um den Anblik besser zu geniessen. Durch diese körperliche Bewegung kam ihm die Besinnung wieder, er blikte

noch

noch einmal auf den ohnmächtigen Grafen, den er für ermordet hielt, dann auf Julius Brief, den er noch immer in der Hand hatte; er ſteckte ihn jezt haſtig in den Buſen und eilte aus dem Garten nach ſeiner Wohnung, befahl in der gröſten Haſt ſeine Sachen zuſammen zu packen, und hatte in wenigen Stunden Paris ſchon verlaſſen.

Fernando bei Franco an den Grafen Gomez.

Ich schreibe Dir nur, um mein Versprechen zu erfüllen, denn sonst, muß ich gestehen, daß ich mich viel angenehmer beschäftigen konnte. Es ist doch recht thöricht, daß man sich niedersetzt und mit vieler Mühe einen Buchstaben nach dem andern hinschreibt, um dem andern Nachricht zu geben, die ihn doch nur scheinbar interessirt: denn nachdem ich mit Eurer Hülfe und wie mir sehr einleuchtend ist, auch durch Eure Veranstaltung mit meiner Julie davon ging, was kann Euch nun noch daran liegen, wie wir mit einander leben?

Daß ich die Täuschung, welche ich von Dir und der Gräfin hatte, nicht äußerte, wird Dich nicht wundern, so lange wir bei einander waren: es ist einmal meiner Natur entgegen, eine gewisse Freimüthigkeit zu haben und zu äußern, wodurch die meisten Menschen ihre Plane selber vereiteln. In meinem Plan war es nun freilich nicht, meine Julie aus den Armen ihres Mannes zu entfüh-

ren,

ren, indeß dank ich doch meinen guten oder bösen Göttern, die die Fäden meines Schikſals ſo regierten. Aber, im Vertrauen, wäre meine Liebe geweſen, wie die Eurige, ſo würdet Ihr Euch in dem Plan gewaltig verrechnet haben; denn Du würdeſt wohl ſchwerlich ein ungewiſſes Schikſal mit der Gräfin theilen.

Ich lerne jezt an jedem Tage mehr die wahre Liebe und glaube mir, daß ein ſolches Studium noch weit intereſſanter iſt als das Talent, was Ihr an mir bewundertet und beneidetet, die Art und Weiſe, mich in jedermann zu fügen.

Eben jezt bemerke ich recht deutlich, wie närriſch ich bin; ich ſuche mit meinem Brief im Grunde nichts weiter, als Dir auseinander zu ſezen, daß ich um ein gut Theil beſſer wäre, als Du von mir glaubſt, ja als Du ſelber, und vergeſſe über den Eifer, womit ich dieſe kühne Idee auszuführen ſtrebe, ganz, daß es dem Menſchen gar nicht möglich iſt, und Dir am allerwenigſten, dieſe Einſicht zu bekommen. Wir halten doch nur den

Men-

Menschen für besser oder schlechter, wie näher oder entfernter wir ihn mit uns verwandt fühlen und darum wirst Du gewiß überzeugt seyn, daß mich Deutschlands Boden sehr anfängt zu verderben, und daß ich nur rükwärts aus der Bildung wieder herausgehe, die ich mir in Paris erworben habe.

Ob Du nun diesen Brief eine Nachricht über meine Art zu leben nennen wirst, weiß ich nicht; ich kann aber nichts weiter darüber hinzufügen, als daß ich mit einem Edelmanne, den ich kennen gelernt habe, oft auf die Jagd gehe, und daß ich auch eben diesen Brief in Jagdkleidern schreibe und gleich ausreiten werde, sobald er nur gesiegelt ist; — darum lebe wohl.

Die Marquise St. Albain an die Gräfin Wolga.

Sie haben mein Schikſal gekannt; in Ihren Busen legte ich das Geheimniß nieder, das mich

aus

aus meinem Vaterlande trieb. Sie haben den Schritt verziehen, den mich die heiſſeſte Liebe thun hieß, und ach! ſo oft floß von Ihren Lippen mil-der Troſt in meinen Buſen, wenn meine geängſte-te Seele an meine Freundin, an meine zweite Mutter dachte. So hören Sie auch nun, welche jammervolle Wege ich betreten habe! Nicht die Arme der Liebe haben ſich mir geöffnet, ich bin betrogen, verrathen. — Ach, wie werd' ich ſtark genug ſeyn, das Leben zu tragen? Jeder helle Punkt in meinem Daſein verſchwindet und ich bin in einer leeren dunklen Wüſte allein.

O an jenem Abend, wo ich dieſen Fernando erblikte, wo der Klang ſeiner Stimme zuerſt mein Herz feſſelte — ich war kindiſch genug zu glauben, daß ein gutes Geſchik uns zu einander führte, ich glaubte in ſeinen Augen dieſelbe Liebe zu leſen, die mich allmählig zu ihm riß. — Und nun — ich bin erwacht, es war Betrug, war verabredet. — Ich habe ihm alles aufgeopfert und ſuchte nun an ſeinem Herzen Troſt für das, was ich um ſei-netwillen verlohr. Und dieſes Herz verrieth mich,

liebt mich nicht, und giebt mich vielleicht dem Elende preiß, wenn es in dem Plane seiner bösen Götter taugt, und sie ihr Werkzeug winken. Nein, ich will ihm zuvorkommen, mein Entschluß ist gefaßt, sein Anblik soll mein Herz nicht verwunden, ich fliehe noch diesen Abend, ehe er von der Jagd mit Ihrem Gemahl zurükkehrt, ich will ihn nie mehr sehen.

Auch von Ihnen, meine Theure, will ich nicht weiter, als in diesem Briefe, Abschied nehmen, mein Herz würde bei Ihrem Anblik von Wehmuth und Rührung zerflieſſen, daß ich Sie, die ich kaum gefunden habe, wieder lassen muß. Ich fühle, ich habe kein beſſeres Geſchik verdient; weil ich die Liebe und die Freundschaft verrieth, so muß ich nun Liebe und Freundschaft meiden.

Wenn die heftige Bewegung mir erlaubt, die kleinen Umſtände zu wiederholen, so will ich Ihnen die Urſach meines Schmerzens sagen und Ihr großmüthiges Herz wird mich bedauern, ob ich gleich für meine Thorheit büſſe. Fernando — o wie ich

zittre

zittre, dieſen Nahmen zu ſchreiben, wie es mein Blut erſtarren macht, zu denken, daß dieſer Fernando nicht mir zugehört, daß ich mich im Beſitz eines koſtbaren Schatzes wähnte, und nun plözlich ſo verarmt mich fühle, daß jedes Auge ſich mit Abſcheu von meiner Blöſſe wendet.

Mit dem ſüßeſten Klang der Liebe hat dieſer Fernando mich oft ſcherzend um eine Kleinigkeit, um eine Briefſtaſche von meiner Hand geſtikt, um meine Briefe als die Zeugniſſe ſeines Glüks darin zu verwahren. Ich hatte ſie heut geendigt und wollte ihn bei ſeiner Zurükkunft damit überraſchen; ich wußte, wo er dieſe Briefe verwahrte, er hatte den Schlüſſel vergeſſen und ich wollte ſie in die Briefſtaſche hineinlegen — ein Billet der Gräfin Villars fällt mir in die Hände. — Ach, theuere Freundin, leſen Sie es ſelbſt und Sie billigen gewiß meinen Verſuch, dieſen Fernando zu verlaſſen. — Mein Herz iſt in den innerſten Tiefen zerriſſen und ich begreiffe nicht, wie mir bei der fürchterlichen Angſt, die meine Bruſt beklemmt, noch ſo viel Kälte und Beſinnung, irgend etwas zu wol-

len, geblieben ist. Mir ist als würde die schrekkichste Verzweiflung mich erst ergreiffen, wenn ich diesen Ort verlassen habe, aber mag kommen, was da will, ich kann nicht schrecklicher getäuscht und verrathen werden, als ich es bin. Wohin ich mich wenden soll, weiß ich nicht, auch ist es mir gleichgültig; — wenn ich noch eine Hoffnung habe, so ist es diese, daß ich nicht lange mehr einen Schutzort für mich werde suchen dürfen. Zu sterben ist mein einziger Wunsch. — Leben Sie wohl! ich mag auch Sie nicht bitten, vergessen Sie mich nicht; ich bin zu unglüklich, als daß Freundschaft und Mitleid mich sollten trösten können.

Die Gräfin Villars an Fernando del Franco.

(als Einlage des Vorigen.)

Ich ersuche Sie unserer Gesellschaft diesen Abend durch Ihre Gegenwart einen vollständigen Glanz zu geben. Der Marquis St. Albain will mit seiner Frau Paris verlassen, und ich verlasse mich

auf Sie, diesen Plan zu vereiteln. Da es besonders der Wille der Frau ist, so weiß ich um so gewisser, daß meine Hoffnung auf Sie gegründet ist, wenn Sie mir nur nicht aus Eigensinn oder Abneigung gegen ein verliebtes Abentheuer Ihren Beistand versagen. Ich weiß, daß Sie den Lord mit Rath unterstützen, so darf ja wohl eine Dame noch einen etwas thätigern Beistand erwarten, von dem ich zum Ueberfluß noch versichern darf, daß er Sie mit reichlichem Vergnügen belohnen wird. Aus einer affektirten Bescheidenheit dürfen Sie mir auch nicht entgegen setzen, daß Sie die Marquise vielleicht nicht gewinnen würden, Sie kennen sich zu gut, als daß Sie daran zweifeln sollten, es ist auch kein Mensch so dazu gemacht, diesem kleinen Närrchen zu gefallen. Und warum ich mich so für das Hierbleiben des Marquis interessire? Diese Frage dürfen Sie auch nicht thun, da sich die Antwort schon von selbst versteht.

Die Gräfin Bolaa an die Marquiſe St. Albain.

Verächtlich würd' ich mich anſtrengen, Ihnen, liebe Freundin, einen Begriff von den Schmerzen zu machen, die mich erfüllen! Was könnt' es auch helfen? Ihr Entſchluß iſt gefaßt und ich muß Sie verlieren.

Wie ſehr beklage ich Sie! Ihre Hoffnungen geben da unter, wo Sie am wenigſten fürchteten und Sie, die Sie ſo an Liebe gewöhnt ſind, wollen ſich ſelbſt ſo ausſtoßen. Sie ſelbſt wollen ſich hineinwerfen in die Welt unter fremden kalten Menſchen und ihnen verzweifelnd auf Liebe, Freundſchaft, ja auf alles Mitleid Verzicht.

Wenn ich jemals etwas über Sie vermocht habe, ſo bitte ich Sie, hören Sie den Rath, die Bitte einer Freundin, richten Sie Ihren Weg nach D . . . und nehmen Sie die Dienſte meines Bruders an, der Ihnen gern bereitwillig alles, was in ſeinen Kräften iſt, anbieten wird, wenn

Sie

Sie ſich nur überwinden wollen, dieſen Brief, den ich Ihnen beilege, an ihn abzugeben. Ich ſchwöre Ihnen, daß Ihr Aufenthalt in D . . . jedermann, ſelbſt meinem Gemahl ein Geheimniß ſeyn ſoll. Schlagen Sie dieſe Bitte Ihrer Freundin nicht ab und laſſen Sie mich hoffen, daß die Zeit Ihren Schmerz, der jezt ſo ſcharf Ihr Herz zerreißt, wenigſtens ſo weit lindern wird, daß Sie mit Liebe an Ihre Freundin denken werden. Wie ſchmerzlich wird es mir, Ihnen Lebewohl zu ſagen! ich will mich nicht zu Ihnen drängen und ſo Ihre Leiden vermehren; ich weiß daß dies in vielen Stunden geſchieht und daß es jezt gewiß bei Ihnen der Fall ſeyn würde. Manche Schmerzen kann nur Einſamkeit lindern.

Laſſen Sie mich aber keine Fehlbitte thun! nehmen Sie meines Bruders Schuz an und laſſen Sie mich ſo die Hoffnung nähren, Sie in ruhigern glüklichern Tagen wiederzuſehen, denn nur dieſe Hoffnung macht es mir möglich, mich von Ihnen mit einiger Faſſung zu trennen. Leben Sie wohl! ich muß abbrechen, ich würde ſonſt ge-

gen

gen meinen Verfaſſer handeln und in laute Klagen ausbrechen.

Der Marquis St. Albain an die Baroneſſe Dormain.

Ich ſchreibe Ihnen von der deutſchen Gränze, doch weiß ich den Ort nicht zu nennen und ich mag mich mit keiner unnützen Frage aufhalten. In einer Stunde entſcheidet mein Genius mein und Julien's Schikſal. Ich eile ihr nach und rette ſie aus den Armen eines Betrügers! ich bin nicht mehr werth, ſie zu beſitzen, ich gebe ſie dann Ihnen zurük. Ein Augenblik hat auf einmal den Schleier von meinen Augen genommen und ich bin zu meinem Entſetzen aufgeklärt über alle Menſchen, von denen ich zu meinem Unglük umgeben war.

Meine Hoffnungen ſind zertrümmert und es iſt ein troſtendes Gefühl, daß ich mich wenigſtens an die Urheberin meiner Quaal gerochen habe.

Nie

Nie iſt Freundſchaft ſo getäuſcht, Liebe ſo hinter-gangen worden! Ich ſchreibe Ihnen in einer groſſen Betäubung, ich bin in einem ſeltſamen Taumel bis hieher gereiſt und mir iſt nichts mehr deutlich bewuſt, als der Vorſatz, Julien aufzuſuchen. Meine Begebenheiten in Paris kann ich Ihnen nicht erzählen; ich glaube, daß eine Wiederholung aller Umſtände mich aus der Träumerei erwekken würde, worin ich jezt lebe. Was könnte es mir aber helfen, zu einem glüklichen Bewuſtſeyn erwache ich niemals wieder.

Ob Sie mir verzeihen können, daß Sie durch meinen Leichtſinn Ihre Julie auf eine Zeitlang verlohren, wage ich nicht zu fragen. Ich kann ja doch nichts wieder gut machen, wenn es auch meiner raſtloſen Mühe gelingt, ſie Ihnen wiederzugeben. Ich bringe ſie Ihnen zurük, das verſpreche ich noch einmal, und nur ſo lange gedenken Sie noch meiner, bis ich dies Verſprechen erfüllt habe, und dann übergeben Sie gänzlich der Vergeſſenheit den, der ganz unglüklich iſt.

Die Gräfin Villars an Sufetten.

Paris.

Ich erhole mich von einer kleinen Unpäßlichkeit, die mich befallen hatte, und wünschte, daß Du, liebe Suſette, die Zimmer meines Landhauſes einrichteteſt. Ich habe Dir die Aufſicht anvertraut und glaube an Deiner Treue und Aufmerkſamkeit ſo wenig, daß ich überzeugt bin, ich werde alles in einem guten Zuſtande antreffen. Ich glaube, die Landluft wird mir in mehr als einer Rückſicht gut ſeyn.

Ich habe Dich immer meines Vertrauens gewürdigt — Du kennſt mein Verhältniß zum Grafen Gomez, Du allein weißt die wahre Urſach ſeines Streites mit dem Marquis: kannſt Du Dir aber denken, daß ich in ſeinem Hauſe abgewieſen bin? Ich wollte ihn beſuchen, ob ich gleich ſelbſt noch nicht wieder hergeſtellt war und er begegnet mir ſo ſchimpflich.

Es iſt mir lieb, daß ſeine Wunde nicht tödtlich iſt, mehr um meinet- als um ſeinetwillen. Die Leute, liebe Suſette, führen ein arges Geſchwätz und wovon ich ſonſt immer die Möglichkeit ableugnete, muß ich jezt ſelbſt fühlen, daß auch die klügſte Frau zuweilen in eine drükkende Abhängigkeit von den Umſtänden gerathen kann.

Lebe wohl: in zwei Tagen reiſe ich ab, ich will mich auf dem Lande zu zerſtreuen ſuchen.

Fernando del Franco an die Gräfin Wolga.

Ich fühle zu ſehr, daß Sie meinen ängſtlichen Fragen über Juliens Abreiſe nur ausweichen. Wie ſollte es möglich ſeyn, daß ſie auch Ihnen, die ſie ſo ſehr verehrte, ein Geheimniß aus den Ort ihres Aufenthalts gemacht haben ſollte? Ich bitte Sie, gnädige Frau, verhehlen Sie es mir nicht. Ich kann mir die Urſach von Juliens Entfernung denken, aber ſie wird, wenn ſie mich hört, verzeihen.

zeihen. Ein unglückliches Papier, das ich vermisse, hat ein Mißverständniß veranlaßt. Seyn Sie, gnädige Gräfin, nicht grausam gegen Ihre Freundin, wenn Sie ihr ein Versprechen, das sie im Zorn über mich Elenden von Ihnen forderte, so genau erfüllen. Lassen Sie sich erbitten! Sie bringen mich zur Verzweiflung, wenn Sie mit dieser grausamen Festigkeit darauf beharren, mir ein Geheimniß aus Juliens Aufenthalt zu machen. Lassen Sie mich wenigstens erst versuchen, ob ich dies geliebte Wesen nicht versöhnen kann, und wenn es mir nicht gelingt, Julien zu überzeugen, daß ich der Schurke nicht bin, welche sie mich jezt hält — dann erst ist es Zeit, daß sie mich von sich verbannt. Was soll ich Ihnen sagen, mein Gemüth ist zerstört! Könnte ich auch vor Ihnen aussprechen, was die brennendste Leidenschaft eingiebt, so würd' ich Sie vielleicht bewegen. Der stille Ernst in Ihren Augen aber verhindert auch das lebhafteste Gefühl, sich Ihnen anders als still und bescheiden zu nähern. Ich weiß, daß Sie nicht grausam sind, Sie werden meine Bitte erhören.

Die

Die Gräfin Wolga an Fernando del Franco.

Ich glaube, daß Sie sich über Juliens Abreise betrüben! ich bin gern dazu bereit, die Ursach eines jeden Kummers zu heben, wenn es in meiner Macht steht; also würde ich auch Ihre Wünsche gern erfüllen, wenn es mir möglich wäre. Ich bitte Sie also, mich mit Fragen über diesen Gegenstand künftig zu verschonen und mich nicht durch eine lebhafte Erinnerung an meine Freundin, deren Abwesenheit mein Herz tief betrauert, immer wieder ganz neu zu kränken. Wenn Sie wollen, so will ich Ihnen gern glauben, daß Sie sich vor ihr rechtfertigen könnten, und ich muß es um so mehr beklagen, daß ein Mißverständniß, welches sich aufheben liesse, die arme Julie so elend machte.

Fernando del Franco an die Gräfin Wolga.

Ich habe versucht, Sie zu erweichen, — es war vergeblich! Ich eile nun, Julien selbst aufzusuchen und vertraue mich dem Schicksal, das vielleicht weit weniger grausam seyn wird. Ich muß sie wiederfinden, und werde es auch gewiß. Sie werden mich nicht wiedersehen, ich reise in dieser Stunde ab, und menschlich wäre es gewesen, wenn Sie meiner Reise eine Richtung gegeben hätten. So muß ich es nun dem Zufall überlassen, ob ich aus Millionen Menschen das einzig geliebte Wesen finden werde.

Die Marquise St. Albain an den Baron Arnau.

Ich übersende Ihnen hier einen Brief, den mir meine Freundin, Ihre Schwester, die Gräfin Wolga für Sie gegeben hat. Sie machte mir

Hof-

Hoffnung, daß Sie großmüthig genug ſeyn würden, einen Theil der Freundſchaft, die ich durch Entfernung von ihr entbehren muß, zu erſetzen. Die Reiſe hat mich ſo angegriffen, daß ich Ihnen nicht perſönlich meine Aufwartung machen kann und Ihre Befehle in dem Gaſthofe erwarten muß, in welchem ich abgeſtiegen bin.

Die Gräfin Wolga an den Baron Arnau.

(Einlage des vorigen.)

Ich weiß, mein theurer Bruder, daß ich Dich nur bitten darf, Deine Sorgfalt auf die Perſon zu wenden, durch welche Du dieſen Brief erhältſt, und ich bin der Gewährung meiner Bitte gewiß. Es iſt die Marquiſe St. Albain, die ſeltſame Wendung ihres Schickſals hat ihr Gemüth ſehr verſtimmt und ich glaube, daß Deine Heiterkeit, die Dich niemals verläßt, ſehr viel zu ihrer Aufmunterung beitragen kann. Wenn ich nicht glaubte,

daß

daß ihre Abwesenheit sehr viel zur Wiederherstellung ihrer Ruhe beitragen konnte, so würde ich mich schwer darüber trösten, daß ich von ihr entfernt leben muß. Ja, ich habe jezt die kühne Hoffnung, daß ich sie vielleicht wieder mit ihrem Gemahl vereinigen kann. Er muß es ihr verzeihen, daß sie bei ihrer Jugend und Unschuld die Welt nicht kannte und sich auf einige Zeit aus seinen Armen reissen ließ; aus ihrem Herzen war er ja doch niemals verbannt, davon habe ich so deutliche Spuren, und wenn der heftige Schmerz über ihre getäuschte Hoffnung nur etwas vorüber ist, so kehrt die Liebe zu ihm gewiß mit aller Kraft zurük.

Dies ist, wirst Du finden, eine sehr unvollkommene Erzählung ihres Schiksals, ich werde sie aber in meinem nächsten Briefe ergänzen. Julie will heut noch abreisen, es ist mir so schmerzlich, mich von ihr zu trennen und die Eile, womit alle diese Entschliessungen gefaßt werden müssen, überrascht mich so sehr, daß ich mehr als jemals die ruhige Fassung verlohren habe, die Du so oft ge-

rühmt

rühmt haß. Ich wiederhole Dir nur noch einmal meine Bitte, alles zur Erheiterung meiner Freundin beizutragen und empfehle mich Deiner Liebe und Deinem Andenken.

Der Baron Arnau an die Gräfin Wolga.

Bis jezt habe ich noch mit niemanden ein so lebhaftes Mitleiden empfunden als mit der Marquise. Ich erhielt Deinen Brief mit einem kleinen Zettel von ihrer Hand, worin sie mir meldete, daß ihre Gesundheit keinen persönlichen Besuch erlaubte. Was war natürlicher, als daß ich sogleich zu ihr eilte. Ich erstaunte. — Ich hatte sie mir ein wenig blaß mit einer schwermüthigen Miene gedacht. — Sie lag auf einem Sopha und konnte sich mit Anstrengung kaum ein wenig aufrichten, die Blässe ihres Gesichts war unbeschreiblich rührend, man sah es ihr an, daß ein innerlicher Krampf alle ihre Nerven lange in einer gewaltsamen Spannung erhalten hatte, und dieser

Ausdruk von Ruhe, den nur die gänzliche Erschlaffung hervorbrachte, war erschütternd. Sie schlug ihre großen Augen auf und sahe mit Kälte und Ruhe in die meinigen. Ich erbot mich zu ihrem Dienste. sie bestrebte sich zu lächeln, und das Zukken ihres Mundes war fast krampfhaft. Ich schlug ihr vor, ihre Wohnung in meinem Hause zu nehmen, und sie ließ es sich ohne Einwendung gefallen. Gestern habe ich sie und ihre Sachen zu mir herschaffen lassen, aber bis jezt habe ich noch wenig Gebrauch von meiner guten Laune machen können, ja sie ist mir über den Anblik dieser Zerstörung fast vergangen. Ich hoffe auf Unterstüzung; mein Sohn Ferdinand kömmt in einigen Tagen von der Universität zurük. Als er hinging, war er ein munterer Bursche, und ich hoffe, daß er nach seiner Zurükkunft noch sein. Lebe wohl, ich will Dir von Zeit zu Zeit Nachrichten von meinem neuen Gaste geben.

Die Gräfin Wolaa an den Baron Arnau.

Wie sehr hat mich Dein Brief betrübt! — Ach, meine arme Freundin! ich glaubte nicht, daß sie so erschüttert seyn würde! Ja, ihr Brief, worin sie von mir Abschied nahm, hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir bald alle vereinigt und glüklich leben könnten, er schien mir für ihren damaligen Zustand mit vieler Ruhe und Fassung geschrieben.

Lieber Bruder, wie sonderbar fügt sich das Schikſal unserer Freundin; ihr Gemahl ist hier, es ist mir kein Zweifel. Mein Gemahl traf vor einigen Tagen bei einer Jagd einen Fremden, der mit einem Bedienten zu Pferde reiste. Er erkundigte sich bei meinem Gemahl nach dem Wege: er nannte sich Chevalier Breven, er sagte, daß er in Teutschland zu seinem Vergnügen reise, und besonders in diesen schönen Gegenden es angenehmer fände zu Pferde zu reisen, als sich durch Postpferde von einer Station zur andern mühsam fortbringen zu lassen. Er erkundigte sich

bei meinem Gemahl nach Fernando del Franco, und da dieser ihm keine Auskunft darüber geben konnte und keine Ahndung davon hatte, daß Fernando del Franco und sein Freund und angenehmer Gesellschafter, dessen Verlust er noch betrauerte, und der sich ihm und jedermann hier Chartres nannte, eine und dieselbe Person sey, so entschloß er sich, in meines Gemahls Gesellschaft zur Stadt zu reiten. Mein Gemahl hatte ihn auf den Abend eingeladen und er hatte die Einladung angenommen. Schon daß er ein Franzose sey, hätte mich sehr begierig gemacht, aber die Frage nach Fernando machte, daß ich seine Gegenwart kaum erwarten konnte. Endlich wurde es Abend; er erschien und seine finstere Stirn, die er sich der alten Lebensart zu gefallen aufzuheitern zwang, seine feurigen Augen, deren Glut doch noch durch eine Traurigkeit, die sie beschattete, gemildert wurde, rührten mich innig. Und als ich nun an seinem Finger einen Ring mit dem Namen Julie erblickte, worauf sein schwermüthiger Blik zuweilen ruhte, wurde es mir fast Gewißheit, daß es niemand anders als der Ge-

mahl

mahl meiner Freundin seyn könnte und ich gestehe, daß, als ich seine Gestalt betrachtete, die ich mir ganz anders gedacht hatte, zum erstenmale ein recht ernstlich tadelnder Gedanke an Julien in mir aufstieg. Ich wollte meiner Sache gewiß seyn und beredete ihn, an einer Maskerade, die der Graf Hochberg, um den Geburtsort seiner Gemahlin zu feiern, auf den folgenden Tag bestimmt hatte, Antheil zu nehmen: er versprach es, wie es schien, aus Höflichkeit. Als er uns verlassen hatte, scherzte mein Gemahl mit mir über den lebhaften Antheil, den ich an den Fremden genommen hätte; mich kümmerte dieser Scherz wenig, meine Sorge war, für den folgenden Tag eine Maske zu finden, die mich dem Chevalier ganz unkenntlich machte. Meine ziemliche Grösse machte endlich, daß ich auf den Einfall gerieth, in Männertracht den Ball zu besuchen. Es machte mir wenig Mühe, unter den Masken den angeblichen Chevalier zu finden, er stand, an einem Fenster gelehnt, in Gedanken verlohren, ich näherte mich, nahm seine Hand und sagte mit verstellter Stimme: St. Albain. Er fuhr zusammen

men und sein Erschrekken verrieth zu deutlich, daß ich mich nicht betrogen hatte. Nur seiner Bestürzung verdanke ich es, daß ich ihm entkommen bin: denn ich bemerkte, daß, so wie er sich erholte, er mir nacheilte. Ich verließ den Saal, ehe er mich erreichen konnte und begab mich nach meiner Wohnung. Ich habe den Marquis nun heute wieder gesehen, ich wage aber nicht, ihm etwas von seiner Gemahlin zu sagen. Denn mit welchem Herzen konnte sie ihn jezt empfangen? Ich halte daher für das Beste, daß ich mich über seine Verhältnisse unwissend stelle und mit dem Chevalier umache, bis es ihm vielleicht selbst ein Bedürfniß ist, sich mir näher zu vertrauen: dann will ich jede gute Gelegenheit nützen, um sein Herz völlig seiner Gemahlin geneigt zu machen. Bis dahin kann ich nichts weiter thun, als ihn hier so gut zu beschäftigen und so lange aufzuhalten, wie es mir möglich seyn wird, damit sich diese beiden Leute nicht noch weiter von einander trennen.

Könntest Du, lieber Bruder, mir nur bald bessere Nachricht von meiner lieben Julie geben!

Ich

Ich wage es nicht, ihr zu ſchreiben; ich möchte gern eine jede Bewegung ihres Gemüths vermeiden, und kann alſo nichts weiter thun, als Dich noch einmal um Deine ganze Sorgfalt für ſie zu bitten.

Der Marquis St. Albain an die Baroneſſe Dormain.

Ich bin ſo unglüklich, daß ich Ihnen immer noch keine Nachricht von Ihrer Julie geben kann. Ich bin hier in V . . ., wo ich ſie ſicher anzutreffen glaubte, aber bis jezt iſt alle meine Mühe vergeblich geweſen. Und doch kann ich dieſen Ort nicht verlaſſen. Fernando, der Schurke iſt hier und wenn Julie noch in ſeiner Gewalt iſt, ſo iſt ſie mit ihm hier verborgen. — Auf einer Maſkerade nahm eine Maſke meine Hand, und nannte meinen Namen. Es war Fernando's Geſtalt, es war ſeine Stimme. Ein augenblikliches Erſtaunen feſſelte mich an den Boden, indeß entwich der feige Schurke meiner Rache. Mein

Blut

Blut siedet seit diesem Augenblik, ich bin rastlos bemüht, ihn zu finden und meine reinlichste Sorge ist, daß er mir entkommen wird. — So wird das Gerücht ja meiner nicht verspotten, es wird ihn mir ja nicht zeigen und ihn mir dann entführen lassen! — Ist denke ich, ob ich mich wohl irre, aber es war gewiß Fernando, der Klang seiner Stimme ist mir so gegenwärtig als seine Gestalt. —

Ich bin jezt so innig bewegt, wenn ich eine Geschichte lese, die mit der meinigen nur einige Aehnlichkeit hat. Alle Zungen sind hier beschäftigt, einen Vorfall zu wiederholen, der sich kürzlich ereignet hat. Ein gewisser Charrres hat nur eine ganz kurze Zeit hier mit seiner Gemahlin gelebt. Jedermann beschreibt die Liebenswürdigkeit dieses Paares, besonders des Mannes. Seine Frau hat ihn plözlich verlassen, und die allgemeine Stimmung ist gegen sie, nur allein die Frau Helga vertheidigt ihre Freundin, sie behauptet, es könne Veranlassungen geben, die jedermann verborgen wären, und die Frau völlig ent-

entſchuldigten. Indem ſie dies ſagte, trafen ihre Augen mich, ich verlohr die Faſſung, und wäre ſie mit meiner Geſchichte bekannt, ich würde es für einen Vorwurf halten.

Doch verzeihen Sie. Das ſeltſame Mitleid, welches mich ergreift, wenn ich an dieſen Charakteres denke, macht, daß ich mich ſo vergeſſe, Ihnen darüber zu ſchreiben: Sie können ſich dafür nicht intereſſiren, ja Ihnen ſind die Perſonen nicht einmal bekannt, mit denen ich jezt lebe.

Ich will mich der Gräfin Wolga vertrauen, durch ihres Mannes Beiſtand, der in ausgebreiteten Verbindungen lebt, gelingt es mir vielleicht, eher etwas von unſerer Julie zu erfahren.

Der Baron Arnau an die Gräfin Wolga.

Unſere Julie wird jezt nach und nach ein wenig munterer: das iſt doch die angenehmſte Nachricht, die

die ich Dir geben könnte. In der That, es ist lächerlich: Du hast den Mann unter Deiner Aufsicht und ich die Frau, nun dürften wir uns beide in unsere Anvertrauten verlieben, so würden wir wahrscheinlich ein ganz anderes Interesse bekommen und uns nicht mehr so eifrig bemühen, sie zu vereinigen. Wenn Prinz Ferdinand giebt sich alle Mühe, etwas zu Julens Erheiterung beizutragen, aber der arme Edelm wird schlecht dafür belohnt, er muß zu seinem Unglük Ferdinand heissen, und schon dieser Name macht ihn bei seiner Gattin verhaßt, denn sie wird dadurch an ihren Fernando erinnert. Ich glaube wohl, daß sie oft nicht so ruhig ist, als sie scheinen möchte, aber es ist doch etwas, daß sie schon so viel Rüksicht auf uns nimmt. Sie hat mir auch ihre Lebensgeschichte erzählt, und es hat mich gerührt, mit welcher Liebe sie an ihrer bejahrten Freundin, an einer Baronesse Dormain, hängt. Ich sagte scherzend, es wäre mir angenehm, daß sie die Fähigkeit hätte, mit solcher Zärtlichkeit auch Freunde zu beglükken, die in den Jahren so weit von ihr verschieden wären, und ich machte mir nun

Hoff-

Hoffnung, daß ſie auch mich unter ihre Freunde aufnehmen würde. Thränen kamen in ihre Augen und ich bereuete meinen Scherz. Zur Vergeltung, daß ſie mich ſo offenherzig mit ihrem Lebenslaufe bekannt machte, verſprach ich ihr auch den meinigen. — Und denke nur nicht, daß ich ihr etwas verhehlen werde; im Gegentheil, ich habe eine rechte Luſt, mich aller Vorfälle wieder zu erinnern und ein jedes Vergnügen noch einmal zu genieſſen. Daß ſich Julie um vieles beſſer befindet, iſt ſchon daraus zu ſchlieſſen, daß es ihr einzefallen iſt, an Dich zu ſchreiben. Sie hat mir eben dieſen Brief gebracht und ich lege ihn Dir bei. Lebe wohl! man darf Dich wohl kaum ermuntern, eben ſo thätig für das Wohl des Marquis zu ſeyn, wie wir uns hier beſtreben, ſeiner Gemahlin nüzlich zu werden? Diesmal kann man uns gewiß nachrühmen, daß wir die Pflichten der Menſchlichkeit mit einem lobenswerthen Eifer erfüllen.

Die Marquise St. Albain an die Gräfin Wolga.

(als Einlage des Vorigen.)

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mich an Menschen empfohlen haben, deren erkenntlichee Geschäft es zu seyn scheint, alles zu meiner Erhaltung und Ermunterung beizutragen. Ach, liebe Freundin, ich werfe es mir oft vor, daß ich so undankbar seyn muß! — Wie gut sind diese Menschen! wenn alle Versuche vergeblich sind, wenn ich durch nichts zu bewegen bin, einigen Antheil zu nehmen, niemals straft mich nur ein verdrüßlicher Blik, daß ich mich unfreundlich sträube, dem Wohlwollen mich hinzugeben. Ich sehe oft ein, wie unverzeihlich ich handle und zwinge mich zu einer frohen Laune und die verstellte Fröhlichkeit, die dann aus Ihres Bruders Augen leuchtet, beschämt, verwirrt mich, daß ich ihm nur Verstellung bieten kann, Thränen fließen aus meinen Augen und ich fühle mich elender als zuvor.

O, hätten Sie mich meinem Schikſal überlassen, so hätte kein Auge theilnehmend auf mich geblikt,

geblikt und ich wäre vielleicht in dieser Dumpfheit der Sinne hingeſterben. Nun hat mich die Krankheit verlaſſen und da körperliche Schmerzen mich nicht mehr zerſtreuen, ſo ſehnt ſich die Seele, die drükkende Bürde abzuſchütteln, die ſie zu Boden drükt. Ohnmächtig ſinke ich aber nach jedem Verſuch zurük und ſchweife ängſtlich umher, wer mir helfen könnte. Die Bilder aller derer, die ich liebe, kommen vor meiner Seele; ich berede mich oft, daß meine mütterliche Freundin, wenn Sie mir verzeihen könnte, meinen Muth aufzurichten vermöchte, aber indem ich mich mit dieſem Gedanken zu tröſten ſuche, kann ich nicht daran glauben, ich fühle zu gut, ich würde in ihrer Gegenwart verzweifeln. Wenn ich an den Marquis denke, ſo bebt meine ganze Seele bei dem Gedanken, wie ich ihn beleidigt habe; er kann mir nie verzeihen. Schmachtend heſte ich meine Augen auf Fernando's Bild. Ach, ich war ſo glüklich in dem Traum, eine brennende Sehnſucht erfüllt meinen Buſen. — Mußte denn das Schikſal ſo grauſam ſeyn? Warum mußte ich denn den ſchrekklichen Irrthum erken-

nen?

nen? O welchen Ersatz hat die Welt für das, was ich verlor!

Meine unglückliche Stimmung macht, daß ich gegen alle, die mich umgeben, ungerecht seyn muß. Ihr Neffe bemüht sich um mich so gütig und ich kann seinen besten Willen nur mit der größten Abneigung belohnen. Warum muß er diesen unglücklichen Namen führen, und warum muß sein Vater ihn in einer Stunde vor meinen Augen binden und diesen Namen nennen, wo ich lebhaft mit allem Reichen an Fernande dachte? das Gefühl dieser Stunde ergreift mich, so oft ich ihn sehe und wenn ich nicht ganz Herr über mich bin, so kann ich ihm kaum die Höflichkeit bezeugen, die wir jedermann schuldig sind. Was werden Sie von mir denken? Mit Recht erwarten Sie, daß ich Ihre Güte dankbar erkennen sollte und ich — o ich kann nichts als klagen. Haben Sie Geduld und Mitleid mit mir, mein Uebel verwirrt entweder meinen Körper, oder ich werde noch so weit wieder genesen, daß ich Ihnen mit vollem Herzen danken kann.

Julie Saint Albain.

Zweiter Theil.

Dresden
bei Heinrich Gerlach
1801.

So unermüdet auch der Baron Arnau und sein Sohn bemüht waren, die Marquise zu zerstreuen, so wollte es ihnen doch nur selten gelingen. Der junge Baron besonders wollte bei jedem Mislingen verzweifeln, Juliens Augen, wenn sie lächelte, hatten für ihn einen Reiz, den er nicht nennen konnte. Der Vater bemerkte, daß sich die erste Liebe in des Sohnes Herz schlich, und lächelte über diese Bemerkung, denn er gedachte dabei der glüklichen und lustigen Zeit seines Lebens, wo er in diesem süßen Rausche tausend Thorheiten begangen hatte. Nur daß die Liebe auf seinen Sohn so traurig würkte, war ihm zuwider, und der Jüngling mußte oft des Vaters Scherz über den Zustand seines Herzens leiden.

Ferdinand fühlte sich gekränkt, wenn sein Vater über eine Empfindung scherzen konnte, die ihn so elend machte, und die er zugleich für das Höchste hielt, was der Mensch zu empfinden vermag. Julie konnte die Liebe Ferdinands nicht bemerken, da sie nur immer mit der Abneigung gegen ihn zu kämpfen hatte. An einem schönen heitern Abend giengen alle drei in dem Garten des Barons spazieren, als sich Julie mit den Worten an den Baron wendete: Sie haben mir schon lange einmal Ihre Lebensgeschichte versprochen, es ist ein so schöner Abend, wir können noch lange im Freien bleiben. Sie sollten den Anfang machen und dies Versprechen erfüllen. — Wenn es Ihnen ein Vergnügen macht, erwiederte der Baron, so will ich es gerne. Ob gleich, fuhr er scherzend fort, mein Sohn nicht dabei seyn sollte; denn da ich mir vorgenommen habe, aufrichtig gegen Sie zu seyn, so möchte manches darin vorkommen, was seine Hochachtung für mich vermindern könnte, wenn sie sich bei ihm auf nichts anders gründet, als daß er sich bis jetzt noch nicht gedacht hat, daß ich auch einmal

jung

sung gewesen bin. Er reichte seinem Sohne die Hand, dieser drükte sie herzlich, und alle drei senten sich in eine Laube nieder und der Baron fing seine Erzählung an:

Ich und Ihre Freundin sind Geschwister von einem Vater, aber nicht von einer Mutter, also können Sie es sich leicht erklären, woher es kommt, daß sie um so viel jünger ist als ich. Meine Stiefmutter mochte wohl mit Recht manches an mir auszusetzen haben, kurz, ich entschloß mich, eine Universität zu besuchen. Meine Schwester war, als ich diesen Vorsatz faßte, kaum zwei Jahre alt. Mein Vater fand, daß es wichtig sey, auf diesen Fall für einen Hofmeister zu sorgen, der mich begleitete, mehr weil es die Mode so erforderte, als daß er etwas dabey hätte, wie sehr ich einiger Aufsicht bedürfte. Da nun von einem Hofmeister weiter nichts verlangt wurde, als daß er mich begleiten sollte, so wurde bald ein tüchtiges Subjekt gefunden, und ich reiste in kurzem mit meines Vaters Segen und einer ansehnlichen Summe Geld ab.

Von meinem Leben als Student mag ich Ihnen nichts weiter erzählen, man kann es so vielfach gedruckt lesen, und jeder, der einmal Student gewesen ist, kennt kein grösseres Vergnügen als davon zu erzählen, daß es jedermann zum Ueberdruß bekannt wird, und so können Sie sich das meinige ungefähr denken. Auch habe ich es auf diesem Sitz der Weisheit nicht gar lange getrieben, ein Vorfall, der mir ungemein viel Galle erregte, machte, daß ich diesen Aufenthalt des Glücks sehr bald verließ.

Ich liebte, und das erstemal, daß diese Empfindung mein Herz berührte, glühte ich für die Tochter eines Bürgers. Wer kann sich nicht alle thörichte Plane denken, die ich damals entwarf? Jeder kennt ja die Macht, die alle unsere Sinne gefangen nimmt, wenn wir zum erstenmal lieben.

Der Baron blikte bei diesen Worten auf seinen Sohn, dessen Wangen hochroth glühten, und der es nicht wagte, die Augen gegen seinen Vater

Vater oder gegen Julien aufzuheben. — Der Baron fuhr mit der größten Ruhe fort:

Wenn man zum zweitenmale liebt, iſt man ſelten ſo begeiſtert, folglich auch nie ſo blind. Da es aber bei mir das Erſtemal war, ſo iſt es natürlich, daß meine Geliebte eine Göttin ſeyn mußte, von deren Blikken ich abhing. Ich betrachtete es als eine Herablaſſung, wenn ſie mich mit ihrer Liebe beglükken würde, und daß ich ſie, wenn dies Glük für mich eintrete, heirathen würde, verſtand ſich von ſelbſt. Meines Vaters Einwilligung zu erhalten, ſchien mir die kleinſte Schwierigkeit, weit mehr zitterte ich, daß ſie mich verwegen finden und mir verbieten würde, ferner an ſie zu denken.

Mein Hofmeiſter, der den Zuſtand meines Herzens errieth, ſuchte mich zu tröſten und verſprach mir ſeinen Beiſtand. Ich war ſo einfältig, nicht zu bemerken, daß er ſelbſt eine Neigung zu dem Mädchen hatte. Unter dem Vorwande, daß er mich noch nicht zu nennen und

von meiner Liebe noch nicht zu sprechen wage, machte er für mein Geld Geschenke in seinem Namen, und beförderte dadurch sein eigenes Bestes so sehr, daß er von dieser Schönen, die ich für so grausam hielt, nicht nur die Erlaubniß bekam, sie zu jeder Stunde zu besuchen, sondern sie belohnte seine Liebe durch eine so ausgezeichnete Aufmerksamkeit, daß sie ihn auf meinem eigenen Zimmer besuchte, wenn man versichert seyn konnte, daß ich nicht so bald nach Hause kommen würde. Da ich von dieser entsetzlichen Treulosigkeit keine Ahndung hatte, so können Sie sich mein Erstaunen denken, als ich einmal, da ich meine Börse vergessen hatte, unvermuthet zurückkam, und sie in einer so zärtlichen Umarmung auf meinem eigenen Sopha hingesunken fand, daß auch dem Allerei fältigsten über den hohen Grad ihrer Liebe kein Zweifel blieb.

Wir machten gewiß alle drei eine sehr lächerliche Gruppe; denn ich stand mit weit geöffneten Augen wie eingewurzelt an der Thür. Mein

Hof-

Hofmeiſter ſprang aus den Armen ſeiner und meiner Geliebten auf, und ſuchte mit den Augen nach einem Ausgange; da aber das Zimmer nur dieſe eine Thür hatte und ich unbeweglich davor ſtehen blieb, ſo war es ihm nicht möglich zu entkommen. Das Mädchen hatte, nachdem ſie ihren Anzug wieder geordnet hatte, die meiſte Faſſung, ſie trat zum Fenſter, und nachdem ſie eine Zeit lang herunter geſehen hatte, und wir uns immer noch nicht bewegten und keinen Laut von uns gaben, erklärte ſie, ſie wolle nach Hauſe gehen, ich möchte ihr Platz machen, und als ich immer noch ſtand, ſagte ſie unwillig: es würde ſpät, ſie müſſe fort: was die Leute von ihr denken ſollten, wenn ſie ſo in der Nacht nach Hauſe käme? — Dieſe Beſorgniß für ihren guten Ruf machte, daß ich in ein lautes Gelächter ausbrach und von der Thür zurücktrat. Mein Hofmeiſter konnte keine beſſere Parthie ergreifen, als daß er mitlachte, ſo ſehr als er ſich nur immer dazu zwingen konnte. Die Schöne aber fand ſich durch dieſes Verſpotten ihrer beiden Liebhaber ſo ſehr beleidigt, daß ſie in einem Strom von

Thränen ausbrach, und mit weinender, ja fast heulender Stimme eine Menge Worte hervorströmen ließ, die wahrscheinlich Vorwürfe für meinen Heimeiser waren, wovon wir aber nichts verstanden als den Schluß, daß er nie wieder in ihrem Hause und vor ihren Augen erscheinen sollte. — Bei diesen Worten drängte sie sich neben mir zur Thür hinaus. Mein Heimeiser hielt mich für versöhnt, da er mein Erstaunen in eine solche Lustigkeit hatte ausbrechen sehen. Ich verließ schnurgrad das Zimmer, und schrieb ihm am Morgen ein kurzes Billet, worin ich ihn bat, seine Wohnung in einem andern Hause zu nehmen. ich schikte ihm zugleich eine ansehnliche Summe Geld und erbot mich, unsere Trennung bei meinem Vater zu verantworten. So befreite ich mich von diesem Heimeiser: von meiner Liebe war ich auch völlig geheilt, und nun beschloß ich, die Universität zu verlassen und eine Reise zu machen. Daß ich Frankreich erwählte, versteht sich von selbst. Es war die allgemein herrschende Mode, dies Land zu besuchen, und man durfte nicht dreist einen Anspruch darauf machen, ge-

bildet

bildet zu ſeyn, wenn man ſich nicht wenigſtens einige Monate in Paris aufgehalten hatte.

Mein Vater, der mich liebte, verſagte ſeine Einwilligung zu dieſer Reiſe nicht, und meine Stiefmutter war gern damit zufrieden, meine Grillen mochten mich hinführen, wohin ſie wollten, wenn ich nur nicht auf den Einfall kam, in meines Vaters Hauſe zu wohnen.

Ich hatte mich ſchon einige Monate in Paris aufgehalten, wo ich aus Grille den Namen eines Grafen Hochberg führte, als ich einen Edelmann kennen lernte, der ſich Vandaume nannte. Er war der Vormund ſeiner Nichte, der einzigen Tochter ſeines verſtorbenen Bruders, die in ſeinem Hauſe lebte. Herr von Vandaume war ein luſtiger Mann, der gern an Beluſtigungen der Jugend Theil nahm. In ſeinem Hauſe war faſt täglich eine Verſammlung von vielen Herren und Damen, die alle von der ausſchweifendſten Munterkeit beherrſcht wurden, und nie ſahe man den Herrn von Vandaume anders ein verdrüß-

nichts Gesucht machen, als wenn seine Nichte durch nichts zu bewegen war, in die allgemeine Lustbarkeit mit einzustimmen. Dies junge Frauenzimmer war beständig ernsthaft, und nicht selten bedeuteten ihre tadelnde Blicke die jungen Liebhaber und Coquetten, die unter ihren Augen kleine Intrigues anspannen. Auch die Liebe betrachtete sie so ernsthaft: sie war der Meinung, daß man alle Leidenschaften in seiner Gewalt behalten müsse, seiner Liebe dürfe man sich nur überlassen, wenn man bei dem geliebten Gegenstande eine Uebereinstimmung der Neigung bemerke, und dann müsse auf die Liebe unmittelbar die Ehe folgen. Darum tadelte sie einen jeden kleinen Zeitvertreib, den sich die armen Sterblichen so oft zu Schulden kommen lassen, mit der größten Strenge. So wenig nun ein solcher Charakter dazu gemacht schien, daß man sich ihm auf einem kleinen Roman zu nähern wagte, so war doch auch dieses Schicksal, nicht weil ich eine besondere Neigung für diese Dame gehabt hätte, ob sie sich von mehr als gewöhnlicher Schönheit war, sondern weil von allen meinen Bekann-

ten

ten keine andere frei war. Ich näherte mich also mit meiner Liebe und meine Aufmerksamkeit wurde beſſer belohnt, als ich dachte. Sie glaubte, da ſie ihre Grundſätze ſo oft bekannt gemacht hätte, daß ſich ihr kein Sterblicher nähern würde, welcher nicht gleiche Geſinnungen habe. Unſere Freunde fanden viel Gelegenheit, ihren Witz an uns zu üben, daß der Deutſche mit ſeiner ernſthaften Liebe ſich mit dieſer mehr als ernſthaften Franzöſin vereinigte. Es wurde mir von allen Damen Schuld gegeben, daß ich die Franzöſiſche Lebhaftigkeit nicht zu ſchätzen wüßte, da ich mein Herz an der einzigen unter ihnen verſchenkt hätte, welche gar keinen Anſpruch darauf machen ſollte, eine Franzöſin zu ſeyn.

So verging ein Tag nach dem andern in der fröhlichſten Laune, bis ein Vorfall machte, daß ich Paris, ja gar Frankreich verließ. Es war ein junges Mädchen von einem reichen Edelmann, wie es hieß, mit Gewalt entführt worden, alle unſere Freunde waren einſtimmig, das Mädchen zu bedauern, nur allein das Fräulein Pandorine behauptete, daß wir unſer Mitleid ſehr übel an-

brächt-

brächten. Und als wir eine Erklärung forderten, fuhr sie sehr ernsthaft fort, daß das Mädchen gewiß ihre Einwilligung dazu gegeben habe; sie erklärte, daß sie durchaus nicht geneigt sey zu glauben, daß es in der Macht des Mannes stände, ein Mädchen so zu überlisten. Wir führten anfangs ernsthaft manche Beispiele an, Fräulein Vandaume konnte aber so künstlich die Umstände zusammenfügen, daß man wenigstens die Wahrscheinlichkeit nicht ableugnen konnte, alle entführte Damen hätten ihre Einwilligung zu der Entführung gegeben. Die Damen in der Gesellschaft wurden fast empfindlich, daß Fräulein Vandaume sich mit ihrer Tugend so sicher glaubte; die Männer, nachdem die ernsthaften Beispiele nichts hatten helfen wollen, fingen scherzend an, alle Entführungen aus Rittergeschichten zu zitiren und Fräulein Vandaume gab endlich zu, daß es zu Rolands Zeiten möglich gewesen wäre, ein Fräulein mit Gewalt zu entführen. Ich will dir vor Abend noch unwiderleglich beweisen, rief endlich der Onkel, daß es auch jetzt noch möglich sey und nun kein Wort mehr davon. Bald darauf schlug

Herr

Herr von Vandamme vor, man ſollte bei dem ſchönen Wetter nach einem Landhauſe fahren, das nur einige Meilen von Paris entlegen war: die ganze Geſellſchaft war gleich dazu bereit und nun nahm er mich beiſeit und theilte mir ſeinen Plan mit, den auszuführen ich mich auch willig finden ließ. Wir nahmen unſere Maasregeln, Herr von Vandamme hatte nemlich beſchloſſen, auf ſeiner Nichte Unkoſten, einen Abend unter recht frohlichem Gelächter hinzubringen. Ich ſollte bei dieſer Spatierfahrt mit ihr in einem Wagen allein fahren: dies lies ſich ganz ungezwungen einrichten, aber ſtatt mit ihr nach dem Landhauſe zu kommen, hatte der Kutſcher Befehl, nach einem kleinen Meierhof zu fahren, den Herr von Vandamme beſaß und den ſeine Nichte nicht kannte, ich ſollte einige Stunden dort mit ihr verweilen, Herr von Vandamme wollte die Geſellſchaft ſchon vorher unterrichten, und ein allgemeines Gelächter ſollte uns bewillkommen, und die Dame ſollte gewahr werden, daß das männliche Geſchlecht dem ihrigen an Liſt und Klugheit überlegen ſey.

Dieſer

Dieser Plan wurde sehr gut ausgeführt, ja weit besser, als es Herr von Vandaume wollte. Ich stieg mit der Nichte in den Wagen und verwickelte sie sogleich in ein Gespräch über ihre Lieblingsmaterie, so daß wir schon weit von der Gesellschaft entfernt waren, ehe sie es bemerkte. Ich erwiederte auf ihre Frage, daß der Kutscher einen Nebenweg genommen hätte, und daß wir auf der Hauptstraße bald mit den übrigen zusammentreffen würden. Sie ließ sich damit beruhigen, und ich fing nun ein herrliches Gespräch an, das ihr, wie ich sehr deutlich sahe, trotz ihrer strengen Tugend nicht unangenehm war. Ich hatte die Einsamkeit im Wagen mit ihr so benutzt, daß ich schon manchen Kuß von ihren Lippen geraubt hatte, als der Wagen vor dem Reiterhofe hielt. Sie erschrak heftig, als sie sich in einer ganz fremden Gegend sah, ich hob sie aus dem Wagen und trug sie in das Haus. Die Besitzer des Hauses waren schon vor unserer Ankunft von dem Herrn von Vandaume unterrichtet worden, wie sie sich zu verhalten hatten; es ließ sich also niemand von ihnen sehen; ich schloß

nach

nach meiner vorgeſchriebenen Regel die Thür ab und in demſelben Augenblik nähte ſie Ihnen Bandbaume zu meinen Füßen und bat und beſchwor mich, ſie in Freiheit zu ſetzen. Sie nahm den Verfall ſo ernſthaft, daß ich aus Mitleid ebenſo erwiedern mußte, denn ich konnte den Gedanken von ihrer Beſchämung nicht ertragen, wenn ich ihr ſagte, das Ganze ſey nur ein Scherz. Endlich gelang es mir, ſie zu beruhigen, ſie hörte die Betheurungen meiner Liebe, welche durch den genoſſenen Wein noch feuriger wurden, gelaſſen an, ja, ſehr bald bemerkte ich, daß eine ganz andere Lebhaftigkeit als vor wenigen Augenblikken in ihren Augen brannte, ſie gab bald meine Küſſe eben ſo glühend zurük. — Soll ich Ihnen eine umſtändliche Beſchreibung von der gewöhnlichen Schwachheit zweier Menſchen machen? Wir waren beide berauſcht von den ſeltſamen Umſtänden, welche uns hier in dieſe Einſamkeit zuſammen brachten und uns verainnen die Stunden ſchneller, als denen, welche uns erwarteten, um ihre Laune an uns auszulaſſen.

Wir kamen endlich zur Besinnung und sahen uns mit seltsamer Bestürzung an, schüchtern fragte das Fräulein, wo wir uns befänden? es war nun nicht mehr möglich, ihr die wahren Umstände zu verhehlen. Mit Beschämung blickte Fräulein Nandaume vor sich nieder. Dieser Scherz, sagte sie, hat für uns eine sehr ernsthafte Wendung genommen. Sie sind ein Mann von Ehre, Sie wissen gewiß, was Sie mir schuldig sind. Ich bot ihr stillschweigend die Hand und führte sie zum Wagen. Wir lachten bei der Gesellschaft auf, und das schallende Gelächter jagte eine glühende Röthe in des Fräuleins Gesicht. Wir waren so glücklich, daß man unsere Verlegenheit nicht bemerkte, und des Fräuleins Stillschweigen auf die Beschämung zog, welche sie durch den allgemein Spott erlitt.

Als die Gesellschaft aus einander gegangen war und ich mich auf meinem Zimmer befand, überdachte ich die Worte des Fräuleins. Was konnte sie nach ihrem Betragen anders von einem Manne von Ehre erwarten, als daß er sie hei-

rathen solle? und dieser Gedanke war mir fürchterlich; ich fühlte, daß ich sie nicht liebte und konnte mich nicht entschließen, weil ein Scherz eine so ernsthafte Wendung genommen hatte, welche wieder für jeden, der nicht dabei interessirt war, noch lächerlicher seyn mußte, mein ganzes Leben aufzuopfern. Kurz, ich entschloß mich, Frankreich zu verlassen, und dies noch, ehe sich das Fräulein ihrem Oheim entdekken konnte.

Ich erdichtete Nachrichten von meiner Familie, welche mich mit der größten Schnelligkeit nach meinem Vaterlande riefen, und nahm schriftlich von dem Herrn von Vaukamme Abschied.

Die Gesellschaft bemerkte nun, daß es spät sei, der Baron sagte, daß die Abendluft der Marquise schädlich seyn konnte und versprach seine Erzählung den nächsten Abend fortzusetzen. Er hatte bemerkt, daß die Marquise schwermüthig geworden war und sein Sohn heftete im ernsten Nachdenken verlohren, den Blik auf den Boden. Er mußte beide noch einmal daran erinnern, daß sie hineingehen sollten, ehe sie ihm folgten.

Die Gräfin Bolaa an den Baron Arnau.

Ich lebe jetzt sehr angenehm in der Hoffnung auf die Zukunft. Der Marquis hat sich mir vertraut: er hat mir alle Umstände seiner Geschichte erzählt, und ich habe ihn und Julien recht sehr bedauert. Alle Leiden, die beide erfahren haben, sind nur die Folgen davon, daß böse Menschen sich erlaubten, ein leichtsinniges Spiel mit ihnen zu treiben. Der Marquis erzählte mir auch daß auf dem Balle eine Maske seinen Nahmen genannt hätte, und wunderbar ist es, daß er in dieser Maske Fernande zu erkennen geglaubt hat. Ich habe ihn diesen Irrthum gelassen, denn nun hätte ich ihn ja mit allem bekannt machen müssen, was mich zu dieser Probe veranlaßt hat.

Ich suche ihm den Fehltritt seiner Gemahlin so gelinde als möglich vorzustellen, und so nach und nach die Idee zu erwekken, daß er ihr verzeihen und sich wieder mit ihr vereinigen könnte.

Suche

Suche Du nur bei Julien dasselbe zu bewürken Ich gestehe, daß ich es immer nicht begreife, wie sie ihren Gemahl mit diesem Fernando hat vertauschen können, und wenn nicht der Marquis sie selbst so sehr entschuldigte, so weiß ich nicht, ob meine Freundin in meinen Augen noch so rein erscheinen würde, als ehemals, da ich ihren Gemahl nicht kannte. Ich habe ihn mir nach Juliens Beschreibung kalt, zurükschreckend gedacht, und finde einen Mann voller Empfindung, und wenn er sich nicht selbst anklagte, daß eine kleine Leidenschaft für die Gräfin Villars ihn kälter und nachlässiger gegen seine Frau gemacht hätte, so würde ich nicht glauben, daß er es seyn kann; mit solcher Wärme, ja mit solcher Leidenschaft spricht er noch immer von seiner Julie.

Meinen Gemahl habe ich zum Vertrauten gemacht, damit nicht seine Eifersucht, welche er oft scherzend äussert, alle unsere Plane storen möge. Ich habe so kühne Ideen, (es würde mir nehmlich schwer werden, Juliens und des

Marquis Umgang aufzugeben,) ob es nicht möglich wäre, daß sie gar nicht wieder nach Frankreich verzöge, sondern künftig in Deutschland, und zwar in unsrer Nähe wohnte. Daß Fernande beschlossen hat, Julien wieder aufzusuchen, habe ich Dir schon gemeldet. Da ich nicht weiß, wohin er gehen wird, um diesen Plan zu verfehlen, so ist es wenigstens möglich, daß er nach D... kommt: ich bitte Dich also, darnach Deine Maßregeln zu nehmen und Julien auf keinen Fall ohne Rückkehr zu lassen, denn sonst könnte leicht ein einziges Gespräch, wenn sie ihn sehen sollte, unsere besten Absichten vereiteln.

Der Marquis St. Albain an die Gräfin Wolgar.

Mich hat ein leichtes Fieber befallen, und ich muß mir auf einige Tage das Glük Ihres Umgangs verfagen, da es der strenge Wille des Arztes ist, daß ich in einiger Zeit das Zimmer nicht verlassen soll. Es ist ein hartes Geschik,

daß

daß ich gerade in diesen Tagen, da sich zu dem körperlichen Mißbehagen noch eine recht lebhafte Erinnerung der Vergangenheit gesellt, Ihres gütigen Zuspruchs entbehren soll. Ach, meine Freundin, wie stolz bin ich, daß Sie mir diesen Namen erlauben. Jezt, da ich Sie nicht sehen darf, fühle ich erst recht lebhaft, wie es mir zum Bedürfniß geworden ist. Ich fühle mich ohne Ihren Umgang verlohren. Ach, hätte es doch dem Geschik gefallen, uns in einem so engen Kreis zusammen gebohren werden zu lassen! Mein Herz sagt mir, alle die Leiden, welche auf mich und meine unglükliche Gattin herniederkamen, hätte Ihre Gegenwart von uns entfernt. Ich mache mir oft Vorwürfe, daß ich in Ihrer Gegenwart an meinen Vorsaz nicht recht lebhaft denken kann. Ich habe bei Ihnen zum erstenmal wieder Ruhe des Herzens gefunden, und kann mich nun nicht überwinden, Sie wieder zu verlassen: ein untrügliches Gefühl sagt mir, daß ich aufhören würde, ruhig zu seyn, wenn ich nicht mehr in Ihrer Nähe bin. — Ich will dieß Billet abbrechen, es sollte nur eine Entschuldi-

gung

gung enthalten, daß ich Sie in einigen Tagen nicht sehen kann, und ich hätte mich fast verleiten lassen, darin meines Herzens geheimste Wünsche auszusprechen.

Die Marquise St. Alban an die Gräfin Wolga.

Sie antworten mir nicht, meine theure Freundin. Wollen Sie weil mit mir zürnen, daß ich es in meinem Briefe wagte, mich Ihnen in allen meinen Schwächen zu zeigen? O theure, theure Freundin, verdammen Sie mich nicht, entziehen Sie mir Ihre Liebe nicht. Nie habe ich so sehr Ihr Herz bedurft als jetzt! Ach, wenn Sie mit mir zürnen, daß Sie immer noch in meinem kranken Herzen die Liebe zu Fernando finden, so werde ich Ihren Zorn noch mehr durch diesen Brief verdienen. Ich habe alles gethan, um ihn zu vergessen, und unauslöschlich steht sein Bild in meinem Herzen. Ach, und wenn ich ihn auch verdammen muß, wenn es auch nicht

nicht aus Liebe ſich mir zuerſt näherte, ach, als ich mich von ihm trennte, damals, ach damals liebt' er mich doch. Immer wieder ſchwebt ſein Bild vor meinen Augen! Wenn ein kleiner Zwiſt uns trennte, ich geſtehe es, ich ſahe oft mit heimlichem Vergnügen den Kampf ſeines Stolzes und ſeiner Liebe; wenn ich ihm ein offenbares Unrecht that, und blieb ihm immer kalt gegenüber ſitzen, bis ſeine Liebe den Sieg gewann, und er mit aller Zärtlichkeit und Wehmuth der Stimme ſagte: Julie, du thuſt mir Unrecht! Thränen kamen dann oft in ſeine Augen, und ich ſprang auf, warf mir meine Härte vor, trat zu ihm und ſchlang meine Arme um ſeinen Nakken, er drükte ſein glühendes Geſicht auf meinen zitternden Buſen und ließ frei ſeine Thränen fließen. Ach, in ſolchen Augenblikken fühlte ich, daß ich ihn für die Ewigkeit lieben muß, in ſolchen Augenblikken fühlte ich, daß auch er mich nie vergeſſen kann.

Ach, und jezt ſo oft iſt's mir, als hör' ich ſeine zärtliche Worte: Julie, du thuſt mir Unrecht!

recht! Ich streckte die Arme in die Luft, und ein schmächtiges Schmachten beklemmt meine Brust: nur noch einmal, noch einmal sollte er mich an seine Brust drücken, noch einmal mit seinen heissen Thränen meinen Busen netzen; mir ist, als wäre dann mein Herz auf lange befriedigt.

Verzeihen Sie mir: ich weiß, daß Sie meine Leidenschaft nicht entschuldigen, aber bei dem Schreiben gelang es mir, mich so zu erweichen, daß seit langer Zeit die ersten wohlthätigen Thränen auf meinen Augen flossen. Ich habe jetzt ausgeweint, und mir ist besser und leichter. So ein thörichtes Geschöpf ist der Mensch! Mir ist jetzt, als könnte ich Freundes Abwesenheit, die Abwesenheit aller Liebe ertragen. Ich wiege mich jetzt in Ruhe mit dem Gedanken ein: Wenn er abwesend ist, so werde ich ja durch seine Gegenwart nicht an seine Verrätherei erinnert, und er ist keine Gefahr für mich dabei, wenn ich sie vergesse, und in voller Ergebung mein Herz der Liebe überlasse, und ihn verehre, wie einen geholten Freund. Leben Sie wohl: Wenn Sie

mich

mich nicht Ihrer Freundschaft unwerth finden, so bitte ich, schreiben Sie mir.

Die Gräfin Wolga an den Baron Arnau.

Es kann mich oft Tage lang aus meiner guten Laune bringen, wenn sich das Schikſal recht bemüht, die Fehler der Menſchen wieder gut zu machen, und ſie ihm eben ſo raſtlos entgegenarbeiten. Alles vereinigt ſich ſo glüklich, um Julien und ihren Gemahl wieder zuſammen zu führen, und ſie kann nicht Herr werden über eine Leidenſchaft, die ſie ſelbſt verdammen muß.

Ehe ich Fernando's Niederträchtigkeit kannte, und als ich mir den Marquis nur aus Juliens Beſchreibung denken konnte, ſuchte ich ſie oft über ihren Fehltritt zu tröſten, ich hatte Mitleid mit ihrem Zuſtand, und nun? Als ſie mit Fernando verbunden war, lebte in ihrem Herzen das Gefühl des Unrechts, das ſie ihren Freun-

den

den unterhält hatte, und nun lebt nur noch der Gedanke an Fernande in ihrer Seele, jezt, da sie ihr ehemaliges Unrecht wieder gut machen konnte. Und der Marquis — ich möchte sagen, seine Seele ist reiner als Juliens, weniaßens ist er leichter zu seiner Pflicht zurükzuführen. Er war einige Zeit krank, und schrieb mir in dieser Krankheit einige Briefe, welche mich nur zu deutlich den Zustand seines Herzens errathen ließen, und doch brachte ein Gespräch von wenigen Worten ihn zu seiner Pflicht zurük.

Ueberraschend wird es Dir seyn, wie es mir war. Die Baroneße Dormain, Juliens Freundin, ist hier. Und wie sind so abwechselnd wunderbare Empfindungen in mein Herz gekommen als an diesem Tage. Ich sprach heut den Marquis nach seiner Krankheit zum erstenmal, und mußte eine mündliche Antwort auf seine Briefe geben. Du kannst Dir den Inhalt unseres Gespräches denken, es hatte mich sehr erschüttert und ich that eine Spazierfahrt vor der Stadt vor, um uns beide zu zerstreuen. Der

Mar-

Marquis war es zufrieden, und mein Gemahl konnte uns nicht begleiten. Wir ſtiegen vor dem Thore aus und lieſſen den Wagen langſam nachfahren. Wir ſprachen mancherlei, beſonders über Julien, und ich hätte dem Marquis ihren Aufenthalt entdekt, wenn ich nicht eben heut Juliens Brief erhalten hätte, woraus es mir ſo deutlich geworden war, daß ſie jezt noch nicht in der Stimmung ſey, ihn anzunehmen. Wir waren nicht lange gegangen, als eine bejahrte Dame von einem Mädchen begleitet uns entgegen kam. Der Marquis erſtaunte bei ihrem Anblik, ſie wurde bleich und rief mit zitternder Stimme: St. Albain! Der Marquis, der durch die Begebenheiten des heutigen Tages ſehr gefraunt war, rief in der heftigſten Bewegung, indem er vor ihr kniete: O! meine Mutter, können Sie mir verzeihen? — Wo iſt Julie? fragte ſie kaum hörbar, und er drükte ihre Hände lautſchluchzend an ſein Geſicht.

Ich trat hinzu, und als die Baronin mein Geſicht ſahe, verdekte ſie ihre Augen voll Thränen

nen vor mir, und eine fliegende Röthe färbte ihr bleiches Gesicht. Als endlich alle ein wenig ruhiger geworden waren, nannte der Marquis meinen Namen und sagte, wie vielen Antheil ich an Juliens Schiksale nähme. Ich bot der Baronin mein Haus zu ihrem Aufenthalt an, sie nahm mein Anerbieten an, und ihre seltsame Bewegung, wenn sie mit mir sprach, befremdete mich; sie bemerkte es und sagte: Ihr Gesicht hat einige Züge, die mich an einen frühen Freund und an manche Leiden meines Lebens erinnern. — Wir fuhren zusammen zurük, und die Baronin ist in meinem Hause; ich lerne sie in jeder Stunde mehr beobachten, und ihr werde ich es gewiß sehr bald vertrauen, daß ihre Julie nicht für sie verlohren ist.

Verſchiedene Tage waren verfloſſen und der Baron Arnau hatte noch immer nicht, wie er verſprochen hatte, Julien den Beſchluß ſeiner Geſchichte erzählt. Als ſie eines Abends wieder zu derſelben Laube kamen, ſagte Julie ſcherzend: Wir ſitzen hier wieder beieinander wie neulich, da Sie Ihr Leben zu erzählen anfingen, ich dächte, Sie lieſſen uns heute das Ende hören. Gern, ſagte der Baron, aber mir iſt es nur mit dem Anfange gegangen, wie einem Autor, der den Leſern nicht gefällt. Sie, mein liebenswürdiges Kind, wurden betrübt, ich will nicht hoffen, über die Schlechtigkeit des Werks, und Du, mein Sohn, wurdeſt ſo nachdenkend, als ob Du über die ſchlechte Moral Deines Vaters Betrachtungen anſtelliteſt. — Das denken Sie nicht im Ernſt von mir, erwiederte Ferdinand, indem er ſeinen Vater mit liebenden Augen anſahe. Dieſer kam

zlich wieder in seine gute Laune hinein und rief: Nun, ich muß euch den Schluß noch erzählen, weil ich es versprochen habe, aber ich will gewiß sehr bald damit zu Ende kommen: denn daß ich noch weitläuftig seyn könnte, dazu habt ihr den Anfang zu schlecht aufgenommen. Ich war so weit gekommen, wie ich Frankreich verließ. Von dem Fräulein Vandomme habe ich nichts mehr erfahren, wahrscheinlich hat sie einen andern Mann genommen und sich so über meinen Verlust getröstet. — Ich reiste nach Italien, und da mir mein erstes Abenteuer so glücklich gelungen war, so fing ich bald unzählige Intriguen an, ohne einmal eine ernsthafte Neigung zu empfinden, bis ich die schöne Isabella, meines Ferdinands Mutter, erblickte. Sie war verheurathet: das bewog mich aber nicht, meine Liebe zu bekämpfen, sondern ich sann nur darauf, ihr eine gleiche Empfindung einzuflößen. Und warlich, derjenige liebt nicht wahrhaft, für dessen Glut es Dämme giebt, sie einzuengen: die Schranken sind nur für die, welche ein leiser Wunsch anwandelt; wer von der Leidenschaft erfüllt

fällt wird, überspringt sie gewiß. Der Baron sahe zufällig auf seinen Sohn, dessen Augen glühend auf Julien geheftet waren, welche erröthend vor sich niederblikte. Er glaubte in des Sohnes Augen einen Muth zu erblikken, welcher durch die Erzählung des Vaters angefacht war, und die Worte, welcher dieser nun aussprach, welche das Feuer dämpfen und zurükbeschwören sollten, verfehlten ihren Zwek. Freilich, fuhr er fort, giebt es Ausnahmen, wo jeder Versuch gewiß vergeblich seyn würde, aber mein gutes Geschik hatte es mir nicht so furchtbar verhängt. Isabella liebte mich bald heftiger als ich sie, und jeden Augenblik, den sie ihrem alten eifersüchtigen Gemahl entwenden konnte, schenkte sie mir. Sie liebte mich aber mit solcher Tugend, daß ihr Gemahl sehr mit Unrecht gegen sie würhete, als er unsern Umgang erfuhr. Ich und Isabella, wir sehnten uns beide so herzlich darnach, eine Stunde in völliger Freiheit mit einander zuzubringen, daß sie endlich beschloß, unter dem Vorwande, einen Besuch bei einer kranken Freundin abzulegen, einen Garten vor der Stadt zu besuchen,

chen, wo ich sie treffen sollte. Dieser Anschlag wurde von einem Diener entdekt und ihrem Gemahl verrathen. Bei seiner heftigen Gemüthsart hielt er sich für entehrt, eilte zu Isabellens Vater, dem er den Vorfall vertraute, zugleich forderte er diesen auf, ihn als einen Genossen seiner Rache, die er an uns beide zu nehmen gedachte, zu begleiten. Wir hatten uns kaum freudig begrüßt, und ich wollte zu Isabellens Füßen meinen Dank ausströmen für die Güte, mit welcher sie mir diese seelige Stunde schenkte, als uns ein Geräusch erschrekte: man öfnete von aussen die verschlossene Thür und der Gemahl und Vater meiner Geliebten traten herein. Sie sank in Ohnmacht, ich hielt mich für verlohren, zog aber den Degen, um mich und Isabellen zu vertheidigen.

Isabellens Gemahl hielt eine lange Rede, worin er sie auf das grausamste beschimpfte, wovon sie aber nichts vernahm; mich machte aber diese unwürdige Bewegung wüthend, und ich würde mit dem Degen auf ihn eingedrungen seyn,

ſeyn, wenn mich der Vater nicht zurükgehalten hätte. Junger Mann, ſagte dieſer, Sie haben mich genug beleidigt, häufen Sie Ihr Vergehen nicht dadurch, daß Sie dieſen alten Mann verletzen. Er ſprach dieſe Worte mit einer Art von Verachtung gegen ſeinen Eidam aus. Hierauf wendete er ſich zu ihm und ſagte: Sie finden ſich beſchimpft und ich ſelbſt kann und will das Betragen meiner Tochter nicht rechtfertigen. Für Ihre Ehre werden Sie es nöthig finden, daß Iſabelle von Ihnen getrennt wird und bin Ihrer Meinung. Die Rache an den jungen Herrn überlaſſen Sie mir, ſo wie die Beſtrafung meiner Tochter. Iſabellens Gemahl verſtand ſich in ſeiner Wuth leicht zu der vorgeſchlagenen Trennung, der Vater meiner ſchönen Geliebten benutzte den günſtigen Augenblik und erhielt ſogleich eine ſchriftliche Erklärung. Er verſtand ſich gern dazu, einen groſſen Theil der Mitgift zu verliehren, um nur ſeine Tochter aus den Händen des alten tyranniſchen Gemahls zu befreien. Als nun ſo alle Partheien beruhigt waren, befahl er mir und Iſabellen, ihm zu fol-

gen. Er fuhr mit uns zur Stadt zurük, und ich war herzlich erfreut. In meinem Herzen gingen nun neue Hoffnungen zu Isabellens Besitz auf, und ich rüstete mich freudigen Muthes, eine Menge harter Worte von dem Vater zu ertragen. Ihm aber entschlüpfte kein Vorwurf, sondern ich sahe, daß er mit Wehmuth auf seine Tochter blikte, die in Beschämung versunken, nicht wagte die Augen aufzuheben. Nachdem wir sein Haus erreicht hatten, führte er Isabellen in ihre ehemalige Zimmer und sagte mit der größten Zärtlichkeit: hier, mein Kind, wohne ruhig, so lange es Dir bei mir gefällt. Weinend sank Isabelle zu seinen Füßen und rief: O mein Vater, Sie sind so gütig gegen mich, da Sie mich für schuldig halten! Nein, erwiederte er, geliebte Tochter, ich kenne Dich, ich weiß, wie ich Dich erzog. Du bist in meinen Augen nicht schuldig. Ich ersann nur dies Mittel, das sich mir darbot, um Dich aus den Händen eines Mannes zu reißen, in dessen Gewalt ich Dich gegen Deinen Willen gab: um so eine Thorheit wieder gut zu machen, die ich schon mit unzähligen

Thrä-

Thränen bereut habe. Und wenn Du dieſen jungen Mann liebſt, fuhr er fort, indem er mich anſahe, ſo weiß ich, daß Deine Neigung nicht gegen die Ehre ſeyn wird; wider die Liebe ſelbſt aber kann niemand, und ich will die Deinige beglükken, damit Du Deine künftigen Tage froh genieſſen magſt. Wir konnten beide nicht Worte genug finden, ihm zu danken. Er betrieb die Eheſcheidung ſeiner Tochter mit Eifer, und in kurzer Zeit nannte ich ſie die Meinige. Der Vater meiner Gattin rieth uns ſelbſt, nach meinem Vaterlande zurükzukehren, und ſo der Rache des erſten Gemahls meiner theuren Iſabelle zu entgehen, welchem ſein übereiltes Verfahren gereute. Er verſprach uns in Deutſchland zu beſuchen, und erfüllte ſein Verſprechen, als mir mein Ferdinand gebohren war. Kurz nach ſeiner Rükreiſe ſtarb er — ach! ſeine Tochter folgte ihm bald.

Der Baron ſtand auf und verließ den Garten; denn eine heftige Rührung ergriff ihn, als er an den Tod ſeiner geliebten Gattin dachte.

Die andern folgten ihm schweigend nach. Julie überdachte ihr eigenes Schicksal, und der junge Ferdinand faßte Hoffnung, auch seine Liebe beglückt zu sehen, und des Vaters eigene Worte hatten diese Vorsätze in ihm erregt.

Die Gräfin Wolga an den Baron Arnau.

Ich habe, mein geliebter Bruder, der guten alten Frau die Freude nicht länger verhalten können, ihr geliebtes Pflegekind zu sehen, und wir eilen nun alle, sie von Dir abzuholen. In des Marquis Bruſt scheint alle alte Liebe wieder erwacht zu seyn, und wenn Julie sieht, wie bereitwillig jede Verzeihung ihr entgegenkommt, so wird die Dankbarkeit sie zwingen, den Verräther zu vergessen. Suche sie, lieber Bruder, mit Behutsamkeit darauf vorzubereiten, damit unser Besuch sie nicht überrascht. Ich kann Dir nicht weitläuftiger schreiben; denn die Baronin Dormain treibt mich so sehr mit den Anstalten zur Reise, daß mir keine Zeit übrig ist, und ihr scheint schon dieser Brief zu lang. Lebe also wohl, ich sehe Dich in kurzer Zeit.

Der Baron Arnau an die Gräfin Wolga.

Uebereile Dich nicht, meine liebe Schwester, mit der Reise, es ist nicht nöthig; ja, wenn dieser Brief Dich noch zu Hause trift, so schiebe sie so lange auf, bis ich Dich zu kommen ersuche. Ich habe die Fähigkeit nicht, irgend jemand vorzubereiten, also will ich Dir nur ohne Umstände sagen: Julie ist fort, und mein verdammter Junge Ferdinand auch. — Ich gab mir gestern alle Mühe, um Deine Freundin mit der größten Behutsamkeit, wie Du wünschtest, vorzubereiten. Julie wurde aber doch sehr bestürzt; mit der größten Rührung, wie sie sagte, erkenne sie die überschwengliche Güte aller derer, welche sie beleidigt habe. Sie wünschte mit der Baronin auf dem Lande zu leben, wo sie in den ersten Tagen ihrer Kindheit so glüklich gewesen war; denn ihren Gemahl wagte sie nicht anzublikken, und was dergleichen Sachen mehr waren, die mich rührten. Ferdinand war in Verzweiflung; ich mußte ihn bedauern, aber auch

fast

faſt auslachen. In ſolcher Gemüthsſtimmung legten wir uns vorgeſtern Abend alle zu Bette. Geſtern Morgen beim Frühſtük ſchlägt Ferdinand der Marquiſe eine Spazierfahrt vor, welche ſie zerſtreuen ſollte. Sie wollte ſich nicht dazu verſtehen, und ich alter gutherziger Eſel bin ſo einfältig, ſie noch ſelbſt dazu zu bereden, weil ich aus dummen Mitleiden dem jungen Ritter dieſe Herzenserleichterung verſchaffen wollte. Es ſchien mir alles um ſo weniger gefährlich, weil, wie ich Dir ſchon geſagt habe, Julie meinen Sohn nicht mag: kurz, die verdammte Fahrt kam zu Stande, er mit ihr ganz allein, und ſie ſollen noch wieder kommen. Daß Julie eingewilligt hat, ſich mit ihm zu entfernen, glaube ich nicht: deswegen bitt' ich Dich, den Uebrigen den Vorfall zu verſchweigen und die Reiſe hieher aufzuſchieben, bis Du Nachricht von mir bekommſt daß ich ſie wiederhabe. Bis dahin lebe wohl.

Der Baron wünschte durch diesen Brief die Unannehmlichkeit zu vermeiden, die Klagen des geräuschten Gemahls und der Freundin anzuhören, und wollte sich auf das eifrigste bemühen, die Flüchtlinge wieder zu finden. Seine Vorsicht war aber vergeblich, die Baronesse betrieb die Reise mit solchem Eifer, daß sie schon am folgenden Tage, von dem Marquis und der Gräfin Melan begleitet, in D.. ankam, und das Erschrecken des Barons läßt sich nicht beschreiben, als er den Wagen vor seiner Thür sahe. Er hatte sich schon lange auf den Besuch seiner Schwester gefreut, und nun hätte er sich gern vor ihr verbergen mögen. Er nahm sich aber doch zusammen, bewillkommnete alle freundlich, damit sie nicht gleich im ersten Augenblik das Unglük errathen, und sein Haus mit Betrübniß betreten möchten.

Das

Das Ungewitter war aber unvermeidlich: denn kaum waren die Damen eingetreten, als auch die Baronin Dormain schon nach ihrem Liebling fragte. Der Baron suchte erst die Wahrheit zu verschweigen, da er aber einsahe, wie unnütz ein solcher Aufschub seyn würde, so erzählte er kürzlich den ganzen Verfall; das Gesicht der Baronin wurde von einer Todtenblässe überzogen und die Gräfin erzürnte sich gegen Julie, der Marquis rief aus: Mich verfolgt ein unglükliches Schikſal, aber ich will ihr nacheilen und nicht eine Stunde rasten, bis ich sie gefunden habe. Der Baron suchte alle zu beruhigen, indem er versicherte, daß er seinem Sohn schon auf der Spur sey und wenn sie alle nur einige Tage später gekommen wären, so hätten sie diese Begebenheit gar nicht erfahren. Die Gräfin äusserte den Verdacht, ob Julie wohl mit dem jungen Ferdinand einverstanden gewesen sey, der Baron aber vertheidigte sie lebhaft. Die Baronin Dormain hatte kein Wort geredet, es schien, als ob eine Erinnerung der Vergangenheit sie so bewegte, daß ihr die Gegenwart verschwand. Der

Baron

er sich umwendete und sann, da flossen heiße Thränen aus den Augen der Baronin, sie sank auf einen Stuhl, richtete den Blik zum Himmel und rief: Und für die lange Reihe unendlicher Schmerzen jezt nicht ein Wort, nicht einen Blik, der meine Seele vor Verzweiflung bewahrte. Der Marquis und die Gräfin traten zu ihr, und suchten sie zu trösten, aber der heftige Schmerz wüthete so lange, bis sie fast ohnmächtig niedersank. Man trug sie auf ein Bett und ein wohlthätiger Schlummer schloß ihre Augen und scheuchte alle Bilder des Unglüks von ihrer Seele hinweg.

Der Baron war überrascht von der seltsamen Beschaffenheit, in der er war, wie in einem Traume, er konnte sich nicht davon überzeugen, daß dasselbe Fräulein Vandamme, mit der er vor so vielen Jahren ein flüchtig vorübergehendes Abenteuer gehabt hatte, jezt in seinem Hause war. Er machte sich Vorwürfe, daß er sie so leichtsinnig behandelt hatte und wollte eilen, sein Verbrechen wieder gut zu machen. Dann dachte er wieder

an

an seine Kinder und ein wunderbahres Gefühl war es ihm, daß er Julien als eine fremde Person in seinem Hause aufgenommen hatte, und nun sollte er sie als seine Tochter betrachten. Dann befiel ihm eine Angst, daß Ferdinand, ihr Bruder, mit ihr entflohen sey und er wollte eilen, sie aufzusuchen und traurig setzte er sich wieder nieder, wenn er bedachte, daß er keine Spur hätte, welchen Weg sie genommen hatten. In dieser Verwirrung brachte er einige Stunden zu, ohne daß er sich entschliessen konnte, etwas zu thun. In diesem Zustande traf ihn noch einer seiner Freunde, welcher ihn besuchte und sogleich mit den Worten eintrat: Ich habe Deinen Sohn entdekt, lieber Freund, und habe ihn mit Gewalt und Ueberredung genöthigt, mir zu folgen. Der Gefangene will aber durchaus nicht eingestehen, daß er etwas von Juliens Aufenthalt weiß. Der Baron sprang auf und fiel seinen Freund um den Hals. Ach! rief er aus, zu einer glüklichen Stunde habe ich Dir meines Sohnes thörichtes Unternehmen entdekt, da Du nun so glüklich gewesen bist, ihn zu finden! Wo ist

er?

er? Laß mich ihn eilig sehen! Ferdinand erschien vor seinem Vater, und der Freund verließ sie, damit beide offenherziger mit einander sprechen konnten. Wo ist Julie? redete der Baron seinen Sohn an. Ferdinand wollte das Märchen wiederholen, und behaupten, daß Julie ihn verlassen habe, als sie bei einem Landhause abgestiegen wären und er ihr einige Erfrischungen hätte besorgen wollen. Aber der ängstliche Blik und Ton, womit der Vater fragte, machte, daß ihm diese Unwahrheit im Munde erstarb; er sank auf seine Knie und rief: O! Vergebung, mein Vater! Sage mir nur, erwiederte der Baron schnell, wo Julie ist, und ob eure Flucht verabredet war; antworte mir darauf aufrichtig, und ich will Dir vergeben. Ferdinand versicherte nun, daß die Marquise durchaus unwissend gewesen, und daß er gehofft habe, wie sein Vater mit der Fräulein Vandaume glücklich gewesen sey, so werde es auch ihm gelingen. — Nun, und weiter? rief der Baron mit hoher Erwartung — Ach! mein Vater, sagte Ferdinand mit Betrübniß, ich bin zum Unglük geboren, die Marquise

verab-

verabſcheut mich, auf alle meine Bitten hat ſie nicht eine Silbe geantwortet, ſondern mir verächtlich den Rükken gewendet — O Du Narr, rief der Baron, das iſt Dein größtes Glük; aber wo iſt Julie? Ferdinand geſtand nun, daß er 5 Meilen von D... ein kleines Landhaus gemiethet habe, dahin habe er Julien gebracht; dieſen Morgen habe er wieder einen Verſuch gewagt, ſie zur Liebe zu bewegen, da ſie ihm aber ſo verächtlich begegnet ſey, habe er voller Verzweiflung das Haus verlaſſen und ſey in den Feldern umher geirrt. Als ich, ſchloß er, ungefähr eine Meile nach D... zu mochte gekommen ſeyn, traf ich den Herrn von Offenbach mit Jägern; er erkannte mich, gab ſeine Jagd auf, und zwang mich mit ihm nach D... zurükzukehren. O! du redlicher Freund, rief der Baron aus, niemals werde ich dir genug danken können! Er vergab hierauf ſeinem Sohn, und nun machte er ihn mit den Begebenheiten während Ferdinands Abweſenheit bekannt: voller Verwunderung hörte dieſer des Vaters Erzählung, und als er ſich aus ſeiner Betäubung ein wenig erholt

holt hatte, rief er: Wir wollen eilen, mein Vater, daß wir der bekümmerten Mutter ihre Tochter wiedersehen, und ich meine geliebte Schweſter bitte, mir meinen Wahnſinn zu verzeihen! Der Baron küßte ſeinen Sohn, und wollte mit ihm hinauseilen, dann rief er: Nein, halt, noch nicht! laß mich erſt, ſo viel in meinem Vermögen ſteht, das Unrecht, welches ich verübt habe, wieder gut machen! Er bat ſeinen Sohn, ihn eine kurze Zeit zu verlaſſen, Ferdinand gehorchte, und der Baron ſchrieb dieſen Brief:

Der Baron Arnau an das Fräulein Baudaumé.

Da ich Ihnen eine ſo frohe Nachricht zu geben habe, daß wir unſere theure Julie wiederhaben, ſo wage ich es zuerſt, Sie meines Betragens wegen, das ich nicht zu entſchuldigen vermag, um Verzeihung zu bitten. Machen Sie meinen Leichtſinn wieder gut, und laſſen Sie uns

uns jezt ein Band knüpfen, das durch mich so ungerecht zerriſſen wurde. Die Welt lehrt uns manche Dinge, welche die ernſthafteſten unſers Lebens ſind, mit ſtrafbarer Gleichgültigkeit betrachten: ein ſolches Vergeſſen meiner Pflicht trieb mich damals von Ihnen hinweg. Ich wage nicht zu hoffen, daß noch ein Funken jener Liebe in Ihrem Buſen ſchlummert, darum bitte ich Sie, laſſen Sie uns um Juliens willen vereint ſeyn. Ich hoffe, da ich Ihnen dieſen Namen nenne, daß Sie mir meine Bitte nicht abſchlagen werden: Sie haben Julien ſchon ſo viel aufgeopfert, daß Sie ihr gewiß auch dieſes Opfer bringen und mein Betragen verzeihen werden. Wenn Sie mir wiſſen laſſen, daß ich Sie ſehen darf, ſo eile ich, um von Ihren Lippen die Beſtätigung zu hören, daß ich mich als Ihren Gemahl betrachten darf; ohne dieſe Beſtätigung habe ich nicht den Muth, Julien wieder zu ſehen. Dann aber will ich ſogleich unſer beider Kind von dem Ort ihres Aufenthalts abholen, ſie auf die Entdekkung dieſes Geheimniſſes vorbereiten und ſie ihrer geliebten Mutter zuführen.

zen. Ich hoffe mit Gewißheit, daß Sie Ihre Einwilligung zu unſrer Verbindung geben, damit wir beide den Abend unſeres Lebens mit Heiterkeit beſchließen, und darum nenne ich mich ſchon mit Ihren Sie erfreuden Gemahl.

Das Fräulein Vandaume an den Baron Arnau.

Ich bin zu ſchwach, um Sie zu ſehen, ja ſelbſt um Ihnen zu ſchreiben; ich diktire dieſe Worte Ihrer würdigen Schweſter. Ich verzeihe Ihnen die Schmerzen, die Sie mir durch den Rauſch einer augenblicklichen vorübergehenden Leidenſchaft verurſachten. Ich habe Sie immer als meinen Gemahl betrachtet, der mich verlaſſen hat, und werde Sie willig und gern als den Wiederkehrenden öffentlich anerkennen, wenn Sie mir Julien wieder zuführen, dies Kind, welches mir um ſo theurer iſt, welches ich um ſo mehr liebe, je mehr Sorge und Qual ſie mir verurſacht hat. Ich will Ihnen zugleich kürzlich ſagen, warum

ich

ich Julien als die Tochter meiner Freundin immer bei mir hatte, damit wir über dieſen Gegenſtand niemals mündlich zu ſprechen nöthig haben. Sie wiſſen, daß ich in meines Oheims Hauſe oft der Gegenſtand des Spottes war, weil dasjenige, welches der Harie, der ſich dort täglich verſammlete, Liebe nannte, mein Herz niemals rührte. Ach! aber ich kannte die Liebe wohl: So wie ich Sie zuerſt erblikte, wurde mein Herz ganz davon beherrſcht, allmächtig zu Ihnen hingezogen: ich ſuchte dies Gefühl zu unterdrükken, weil es mir ſchien, als ob Sie mir nur Ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, weil eben keine von den andern Damen ohne Liebhaber war. Darum wurde ich in jener unglüklichen Stunde ſo von Freude und Wehmuth überraſcht, als das Feuer einer heftigen Liebe aus Ihren Augen ſprach: ich war zu ſchwach, um Ihnen zu widerſtehen, ach, und ſchon am folgenden Tage beweinte ich dieſe Schwäche: ich beſchloß nun, mich nie wieder einem Manne zu nähern, mein Leben in kloſterlicher Einſamkeit zu beſchlieſſen, und Ihren Verluß zu betrauern. Welch

ein neuer Schmerz wühlete aber in meinem Busen, als ich in kurzer Zeit entdekte, daß jene Stunde nicht ohne Folgen für mich gewesen war; ich fühlte mich schwanger, und Gram und Verzweiflung prägten sich so lebhaft auf meinem Gesicht aus, daß mein Oheim in mich drang, ihm die Ursache meiner Schwermuth zu gestehen. Mir war es in diesem Augenblik gleichgültig, von ihm verstoßen und dem Elend preis gegeben zu werden; ich gestand ihm meine Liebe und ihre Folgen. Sein Zorn ging bald in Mitleid für mich über, er rieth mir, meinen Zustand soviel als möglich den Augen der Welt zu verbergen. Er verlangte, ich sollte entfernt von Paris das Kind zur Verpflegung einer armen Frau überlassen. Ich gerieth bei dem Gedanken, das Geschöpf zu verläugnen, das ich noch nicht hatte, aber doch schon so herzlich liebte. Ich entdekte mich einer meiner Freundinnen, welche an einen Offizier verheirathet war, das Glük der Ehe aber nicht lange genoß, denn ihr Mann starb, da er noch einige Monate schwanger war. Diese gute Seele, welche an eigenem Kum-

mer

wer litt, war um so bereitwilliger, an dem meinigen Theil zu nehmen. Sie versprach mir ihren Beistand, ja, wenn es ihre Kräfte erlaubten, wollte sie selbst mein Kind als das ihrige erziehen. Diese Freundin wohnte einige Meilen von Paris, und zu ihr begab ich mich, als die Zeit meiner Niederkunft herannahte, und als ihr Kind den folgenden Tag starb, da das meinige geboren war, so nahm sie das meinige für ihres an, und setzte mich dadurch in den Stand, es öffentlich zu sehen. Ich glaubte auf diese Art alles sehr vorsichtig eingerichtet zu haben, ich war aber mit der größten Vorsicht doch nicht den beobachtenden Augen meiner Freundinnen in der Stadt entgangen; sie erklärten meine Entfernung aus Paris sehr richtig, und wie ich oft vorher ihr unziemliches Betragen und ihre Koketterien hart beurtheilt hatte, so verfolgte mich jetzt der beissendste Spott. Mein Oheim tröstete mich anfangs darüber und hoffte, daß dieser Gegenstand ihres Witzes bald den Reiz der Neuheit verliehren würde. Ich war aber von den leichtsinnigen Weibern zu sehr gehaßt, als daß sie die

Lust

Lust an der Rache so bald hätten aufgeben sol-
len, und als nun mein Oheim sahe, daß man
nicht aufhörte mich zu verfolgen, da verwandelte
sich sein Mitleid in Haß gegen mich, weil er
glaubte, daß, da er mein Oheim und Vormund
sey, auch ihn ein Theil des Spottes mit mir
zugleich treffe. Dies war die unglücklichste Zeit
meines Lebens, in welcher ich allgemein verfolgt
und von meinem Oheim mit den bittersten Vor-
würfen angefüllt wurde. Endlich starb dieser, ich
war indeß mündig geworden, und nahm das Ver-
mögen meines Oheims, dessen Erbin ich war, in
Besitz. Ich verließ sogleich Paris, kaufte einen
angenehmen Landsitz, und lebte mit meiner
Freundin, welche ihren Gemahl zu sehr geliebt
hatte, als daß sie sich hätte wieder verheirathen
können, hier in einer glücklichen Einsamkeit. Ich
glaubte meinen guten Ruf in Paris zu sehr ver-
gittet, und veränderte also meinen Namen, da-
mit das schlechte Urtheil mir bei meiner neuen
Bekanntschaft nicht schaden möchte. Meine Freun-
din starb, und Julie nehme von nun an in mei-
nem Hause; ich beweinte oft mein grausames

Schik-

Schikſal, welches mich es meinem eigenen Kinde verſchweigen hieß, daß ich ihre Mutter ſey. Ich lernte endlich den Marquis St. Albain kennen; ich bemerkte bald, daß er Julien liebte, und er ſchien mir ganz der Mann zu ſeyn, welcher ſie glüklich machen würde. Ich träumte mir eine ſo ſelige Zukunft; aber ach! wie grauſam wurde meine Hoffnung betrogen.

Das übrige von Juliens Schikſal wird Ihnen bekannt ſeyn, und ich ſpreche nur noch die Bitte aus: eilen Sie, ſie mir zurükzuführen.

Als der Baron diesen Brief erhielt, war er sehr zweifelhaft, ob er ihn öffnen sollte; als er ihn aber gelesen hatte, wechselten Freude und Rührung in seinem Gemüthe, ein wehmüthiger Gedanke an seine geliebte Isabella lief in seiner Seele auf, er unterdrükte ihn aber schnell, eilte hinaus zu seinem Sohn und rief: Sieh, Ferdinand, lies diesen Brief und sage mir dann, ob ich dem Fräulein Vandaume nicht Unrecht that, und ob ich nicht verpflichtet bin, es auf alle Weise wieder gut zu machen. Ich bin, fuhr er fort, von ihrer Großmuth so gerührt, daß ich die Thränen nicht unterdrükken kann.

Nachdem Ferdinand den Brief gelesen hatte, erinnerte er seinen Vater, daß es Zeit sey Julien abzuholen und beide beschlossen nun, die Reise nach dem Landhause in einem bequemen Wagen sogleich

ſogleich anzutreten. Wir können dann, ſagte der Baron, noch vor Einbruch der Nacht dort ſeyn, und wir haben bis Morgen Zeit, Julien vorzubereiten, und Morgen Mittag wird die ganze Familie hier in dieſem Hauſe mit einander ſpeiſen. Man benachrichtigte nun die Baronin, daß Julie am folgenden Tage eintreffen würde. Der Marquis erbot ſich, den Baron und Ferdinand zu begleiten, man vermuthete aber, daß der plözliche Anblik ihres Gemahls die Marquiſe zu ſehr erſchüttern würde und er wurde alſo gebeten, zum Schuz der Damen zurük zu bleiben. Er muſte ſich dieſen Ausſpruch gefallen laſſen; mit ängſtlich klopfendem Herzen ſah er bei den beiden Damen im Zimmer und wünſchte und fürchtete Julien wiederzuſehen. Die Gräfin Wolga ſprach von ſeiner Vereinigung mit ſeiner Gemahlin als von einer Sache, die ſich ganz von ſelbſt verſtände, die Baronin aber ſchien weit mehr zu wünſchen, daß ihre Tochter bei ihr bleiben möchte, als wieder mit einem Manne zu leben, in deſſen Geſellſchaft ſie ſchon einmal nicht glüklich geweſen war. Der Marquis ſelbſt wurde von

ängſt-

ängstlichen Zweifeln bewegt, die ehemalige Liebe zu Julien erwachte in seinem Herzen, aber die Furcht, ob er von Julien noch geliebt seo, bekümmerte ihn und dann hatte auch die Besorgnis einen kleinen Theil an seiner Angst, ob er mit Julien je wieder würde öffentlich erscheinen dürfen. Dieser Gedanke war ihm noch nicht eingefallen, je ett er mit der Gräfin über Julien gesprochen hatte, nun aber, da der Augenblik der Entscheidung so nahe rükte, dachte er sich alle üble Verhältnisse, welche es ihm machen würde, wenn er mit Julien verjodrt nach Frankreich zurükkehrte. Die Gräfin Wolga wendete alle ihre Munterkeit und Geduld an, um das Gemüth der kranken Baronin zu beruhigen und ihr die Zeit bis zu des Barons Rükkehr zu verkürzen. In dieser unangenehmen Stimmung blieben diese Diese zurük, indeß der Baron und sein Sohn mit fröhlichem Muthe die Pferde antrieben, um nur recht bald den Weg zurükzulegen, der sie noch von Julien trennte. Es ist mir ein ganz neues Gefühl, sagte der Baron, mir Julien als meine Tochter zu denken, und nun machte er

Plane,

Plane, wie er den Marquis bereden wollte, wenn er ſich mit ſeiner Gemahlin verſöhnt hätte, in Deutſchland zu bleiben, das Fräulein Vandaume, hoffte er, würde gegen dieſe Vorſchläge auch keine Einwendungen haben und ſo wollten ſie alle als eine glükliche Familie einen ſchönen Kreis bilden. Dieſen Plan theilte er ſeinem Sohne mit, welcher davon entzükt, ſeinem Vater erklärte, daß er glaube, die Gewalt der Sympathie habe ihn zur Julie hingezogen, er habe gefühlt, daß es ſeine Schweſter ſey und dies Gefühl nur nicht verſtanden, und ſich fälſchlich eingebildet, daß er ſie mit einer andern Empfindung liebe. Der Baron gab ihm Recht, und unter ſolchen Geſprächen kamen ſie in der fröhlichſten Laune bei dem Landhauſe an. Ferdinand hatte einen Schlüſſel, womit er die äuſſerſte Thür öffnete: als ſie eintraten, kam ihnen ſogleich eine alte Frau entgegen und rief: Ach, gut! gnädiger Herr, daß Sie endlich zurükkommen, die Dame, welche hier wohnte, iſt entflohen und auf ihrem Zimmer liegt ein Brief, den ich nicht angerührt habe. Wie eingewurzelt, blieben beide an der Schwelle

der Thüre stehen, endlich faßte sich der Baron und sagte: Laßt uns vor allem den Brief sehen, wahrscheinlich ist sie nach meinem Hause in D... zurückgekehrt. Sie liefen nun eine kleine Treppe hinauf und traten in das Zimmer, welches die Marquise bewohnt hatte. Das Fenster war geöffnet, ein Stuhl stand daneben und man sahe, daß Julie einen Sprung gewagt hatte, um sich zu befreien. Warum habt ihr keine bessere Sorge getragen? fuhr Ferdinand die Alte an. Ach, lieber Herr, erwiederte diese, als ich dem gnädigen Fräulein ihr Frühstük brachte, sagte sie, sie wollte einige Stunden ruhen, es mögte sie in dieser Zeit niemand stören. Ich verließ sie und als ich nach zwei Stunden wiederkam und fragen wollte, ob sie etwas zu befehlen hätte, fand ich das Fenster offen und das Zimmer leer. — Der Baron hatte indeß den auf dem Tische liegenden Brief genommen, Ferdinand sahe, daß er die Farbe veränderte, er winkte der Alten, daß sie sich entfernen sollte, und als er nun mit seinem Vater allein war, wollte er ihn fragen, wodurch er so bewegt würde. Der Ba-

ron

ren blikte ihn zornig an, und Ferdinand zitterte, denn zum erstenmal sah er seinen Vater in einer solchen Wuth, daß er einen Strom von heftigen Worten und Vorwürfen über seinen Sohn ausschüttete. Endlich reichte er ihm Juliens Brief und ging, indeß Ferdinand las, mit großen Schritten und in einander geschlagenen Armen im Zimmer auf und nieder.

Die Marquise St. Albain an Ferdinand von Arnau.

Die wenigen Augenblikke, in welchen ich von Ihrer verhaßten Gegenwart befreit bin, will ich benutzen, um mir zu meinem eigenen Trost das Versprechen niederzuschreiben, daß ich mich, sobald Sie, thörichter Knabe, sich nur eine kleine Zeit von diesem Hause entfernen, das Sie sich erfrechen zu meinem Gefängniß zu machen, selbst befreien will. Die Fenster sind nicht so hoch, daß ich nicht einen Sprung wagen sollte, um aus den Händen eines Menschen zu kommen,

den

den meine Seele verabscheut. Es ist weit mit mir gekommen! O ich Unglückliche, weil die Liebe mein Herz einmal beherrschte, und ich durch diese Herrschaft berechtigt war, einen Schritt zu thun, der dem Gegenstande meiner Liebe ein so grosses Opfer brachte, darum hält sich nun ein jeder Knabe für berechtigt, mich zu beschimpfen.

Es ist hart, es ist grausam! So viele Tage vergehen und nicht eine Stunde kann ich finden, in der ich mein Verbaben ausführen könnte. Ich will ja nichts weiter als befreit von Ihnen seyn, ich will ja auch den Schutz Ihres Vaters nicht mehr; entfernen will ich mich von Euch allen, um ein mühseeliges Tagelohn lieber arbeiten, als noch fernerhin von Menschen abhängig seyn, die sich einbilden, daß sie mich lieben. Auch meine Freundin mag ich nicht wiedersehen, ebenso wenig den Marquis, ich kann nun nicht mehr die Augen gegen einen von ihnen aufheben, sie werden nun nicht glauben, daß die bitterste Reue über einen Schritt, den die Liebe mich thun ließ, meine Seele zerrissen hat; sie müssen von

mir

mir denken, daß ich von jedermann leicht zu gewinnen ſey, da es Ihnen ſo gar leicht wurde, mich in Ihre Gewalt zu bekommen und zu behalten. O wie fühle ich mich erniedrigt, daß Sie wagen dürfen von Liebe zu mir zu ſprechen; weil ich Ferdinando in meine Arme ſchloß, glauben dürfen, daß ſie ſich auch Ihnen öffnen werden! Bis zur Wuth empört es mich, wenn ich ſehe, daß meine ungeſtüme Begegnung die Hoffnung in Ihren Augen nicht auslöſcht.

Er iſt da der glükliche Augenblik, in welchem ich mich befreien kann! Sie haben das Haus verlaſſen, und ich entwende nur noch einige Augenblikke, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen nun, da es in meiner Macht ſteht mich zu befreien, verzeihe. Ja, ich vergebe es, daß Sie mir die Hoffnung einer Verſöhnung mit den Meinigen entriſſen haben. So beſchämt kann ich nicht vor der Baronin oder vor dem Marquis ſtehen, ich kehre nicht zu Ihrem Vater zurük. O ihm, dem würdigen Manne, meinen herzlichen Dank, meine innigſte Verehrung für ſeine Güte,

für

für seine Theilnahme an mein Schikſal, und Ihnen, meine Verzeihung für Ihr Verbrechen! Leben Sie wohl, wir ſehen uns nie wieder.

Der Baron Arneu an Fräulein Vandamme.

Ich kann Ihnen Julien nicht zurükbringen, ein böſes Schikſal ſcheint mich ſeit einiger Zeit zu verfolgen. Laſſen Sie ſich von meinem Sohne, der Ihnen dieſen Brief bringt, die nähern Umſtände erzälen: es iſt eine billige Strafe ſeiner Thorheit, daß er ſie Ihnen ſelbſt berichten muß. Nur bitte ich, laſſen Sie ihm, wenn er beſchämt und reuig vor Ihnen ſteht, Verzeihung widerfahren, nehmen Sie ihn als Sohn an, und verzeihen Sie ihm, wie Ihrem Kinde, wie Sie Julien verzeihen würden, wenn ſie vor Ihnen ſtände. Ich bleibe hier auf dieſem Landhauſe, von wo ich Julien abzuholen gedachte, ſo lange, bis Ihre ausdrüklichen Befehle mich zurükrufen, bis Sie die Betrübniß über die Toch-

ter

ter so weit bekämpft haben, daß Sie ohne Widerwillen an den Vater denken können. Dann, wenn Sie gemäßigter unser jetziges Verhältniß ansehen, erfüllen Sie meine Bitte, und lassen Sie uns unsere Hände, auch ohne daß Julie gegenwärtig ist, zusammenlegen, wir werden dann neuen Muth und Eifer haben, ihren Aufenthalt zu erforschen. Auch werden wir Juliens zartem Herzen viel ersparen, wenn sie ein Band schon geknüpft findet, das uns so viel früher hätte vereinigen sollen. Ich bin gewiß, daß wir Julien finden, und ob ich gleich nicht glaube, daß sich ihr Gemahl nach dieser zweiten freiwilligen Entfernung wieder mit ihr versöhnen wird, so kann sie doch sehr glüklich in unserer Mitte leben, unter uns, die wir uns bemühen werden, jeden ihrer Fehler zu vergessen. O gewiß, wir alle werden in der Zukunft sehr zufrieden seyn: darum bitte ich Sie, seyn Sie dem Schikksal nicht entgegen, das uns durch die Verirrungen unserer Kinder an unsere eigene erinnert, und uns sie zu verbessern ermahnt. Ich sehe einer gütigen Antwort von Ihnen entgegen, die mir mein

Sohn zurükbringen soll: erklären Sie sich, wie ich es hoffe und wünsche, so eile ich dann sogleich zu Ihnen zurük, um die schleunigsten Anstalten zu unserer Verbindung zu treffen.

Bekämpfen Sie den Kummer um unsere Tochter mit Standhaftigkeit, und bedenken Sie, daß wir so oft dadurch, daß wir ein groses Gut verlohren wähnen, es wirklich verliehren. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihren Entschluß.

Fräulein Vandaume an den Baron Arnau.

Wenn ich jezt in Vorwürfen gegen Sie und Ihren Sohn ausbräche, so würde ich und mein unglükliches Kind nichts dadurch gewinnen. Ach ja wohl! sie trägt die Schuld ihrer Eltern. Wir, nur wir haben es uns vorzuwerfen, daß sie auf Abwege gerieth. Julie ist unschuldig. Ich habe der herzlichen Reue Ihres Sohnes, den ich nun auch den meinigen nenne, vergeben. Ja, ich bekenne,

bekenne, ich habe dadurch, daß mir das Schikſal den Mann wieder zuführt, der meine frühſte einzige Liebe beſaß, den Muth erhalten, die Abweſenheit meiner Tochter zu ertragen, und ob gleich eben dieſer Sohn mir es deutlich macht, wie ſehr Sie mich vergeſſen haben, ſo kann ich ihn doch nicht haſſen. Nein, ich muß ihn lieben, ich muß ihn an mein Herz ſchlieſſen und ihn den meinigen nennen, weil ſein Geſicht die Züge desjenigen hat, der einſt meinem Herzen ſo unausſprechlich theuer war. Ach, und noch — ja, laſſen Sie mich es geſtehen, daß es nur eine Täuſchung war, wenn ich glaubte, die Zeit habe Ihr Bild in meinem Herzen verlöſcht; ach, wie lebendig erwacht die Vergangenheit in mir. O, kehren Sie zurük, und laſſen Sie uns das Band, das uns vereinigen ſoll, nicht blos betrachten als knüpften wir es aus Pflicht, ſondern gönnen Sie der Liebe auch einen kleinen Antheil, und laſſen Sie mich, wenn auch ſpät, doch noch glüklich werden!

Der Marquis iſt durchdrungen von Mitleiden gegen Julien; er wird uns, ſobald Sie zurük-

kommen, verlaſſen, und alle Mühe und Sorgfalt anwenden, ſie uns zurükzuführen. Den Gedanken einer Verſöhnung mit ihr ſcheint er aufgegeben zu haben, ich ſelbſt habe es auch nie gewünſcht: es iſt in der Jugend ſchwer, eine Untreue in der Liebe zu verzeihen, und den Männern gewiß noch ſchwerer als den Weibern, darum glaube ich, daß Julie in unſerer Mitte weit glüklicher leben würde als mit ihm. Doch wozu ſo viele ſchriftliche Berichte, Sie kommen ja zurük, und wir wollen uns nie, nie trennen, damit wir nicht nöthig haben, etwas ſchriftlich mit einander zu verabreden.

Als der Baron dieſen Brief erhielt, eilte er nach D... zurük, und man traf die ſchleunigſten Anſtalten, die ſpäte Hochzeit zu feiern. Die Baronin hatte ſich von ihrer Kränklichkeit erholt, und ſie ſchien ſelbſt dem Baron um vieles jünger, wenn ihr Auge mit mildem Feuer auf ihm ruhte. Die Gräfin Wolga fand, daß ihr Bruder ſehr ungerecht gegen das Fräulein Vandaume verfahren ſey, und daß er ſo viele Liebe und Treue gar nicht verdiene: er gab es zu, und verſprach, es in der Zeit, die ſie nun noch mit einander verleben würden, nach ſeinen Kräften wieder gut zu machen.

Als beide vor dem Pfarrer ſtanden, der ſie zu ihrer Ehe einſegnete, da ſeufzte der Baron: er blikte auf ſeinen Sohn und dachte an Iſabella, wie glüklich und jugendlich er ſich fühlte, als

als man damals ihre Hand in die seinige legte, er fühlte es zum erstenmal, seit wie vielen Jahren die Jugend ihn verlassen hatte, und wie die beste Kraft seines Herzens verlohren sey. Er sahe auf seine Braut, die beschämt und zitternd neben ihm stand, und einen Thränenstrom mühsam in ihr Auge zurükpreſſen wollte. Als die Zeremonie vorüber war, lehnte sie sich an seine Schulter und sagte: Ach, Julie fürchtet sich, daß sie mit Beschämung vor mir stehen müßte, und flieht deshalb meinen Anblik; o, wohin soll ich mich dann vor ihr verbergen, wenn sie in mir ihre Mutter sieht, wenn sie erfährt, wie ich es wurde. Der Baron suchte sie zu beruhigen, jeder sagte ihr etwas Erfreuendes, die Gesellschaft suchte sich zur Freude zu vereinigen, aber Ernſt und stille Rührung beherrschte jedermann an diesem Abend, und der Marquis beschloß den folgenden Morgen abzureisen, um Julien so schnell als möglich zurükzubringen.

Julie war aus dem Fenſter heruntergeſprungen und überſtieg leicht den niedrigen Zaun des Gartens, ſie ſtand nun im Freien und ſank auf ihre Knie nieder, ſie hob die Augen auf, und blikte in den blauen Himmel; nach langer Zeit ſchlug ihr Herz zum erſtenmal wieder freudig, die Heiterkeit ihrer Kindheit zog auf einige Augenblikke durch ihre Bruſt und ſie fühlte ſich muthig zum neuen Leben, doch plözlich kam die Angſt, daß man ſie vermiſſen und hier finden könnte, und ſie ſprang ſchnell auf und eilte durch Wieſen und Felder einem Dorfe zu, das ſie in der Ferne erblikte. Nur kurz war der Weg, aber Julien, die nie ſo weit zu Fuß gegangen war, ſchien er unermeßlich lang: mit Anſtrengung erreichte ſie endlich das Dorf und ſank ermattet auf eine Bank in dem elenden Wirthshauſe

hause nieder. Ihre Gestalt, ihre Kleidung fiel den Leuten auf und Julie war in einer unaussprechlichen Verlegenheit, wenn die neugierigen Blicke der Bauern sie verfolgten. Wären die Leute weniger phlegmatisch gewesen, so würde ihre Neugierde bald noch ein gröſſerer Gegenstand der Neugierde geworden seyn als ihre Kleidung, so begnügte man sich aber, sie bloß zu betrachten. Sie ließ sich ein wenig Milch geben und wurde dann mit dem Wirth einig, sie gegen eine mäßige Bezahlung nach der nächsten Stadt zu fahren, er nannte ihr L. . . und Julie war es zufrieden, nur Geschwindigkeit war die Bedingung. — Nach einer halben Stunde verließ sie das Dorf und kam noch denselben Abend in L. . . an. Sie stieg in keins der vornehmen Gasthöfe ab, und an diesem ersten Abend sahe sich Julie in ihrer neuen Lage; sie hatte nicht viel Geld bei sich gehabt, als sie sich zu der Spazierfahrt mit Ferdinanden entschloß und diese kleine Barschaft war nun ihr ganzes Vermögen. Sie mußte sich sehr einschränken, um nur wenige Wochen damit zu reichen und

diese

diese Einschränkung erschien ihr als ein Spiel, das Versagen vieler Bedürfnisse kam ihr sogar angenehm vor und sie gefiel sich in dem Charakter einer armen bürgerlichen Wittwe, die sich bemühen wollte, eine Pensien für die geleisteten treuen Dienste ihres verstorbnen Mannes zu erlangen, ganz ungemein; sie lächelte wohlgefällig, als der Wirth sie Madame Müller nannte und ging mit grosser Heiterkeit zu Bette. Als sie am folgenden Morgen erwachte und in dem niedrigen, mit schlechten Hausrath versehenen, Zimmer um sich blikte, konnte sie ihren Muth am gestrigen Abend nicht begreifen, es fiel ihr ein, daß sie hier ganz fremde sey, daß sich niemand um sie bekümmern würde, sie überlegte, womit sie wohl ihren Unterhalt erwerben könnte, wenn das Geld, welches sie jezt noch besaß, ausgegeben seyn würde. Sie nahm es hervor, um ihr kleines Vermögen zu überzählen; beim Zählen fiel ihr ein, daß sie einen grossen Theil davon nothwendig auf einige Wäsche und noch einen Anzug verwenden müßte. Diesen Umstand hatte sie bei ihrer gestrigen Rechnung ganz ver-

gessen.

geſſen. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſahe mit Betrübniß auf das wenige Geld nieder. Sie hatte nichts von dem mitgenommen, womit Ferdinand ſie verſorgt hatte, jezt bereute ſie dieſe Uebereilung. Was ſoll ich nun anfangen? ſagte ſie mit tiefem Seufzer. Sie dachte daran, daß ſie nur einen Brief an den Baron Arnau ſchreiben dürfe, um aus dieſer peinlichen Lage befreit zu werden. Halb darzu entſchloſſen ſtand ſie auf und blikte aus dem Fenſter auf den kleinen Garten nieder, eine Dame im leichten Morgenkleide ging darin auf und nieder; Julie fühlte das Bedürfniß nach Troſt und nach Geſellſchaft und eilte auch hinunter. Die beiden Damen gingen vor einander vorbei und grüßten ſich ohne ſich anzureden. Julie war zu ängſtlich, ſie wünſchte, daß die Fremde es thun möchte und dieſe ſchien ſich auch bald für Julien zu intereſſiren. Nachdem eine jede kurze Zeit auf und abgegangen war und ſie ſich nun wieder begegneten, redete ſie Julien an: Sie logiren auch in dieſem Gaſthofe? Julie beantwortete die Frage mit ja und die Dame erkundigte ſich,

ſeit wann ſie angekommen ſey? Geſtern, erwiederte Julie ſchüchtern.

Die Fremde. Und denken Sie ſich lange in L... aufzuhalten?

Julie. Daß weiß ich in der That noch nicht, nachdem ſich meine Umſtände fügen werden.

Die Fremde. Sie ſind ſehr früh arranairt, ich kann nicht ſo zeitig Toilette machen.

Julie (Indem ſie ängſtlich auf ihr einziges Kleid blikt.) Ich bin heut früh aufgeſtanden und möchte den Tag nicht durch ein doppeltes Anziehn unbenuzt hingehen laſſen.

Die Fremde. Ich bleibe bis Mittag ſo, ich fühle mich ſo weit leichter und bequemer.

Julie. Sie haben Recht!

Die Fremde. Und wenn ich auch Beſuch bekomme,

komme, ſo darf mir das niemand übel nehmen.

Julie. Wer wollt' auch ſo thöricht ſeyn?

Die Fremde. Es wird dieſen Abend das Theater zum erſtenmal geöfnet, werden Sie es nicht beſuchen?

Julie. Ich kann mich noch nicht beſtimmen, ich —

Die Fremde. Sie thun Unrecht, wenn Sie nicht hingehen: da die Truppe ſo lange abweſend war, ſo wird heute das Publikum recht glänzend ſeyn.

Julie. Um ſo weniger mag ich mich dem Gedränge ausſetzen, zudem, da ich allein in L... bin, ohne Begleitung —

Die Fremde. O! mit welcher Freude biete ich Ihnen einen Platz in meiner Loge an, nehmen

nehmen Sie ihn doch ja, ich möchte auch gern in Gesellschaft seyn, und die der jungen Männer vermeid' ich so gerne. Ach! in jedem Augenblikke fühl ich, daß ich ohne die heftigste innere Bewegung mit keinem mehr beisammen seyn kann, seitdem mein Herz von dem einzigen, den ich liebte, und dem ich mich ganz hingab, so schändlich betrogen wurde.

Julie (seufzt leise)

Die Fremde. Nun, versprechen Sie, daß Sie mein Anerbieten annehmen?

Julie. Ihre Güte beschämt mich, aber ich habe Gründe, mich nicht öffentlich zu zeigen.

Die Fremde. Nun, lassen Sie doch die Gründe hören, mein Schatz!

Julie (verlegen.) Mein Unglük —

Die Fremde. Verzeihen Sie mir die Vertraulichkeit, mit der ich mich Ihnen nähere. Ach! Unglükliche verſtehen ſich ſo leicht, ich fühle, daß auch Sie mich lieben werden, wie ich Sie jezt ſchon liebe. Aber, Ihr Vertrauen, das kann mir freilich nur die Zeit gewähren.

Julie. Wie glüklich bin ich, eine Freundin zu finden, da ihrer mein Herz ſo ſehr bedarf. Ich erkenne mit Dank Ihr gütiges Zuvorkommen, und werde mich bemühen, Ihre Freundſchaft zu verdienen.

Die Fremde. Nun, und mit der Loge?

Julie. Ich fürchte erkannt zu werden, und das könnte mich in unangenehme Verlegenheit bringen.

Die Fremde. Ich habe mir nun einmal in den Kopf geſezt, daß Sie heut mit mir das Theater beſuchen ſollen. Wiſſen Sie,

was wir thun können? Sie ſind ſehr blond, nehmen Sie heut einmal meine ſchwarze Perükke, ich will mich Ihnen zu Liebe in meinen eigenen Haaren friſiren laſſen, ob es gleich nicht recht Mode iſt; und mit den ſchwarzen Haaren wird Sie niemand erkennen. O machen Sie keine Einwendungen, Sie müſſen mitgehen! Es iſt heut ohnehin der lezte Abend, wo ich eine Zuſchauerin abgeben kann, morgen, wenn ich meine neue Wohnung bezogen habe, muß ich mitſpielen und werde gewiß oft auf dem Theater ſeyn müſſen, da eigentlich noch eine zu den Liebhaberrollen fehlt.

Julie. Wie? Sind Sie eine Schauſpielerin?

Die Fremde. Sie ſprechen das mit einer ſolchen Verwunderung aus, daß es faſt ſcheint, als nähmen Sie einen Anſtoß daran.

Julie. Wie können Sie das glauben? Nein,

ich verehre die Kunſt, und es ſtiegen mir ganz neue Gedanken durch den Kopf, ich betrachte es als die Fügung eines guten Geſchiks, daß wir hier zuſammentreffen.

Die Fremde. Nun, ſo kommen Sie, wir wollen vor allen Dingen die Perükke verſuchen.

Die Marquiſe St. Albain an Madame Ringold.

Sie haben ſich geſtern mit dem wärmſten Gefühl meine Freundin genannt, und es mir oft verſichert, daß der erſte Augenblik für Sie entſcheidet; auch ich fühle daſſelbe, mein Herz kam auch Ihnen entgegen, und es war mir ſo tröſtlich, nach langer Zeit einmal wieder ein Weſen zu finden, deſſen Gedanken und Empfindungen ſo vollkommen mit den meinigen übereinſtimmen. Ja, meine Freundin, ich will Sie bei dieſem zärtlichen Namen nennen, und will einmal wieder ganz in der glüklichen Welt leben, woraus

woraus ich mich ſelbſt verbannt hatte, um denen gefällig zu ſeyn, die eine nüchterne Vernunft verehren, welche ſie mit Bequemlichkeit von einem Tage zum andern hinüber leben läßt. Ja, ich will das goldne Land der Kindheit wieder erobern und mich an alle die bunten Bilder erfreuen und betrüben, die unſern Augen vorüberſchweben.

Laſſen Sie mich meine Bitte ausſprechen! meine Lage macht es nöthig, daß ich für irgend ein Auskommen ſorge. Sie ſagten, daß man noch eine Schauſpielerin bedürfte, zeigen Sie mir einen Weg, wie ich mein geringes Talent neben dem Ihrigen ausbilden kann und die lebhafteſte Dankbarkeit wird Sie belohnen. Ich finde mich mit ſchwarzen Haaren ſo fremd, daß ich mich ſelbſt nicht kenne, wenn ich von ohngefähr mein Bild im Spiegel erblikke. Mit dieſer Veränderung hoffe ich alſo auch jedermann unerkannt zu bleiben. Wenn Sie mir die Gelegenheit verſchaffen, als Schauſpielerin zu leben, ſo werde ich ganz glüklich ſeyn, ich werde in der

Einbildung alle Tage meines Lebens noch einmal durchleben, die Fröhlichkeit, die jezt von mir gewichen iſt, wird mich wieder umſchweben und ich werde den ſchönen Leichtſinn, die Sorgenloſigkeit meiner frühern Jugend noch einmal genieſſen. Ach, wenn die Liebe das Mädchen beglükt, die ich zu ſpielen habe, ſo werde ich dieſe Empfindung nicht ſpielen, ich werde mich nur an die ſeeligſten Tage meines Lebens erinnern. Und ſtirbt die Unglükliche an ihrer Quaal, ſo werde ich mit ſtillem Herzen niederſinken und wenn der Vorhang niederrollt, getröſtet aufſtehn, weil wenigſtens im Spiel mein verhaftes Leben ein Ende hat. Sie ſehen, wie ich das Vorrecht Ihrer Freundſchaft benuze, wie ich alle kindiſche Empfindungen vor Ihnen auseinander wikle. Ach! Sie tadeln mich nicht! Sie ſagten, auch Ihnen ſey das Gefühl des Unglüks nicht fremd, Sie verſtehn mich gewiß.

Es iſt ein Unglük mehr, das den armen Menſchen trift, daß es ſein Schikſal iſt, alt zu werden, und daß nur eine gewiſſe Anzahl von ſchmerzlichen

Empfin-

Empfindungen uns berühren können. Wenn ſie uns nun ſchnell nach einander treffen, ſo welkt das zarte Blümchen unſerer Jugend frühe: ach und ſo iſt es mir ergangen, ich ſtrebe mit aller Kraft nach der Jugend zurük und erreiche ſie doch niemals mehr, es bleibt mir eine Kälte im Herzen, daß der Schmerz mich nicht durch alle Nerven durchbeben kann; die Freude lacht mir nur im Auge und ſpielt höchſtens um die Lippe, aber treibt das Blut nicht mehr ſchneller zum Herzen. Darum heilen Sie mich von dem Alter, das zu frühe mich zu beſchleichen droht, und helfen Sie mich in eine Lage verſetzen, wo ein Spiel mit allen Empfindungen vielleicht alle wieder belebt.

Laſſen Sie mich bald Ihre Antwort wiſſen, ob ich hoffen darf — ach, liebe Freundin, ich habe auch noch andere Gründe, die mich eilen heiſſen, meine Exiſtenz zu beſtimmen; glauben Sie mir, es ſind die bitterſten Schmerzen, wenn man in den poetiſchen Leiden durch tauſend proſaiſche Beſorgniſſe geſtört wird. Leben Sie wohl!

Madame Ringold an Madame Müller.

O wie ſprechen Sie, Theuerſte, die geheimſten Wünſche meiner Bruſt aus, neben Ihnen zu leben, und beide, vereint im Studium unſerer Kunſt, wie glüklich können wir ſeyn. Ich werde noch heut Ihretwegen mit dem Direktor ſprechen, und ich erwarte eine günſtige Antwort. Ihr Anerbieten wird ihm gewiß ſehr willkommen ſeyn. Ach, ja wohl, Liebe, habe ich geliebt, ach, auch ich habe die ſüßeſten, bitterſten Thränen geweint. Ich ſage, ich habe! Thue ich es denn nicht noch? ich liebe mit allen Schmerzen die Sehnſucht, und habe keinen Troſt als im Grabe. Sie ſollen nächſtens meine Geſchichte erfahren, Sie ſollen fühlen, daß nicht Sie allein unglüklich ſind. Und ich habe nicht den Troſt, daß mein Herz erkaltet, in allen Fibern tobt der wüthendſte Schmerz, ach, ich werde von meiner unglüklichen Krankheit nie geneſen! Ich kann nicht weiter ſchreiben, die Erinnerungen, alle, die wehmüthigen und die glüklichen, durchziehen meine Bruſt. Leben Sie wohl!

Die

Die Marquiſe St. Albain an Madame Ringold.

Ach, liebe Freundin, Sie laſſen mich lange auf die Entſcheidung meines Schikſals harren, und ich muß Ihnen das demüthigende Geſtändniß ablegen, daß die dringendſte Noth mich zwingt, Sie zu erinnern. Wenn Sie können, ſo laſſen Sie mich bald wiſſen, was ich zu hoffen habe. O Gott, muß mir das begegnen! Der Wirth hat bemerkt, daß ich nicht viel Geld und keine anſehnliche Garderobe habe, und läßt mich nun ſein Mißtrauen deutlich fühlen, und ich geſtehe Ihnen, da ich gezwungen war, einen Theil meines Geldes für die nöthigſten Bedürfniſſe auszugeben, daß ich nun nicht mehr ſo viel beſize, um ihn zu befriedigen. Was ſoll ich thun? Hier das demüthigende Gefühl der Abhängigkeit von den gemeinſten Menſchen, und will ich dieſer entgehen, auf der andern Seite eine Abhängigkeit, die mir noch quälender iſt; darum befreien Sie mich, ich beſchwöre Sie! Ich kann nicht zurükkehren zu denen Menſchen, vor denen ich mich

ernie-

erniedrigen müßte, die mich nicht verſtehen, und mit ihrer Klugheit und Erfahrung alles tadeln. Retten Sie mich, ich bitte Sie! die Empfindung der Heldenverlegenheit iſt ſchrecklich, das fühle ich jetzt zum erſtenmal.

Madame Reinhold an Madame Müller.

Sie nehmen die Sache mit dem Geide ein bischen gar zu tragiſch: es verſteht ſich ja von ſelbſt, wenn Sie nichts zu bezahlen haben, daß Ihre Gläubiger warten müſſen. Tauſendmal bin ich in derſelben Noth geweſen, und immer fügte es ſich. Von allen Dingen würde ich einen ſolchen Schritt am letzten thun und zu meinen Verwandten zurükkehren, wenn ich mich ihrer Aufſicht einmal entzogen hätte. Doch ich muß nur vor allen Dingen meine tröſtliche Nachricht herſchreiben: ich habe mit dem Direktor Ihretwegen geſprochen, und er iſt ſehr bereit, Sie zu engagiren: ich habe ihm viel von Ihrer vortheil-

haf-

haften Bildung geſagt, und er wünſcht Sie dieſen Nachmittag zu ſehen. Verzeihen Sie, ich habe ihn ein wenig mit Ihrer Lage bekannt gemacht, und ich hoffe, er wird ſo galant ſeyn, Ihnen einen Theil Ihrer Gage ſogleich zu bezahlen.

Ich muß Sie noch an etwas erinnern, und Sie müſſen meiner Freundſchaft dieſe Erinnerung verzeihen. Wenn Sie nun auftreten, und Sie gefallen, wie ich davon überzeugt bin, ach, liebe Freundin, dann hüten Sie ſich vor der Zudringlichkeit der Männer; ein jeder hält ſich für berechtigt, eine Schauſpielerin zu lieben, und weil die meiſten ſo bereit ſind, den Weg der Tugend zu verlaſſen, ſo wird es bei einer jeden vorausgeſetzt. Wie bedaure ich Sie ſchon jezt! Wie manche Kränkungen werden Sie erfahren müſſen, ehe man glaubt, daß es Ihnen Ernſt mit Ihrer Tugend iſt! Wie viel werden Sie von der Verläumdung dulden müſſen! Und wenn Sie nun ja auf einen jungen Mann treffen, den Sie in Gefahr ſind zu lieben, ach, theure Freundin,

dann

dann vertrauen Sie sich mir, daß wir uns beide erinnern, daß die Jugend nur einmal lieben, sich nur einmal hingeben darf.

Die Marquise St. Albain an Madame Ringold.

Nehmen Sie meinen wärmsten Dank! ich fühle mich nun wieder frei und glüklich! Ich werde mein Leben in Ihrer Freundschaft genießen! Ich werde in kurzem neben Ihnen auftreten. Es machte mir eine rechte Freude, das Geld, welches ich empfing, als solches zu betrachten, das ich in kurzem erwerben werde. Das ist eine Empfindung, die mir bis jezt ganz fremd geblieben ist, und doch ist es ein süßer Gedanke: ich lebe nicht von zufälligen Glüksgütern, nicht von der Großmuth Anderer, sondern von meinem Erwerb. Auch fühl' ich jezt ganz das Liebliche dieser bürgerlichen Einschränkung, nur ein Zimmer zu haben, nur die nöthigen Meubel und die angenehme Sorge, den größten Theil der kleinen

Wirth-

Wirthſchaft ſelbſt zu verſehen. Ich glaube, ich werde nun die Ruhe finden, die mein Herz ſo ſehr bedarf, und Sie werden immer mein vollkommenſtes Vertrauen beſitzen, aber gewiß werde ich Ihnen nie eine neue Liebe zu vertrauen haben; alle meine Gefühle ſind auf die Vergangenheit gerichtet, und ich habe ſie nur noch in der Erinnerung. Sie haben mir verſprochen, mir Ihre Geſchichte mitzutheilen, thun Sie es doch; ich glaube, daß ſie viel Lehrreiches für mich enthalten wird. Ich will Sie dann auch nächſtens mit meinem Leben bekannt machen, und Sie werden daraus ſehen, daß ich nie mehr lieben kann.

Madame Ringold an Madame Müller.

Es erfreut mich ſehr, daß ich etwas dazu beigetragen habe, Sie, Liebe, Gute, glüklich und zufrieden zu machen; ich habe ſelbſt einmal wieder eine Stunde in dem Gefühl glüklich ſeyn können.

nen. Ach, liebe Freundin, es iſt doch hart, wenn uns ſo alles eigene Glück abſtirbt, daß wir uns an dieſe Empfindungen nur noch durch Andere erinnern können. Mir iſt es ſo gegangen, und wenn Sie die Geſchichte meines Lebens hören, ſo werden Sie, gute Seele, mit mir weinen, und nicht, wie andere gemeine Menſchen, das Mädchen verſpotten, das durch ſeine glühende Empfindung betrogen wurde.

Mein Vater war Schauſpieler, er kannte alſo das Elend dieſes Standes zu gut, als daß er mich, ſein liebſtes Kind, für die Bühne hätte beſtimmen ſollen. Er wendete große Summen auf meine Erziehung, und ſein eigenes Talent unterſtützte meine Lehrer, daß ich in kurzer Zeit ſo gebildet und mit Talenten und Kenntniſſen ausgeſchmückt war, die mich berechtigten, auf die vornehmſte Parthie Anſpruch zu machen. Mein Vater ließ mich nun das Theater betreten, mehr um mich der Welt zu zeigen, als um den kleinen Gewinn, den ich ihm nun brachte. Sein Wunſch wurde in einem hohen Grade erfüllt,

und

und er mußte nun eben soviel Aufmerksamkeit darauf verwenden, vielen jungen Männern den Zutritt zu mir zu versagen, und mein junges Herz vor ihren Schmeicheleien zu bewahren, als er vorher auf meine Bildung verwendet hatte.

Endlich schien das Schikſal alle seine Wünsche krönen und seinen Fleiß belohnen zu wollen. Ein junger Edelmann verliebte sich so sehr in mich, daß er bei meinem Vater um meine Hand anhielt; diesem war der Antrag sehr willkommen, und ich, jung, unerfahren, beständig in der frohsten Laune, war nicht gewohnt über etwas nachzudenken, und gab meine Einwilligung, ohne den jungen Mann gesehen zu haben. Mein Vater war entzükt über meinen Gehorsam, er stellte mir meinen künftigen Gemahl noch denselben Abend vor, und in wenigen Tagen war ich mit einem Manne verlobt, den ich so wenig kannte, daß ich ihn in einer großen Gesellschaft nicht einmal herausfinden konnte.

Wir sahen uns nun täglich und wurden natürlich bekannter; mein Leichtsinn und meine

Mun-

Munterkeit, die oft bis zu Ausschweifungen gingen, entzükten anfangs meinen Liebhaber; wenn ich aber in ein lautes Gelächter ausbrach, wenn er anfing von seiner Zärtlichkeit zu sprechen, so wurde er im Anfange darüber unwillig. Als er sahe, daß mein Herz ihn nicht verstand, und ich auch seinen Unwillen verspottete, da zog er daraus den richtigen Schluß, daß ich ihn nicht liebte, und sein Unwille verwandelte sich in Schwermuth. Ich kannte in dieser glüklichen Zeit die Liebe und ihre Qualen noch nicht, und darum verfuhr ich mit so weniger Schonung gegen ihn. Er entdekte sich meinem Vater, und vertraute ihm zugleich, daß er eine Reise machen wolle, um eine ansehnliche Erbschaft in Richtigkeit zu bringen, und hoffte von der Entfernung, daß sie mich zärtlicher für ihn machen würde. Er glaubte, daß ich fühlen würde, es gebräche mir etwas, wenn seine zärtliche Sorgfalt sich nicht in jedem Augenblik um mich bemühte. Mein Vater billigte seine Meinung, und die Reise wurde in kurzer Zeit angetreten. Ach, der Unglükliche wollte, daß mein Herz ihm

eben

eben so feurig entgegen schlagen sollte, als mir das seinige, und zerriß durch die Mittel, die er brauchte, unsere Verbindung auf ewig. Ich weiß, er schmachtet noch jezt ohne Liebe einsam im Leben, und gedenkt mit inniger Trauer der schönen Zeit, da wir vereint waren. Und ich, die ich in kurzer Zeit die Liebe lernte, verblute an der Wunde im Herzen, die mir falsche Treulosigkeit schlug. Nächstens schreibe ich Ihnen die Fortsetzung meines jammervollen Lebens, heute bin ich zu bewegt, die Vergangenheit steht zu lebhaft vor mir: ich muß mich erst wieder sammlen, wenn ich weiter sprechen soll. Leben Sie wohl!

Der Graf Gomez an Madame Ringold.

Sie dürfen sich nicht wundern, Madame, daß ich als ein Fremder es wage, Sie um die Erlaubniß zu bitten, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Wenn Sie die Bühne betreten, so wenden sich aller Herzen zu Ihnen und trauren

mit

mit Ihrem Schmerz und freuen ſich über Ihr Glük, nur wenn das Schikſal in dem Drama Sie endlich begünſtigt und Sie dem verliebten Geliebten die Hand reichen, dann glaube ich, ſchlägt aller Männer Herz aus Neid. Können Sie es alſo tadeln, wenn ich wünſche Ihr Geſicht mir gegenüber zu ſehen, das mich ſchon aus der Ferne entzükt, und die Stimme in meiner Nähe zu hören, die ſo unwiderſtehlich zum Herzen dringt. Oder können Sie ſo grauſam ſeyn, mir dieſe Erlaubniß zu verſagen? Warlich, mir hat die Liebe mehr als eine innerliche Wunde verurſacht, und ich floh den Schauplatz, auf welchem ich ſelbſt dieſe Tragödie aufführte und that den Schwur, dem kleinen Tyrannen nie wieder zu huldigen und jezt bin ich in Gefahr meinen Eid zu brechen. Sie werden ſich über die Kühnheit wundern, daß ich Ihnen ſo viel von mir ſpreche, es wäre auch unverzeihlich, wenn es nicht mein innigſtes Beſtreben wäre, durch alles was ich von mir ſage, meine ungeheuchelſte Verehrung auszuſprechen und Sie zu bewegen, mir die Erlaubniß zu ertheilen, Sie zu ſehen.

Madame

Madame Ringold an den Grafen Gomez.

Es kann mir nicht anders als angenehm ſeyn, die Achtung eines Mannes zu verdienen, der ſich in jedem Worte als Kenner zeigt. Es iſt ein erfreuliches Gefühl, unter ſo vielen rohen Menſchen einen zu finden, der die äuſſerſte Anſtrengung erkennt. Was könnte mich alſo bewegen, einen ſo äuſſerſt artigen Mann den Zutritt zu mir zu verweigern. Daß Sie in Gefahr ſind, bei mir Ihren Schwur zu verletzen, glaube ich nicht und Sie werden bei einer nähern Bekanntſchaft ſelbſt finden, wie ungegründet Ihre Beſorgniſſe ſind. Ich erwarte alſo dieſen Abend die Ehre Ihrer Geſellſchaft. Sie werden aber Ihre Erwartungen, die Sie ſich von mir machen, betrogen finden und ich werde es ſehr zu bedauern haben.

Die Marquiſe St. Albain an Madame Ringold.

Ich hoffte Sie geſtern Abend zu Hauſe zu finden, da ich wuſte, daß Sie im Theater nichts zu thun hatten, Ihr Mädchen ſagte mir aber, daß Sie doch hingefahren wären. Ihr Brief, der den Anfang eines ſo frohen Lebens enthält, hatte mich ſehr bewegt, und ich wollte zu Ihnen eilen, um Ihre Schmerzen über dieſe ſo ſchnell verflogene Zeit zu theilen. Glauben Sie mir, geliebte Freundin, auch ich fühle oft den bittern Schmerz, den die Erinnerung verurſacht; ich wollte Sie an meinen Buſen ſchlieſſen, und meine Thränen mit den Ihrigen vermiſchen. Wir beide müſſen der Liebe entſagen, o der Freundſchaft doch nicht! laſſen Sie uns in dieſer die Schmerzen zu heilen ſuchen, die uns die Liebe ſo unbarmherzig ſchlug!

Ich komme mir ſelbſt kindiſch vor mit dem Beſtreben, Sie zu tröſten. Sie ſind in ſich reicher als ich, Sie werden einen ſo armen Troſt nicht

nicht bedürfen, als ich Ihnen reichen kann, da mein eigener Geist zu Boden gedrükt ist. Ich schreibe nicht, wie ich es wünsche: unaufhaltsam fliessen meine Thränen, ich muß an ganz etwas anderes denken, als ich wollte Ach, Theuerste, ich bedarf Ihres Trostes weit mehr als Sie des meinigen. O gewiß habe ich manche Menschen recht bitter gekränkt, indem ich mein eigenes Herz zu befriedigen glaubte. Leben Sie wohl und verzeihen Sie dies Billet, das für Sie keinen Zusammenhang hat.

Madame Ringold an Madame Müller.

Ich war gestern im Theater, um mich zu zerstreuen, heut bin ich ruhiger und darum will ich ein andermal meine Geschichte fortsetzen, damit ich uns nicht beide wieder melancholisch schwarz. Der beste Rath und Trost, den ich Ihnen geben kann, ist, daß wir bei diesem schönen Wetter einen Spaziergang vor der Stadt versuchen, wir

werden dort unter den vielen Menſchen gewiß unſere Grillen verlieren und das iſt uns beiden einmal nothig. Ich bitte, mir meinen Wunſch nicht abzuſchlagen. Denn wenn uns die Freundſchaft von der Liebe heilen ſoll, ſo müſſen wir uns ihr auch in die Cur geben. Ach die Liebe! kann etwas in der Welt uns davon heilen? Wann ich jemals glauben könnte, daß ich den einzigen geliebten Verräther vergeſſen kann, dann wollte ich auch glauben, daß ich wieder einen andern Böſewicht lieben, ja, ſogar heirathen könnte. Ach, liebe Freundin, ſchwatzen Sie recht viel, erzählen Sie recht viel, damit ich mich nur ſelbſt vergeſſe, ich will Ihnen ein andermal den Dienſt wieder thun. O viel, da komme ich ſelbſt wieder auf ſchwermüthige Gedanken und davon ſoll heut gar nicht die Rede ſeyn. Nun es bleibt dabei, daß ich Sie zum Spaziergange abhole.

Die Marquiſe begleitete ihre neue Freundin gern, ſie kannte die Gegend um die Stadt noch gar nicht, und durch die Neuheit der Gegenſtände wurden ihre Gedanken bald daran gefeſſelt; beide vergaſſen die Vergangenheit und verlieſen ſich bald in ein Geſpräch über die gegenwärtigen Perſonen und ihre Trachten. Julie hatte das Sprechen über Kleider und Moden verachtet, heute hatte es einen ganz eigenen Reiz für ſie. Den Anzug eines jeden Vorübergehenden betrachtete ſie als ein Zeichen ſeines Charakters, daß er auffen um ſich her gehangen hatte. Madame Ringold hatte die Gabe, das Lächerliche in ein recht helles Licht zu ſetzen, und beide näherten ſich einer Laube, um recht ungeſtöhrt ihre Bemerkungen über alle Vorübergehende fortſetzen zu können. Nicht lange, ſo wurde ihre Aufmerkſamkeit von den Spaziergängern abgezogen und

auf ein Gespräch gerichtet, das in einer andern Laube geführt wurde, die nur durch eine dichte Bäumerwand von der getrennt war, in welcher die Damen sich befanden. Lassen Sie uns hier horchen, sagte Madame Ringeld leise, hier neben an wird ein sehr zärtliches Gespräch geführt und ich wette, daß es eine von unsern Schauspielerinnen ist. Mir ist die Stimme bekannt. Beide rükten nun der Scheidewand näher und hörten von einer männlichen und weiblichen Stimme folgendes Gespräch:

Sie. Wer weiß, wie vielen Damen Sie schon dasselbe versichert haben?

Er. Würden Sie so delikat seyn, mich deswegen zu verwerfen, wenn Sie nicht meine erste Liebe wären.

Sie. Man kann nicht wissen.

Er. Nun, so thue ich auf jeden Fall besser, Ihnen mein Geheimniß zu verschweigen.

Sie.

Sie. An einen, der kein Vertrauen zu mir hat, werde ich meine Liebe nicht wegwerfen.

Er. So lehren Sie mich dann, wie ich es anfangen ſoll, Ihnen zu gefallen.

Sie. Sie ſind mir bei allen Liebeserklärungen zu fröhlich, Sie müſſen es vor allen Dingen ernſthaft und rührend nehmen.

Er. Mein ſchönes Kind, ich will mich eben mit Ihnen über den Ernſt, den ich im Leben getrieben habe, tröſten. Und Sie, wie würden Sie nun gar von einem weinerlichen Attachement entſtellt werden? Sie kleidet nur der Leichtſinn und die Luſtigkeit.

Sie. Ich liebe die Rührung, und dafür, daß Sie mir ſagen, ſie kleidet mich nicht, will ich Sie nun gar nicht mehr anſehen. Da ſehen Sie, ich drehe Ihnen den Rükken zu.

Er.

Er. O Schelm, deſto eher kann ich Dich küſſen. Du kannſt Dich nun auch nicht vertheidigen.

Sie. Ich werde um Hülfe rufen.

Er. Verſuch' es doch, beſchwöre den Schutzgeiſt der weiblichen Sittſamkeit damit er den räche, der Dir gar Küſſe raubt.

Madame Rinaldi war zu ſehr beſchäftigt, keine Silbe dieſes Geſprächs zu verliehren, als daß ſie hätte das Erblaſſen ihrer Freundin bemerken können. Julie hatte Fernando's Stimme erkannt und ihre Glieder bebten. Als ſie aber den Schall ſeiner Küſſe auf andern Lippen hörte, da ſtand ſie auf, ergriff ihre Freundin bei der Hand, die ſie befremdet anblikte und trat aus der Laube hervor. Sie ging vor Fernando vorüber, und erkannte ihn, unwillkührlich blieb ſie ſtehen. Die grünen Bäume wölbten ſich über ſein Haupt und ſie dachte an den Augenblik, da ſie im Schatten eines Baumes zuerſt in

ſeine

ſeine Arme ſank. Fernando hatte die Kommenden gehört, und das Mädchen ſchnell aus ſeinen Armen gelaſſen. Er blikte jezt auf und ſahe Julien wie eine Leiche erblaßt an ihre Freundin gelehnt. Sie fühlte ſich gekränkt, daß er ſie nicht einmal erkannte, und dachte in dem Augenblikke nicht daran, daß ſie die ſchönen blonden Lokken, womit Fernando ſonſt oft getändelt hatte, unter falſchen ſchwarzen verborgen hielt, die ihrem ganzen Geſicht einen andern Charakter gaben. Er gerieth in Verlegenheit, daß zwei Damen vor ihm ſtehen blieben und ihn beobachteten. Madame Ringold erinnerte endlich die Marquiſe, daß ſie gehen müßte; Julie wandte ſich und ging einige Schritte, dann wandte ſie ſich noch einmal nach Fernando, der dem Mädchen die Hand bot und mit ihr den Rükweg nach der Stadt antrat. Julie war ſchwach, und mußte ſich auf der nächſten Bank erholen. Madame Ringold fragte nach der Urſach ihres ſeltſamen Benehmens. Ach! er kennt mich nicht einmal mehr, erwiederte Julie in Thränen. Um Gottes willen mäßigen Sie ſich, rief ihre Freundin,

ich

ich begleite Sie nach Ihrer Wohnung, da vertrauen Sie mir, was Sie beunruhigt. — Nur heute nicht, nur diesen Abend nicht, rief Julie, lassen Sie mich nur diesen Abend allein, daß ich mich erholen kann, morgen will ich Ihnen alles erzählen. Beide legten nun den Weg stillschweigend zurück, und Julie überließ sich ihrem Schmerz. Als sie beim Auskleiden die falschen Haare herunternahm, und ihre eigene um ihre Schultern fielen, da bemerkte sie erst, warum sie Fernando nicht erkannt hatte, und legte sich beruhigt nieder. Am andern Morgen war sie getröstet, sie freute sich sogar darüber, daß sie von Fernando nicht erkannt sey, und beschloß nun, wenn sie einmal wieder mit ihm zusammenträfe, sich mehr in ihrer Gewalt zu haben. Es war dies der erste Tag, an welchem Julie eine öffentliche Probe von ihren Talenten ablegen sollte, und sie erwartete den Abend mit Aengstlichkeit. Sie fürchtete, man werde es bemerken, daß die deutsche Sprache nicht die Sprache ihres Landes sey, und übertas ihre Rolle immer wieder von neuem, um sich in der

Aus-

Aussprache zu üben. Endlich war es Abend geworden, sie war angekleidet und erschien dem Publikum; der Beifall, den sie erhielt, machte, daß sie die Schüchternheit verlohr, mit der sie in den ersten Scenen spielte, und sie fühlte sich unbeschreiblich leicht und froh, als das Schauspiel geendigt war.

Das Mädchen, mit der Fernando das Gespräch führte, welches Julie durch einen Zufall hörte, war auch eine Schauspielerin; sie hatte Fernando damit bekannt gemacht, daß die Dame, welche ihn so anstarrte, ein neues Mitglied sey, und den andern Abend auftreten würde. Neugierde trieb ihn, daß auch er das Schauspiel besuchte, und als Julie sprach und die Worte mit Bewegungen begleitete, da erkannte er die Marquise. Er konnte das Ende des Schauspiels nicht erwarten, und als nun endlich der Vorhang fiel, da eilte er zur Thür, um jeden Heraustretenden zu bemerken. Julie erschien endlich, ihr Mädchen erwartete sie und begleitete sie zu ihrem Wagen. Fernando folgte, und war im-

mer

mer beſorgt, er möchte den Wagen aus dem Geſichte verliehren. Endlich hielt er vor ihrer Wohnung, und Fernando trat an die Hausthür. Als Julie ausgeſtiegen war, näherte er ſich, um ihr Geſicht noch einmal genau zu ſehen. Der Mond beſchien das ſeinige, ſie erblikte und erkannte ihn: Fernando! rief ſie unwillkührlich aus. — Julie, theuerſte Julie, fand' ich Dich endlich wieder! erwiederte er. — Sie war ſchwach und ſtützte ſich auf ihr Mädchen, die ſie in das Haus führte. Fernando folgte, Julie war zu ſchwach, als daß ſie es hätte verhindern können. Als ſie auf ihr Zimmer war, winkte ſie dem Mädchen, ſich zu entfernen, und als ſie kaum allein waren, da ſank Fernando zu ihren Füßen und bedekte ihre Hände mit Küſſen. Julie, ſagte er endlich, Du konnteſt ſo grauſam ſeyn und mich verlaſſen?

Julie. Verdiene ich Vorwürfe?

Fernando. Nein, nur ich; aber laß mich vor Dir mich rechtfertigen, ſo viel ich kann!

Julie.

Julie. Fernando, ich weiß alles, was Sie sagen können, ich habe es in kältern Stunden oft gefühlt, daß Sie mich liebten, und wenn auch unser erstes Zusammentreffen Verabredung, Betrug war, Fernando, so weiß ich, Du kannst der Schurke nicht seyn, der mich von meinem Gemahl, von meinen Freunden entfernt hätte, der das Weib für sich geraubt hätte, das er nicht liebte, nicht achtete.

Fernando. Nein, bei Gott, nein! ich liebe Dich mit der heftigsten Leidenschaft, ich fühlte bald, was Du mir gabst, ich verstand Dein Herz, und wollte mich bemühen, es zu verdienen.

Julie. Ich glaube es, und ich bin um vieles ruhiger, nun ich es auch aus Ihrem Munde höre.

Fernando. Und Du verzeihst mir?

Julie. Ich verzeihe, daß Sie ein leichtsinniges Spiel, einer bösen Frau zu gefallen, mit mir nahmen, worin ich meine Ruhe verlohr: ich danke Ihnen, daß Sie bald eine bessere Meinung von mir gewonnen haben, daß Sie mich liebten, daß diese Liebe mir viele selige Stunden verschaffte, dafür dank' ich dem Himmel. Fernando, ich drükke Dich versöhnt an meine Brust, und werde nun die bittern Stunden, getrennt von Dir, mit mehr Ruhe ertragen.

Fernando. Könntest Du mich von Dir stossen?

Julie. Nein, mein Freund, aber Abschied nehmen will ich von Dir; ich könnte an Deiner Seite nicht mehr glüklich seyn. Ich bin innerlich um vieles älter geworden, und so erscheint mir nun meine Liebe zu Dir nicht mehr so unschuldig als ehedem, auch könnte ich nie mehr ein vollkommenes Vertrauen zu Dir haben, da ich nicht mehr glauben kann, daß eine Zauberge walt uns beide zugleich zu einander riß.

Fer-

Fernando. Julie, theure Julie, iſt dieſer Ausſpruch unwiderruflich?

Julie. Feſt und unwiderruflich, und wenn Sie meine Ruhe, ja meine Geſundheit ſchonen wollen, ſo laſſen Sie uns jezt von einander Abſchied nehmen, und uns nie mehr wiederſehen. Meine einzige Bitte iſt, daß Sie mein Geheimniß bewahren, niemanden meinen Nahmen nennen; ich mag zu meinem Gemahl nicht zurükkehren!

Fernando bükte ſich und wollte gehen, nahe an der Thüre drehte er ſich um und rief mit dem Tone der innigſten Zärtlichkeit: Julie, Du thuſt mir Unrecht. — Wehmüthig ſahe ihn die Marquiſe an und Thränen brachen aus ihren Augen. Er trat ihr näher, und ſie lag in ſeinen Armen, die glühendſten Küſſe ſchloſſen nun ihre Lippen, die ſie zu Klagen öffnen wollte, und die alte Seeligkeit jener erſten Stunden umſchwebte ſie wieder. Endlich riß ſie ſich los. Fernando! rief ſie aus, wenn ich Dich und mich noch

noch ferner achten soll, so laß mich jetzt, laß dies unser Abschied seyn, zärtlicher kann er nicht werden — Fernando ging, er war betäubt und fand kaum seine Wohnung wieder. Julie warf sich angekleidet auf ihr Bette nieder, und in dem Zustand zwischen Wachen und Schlaf gingen alle Bilder ihres Lebens vor ihrer Seele vorüber. Sie war am andern Morgen blaß und zerstört, sie suchte die Begebenheiten des vorigen Abends zu ordnen, sie konnte sich nicht überzeugen, daß sie Fernando würklich gesprochen, würklich in ihren Armen gehalten hatte, und wollte schon alles für einen lebhaften Traum erklären, als sie folgenden Brief erhielt:

Fernando del Franko an die Marquise St. Albain.

Zürne nicht, Du Theuerste, daß Du noch einmal einige Worte von der Hand dessen erhältst, den Du nicht mehr liebst, den Du verstossen hast. Doch nein, ich will nicht ungerecht gegen

Dich

Dich ſeyn, ich fühlte es in der ſeligen Umarmung, daß Du mich noch liebſt, daß Du mich nie vergeſſen wirſt. Iſt Dein Verlan unveränderlich, willſt Du mich nicht mehr ſehen, ſo will ich Deinen Willen ehren und ein einſames freudenleeres Leben führen. Ich muß Dich auch um Deiner Grauſamkeit willen mehr lieben, denn Du zwingſt mich, Dich zu verlaſſen, damit Du deſto reiner meiner Liebe begegnen kannſt. Ich war, ehe ich Dich kannte, ungerecht gegen Dich, und habe dieſe Ungerechtigkeit ſchon ſo hart gebüßt! Julie, bedenke, ob ich nicht geſtraft genug bin; laß mich wieder gut machen, was ich verdarb; laß mich Dich nach und nach überzeugen, daß ich jezt Dein Vertrauen verdiene und es wird zu mir zurükkehren! Iſt es aber Dein Entſchluß, mich nicht mehr zu ſehen, ſo will ich gehen und in den Armen meiner Familie, die mich verlangt, mein Daſeyn vertrauren. O ändere den Vorſatz, den Du vielleicht in der Folge bereuſt, wenn Du fühlſt, wie einzig voll mein Herz von Deinem Bilde war. Ich habe ſeit Deiner Entfernung faſt nichts als Dich gedacht;

wie emsig bin ich in allen Nachforschungen gewesen, wie viele Meilen oft gereist, wenn ich nur eine entfernte Hoffnung hatte, daß Du diesen Weg eingeschlagen haben konntest, und wie ich der Verzweiflung nahe war, wenn ich Dich nicht fand. Und nun habe ich Dich gefunden, ich habe Dich in meinen Armen gehalten, Dein Herz hat an dem meinigen geschlagen und nun soll ich Dich wieder lassen. Widerrufe, theure geliebte Julie. Dein hartes Urtheil, laß den Verbannten zu Dir zurückkehren und lehre Du ihn so gut seyn, daß er Dich verdient.

Die Marquise St. Albain an Fernando del Franko.

Ich schreibe Ihnen nur, um Ihnen noch einmal Lebewohl zu sagen. Ich bin nicht hart gegen Sie, und Sie selbst, wenn Sie kälter sind, werden mich nicht so nennen. Was können wir denn wieder gut machen? Ist nicht alles, was wir thun können, daß wir aufhören, etwas

Unrech-

Unrechts auszuüben? Aber wird denn darum das einmal begangene Unrecht wieder gut? Ich hätte von Ihnen nicht geglaubt, daß Sie überhaupt fähig wären, irgend ein Geschöpf auch nur auf einen Augenblik zu täuschen. Diesen Glauben können Sie mir nicht wiedergeben und darum kann ich Sie nicht mehr mit dem alten Vertrauen lieben, es würde sich oft Mistrauen und Bitterkeit in meine Seele schleichen und was müßten Sie von mir denken, wenn ich ohne die höchste reinste Liebe unser ehemaliges Verhältniß erneuern könnte? Dann wäre es ja gerade so gemein und verächtlich, als es denen erscheint, die mich deshalb verdammen. Kehren Sie zu Ihrer Familie zurük, die Sie verlangt, ach, ich habe keine mehr, die mich lieben kann; die meinige muß mich hassen, denn ich habe sie von mir gestossen und ich kann meinen Fehler gegen sie auch nicht wieder gut machen. Dies soll kein Vorwurf für Sie seyn, es ist nur meine Erinnerung an das, was ich verlohr. Leben Sie wohl; ich wünsche und hoffe, daß Sie noch viele heitere Stunden ohne mich verleben werden, nur

bitte ich Sie, mein Andenken im Herzen zu behalten und mich nicht ganz zu vergeſſen, ſo wie ich Sie nie vergeſſen werde.

Madame Ringold an Madame Müller.

Ich habe Sie ſeit dem Abend, da wir die ſonderbare Avantüre mit dem Fremden hatten, noch nicht wieder ſehen können, und ſo lebe ich noch immer in der ungeduldigſten Neugierde: wenn Sie alſo Zeit haben, ſo bitte ich Sie, dieſe heut zu befriedigen. — Wenn er der Gegenſtand Ihrer Liebe war, ſo haben Sie warlich nicht übel gewählt. Es war ein groſſer ſchlanker Mann mit ſchönen feurigen Augen. Nichts in der Welt intereſſirt mich ſo ſehr als die Geſchichten des Herzens: eilen Sie alſo, das Ihrige vor Ihrer Freundin auszuſchlieſſen. Ich warte mit Ungeduld auf Ihren Brief oder auf Ihren Beſuch.

Die

Die Marquiſe St. Albain an Madame Ringold.

Der Verfall iſt noch zu neu, als daß ich ohne die heftigſte Bewegung davon ſprechen könnte, darum verſchonen Sie mich heut und noch einige Zeit damit. Sie ſind auch heut in einer zu fröhlichen Stimmung, als daß Sie mich gelinde genug beurtheilen könnten; ein Geheimniß ſoll es Ihnen aber nicht bleiben. Fahren Sie fort in Ihrer eigenen Geſchichte, die mir gewiß ſehr lehrreich ſeyn wird, und wenn Sie damit zu Ende ſind, dann will ich Ihnen die meinige mittheilen, und es ſoll Ihnen keine Falte meines thörichten Herzens verborgen bleiben.

Der Graf Gomez an Madame Ringold.

Sie werden dieſen Abend das Publikum durch Ihr Spiel entzükken: erlauben Sie mir die kleine Eitelkeit, daß ich auch wünſche, alles zur

Verschönerung Ihres Körpers vereinigt zu sehen, was Andere, die weniger Ansprüche auf körperliche Vorzüge zu machen haben, nicht entbehren dürfen. Darum bitte ich Sie, diese goldene Kette von mir anzunehmen und mir das Vergnügen zu machen, daß Sie dieselbe noch diesen Abend tragen. Sie werden mich nicht so beschämen und diese kleine Bitte verweigern.

Madame Ringold an den Grafen Gomez.

Wer könnte Ihrer Artigkeit widerstehen? Ich nehme Ihr außerordentlich geschmakvolles Geschenk an, und Sie werden mich, wie Sie wünschen, geschmükt sehen. Wenn Sie wissen wollen, wie sehr ich Ihnen dafür danke, so lassen Sie sich wohl ein kleines Abendbrod nach dem Schauspiel bei mir gefallen.

Madame Ringold an Madame Müller.

Ich erfülle Ihren Wunſch, ob ich gleich dadurch jede Wunde, welche die Zeit beinahe geheilt hatte, wieder erneuere. — Mein Bräutigam war abgereiſt, und ſchon in den erſten Tagen fühlte ich die Lüke, die ſeine Abweſenheit in meinem Leben machte. Er hatte mich verwöhnt, daß er mit der genaueſten Sorgfalt auf alle meine kleinen Wünſche achtete. Da ich nicht liebte, ſo fühlte ich das Zarte in ſeinem Betragen nicht, ſondern belegte es mit dem Nahmen Gefälligkeit; meine Eitelkeit war an dieſe Gefälligkeit gewöhnt worden, und es that mir wehe, ſie zu entbehren: zugleich fühlte ich Dankbarkeit für den, der ſie mir erzeigt hatte, hielt dieſe Empfindung für Liebe, und ſchrieb in dieſer Täuſchung einige recht zärtliche Briefe, die meinen Vater und den armen Betrogenen recht glüklich machten. Ach, wie bald ſah ich meinen Irrthum ein. Ein junger Mann, der eben von einer Univerſität zurükgekommen war, lernte mich kennen, und mein

erſter

erſter Anblik feſſelte ihn. Ach, und ich! Er verband alles Einnehmende, was ſonſt den einzelnen Menſchen auszeichnet iſt. Seine ſchöne Geſtalt, ſein lebhafter Witz, ſeine feurige Beredſamkeit riſſen alle ſeine Zuhörer gewaltſam mit ihm fort, ſeine Freunde liebten ihn enthuſiaſtiſch. Dieſer Mann nun bewarb ſich mit allen Künſten der Liebe um mich. Mein Vater bemerkte bald meine entſtehende Leidenſchaft und verbot mir den Umgang mit ihm: ich war ein gehorſames Kind und zog mich zurük: ich duldete die ſchrekliche Qual, aber ich gehorchte meinem Vater. Ach, wie aufmerkſam und ſchlau war aber die Liebe! trotz meiner Folgſamkeit bemerkte Burchard bald, daß eine Stimme für ihn in meinem Herzen rekete: da war kein Spaziergang, den er nicht ausgeſtreut hätte, und wo er mir nicht folgte. Wie viele Gelegenheiten fand er nicht, mir Briefe zuzuſtekken, aber ich war ehrlich gegen meinen Vater und reichte ihm einen jeden unerößnet. Mein Vater hielt dieſe Offenherzigkeit gegen ihn für Zärtlichkeit gegen meinen Bräutigam. Dieſer Irrthum ſchmerzte mich,

ich geſtand ihm, daß ich dieſen nie lieben, ihm nie meine Hand reichen würde, und bat ihn, eine Verbindung aufzugeben, die ich nur aus Unverſtand eingegangen war. Dieſe Wendung hatte mein Vater nicht erwartet; er ſchalt auf mich in den heftigſten Ausdrükken, und gebot mir, nun noch zärtlicher an meinen Bräutigam zu ſchreiben. Dieſe Verletzung der Wahrheit that mir zu wehe, da ich der Wahrheit gegen meinen Vater ſo groſſe Opfer brachte. Ich ſchrieb ohne meines Vaters Vorwiſſen an meinen Bräutigam und machte ihn mit dem Zuſtand meines Herzens bekannt. Er fühlte das Schöne meiner Handlung und antwortete, daß, ob ich gleich ſein Herz zerriſſe, er mich auch in dieſer Grauſamkeit verehren müſſe.

Als mein Vater erfuhr, daß ich eigenmächtig ein Eheverſprechen aufgehoben hatte, das er für das Produkt ſeiner Klugheit und ſeiner väterlichen Sorgfalt hielt, wurde er raſend: er verwünſchte Burghard und ſchwur, daß er als der Urheber ſeines Unglüks nie ſein Haus betreten ſollte.

sollte. Als nun der Burchard glaubte, er könne nichts besseres thun, als sich in der Bewerbung um mich an meinen Vater wenden, und er ihm sprach, daß es sein sester Vorsatz sey, mich zu heurathen, sobald er nur erst seine Eltern von meiner Vortrefflichkeit überzeugt hätte, denen er erst ein eingewurzeltes Vorurtheil gegen eine Schauspielerin benehmen müsse, wurde mein Vater wüthend, daß dieser Mensch eine Ehe mit mir als eine Verablassung von seiner Seite betrachtete, da sich mein Vater sich für berechtigt glaubte, mit mir sehr grosse Pläsirchen zu machen. Er behauptete nun, ich müsse mich gegen Burchard verstellt haben, weil er sonst auf solche unsinnige Gedanken gar nicht gerathen könnte, und beschenete mir mit der äussersten Härte. Damals, die heftigste Quaal der Liebe im Busen, von meinem Vater ungerecht behandelt, ohne Freund, ohne Schutz, ließ ich mich verleiten, der Verbindung nachzugeben, ich nahm Burchards Briefe an, ohne sie meinem Vater mitzutheilen, ich fand Trost darin für meine Leiden, ich athmete, und der Strahl von

Hoff-

Hoffnung, der dem ſo lange Hoffnungsleſen aus meiner Antwort ſchimmerte, entzükte ihn; ſein nächſter Brief war voll des heiſeſten Dankes, ſein Feuer riß mich hin. —

Doch laſſen Sie mich heute ſchweigen von den ſeligen Gefühlen! In meinem nächſten Briefe mehr!

Der Marquis St. Albain an die Baroneſſe Arnau.

Ich habe bei aller Mühe, die ich mir gegeben habe, nicht die geringſte Spur von Ihrer Tochter auffinden können, und ich muß nun faſt fürchten, daß wir ſie nicht wiederſehen, wenn ſie ſich nicht freiwillig entſchließt, zu Ihnen zurükzukehren. Es iſt ein unglüklicher Zufall, daß ihr eigener Bruder unwiſſend ſeine Schweſter aus dem Schooße ihrer Familie verdrängte, die eben ſo bereit war, die Verirrte wieder aufzunehmen. Sie werden mich vielleicht bald wieder

bei

bei ſich ſehen, ich werde meinen Rükweg über L... nehmen, dann zu Ihnen eilen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen. Ich will zu meinen Gütern zurükkehren, um dort in der Stille Julens Andenken zu betrauern. Hätte ich dieſen Aufenthalt des Glüks und der Ruhe nie verlaſſen, ſo wäre die Theure mein geblieben. Was hilft es, daß ich über meinen Verluſt klage und Sie ſo erinnere, da Sie ebenſoviel verloren haben. Es iſt mir oft, als wäre alles nur ein Traum, der mich neckt, als würde ich beim Erwachen Julien neben mir finden und wäre von gar keiner Trennung die Rede geweſen. Ob ſie wohl zuweilen noch an mich denken mag? O es wäre mehr, als ich verdiene, denn mein, nur mein iſt die Schuld. Mich ergreift oft eine ſo glükliche Wehmuth, daß mir iſt, als müßte ich ſo lange durch die Welt reiſen, bis ich ſie wieder finde, bis ich an ihrem Buſen all mein Leid in heißen Thränen hinſtrömen könnte. Leben Sie wohl! Wenn Sie mich einer Antwort würdigen wollen, ſo bitte, ſie unter den Namen Chatillon an mich zu adreſſiren; ich weiß

nicht,

nicht, welche Grille mich bewogen hat, meinen Namen zu verändern.

Die Baroneſſe Arnau an den Marquis St. Albain.

So ſehr es mich ſchmerzt, Sie ohne Nachricht von Julien zu wiſſen, ſo kann ich doch die Hoffnung, ſie wieder zu ſehen, noch nicht aufgeben. Mein Sohn iſt ſchon vor einiger Zeit abgereiſt, und will nicht eher zurükkehren, bis ſeine Schweſter gefunden iſt. Er macht ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er ſie von dem Buſen ihrer Mutter geriſſen hat. Ja, ſeine Ehrfurcht, die er vor meiner Tochter hat, gereicht mir zu nicht geringem Troſt: ich fürchtete, ich würde ſie leichtſinniger wiederfinden, ſie iſt noch der Tugend treu. Ein Fehltritt auf dieſer Bahn macht noch nicht, daß wir die Straſſe gar verliehren. Jeder von uns macht ſich Vorwürfe, daß er an Juliens Entfernung ſchuldig iſt, und eben weil ſo viele die Schuld tragen, wird ſie für jeden geringer.

Hät-

Hätten Sie, lieber Marquis, sich nicht zu sehr von der Gräfin Hilare blenden lassen, so hätten Sie Ihre Mattin nicht verlohren, und hätte ich die falsche Scham überwunden, und Julien gesagt, welch ein zärtlich Recht ich auf ihre Liebe habe, so darf ich glauben, mein Kind hätte mich nicht verlassen. Glauben Sie nicht, daß ich jezt, weil ich später darüber spreche, ihre Entfernung weniger betraure, der teile Muth meines Gemahls erfüllt auch mit Zufriedenheit. Ich darf hoffen, wenn ich Julien wieder sehe, daß sie meiner Liebe noch würdig ist, und meine Gesundheit, die sich sehr verbessert hat, läßt mich glauben, daß ich diese Zeit noch erleben werde. Halb mit Freude und halb mit Schmerz erwarte ich es, Sie, lieber Marquis, wieder zu sehen; ich werde mit inniger Rührung den Mann noch einmal an meine Brust drükken, in dessen Hände ich meine Tochter gab, und mit dem ich sie auf ewig zu verbinden träumte. Kehren Sie bald zurük, die Gräfin Melas wird mit ihrem Gemahl bei uns erwartet, auch sie wünscht sehr, Sie noch einmal wieder zu sehen.

Der

Der Graf Gomez an Madame Ringold.

Wenn Sie es erlauben, meine ſchöne Freundin, ſo werde ich dieſen Abend bei Ihnen zubringen. Eigentlich ſollte es wohl einem Freunde, wie mir, erlaubt ſeyn, ohne mich anzumelden, kommen zu dürfen. Doch es iſt Ihr Wille ſo, und wer weiß, welche Gründe Sie haben, um dergleichen Befehle zu geben. Daß ich Sie immer auf dem Theater erblikke, hat mich ganz an das Schauſpiel gefeſſelt, und ich bin noch nie ſo oft als jezt hineingegangen. Was iſt denn das für eine artige Dame, die mit Ihnen um den Beifall des Publikums wetteifert? Man ſagte mir, ſie heiſſe Madame Müller, und wäre Ihre vertraute Freundin. Wie kömmt es, daß ich ſie bei Ihnen noch nie geſehen habe? Ich erwarte die Erlaubniß, Sie heute zu ſehen, und jeden andern Abend ohne Erlaubniß.

Madame Reinhold an den Grafen Gomez.

Ich habe weiter keinen Grund zu der Bedingung gehabt, daß Sie ſich bei mir anmelden ſollten, als daß mein Haus zu Ihrer Aufnahme bereit ſeyn möchte, und ich mich nicht ſchämen dürfte, wenn Sie mich oft in Unordnung, mit vielerlei Arbeit umgeben, antreffen. Da Sie es nun anders wollen, ſo wird mir Ihre Gegenwart jedesmal ein Vergnügen ſeyn. Es iſt doch ſonderbar, daß die Männer nicht eine kurze Zeit die Rolle eines Liebhabers ſpielen können, ohne die eines Eiferſüchtigen hinzu zu thun. Madame Müller iſt allerdings meine Freundin, und daß Sie ſie bei mir noch nicht geſehen haben, kömmt nur daher, weil Sie immer den Wunſch äuſſerten, mit mir allein zu ſeyn. Sie haben das jezt vergeſſen, und mir wird es eben ſo wenig unangenehm ſeyn, wenn meine Freundin unſere Unterhaltungen erweitert. Von der Geſchichte dieſer Freundin, die gewiß ſehr intereſſant iſt, weiß ich bis jezt noch nichts: doch hat

ſie

ſie dieſelbe mir recht offenherzig mitzutheilen verſprochen, zwar unter dem Siegel der heiligſten Verſchwiegenheit; wenn Sie mich aber ſehr bitten, und Sie ſich gewaltig für dieſe Dame intereſſiren, ſo glaube ich wohl, daß ich aus Mitleid gegen Sie fähig ſeyn werde, es zu verletzen. Mich dünkt, ich habe hier weit mehr Urſach, eiferſüchtige Gedanken zu hegen, als Sie. Ich bin in der Laune, mich recht ernſthaft mit Ihnen zu zanken, und darum erwarte ich Sie mit Sehnſucht.

Madame Ringold an Madame Müller.

Ich verſprach Ihnen neulich den Beſchluß meiner Geſchichte. Ach, Liebe, Gute, Sie können ſich den Schluß denken. Wie wenig enthält mein Leben eigentlich noch, und doch wie viel Stoff iſt dies wenige zu unaufhörlichen Thränen. Burghard liebte mich, ja, Sie können es glauben, damals liebte er mich wahrhaft, und konnte

mich

mich doch verlaſſen. Mein Vater behandelte mich mit unausſtehlicher Härte: Sie können ſich alſo denken, daß die Vorſchläge meines Geliebten, dieſen harten Vater zu verlaſſen, bald bei mir Eingang fanden. Ich trennte mich von dieſem barbariſchen Vater, aber noch gab ich mich Burgard nicht hin: dieſer ſchlaue Verführer wußte auch wohl, daß mir die Tugend heilig war. Er überhäufte mich nun mit Geſchenken, die mit der zärtlichſten Liebe überbracht wurden, ſo daß ich ſie nicht verweigern konnte. Jeden Tag wurde ſeine Liebe heißer, glühender; er kämpfte mit den Vorurtheilen ſeiner Verwandten, die hartnäckig gegen mich blieben, und wagte doch ſeine Sehnſucht nicht auszuſprechen. Endlich konnte er dieß Schweigen nicht mehr ertragen, er geſtand, wie er nach mir glühe, und ich beſchloß, ſeine Liebe zu belohnen. Nicht der Taumel der Leidenſchaft führte mich in ſeine Arme, nein, kalte, ruhige Ueberlegung, der feſte Wille, ihm ganz anzugehören, und dem Tadel kleinlicher Menſchen zum Trotz ſein Weib zu ſeyn, war es, was mich ihm überlieferte. Und noch bis jetzt

hat

hat mich dieſer Schritt nicht gereut; denn daß ich in den Augen der Welt meine Ehre verlohr, hat mich nicht elend gemacht, ich habe mich ſeit der Zeit nur mehr geehrt; ſondern das Gefühl, daß ich ſein Herz verlohren habe. Er beredete mich bald, das Theater zu verlaſſen und ihm ganz anzugehören; ich that es, und war nun ganz ſein. O wie bald flohen dieſe himmliſch glüklichen Tage dahin, ich vergaß es ganz, mich um eine andere Verbindung mit ihm zu bekümmern, ach, auch er hatte es bald vergeſſen; böſe Menſchen, die mein Glük beneideten, unterſtüzten ſeine Treuloſigkeit; es gelang ihm, mich mit guter Art aus ſeiner Vaterſtadt zu entfernen, und meine Liebe brachte auch dieſes Opfer. Seit dieſer Zeit verweine, verjammere ich mein Leben, und werde niemals wieder froh ſeyn können; die Liebe iſt von mir geflohen, und hat doch ihre Wunden in meinem Buſen zurükgelaſſen. Eine unaufhörliche Schwermuth nagt an meiner Geſundheit, und ich werde bald nicht mehr leben. Wenn ich auch froh erſcheine, ſo iſt es eine gewaltſame Anſtrengung, die meinem

Herzen wehe thut: ich kann nie wieder glüklich seyn.

Die Marquise St. Albain an Madame Ringeld.

Wie innig, theure Freundin, hat mich Ihr Brief gerührt! Ja, Sie haben Recht, wir können nicht wieder glüklich seyn: die Liebe hat uns beide verlassen, aber die Freundschaft soll es nicht. Wie können Sie die Männer wieder lieben, da der eine, auf den Sie das schönste Vertrauen niederlegten, Sie so verrieth? O wie liebe ich Sie auch nun um dieser Schonung willen, womit Sie ihn berühren. Jede gemeine Seele würde in Schmähungen auf den Urheber ihrer Quaal ausbrechen, und Sie verschonen ihn, vertheidigen ihn fast. Gewiß, meine Freundin, ist die weibliche Natur viel edler als die männliche, und darum wollen wir nie wieder mit ihnen zusammentreffen, damit wir die unsrige nicht verderben. — Sie sollen in kurzem auch meinen

Lebens-

Lebenslauf haben, und Sie werden ſehen, daß ich mir weit mehr vorzuwerfen habe als Sie, und daß es aroſmüthig iſt, wenn Sie meine Freundin bleiben. Sie werden ſehen, wie glüklich ich einſt war, und von welcher Höhe ich, nicht ohne meine Schuld, herabgeſtürzt bin.

Madame Ringold an den Grafen Gomez.

Sie ſind mir mit Ihrer Eiferſucht unerträglich, Sie beleidigen mich unausſtehlich damit. Soll ich denn mit niemanden umgehen als mit Ihnen? Es iſt eine wunderliche Forderung, die Sie an eine Schauſpielerin machen; wenn ich dem Publikum gefalle, ſo muß ich es in dieſer Stimmung zu erhalten ſuchen; das werde ich aber gewiß nicht dadurch, wenn ich anſtändigen Leuten den Zutritt zu mir verſage. Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß ich mich von Ihrer Eiferſucht beſchimpft fühle; iſt es denn Ihre Art zu lieben, daß Sie dieſe heiligſte Leidenſchaft an mehr als

einem Gegenſtande äuſſern können; ich halte es für Entweihung ſeiner ſelbſt, mit dem edelſten Gefühl ſo zu ſpielen. Wenn dies alſo bei Ihnen der Fall iſt, ſo bitte ich Sie, mich mit einer Liebe zu verſchonen, die ich nur verachten muß, und mich lieber gar nicht zu beſuchen, als mich mit einer Eiferſucht zu plagen, die ſo unziemlich iſt.

Der Graf Gomez an Madame

Ringold.

Zürnen Sie doch nicht ſo heftig, meine Göttin, ich gebe mich ja überwunden. Die Eiferſucht iſt in der Liebe etwas ſo natürliches, daß ſie den geliebten Gegenſtand mehr ſchmeichelt als beleidigt. Da Sie nun aber Ihre Geſinnung darüber geäuſſert haben, ſo ſollen Sie mich nie wieder über einen andern Beſuch verdrüßlich ſehen. Ja, holdſelige Freundin, ich vertraue Ihrer Tugend; es wäre ja Schade, wenn wir uns noch früher trennen ſollten als ich L... verlaſſe; ach,

meine

meine Theure, dieſe trübe Stunde der Trennung wird uns bald ſchlagen. Darum wollen wir uns die angenehmen Augenblikke nicht durch Zanken verbittern, als in ſofern Zanken auch angenehm iſt. Sie ſcheinen kein ſo groſſes Zutrauen zu meiner Beſtändigkeit zu haben, als Sie von mir verlangen, daß ich es zu der Ihrigen haben ſoll, denn Sie haben mich Ihre Freundin noch nicht ſehen laſſen, ob ich gleich ſchwöre, daß ich bei dieſer Neuigkeit ein ganz anderes Intereſſe, als das der Liebe habe. Nun, wir wollen keinen neuen Zank anfangen, ich will mich nur noch Ihrer Liebe empfehlen, und dieſen Abend will ich Ihnen meine Eiferſucht ſo lange abbitten, bis Sie es ſelbſt überdrüſſig werden.

Der Marquis St. Albain an die Baroneſſe Arnau.

Ich bin in L... angekommen, aber ich kann nicht ſogleich zu Ihnen eilen, wie ich es wünſche; eine kleine Unpäßlichkeit, die mich auf der

Reiſe

Reiſe befallen hat, zwingt mich, einige Zeit hier zu bleiben. Dieſer Unfall würde mir ganz unverzeihlich ſeyn, wenn ich nicht einen Begleiter gefunden hätte, der mit mir nach D... zu reiſen denkt, und mir zu gefallen ſich ſo lange in L... aufhält, bis es meine Geſundheit erlaubt, dieſen kurzen Weg zurük zu legen. Er heißt Burghard, und iſt ein Mann, für den ich mich auſſerordentlich intereſſire: ich werde ihn Ihnen vorſtellen, und Sie werden finden, daß ich in dieſem Freund einen kleinen Erſatz für das gefunden habe, was mich das Schikſal hat verlieren laſſen. Ich hoffe Sie nun bald zu ſehen, und wir wollen uns dann beide über unſer Unglük zu tröſten ſuchen. Auch noch auf der kurzen Reiſe hieher habe ich keine Mühe geſpart, um etwas von Julien zu erfahren, und ich kann nun nichts mehr thun, als mit herzlichen Seufzen wünſchen, daß Ferdinands Bemühungen glüklicher ſeyn mögen. Ihr Brief hatte mir neuen Muth gegeben; aber machen es die fehlgeſchlagenen Verſuche oder meine Kränklichkeit, ich habe ihn wieder ganz verlohren. Es iſt meine

lezte

lezte gute Hoffnung, Sie noch einmal wieder zu ſehen und den Troſt mit mir zu nehmen, daß das Schikſal Sie doch einigermaaſſen entſchädigt hat, daß es Sie den Gemahl dadurch finden ließ, daß Sie die Tochter verlohren.

Herr Burghard an den Marquis Chatillon.

Als Sie mich geſtern zu ſprechen wünſchten, war ich ausgegangen, um einen Freund aufzuſuchen, der mir ſeine Wohnung anbot. Ich habe dies Anerbieten angenommen und wohne nun hier bequemer als in dem Gaſthofe; ich wünſchte, daß es Ihnen auch ſo gut würde, einen ſolchen Freund zu finden. Nachdem ich dies Geſchäft in Richtigkeit gebracht hatte, ging ich ins Schauſpiel, und denken Sie ſich mein Erſtaunen, die Heldin des Stüks iſt meine ehemalige Geliebte, von der ich Ihnen ſo vieles erzählt habe. Ich wünſchte, ich ſtände noch in einem guten Verhältniß mit ihr, ſo wollte ich ſie mit Ihnen bekannt

kannt machen, denn es verlohnt sich warlich der Mühe. Sie werden mir doch Verstand zutrauen, und doch mußte ich bei diesem Mädchen ein ganzes Jahr alle Künste anwenden, um sie mein zu nennen. Aber wie man des höchsten Gutes überdrüssig wird, so geschah es auch mir, und ich hatte wieder alle Künste nöthig, um sie von mir zu entfernen. Ich bin überzeugt, sie liebt mich noch, und ich mache mir leise Vorwürfe, daß ich ihr Glük so zerstöhrt habe. — Doch was können dergleichen Bemerkungen helfen? Der Mensch kann nur groß seyn im Zerstören, und darum zerstöre er, so weit seine Kraft reicht. Suchen Sie doch einen andern Weg, mit Madame Ringeld bekannt zu werden, Sie werden mir danken, daß ich Sie dazu ermahnt habe.

Die Baronesse Arnau an den Marquis St. Albain.

Daß Sie krank sind, thut uns leid. Die Gräfin Welga ist ohne ihren Gemahl bei uns eingetroffen

troffen und hat uns zu einer Reiſe nach L... beredet, die wir in der künftigen Woche machen wollen; wenn Sie ſich alſo ſo lange dort aufhalten, ſo können wir ſchon früher, als in D... zuſammentreffen. Daß Sie den Verluſt meiner Tochter immer noch betrauern, macht mir Sie um ſo lieber; könnte ich doch vor meinem Ende noch den Troſt haben, daß ich ſie in meine Arme drükte. Ich habe gar keine gute Nachricht, auch von Ferdinand nicht, der will, wenn er Julien nicht zurükbringt, gar nicht zu uns zurükkehren, und darum wird ſein Vater unwillig und läßt mich zuweilen dieſen Unwillen fühlen, daß wir, um das eine Kind zu ſuchen, das uns freiwillig flieht, das andere auch verlieren. So miſcht ſich wieder ein neuer Tropfen Bitterkeit in mein Leben; ich habe ihn doch warlich nicht vertrieben, ich habe es ihn nie fühlen laſſen, daß ſein Vater mich um ſeiner Mutter willen vergaß. Sollen wir alle wieder ganz glüklich ſeyn, ſo müſſen Julie und Ferdinand wieder in unſere Mitte zurükkehren, denn kommt Ferdinand allein, ſo wird es mich freuen, aber werde

ich

ich ſo ſtark ſeyn, jeden neidiſchen Gedanken zu unterdrükken und werd' ich es ganz vergeſſen, daß ſie vor ihm flohe? Ach, lieber Freund, es iſt doch nur ein kurzer Traum, der in wenigen Tagen verfliegt, wenn wir uns einbilden, wir können auf dieſer dürftigen Erde glüklich ſeyn: wir erfahren das ſo oft und laſſen uns doch immer wieder täuſchen. Leben Sie wohl, ich hoffe, Sie ſind nicht gefährlich krank.

Der Marquis St. Albain an den Herrn Burghard.

Ich habe geeilt, mich mit der Madame Ringold bekannt zu machen und gewiß, mein Freund, Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Dieſe Beſcheidenheit, dieſe Klugheit, verbunden mit der äuſſerſten Sittſamkeit, ſo frei von allen Anſprüchen, wozu ihre Talente ſie berechtigen, dieſe Vereinigung aller guten Eigenſchaften, das iſt bei einem jedem Frauenzimmer etwas ſeltnes, aber bei einer Schauſpielerin hätte ich es am

wenigſten zu finden erwartet. Ich bin entzükt über dieſe neue Bekanntſchaft und kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie mich darauf aufmerkſam gemacht haben. Ich werde aber auch eilen, ſie ſo viel als möglich zu benutzen, denn ich erwarte in kurzer Zeit eine Familie in der Stadt, die mich ſehr beſchäftigen wird: ich bin durch Familien-Verhältniſſe gezwungen, ihnen viele Zeit zu opfern. Daß Sie von mir ausgezogen ſind, kann ich Ihnen noch nicht vergeben. Warum betrachten Sie mich denn nicht als einen Freund, bei dem Sie wohnen, wodurch hab' ich es verdient, daß ich dies Vorrecht verloren habe?

Herr Burghard an den Marquis Chatillon.

Schon daß bei Ihnen ſolche Umſtände eintreten können, daß eine Familie erſcheint, der Sie alle Ihre Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen, macht, daß ich die Wohnung meines Freundes vorziehe.

Doch

Doch wozu verliere ich Worte um Worte? ich weiß, daß das falsche Aeußerungen sind, die man der Höflichkeit wegen macht, und wir sollten eigentlich zu sehr Freunde seyn, als daß wir noch höflich wären. Daher lieber von etwas Interessanterem! Sie haben das Geschöpf gesehen, gesprochen, die mir einmal so ausschließend angehörte und Sie sind, wie ich es mir denken konnte, entzükt von ihr. Wenn Sie sie öfter sehen, so leiten Sie doch das Gespräch auf die Liebe, und geben Sie genau Acht, ob sie bewegt wird, ob sie an mich dabei denkt. Ich bin überzeugt, daß sie mich nicht vergessen kann: das hat sie mir noch in den Briefen versichert, in denen sie Abschied von mir nahm, und es ist eigentlich barbarisch, daß ich sie verlassen habe. Der Mensch ist aber nichts, wenn er nicht die Kraft hat, das von sich zu stossen, was er liebt. Ich bin recht begierig, wie Sie sie in Ansehung meiner finden.

Der Marquis St. Albain an den Herrn Burghard.

Wenn Sie denn die Höflichkeit aus der Freundſchaft verbannt wiſſen wollen, ſo will ich Ihnen ohne alle Höflichkeit ſagen, daß zwar Madame Ringold ein vortreffliches Geſchöpf iſt, daß aber die Zeit den Schmerz über Ihren Verluſt ziemlich geheilt zu haben ſcheint. Ich habe Ihren Wunſch erfüllt und ein Geſpräch über die Liebe mit ihr gehalten: ſie iſt, wie in allen, auch in ihren Aeuſſerungen darüber einzig, aber nicht einen Augenblik ſchien es mir, als ob eine Erinnerung der Vergangenheit ihre Stirne trübte, ſondern im Gegentheil, ſie hörte mir mit einer ſo liebenswürdigen Aufmerkſamkeit zu; indem ſie mir antwortete, war ihre Stimme ſo zärtlich, ihr Auge ruhte ſo ſchmachtend auf mir, daß ich mich glüklich fühlte und es mir leiſe geſtand, daß ſie mich liebte. Ich werde gewiß die Neigung, die bei ihr im Entſtehen iſt, ausbilden und keine Gelegenheit vorbei laſſen, ſie zu ſehen. Sie muß dieſen Abend auf dem Theater

ſeyn,

seyn und wäre ich schon völlig wieder gesund, so wäre ich unsichtbar dort: aber so muß ich meine Wünsche unterdrükken und mich damit begnügen, daß ich nach dem Schauspiele nach ihrer Wohnung fahre, um sie noch einige Augenblikke zu sehen.

Herr Burahard an den Marquis Chatillon.

Sie sind so ganz entzükt über Ihre neue Eroberung. Sie werden mich nicht für eifersüchtig auf eine Geliebte halten, die ich freiwillig aufgegeben habe, darum werden Sie meine Warnung nicht unrecht verstehen, nicht zu viel auf sich zu vertrauen, die Eitelkeit verblendet uns oft, daß wir falsch sehen, und so ist es sehr möglich, daß Sie da Theilnahme für sich fanden, wo sich blos der Schmerz über ein verlohrnes Glük in den Augen spiegelte. Ich bin begierig auf den Fortgang Ihres Abentheuers, und da ich die Ringold nicht mehr liebe, so wünsche ich,

ich, daß Sie recht gesehen haben mögen, Ihre Liebe würde Ihnen glükliche Stunden verschaffen, ja, ich darf wohl sagen, daß sie einen vortheilhaften Einfluß auf Ihre Bildung haben würde.

Julie war die ganze Zeit über damit beſchäftigt geweſen, jeden kleinen Umſtand ihres Lebens aufzuſchreiben: ſie betrachtete es als eine Art von Buſſe, ihre Fehler in ein recht helles Licht zu ſetzen und ihrer Freundin auch die kleinſte Thorheit nicht zu verſchweigen. Sie weinte bei dieſer Beſchäftigung viel, die glüklichen Tage ihres Lebens ainaen im hellſten Glanze ihrer Fantaſie vorüber, es war eine Art von Ruhe in ihr Gemüth zurükgekehrt und indem ſie i den kleinen Umſtand, der ſie mit Fernando zuſammenaeführt hatte, aufſchrieb, verlohren alle dieſe Kleinigkeiten den Reiz, den ſie ſonſt für ſie hatten; weit lieber verweilte ſie mit ihren Gedanken bei ihrer frühern Jugend, wo ſie in ihrem Garten alle ihre Wünſche befriedigt fand. Mit innaer Rührung dachte ſie an die Baronin, und das ernſte aber liebende Geſicht ſtand plözlich ſo lebendig

ser ihrer Seele, daß ſie von Liebe und Sehnſucht ergriffen, ſich ſelbſt den Wunſch laut ausſprach: Ach könnte ich ſie nur noch einmal wiederſehen, ſie noch einmal küſſen! Sie zerfloß in Thränen, und als ſie lebhaft an die Zeit dachte, da ſie mit dem Marquis in einer glüklichen Ehe lebte, da ſprach ſie ſich leiſe den Wunſch aus, daß er ihre Reue kennen, daß er ihr vergeben möchte.

So hatte Julie nun ihr Leben überſehen und aufgeſchrieben, ſie war jezt damit zu Ende, und beſchloß, noch dieſen Abend damit zu ihrer Freundin zu eilen. Es war ſchon ſpät, Madame Ringold konnte aus dem Theater, wo ſie heut zu thun hatte, zurük ſeyn, die Marquiſe fuhr zu ihr. Sie trat das Mädchen vor dem Zimmer ihrer Freundin. Iſt Madame zu Hauſe? fragte ſie haſtig. Ja, war die Antwort, es iſt ein Herr, ein Graf Gomez bei ihr, der jezt viel hier iſt. — Graf Gomez! ſagte Julie, und trat erblaßt zurük. Ja, erwiederte das Mädchen, Madame hat aber ſchon vor einiger Zeit befohlen, daß ich

Sie einlaſſen ſoll, wenn der Herr auch bei ihr iſt, ſonſt müßt' ich ſie oft verleugnen. Ich will auch jezt nicht hinein, ſagte Julie, ſie braucht es gar nicht zu wiſſen, daß ich hier geweſen bin. — Sie ſchwankte die Treppe hinunter, es war ſchon ein anderer Wagen vorgefahren, ein Mann ſtieg aus und ging neben Julien vorbei in das Haus hinein; ſie bemerkte es kaum, ſo ſehr hatte der Name des Grafen Gomez ſie erſchrekt. Sie hielt ſich für entdekt, und überlegte mit der größten Anſtrengung, ob ſie der Madame Ringold jemals ihren Namen genannt hätte. Sie quälte ihr Gedächtniß, und wollte jedes Wort, das ſie mit ihrer Freundin geſprochen hatte, zurükrufen. Endlich ſchlief ſie ermattet von der vergeblichen Anſtrengung ein: als ſie am Morgen erwachte, war ſie ruhiger: ſie erblikte das Paket auf dem Tiſch, das ſie geſtern in die Hände ihrer Freundin hatte liefern wollen. Nein, ſagt ſie, ich bin nicht verrathen, aber du hätteſt mich verrathen können: ſie ſchloß es eilig ein, und nun erſt fiel ihr das ſeltſame Benehmen der Madame Ringold ein, die ſo oft davon ſprach,

daß

daß ſie den Umgang mit allen Männern haßte, und nun ſchon eine lange Zeit einen vertrauten Umgang unterhielt, und dieſen Umgang gegen Juten verſchwieg. Sie beſchloß, mißtrauiſcher gegen ihre Freundin zu werden, und ſich von ihr, wie von der ganzen Welt zurükzuziehen.

Das Mädchen war hineingegangen und hatte der Madame Ringold das ſonderbare Benehmen der Madame Müller erzählt, und dieſe war mit dem Grafen noch beſchäftigt, über dieſe ſeltne Männerſcheu zu ſpotten, als das Mädchen ſchon zurükkam, um den Marquis Chatillon zu melden. Wieder ein neuer Verehrer, rief der Graf Gomez ſcherzend; er wird mit Vergnügen angenommen, ſagte er zu dem Mädchen, die noch auf die Antwort ihrer Gebieterin wartete. Nun ja, es wird mir ein Vergnügen ſeyn, ſagte Madame Ringold lachend, und Sie ſollen für Ihren Neid geſtraft werden, ich will den ganzen Abend kein Wort mehr mit Ihnen, ſondern nur mit dem Fremden ſprechen. Der Marquis trat ein, und wie erſtaunten die beiden Herren, als

ſie einander erkannten. Herr Graf, ſagte endlich der Marquis, es iſt natürlich, daß es uns beide in Verwunderung ſezt, einander zu treffen, ich erwartete, Sie in dieſer Welt nicht mehr zu finden. O ſille, rief der Graf, der ſich indeſſen erholt hatte, laſſen Sie uns von dieſen Angelegenheiten hier nicht ſprechen, wir finden wohl eine andere Zeit. Sie dürfen mich nur erinnern, ſagte der Marquis mit einem erzwungenen Lächeln, und ich finde mich gleich. Eigentlich kam ich hier, um Ihnen, Madame, meine Aufwartung zu machen. Man ſezte ſich, und es kam ein gezwungenes Geſpräch zu Stande; nach einigen Minuten empfahl ſich der Marquis, der Graf folgte ihm. Es iſt nöthig, redete er den Marquis an, daß wir uns über manche Gegenſtände aufklären, darum bitte ich Sie, mir Ihre Wohnung zu nennen. Sie haben Recht, war die Antwort, und auf dieſer Karte iſt meine Adreſſe. Jeder fuhr mit groſſem Unmuth nach ſeiner Wohnung, und der Marquis erwartete am andern Morgen eine Aufforderung, weil er glaubte, der Graf würde die empfangene Wunde

rächen

rächen wollen. Wie erſtaunte er, als er folgenden Brief erhielt.

X

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Ehe Sie meinen Brief leſen, lieber Marquis, muß ich Sie bitten, ſich an die Zeit zu erinnern, wo wir durch eine recht herzliche Freundſchaft verbunden waren, ehe mich die Sucht ergriff, alle Gefühle der Freundſchaft zu verachten und zu belachen: dann will ich es wagen, Sie an die Zeit zu erinnern, welche uns in Paris wieder zuſammenführte. Daß die Gräfin Villars ſchön war, haben Sie ſo gut empfunden als ich. Durch ihre Schönheit gereizt und auch durch den eigenen Hang zur Intrigue ließ ich mich verleiten, in einer gegen Sie zu dienen. Ich nannte meine Abgeſchmaktheit eine philoſophiſche Anſicht, und daß ich mit groſſer Anſtrengung eine Kleinigkeit erreichte, welche die Verhältniſſe des Lebens verwirrte, dieſe Schwerfälligkeit nannte ich:

ich: alle Dinge des Lebens leicht nehmen. Ich glaube nicht, daß ich diese Kinderei ſchon ganz abgelegt habe, aber ich habe es doch ziemlich einge-ſehn und recht hart dafür gebüßt. Daß mich die Spitze Ihres Degens recht ernſtlich traf, das geſchahe mir ganz recht, und ich konnte es gar nicht leicht nehmen, denn ich war eine Zeitlang in Gefahr zu ſterben. Als ich noch krank war, wollte mich die Gräfin Villars beſuchen, ich konnte mich aber nicht entſchließen, ſie als die Stifterin alles Unheils zu ſehen. Die Geſchichte hatte in Paris viel Aufſehn gemacht, und die Gräfin verließ aus Verdruß die Stadt, und hat ſich, wie ich gehört habe, mit einem alten Marquis in der Provinz verheirathet: alſo ſehn Sie, daß wir alle, die wir Sie beleidigt haben, beſtraft ſind, und darum ſollten Sie nun auch billig ſeyn und vergeben, und wir ſollten wieder in der alten Freundſchaft, ſoviel es ſich bei den Jahren, die wir ſeit der Zeit erworben haben, thun läßt, leben.

Verzeihen Sie mir nun Ihre Beleidigung, ſo bin ich herzlich gern bereit, Ihnen auch meine

Wunde

Wunde zu verzeihen. Wenn es aber Ihr Wille iſt, nie zu verzeihen, und wir uns ſchlagen müſſen, wo wir uns finden, ſo werden Sie mich immer bereit finden, mich zu vertheidigen.

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Ich müßte die glükliche Zeit meiner Jugend ganz vergeſſen können, wenn ich die Feindſchaft immer im Herzen behielte. Sie erkennen Ihr Vergehen, und ich verzeihe es. Was kann man von dem Menſchen anders erzwingen wollen, als daß er ſeine Fehler erkennt. Ach Gomez, und hätte ich nicht ſelbſt viel begangen, ſo würde es Ihren Intriguen nicht gelungen ſeyn, mein Weib von mir zu entfernen: ich ſelbſt mache mir die bitterſten Vorwürfe — Doch genug davon — ich fürchte, Sie haben Ihre Anſicht von den zärtlichen Verhältniſſen noch nicht ſo ganz verlohren, daß Sie nicht darüber ſpotten ſollten, daß mein Herz noch ſo feſt an einem Weibe hängt, die

mich

men, dieſe Schauſpielerin für ſo tugendreich und heilig zu halten? Glauben Sie mir, daß das nicht meine gewöhnliche Ansicht der Weiber iſt, Sie können ſelbſt in jedem Augenblik den Verſuch machen und es erfahren, daß ſie weiter nichts iſt, wenn Sie ſie für weiter nichts nehmen. Sie hat die Schwachheit an ſich, die Tugend zu verehren, ohne die Kraft ſie auszuüben, und das macht ſie nur noch zu einer lächerlichen Karikatur, ſo wie ſie ihr ganzes Leben damit hinbringt, mit ſich ſelbſt ein Drama aufzuführen, in dem ihr in jedem Augenblik die Rollen mißfallen; darum erlebt man ſo oft einen ſo ſchnellen Wechſel; es iſt ihr weder mit der Schwermuth noch mit der Fröhlichkeit Ernſt. Sie iſt in ihrer Seele gemein und hat das Gute, daß ſie gern edel erſcheinen mögte, darum habe ich recht oft Mitleid mit ihr gehabt, wenn ihr plözlich wider ihren Willen der Schein gebricht. In einer andern Intrigue wäre dieſe Figur recht intereſſant, um die Entwiklung herbeizuführen, weil ſie ſich einem jeden in einer andern Geſtalt zeigt, um ſo auf kurze Zeit alle zu täuſchen:

aber

mich freiwillig verlaſſen hat, ja daß ich ihr nie ein irrender Ritter nachgegangen bin, um ſie wenigſtens ihrer Familie wiederzugeben. Ich fand Sie geſtern in Geſellſchaft eines ſehr liebenswürdigen Frauenzimmers, und, lieber Graf, ich möchte Sie wohl bitten, Ihr Verhältniß zu ihr ein wenig ernſthaft zu nehmen; alles, was ich von ihr weiß, iſt ſo äuſſerſt rühmlich, daß ich unſre Verſöhnung auch in ſofern als ein verdienſtliches Werk betrachten würde, wenn meine Bitte, daß Sie nicht leichtſinnig eine Intrigue gegen ſie beginnen, die Ruhe dieſes Frauenzimmers bewahrte. Sie werden meine Bitte nicht unbeſcheiden finden, und mein Freund bleiben.

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Ich bemühe mich, lieber Freund, Ihre Vergebung mit Ernſt und Rührung anzunehmen, aber ich geſtehe, daß ich über Ihre Fürbitte durchaus lachen muß. Wie ſind Sie denn darauf gekommen,

aber mit ihr ſelbſt eine einzuleiten, will ich Ihnen nicht rathen, denn Sie können mir glauben, es iſt entſetzlich langweilig.

Wollen Sie denn aber, daß unſere Verſöhnung und Freundſchaft dieſen mäßigen Schritt halten ſoll, daß wir uns nur zuweilen bei ſo wichtigen Veranlaſſungsſchreiben und wenn wir uns zufällig treffen, einander nicht anfeinden? Ich dächte, wir vollbrächten dieſe Handlung nicht halb und ganzen wie ehemals mit einander um. Glauben Sie mir, daß ich erſt recht gefühlt habe, daß ohne Sie ich doch nicht recht fertig werde, ſeit uns das Duell trennte.

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Es iſt gar nicht meine Meinung geweſen, daß wir ſo getrennt von einander leben wollen: ich hoffe, daß Sie mich recht bald beſuchen werden. Es war mir eine recht freudige Ueberraſchung,

Sie

Sie noch im Reiche der Lebendigen zu finden, und in mir kam kein Gedanke, wie ich Sie erblikte, die alte Feindſchaft fortzuſezen, vielmehr der Gedanke an die noch ältere Freundſchaft erwachte reche lebhaft in mir. Sind Sie denn der Meinung, noch in Deutſchland herum zu ſchwärmen, oder wollen Sie, wie ich, nach Ihren Gütern zurükgehen? Ach Gomez, es war doch eine ſchöne Zeit, wie ich Ihnen noch lange Briefe ſchrieb voll von dem Lobe der Quellen, von dem lieblichen Geflüſel der Bäume über mir und Sie mir in eben dem Tone antworteten. Wir waren damals Kinder, eine lange Zeit liegt dazwiſchen; Sie waren eher erwachſen als ich, und ich wurde Ihnen darüber böſe. Ich ſchäme mich nicht es zu ſagen, ich wünſchte, wir könnten wieder ſo ſeyn. Die Liebe zu dieſer kindiſchen Poeſie iſt wieder recht bei der Rinaold in mir erwacht, darum intereſſire ich mich ſo lebhaft für ſie, daß ich Ihrer Beſchreibung noch nicht glauben kann. Denn Weibern ſteht dieſe Kindheit ſo gut, daß es Ihnen leicht wird, die Herzen der Männer dadurch zu feſſeln. Meine Geſundheit wird jezt

erträg-

erträglicher, und darum ſollten wir die Zeit, die unſer iſt, recht genieſſen und viel mit einander herum ſchwärmen; ich erwarte in kurzem die Familie meiner Frau: doch ich will das alles mündlich erzählen, was mir ſchriftlich zu langweilig iſt. Wenn Sie dieſen Abend bei mir ſeyn wollen, ſo kann ich Ihnen eine intereſſante Bekanntſchaft verſchaffen, einen Herrn Duralard; ich bin eine Strekke mit ihm gereiſt, er iſt auch ein ehemaliger Anbeter der Madame Ringold und behauptet, daß er ſie die Liebe zuerſt gelehrt hat.

Die Baroneſſe Arnau an den Marquis St. Albain.

Unſere Reiſe nach L... hat ſich noch auf eine kurze Zeit verſchoben. Der Baron hat ſeinem Sohn befohlen, daß er zurükkommen ſolle, und er hat zu gehorchen verſprochen. Der zärtliche Vater will ihn nun nicht mehr aus den Augen laſſen und hat beſchloſſen, ſeine Ankunft zu erwarten, um ihn mit nach L... zu nehmen. Ich

werde

werde ihn alſo ohne meine Julie wiederſehen. Ich werde es ertragen und ſchweigen; jede Klage, die ich über mein armes Kind ausſpreche, betrachtet mein Gemahl als einen Vorwurf für ſeinen Sohn. Ich habe von ihrer Geburt an die Sorge für dies mir ſo theure Geſchöpf in meinem Buſen verſchlieſſen müſſen, ich werde es ja die wenigen Tage, die ich noch leben werde, auch können. Mein Gemahl wünſcht ſehr, daß Sie noch einige Zeit, ehe Sie nach Frankreich zurükgehen, mit uns leben mögten; auch ich vereinige meine Bitte mit der ſeinigen; er hofft mit Ihnen einige vergnügte Tage zu verleben und ich habe die Hoffnung, daß Sie die Thränen einer Mutter über Ihre verlohrne Gattin ertragen werden. Sie waren in der Vereinigung ſo glüklich, ehe Sie mit ihr nach Paris gingen! Sie werden, wenn ich darüber klage, daß ſie nicht mehr an Ihrer Seite iſt, ſich dankbar dieſer Stunden erinnern: Sie kannten, Sie liebten dies mir ſo theure Geſchöpf, Sie nur können in Ihrem eigenen Verluſt den meinigen fühlen.

Herr Burghard an den Marquis Chatillon.

Ich habe mich geirrt über Ihren Freund geirrt, der es wagte über ein Weſen ſo kühn abzuurtheilen, das er gar nicht verſteht und ergründet. Sie hatten eine weit richtigere Anſicht von ihr als er, und er macht Sie in Ihrer Meinung irre. Wenn es auch gegründet iſt, daß alle Menſchen nichts taugen, ſo iſt man doch gezwungen, Ausnahme zu machen, denn wie konnte man ſonſt eines Menſchen Freund ſeyn? Und daß die Perſon, derentwillen ich es der Mühe werth halte, einen ſolchen Aufwand von Kraft und Zeit zu machen, mehr als ein gewöhnliches Mädchen iſt, müſſen Sie doch zugeben, oder Sie halten mich für einen ungewöhnlichen Dummkopf. Geben Sie den Umgang mit ihr fort und Sie werden finden, daß Ihr Freund Sie hart und ſchief beurtheilt. Es iſt überhaupt ſeltſam, wie wenige Menſchen es giebt, die einen Sinn für das Wunderbare in andern Menſchen haben. Der Graf kann den ſchnellen Wechſel der Laune

nicht

nicht begreifen, weil die ſeinige ſo handlich aus-
hält, und darum muß das nun die plumpeſte
Affektation ſeyn. Es iſt eigentlich überflüſſig,
daß ich dies alles ſchreibe, ich bin gewiß, daß ich
in kurzem meine Meinung gerechtfertigt ſehe.

Madame Rinaold an Madame Müller.

Wie kömmt es denn, daß Ihre Freundſchaft,
die ſo warm für mich war, ſo ſchnell, ſo plötz-
lich erkaltet iſt. Ich habe Sie in langer Zeit
nicht geſehen und einen Abend, da Sie durch
einen Zufall einen Fremden bei mir finden, fah-
ren Sie nach Hauſe ohne mein Zimmer zu be-
treten. Muß ich glauben, daß Sie ſchon ſind,
gleich ſo nachtheilig von mir zu denken, daß Sie
mich Ihres Umgangs nicht mehr werth halten,
wenn ein Mann mich beſucht? Oder haben Sie
ſo allen Umgang mit dieſem verruchten Geſchlechte
abgeſchworen, daß Sie mit keinem mehr in ei-
nem Zimmer zuſammentreffen wollen, ſo werden

Sie

Sie Ihren Eid nicht halten können. Klären Sie mich darüber auf, was ich von diesem Zurükziehen halten soll.

Die Marquise St. Albain an Madame Rinaold.

Wie können Sie ein Zurükziehen nennen, was bloßer Zufall ist, und wie können Sie mir eine Stimmung zum Vorwurf machen? Den Abend, da ich ohne Sie zu sehen nach meiner Wohnung zurükfuhr, war ich durchaus nicht in der Stimmung, eine andere Gesellschaft als die Ihrige zu ertragen; ich war krank, das ist mir erst deutlich geworden, denn ich habe mich seit diesem Abende nicht wieder wohl befunden, darum wäre es freundschaftlicher, wenn Sie mich besuchten, statt mir Vorwürfe zu machen. — Ich habe auch zugleich eine Rolle erhalten, womit der Direktor will, daß ich in kurzem auftreten soll, die mich ganz beschäftigt. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Fassung verlieren werde, ob ich sie

ohne

ohne Thränen werde vortragen können; dieſe ſeltſame Aehnlichkeit mit meinem eigenen Schikſal! wenn der Direktor wüßte, wie viele Schmerzen es in meiner Bruſt erneuern wird, wenn ich dieſe Eulalia ſpiele, er würde mich damit verſchonen. Er glaubt, daß ich ſie gut ſpielen werde, ach, nur zu gut: ich ſtelle mich ſelbſt vor den Augen der Welt. Sie ſehen, ich bin immer noch wie ehemals, aber auch in meiner Liebe gegen Sie.

Der Marquis St. Albain an den Herrn Burghard.

Ich habe Ihnen noch nichts über Madame Ringold geſagt, weil ich Ihren Rath befolgen und ſie ſelbſt näher wollte kennen lernen. Es thut mir leid, daß wir über dieſe Frau nicht eine Meinung haben können. Ich bin dieſe drei Tage nur in ihrer Geſellſchaft geweſen, und wahrlich, man bedarf nicht mehr Zeit, um einzuſehen, daß mein Freund Gomez vollkommen Recht hat. Es

iſt in der That zu bewundern, daß Sie ſie noch in einem ſo glänzenden Schein betrachten, und ich kann nicht anders glauben, als daß Ihr Irrthum mutwillig iſt. Es iſt eine Eitelkeit, die ſo tief im Menſchen liegt, daß er das, was er einmal geachtet hat, nicht aufgeben mag: denn es iſt natürlich, daß er ſeinen Verſtand zu der Zeit, da er irrte, nicht beſonders achten mußte. Wenn aber ein ſolcher Fall ſchon mehrere Jahre vorüber iſt, ſo weiß ich nicht, wie man ſeiner Eitelkeit ſo ſchmeicheln kann, daß man nicht zugeht, ich betrog mich, da doch der Betrug der Kantone hier beiweitem das Unſchuldigſte iſt. Denn wäre Madame Rinaldi die tugendhafte Unglückliche, wie Sie glauben, ſo wären Sie ja ein Böſewicht, daß Sie die Ruhe eines ſo vortrefflichen Geſchöpfs aus Leichtſinn, ohne nur den Schein von einem andern Grunde zu haben, aufopferten, und warum iſt es Ihnen denn nun ſo intereſſant, als ein ſolcher zu erſcheinen? Es hat in den Jahren der frühern Jugend etwas reizendes, ſich als ein allgemein gefürchtetes Weſen vorzukommen, das jedermann mit Scheu betrachtet,

tet,

tet, weil es wie ein böser Dämon das Glük aller übrigen zu zerstöhren vermag. Geben Sie doch diese Ideen auf, und Sie werden allen Ihren Freunden um so liebenswürdiger erscheinen. Daß ich Ihnen so offenherzig schreibe, ist die Erfüllung Ihrer eigenen Forderung, Sie selbst finden die Höflichkeit in der Freundschaft lächerlich, darum werden Sie mir meine Freimüthigkeit verzeihen.

Herr Burghard an den Marquis Chatillon.

Sie sind auch bei Vermeidung der Höflichkeit noch sehr höflich, daß Sie deshalb um Verzeihung bitten. Erlauben Sie mir nun aber Ihre Freimüthigkeit nachzuahmen. Mir scheint es, als ob ein jeder neuer Freund einen so grossen Einfluß auf Ihre Eigenthümlichkeit hätte, daß Sie dadurch nach und nach alle Selbstständigkeit verliehren. Ja, da Ihnen jeder alte Freund neu wird, wenn Sie eine Zeitlang von ihm getrennt

gewesen sind, so sind Sie in Gefahr, an einem Tage ein leichtsinniger Verächter aller Tugend zu seyn, und den folgenden Morgen mit frommer Andacht allen Schein davon zu verehren, nachdem gerade der Freund gesinnt ist, der Sie eben besucht. Sie sehen, daß es immer noch besser ist, so viel Eitelkeit zu besitzen, daß man seine Meinung nicht so leichtsinnig aufgiebt, die man vorher sorgfältig geprüft hat, und aus keinem andern Grunde, als weil ein Freund anderer Meinung ist. Ich werde wenigstens nicht so leicht in Gefahr gerathen, ein Spielwerk in der Hand eines jeden zu seyn. Sie haben Ihre Gedanken über mich freimüthig eröffnet, und darum theile ich Ihnen die meinigen über Sie eben so mit, und ich glaube, es hat keiner dadurch Ursach, von dem andern sich beleidigt zu glauben.

Der Marquis St. Albain an den Herrn Burghard.

Sie haben Recht, wer von uns wird ſich wohl beleidigt glauben? Sie mögen auch Recht haben, daß eine jede neue Bekanntſchaft einen lebhaften Eindruk auf mich macht, der ſich nachher wieder verliert, und daß nichts dazu erfordert wird, dieſen Eindruk zu erneuern, als eine Entfernung auf eine kurze Zeit; darum glaube ich auch, daß Sie mich weit bereitwilliger als jezt finden werden, Ihre Meinungen anzunehmen, wenn wir uns wieder zuſammen treffen und in einem Wagen unſere Reiſe nach D... antreten; vielleicht gelingt es mir dann, ſoviel Selbſtſtändigkeit zu gewinnen als ich bedarf, um Ihren Beifall zu verdienen.

Herr Burghard an Madame Ringold.

Betrachten Sie es nicht als eine Störung Ihrer Ruhe, wenn Sie einige Worte von dem erblikken, der Ihnen verhaßt ſeyn muß. Nur die Sorge für Ihr Glük zwingt mich, Sie an mich zu erinnern: wenn das Schikſal, das die Herzen der Menſchen regiert, uns gleich von einander führte, ſo bleibt meine Theilnahme an Ihrem Glük doch unverändert. Und eben dieſe Theilnahme zwingt mich, Sie in Ihren ſchönſten Gefühlen zu ſtören. Ihr Wohlwollen, das ſo unſchuldig in jedes Menſchen Auge blikt, erkennt nicht den Frevler, der mit Ihren ſchönſten Gefühlen einen unheiligen Spott treibt. Sie ſind jezt von ſolchen Menſchen umgeben, ohne es zu ahnden. Gomez und Chatillon, dieſe beide, bei deren Andenken vielleicht die Freundſchaft Ihr Herz erwärmt, verachten das Gefühl und erlieſſen ſich in Spott über Ihre ſchönſte Vollkommenheit. Daß ich es wage, Sie zu warnen, würde bei einer jeden andern lächerlich ſeyn;

aber

aber Sie, die Sie das menſchliche Herz in allen ſeinen Schwächen kennen, ſehen mein Beſtreben gröſſer, anders! Bei Ihnen kann ich wagen, was ich bei keinem andern durfte. Ich weiß, Sie werden meine Warnung benuzen, und wenn Sie mir auch nicht verzeihen, ſo werden Sie doch vielleicht ohne Haß an mich denken.

Madame Ringold an den Herrn Burghard.

Ich Sie haſſen! Gott, wie können Sie es ſich verzeihen, daß Sie mein Herz mit dem Gedanken zerreiſſen. Weiß ich denn nicht, daß wir unſern Empfindungen nicht gebieten können? Sie konnten mich nicht mehr lieben, ich verlor Ihr Herz, gewiß nur durch meine Schuld, und ſo entſagte ich freiwillig Ihrer Hand. Ach, ich war ſo glüklich in Ihrer Liebe, ich träumte, es ſolle ewig ſo ſeyn; warum war ich ſo thöricht, zu verlangen, daß das Schikſal mit mir eine Ausnahme machen ſollte, ich von ſo vielen Menſchen

ſchen die einzige, die auf dieſer dürftigen Erde glüklich bliebe.

Daß Sie ſich meiner noch mit Theilnahme erinnern, hat mich bis zu Thränen gerührt: ich wähnte mich von Ihnen vergeſſen, weit getrennt, verlohren für Ihren Anblik, und nun ſind Sie in meiner Nähe und bewahren noch wie ein liebender Schutzgeiſt mein Glük Aber, theurer Freund, hat nicht vielleicht eine finſtere Schwermuth Ihren ſonſt ſo hellen Blik getrübt, daß Sie da Verrath und Hohn finden, wo nur ein leichtſinniger Scherz ſich über die kleinen Thorheiten der Freundin luſtig macht — Laſſen Sie mir immer den Umgang dieſer beiden Männer! Ach, Gefahr dürfen Sie für meine Ruhe, für mein Herz nicht fürchten: Ihr Bild wohnt ewig in meinem Herzen, und kein Zufall, keine Zeit kann dies geliebte Bild dort auslöſchen — Sollte man bei der ängſtlichen Sorge, womit Sie mein Thun bewachen, nicht faſt glauben, es wäre noch der ſcharf beobachtende Blik des Liebhabers, der neidiſch jede Annäherung eines

andern

andern Wesens gern verhindern möchte, um nur die Geliebte im weitesten Sinn ganz allein zu besitzen? Aber nein, es ist das edlere großmüthigere Gefühl der Freundschaft, das Sie zu handeln zwingt. — Ach, lieber Burghard, wenn die Liebe schon für uns verlohren ist, so lassen Sie uns doch wenigstens die Freundschaft behalten, und Freunde dürfen sich ja sehen. Sie werden auch so hart nicht seyn können, daß Sie abreisen, ohne mich zu sehen; Sie dürfen auch nicht befürchten, daß Sie Ihr Herz wieder verlieren, die Zeit hat meine Blüthen schnell abgestreift, und der Gram hat die Zeit in diesem grausamen Geschäft unterstützt.

Herr Burghard an den Marquis Chatillon.

Es kann mir nicht gleichgültig seyn, einem so verdienstvollen Manne als Sie sind, so lebhaft als möglich zu interessiren, und darum ist das Opfer, welches

welches ich bringe, nicht zu groß, indem ich unſere Vereinigung noch etwas weiter hinausſchiebe als bis in den Wagen, der uns nach D.. bringen ſollte. Ja, ich will es auf einen glüklichen Zufall ankommen laſſen, der uns wieder zuſammen führt, und ich zweifle nicht daran, daß wir uns dann beide unſemein neu erſcheinen werden. Ich ſchreibe dies Billet nur, um von Ihnen Abſchied zu nehmen, denn indem Sie es leſen, befinde ich mich ſchon auf der Straſſe nach D...; da ich mich dort nicht lange aufhalten werde, ſo wird es dem Zufall wohl nicht möglich ſeyn, uns nach einer ſo kurzen Trennung wieder zuſammen zu führen: es wäre auch Schade, wir würden beide noch nicht beſonders neu geworden ſeyn, darum leben Sie auf eine recht lange Zeit wohl.

Der

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Ich war geſtern im Theater zum erſtenmal; die Ringeld hatte von mir gefordert, ich ſollte ſie ſpielen ſehn: ich kannte das Stük nicht, das man gab und erwartete, ſie würde die Hauptrolle haben. Mein theurer Freund, wie wurde ich überraſcht: die Schauſpielerin, welche die Hauptrolle ſpielte, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit meiner Frau, und wäre ſie ſo blond wie Julie, ich würde ſie zu ſehen geglaubt haben. Und das Schauſpiel ſelbſt eine Frau, die ihrem Manne entflohen iſt, betrauert dieſen Fehler: ſie hat ihren Verführer verlaſſen und iſt in dem Schooſſe einer liebenswürdigen Familie aufgenommen. Der unglükliche Mann lebt ganz in ihrer Nähe, ohne daß ſie es ahndet. O mein Freund, ich ſahe Julien, mit dieſen herzrührenden Tönen würde ſie trauren. Ich habe ſie nie unglüklich geſehen, aber ſo würde ſie weinen, ſo ſeufzen, mit dieſer himmliſchen Reſignation würde ſie ſich ſelbſt von meiner Seite verbannen

wollen.

wollen. Ich denke seit gestern nur an diese Madame Müller, und wenn Sie mich verpflichten wollen, so verschaffen Sie mir ihre Bekanntschaft. Ihnen muß das leicht seyn, da Sie vom Direktor bis auf die Statisten alle Schauspieler kennen. Ich brenne vor Begierde, diesem liebenswürdigen Geschöpfe zu sagen, wie sehr sie mich durch ihr Spiel entzükt hat.

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Es ist gar nichts so leichtes als Sie glauben, die Bekanntschaft dieser Dame zu machen; denn ob ich gleich das ganze Theaterpersonale kenne, so ist es mir doch nie so gut geworden, nur ein Wort mit ihr zu sprechen. Sie war sonst eine grose Freundin der Madame Ringold, aber ich habe sie auch dort nie gesehen. An demselben Abend, an welchem wir bei dieser Dame zusammentraten, hatte auch sie ihre Freundin besuchen wollen, aber sie fuhr zurük ohne hinein zu

kom-

men, weil ſie von dem Mädchen hörte, daß ein männlicher Beſuch bei ihrer Herrſchaft ſey. Wenn Sie ſich aber ſo ſehr dafür intereſſiren, ſie zu ſehen und zu ſprechen, ſo will ich Ihnen einen Scherz vorſchlagen. Der Direktor iſt ein Mann, der mich für ſeinen Freund hält: wenn Sie alſo wollen, ſo will ich Sie als einen fremden Schauſpieler nennen, der ſich meiner Protektion empfohlen hat, und hier mit einigen Rollen aufzutreten wünſcht. Der Ringold müſſen Sie glauben machen, daß Sie dieſen Scherz ausführen, um einmal mit ihr zuſammen zu ſpielen, damit ſie dem Direktor Ihren Namen nicht nennt. Wenn Ihnen dieſer Vorſchlag gefällt, ſo haben Sie nichts weiter zu thun, als das Schauſpiel zu nennen, worin Sie ſpielen wollen, das übrige überlaſſen Sie mir. Wenn Sie ſich aber nicht dazu verſtehen wollen, ſo kann ich nichts weiter für Sie thun, und ich bitte, es nicht einen Mangel an Bereitwilligkeit zu nennen.

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Ich nehme Ihren Vorſchlag mit Freuden an, warum ſollte ich mich zu dieſem Scherz nicht verſtehen? Ich bin ja auch doppelt geſichert, daß es nicht bekannt wird, da ich hier nicht unter meinem Nahmen lebe, und auf Ihre Verſchwiegenheit verlaß ich mich gänzlich. Daß ich gar kein ander Schauſpiel wähle, als eben das, worin mich dieſe Madame Müller ſo intereſſirt hat, werden Sie natürlich finden. Ich mache bei dieſem Vorſchlage keine andere Bedingung, als daß Sie ihn recht ſchnell ausführen; denn das würde ſich doch ſeltſam machen, wenn die Familie meiner Frau nach L... käme und fände mich im Begriff, das Theater zu beſteigen. Ich werde die Rolle des menſchenhaſſenden verlaſſenen Gemahls nicht übel ſpielen, und ich habe das Schauſpiel ſchon hier neben mir liegen und werde ſogleich, wie ich dies Billet fortgeſchikt habe, anfangen zu ſtudieren, wie es die Schauſpieler nennen.

Der

Der Graf Gomez an den Marquis St. Albain.

Ich habe Ihren Wunsch sehr schnell erfüllen können; der Direktor sagte: wie es ihm nur möglich seyn könnte, den Wunsch eines Mannes wie ich, nicht sogleich und ohne Anstand zu erfüllen. Sie können also das Vergnügen haben, den 17ten dieses Monats aufzutreten und Ihrer Göttin recht nahe in die Augen zu sehen, ja sogar beim Schlusse dieses rührenden Drama's in Ihre Arme zu schliessen. Ich werde mich im Parterre befinden, um zu beobachten, ob Sie meiner Empfehlung Ehre machen. Die Madame Ringold, der ich Ihren Entschluß mitgetheilt habe, findet den Spas ungemein artig aber seltsam, daß Sie ein Stük gewählt haben, worin sie nur die Nebenfigur ausmacht. Sie denkt, Sie zum öfteren Auftreten zu bewegen. Nun, ich bin Ihnen gefällig gewesen, wenn Sie aber ausgepocht werden, so wird der Direktor doch seine Gefälligkeit bedauern, und Sie werden seine Empfehlung bereuen lassen. Ihrem demüthigen Diener.

Der

Der Marquis St. Albain an den Grafen Gomez.

Ich danke Ihnen, daß Sie alles ſo glüklich ausgeführt haben, und hoffe, Ihnen keine Schande zu machen. Iſt es aber nicht lächerlich, daß die Vorſtellung den 17ten angeſezt iſt, da den 18ten die ganze Familie nach der Stadt kömmt, die mich ſowohl an dem fernern Auftreten, als an dem Umgang mit Madame Ringold verhindern wird. Lange Briefe werden Sie nicht erwarten, daß ich ſchreiben ſoll, da ich mit aller Aemſigkeit meine ganze Zeit auf meine Rolle verwende.

Der Tag, den der Marquis mit so vieler Sehnsucht herbei wünschte, erschien endlich, und er eilte mit Aengstlichkeit zu der Probe des Schauspiels. Er hoffte hier schon Madame Müller zu finden, und konnte seinen Verdruß kaum verbergen, als man die Nachricht brachte, sie sey nicht wohl und liesse bitten, man möchte ihre Rolle lesen. Zu dem Verdruß, sie jezt nicht zu finden, gesellte sich noch die Furcht, sie möchte auch am Abend nicht auftreten können und so seine ganze Hoffnung vereiteln, denn dies war der lezte Tag, an dem er frei war, und er mußte dann ganz auf ihre Bekanntschaft Verzicht thun. Der Abend kam, und der Marquis war herzlich froh, als keine Abänderung mit der Vor-

ſtellung gemacht wurde; er erſchien ziemlich frühe auf dem Theater, und hoffte ſie hier vielleicht zu ſprechen, aber auch dieſe Hoffnung wurde vereitelt: Julie erſchien kurz vor dem Anfange, und die wenigen Worte, welche er Gelegenheit hatte ihr zu ſagen, erwiederte ſie kurz. Endlich fing das Schauſpiel an, und die Aehnlichkeit, die er in der Nähe noch genauer beobachten konnte, verwirrte ihn ſo, daß er in den erſten Scenen mit Mühe ſpielte. Julie, die ihn erſt nicht angeſehen hatte, wurde durch den Ton ſeiner Stimme aufmerkſam; die Erinnerung an ihren Gemahl kam bei dieſem Klang ſo lebhaft in ihre Seele zurük, und ihre eigene Stimme wurde an dieſem Tage noch weicher, ihr Spiel noch rührender: ein allgemeiner Beifall begleitete ſie jedesmal, wenn ſie abtrat. Bei jeder Scene wurde der Marquis immer mehr überzeugt, daß es niemand anders als Julie ſeyn konnte: ſo viele nur ihr eigenthümliche Bewegungen, ein Aufſchlagen ihrer ſchönen groſſen blauen Augen, alles beſtätigte ihn darin. Dieſe gegenſeitige Theilnahme gab beider Spiel eine

ſolche

ſolche Wahrheit, daß das Publikum in Thränen ſchwamm, und als nun endlich das Stük ſich zum Schluß neigte und beide Eheleute einander gegenüber ſtanden, da erkannte der Marquis mit Gewißheit ſeine Gemahlin, und als er die letzten Worte ſagen ſollte: Eulalia, ich verzeihe dir! da vergaß er ſeine Rolle, verwechſelte, hingeriſſen von Rührung, die Nahmen und rief: Julie, ich vergebe Dir! und ſeine Gemahlin ſank ohnmächtig in ſeine Arme. Der Vorhang fiel, und ein lautes Applaudiren ſollte die belohnen, welche mit ſolcher Wahrheit zwei Unglükliche darſtellten, die ein jugendlicher Leichtſinn trennte. Jedermann behauptete, in dieſer Vollkommenheit ſey das Stük noch nie gegeben worden, und mit Enthuſiasmus rieſen alle Zuſchauer den fremden Schauſpieler und Madame Müller. — Julie erholte ſich aus ihrer Ohnmacht, und fand ſich in den Armen ihres Gemahls. St. Albain! ſagte ſie mit ſchwacher Stimme. Mein theures, theures Weib! rief er in ihrem Anblik verlohren, und drükte ſie an ſeine Bruſt. Das Publikum foderte immer noch mit Ungeſtüm die bei-

den Künſtler, und der Direktor trat endlich zu ihnen und bat, ſie möchten vortreten; beide mußten ſich dazu verſtehen, und wurden von einem allgemeinen Jauchzen und Bravorufen der verſammleten Menge empfangen. Sie verbeugten ſich, aber man erwartete auch, daß ſie etwas ſagen ſollten; endlich verſuchte es der Marquis zu reden, und ſagte in der Zerſtreuung: Ich bin unausſprechlich gerührt von dem Antheil, den Sie an meinem Schikſal nehmen. Das Publikum verſtand ihn natürlich nicht, und nahm das geſagte für ein paſſendes Compliment; das immer fortwährende Applaudiren erlaubte ihnen, noch einigemale ſtillſchweigend ſich zu verbeugen, und hinter den Vorhang zurük zu treten.

Der Marquis begleitete ſeine Gemahlin nach ihrer Wohnung: hier erklärte er ihr, daß er bei den Nachforſchungen nach ihrem Aufenthalt ſie auf dem Theater erblikt, und daß die Aehnlichkeit und eine dunkle Ahndung ihn bewogen hätten, alles zu thun, um ihre Bekanntſchaft zu machen. Julie dankte ihm in den rührendſten

Aus-

Ausdrükken für seine Großmuth, daß er sie trotz ihres Leichtsinns nicht vergessen hätte, und der Marquis wiederholte ihr hier, daß das Glük seines Lebens künftig nur darin bestehen würde, mit ihr wieder vereinigt zu leben.

Die Nachrichten, welche er ihr über ihre Familie gab, sezten sie in Erstaunen; sie konnte sich in den wunderbaren Ereignissen, von denen sie umgeben war, nicht finden. Und als nun der folgende Tag die ganze glükliche Familie vereinigte, und jeder gleich überrascht war, den andern zu finden, und jeder den andern fragte und in diesem lieblichen Taumel antwortete, da schloß die Baronin Julien und ihren Gemahl in ihre Arme und rief: O meine Kinder, ihr seyd heute so glüklich, verlaßt euch nie wieder leichtsinnig, ertrage und liebe einer den andern! Beide versprachen es und faßten den festen Vorsaz, ihr Versprechen treu zu halten.

Der Baron machte dem Marquis den Vorschlag, in Deutschland zu bleiben, und dieser

nahm

nahm ihn gerne an, und so beſchloß dieſe Familie dieſen glüklichen Tag in der Hoffnung, daß noch viele Tage [illegible] glüklich und ſo vereinigt finden [illegible]

Egmont.

Erster Theil.

Druck von M. Friedländer in Breslau.

Evremont.

16, 1. 957.

Ein Roman.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

herausgegeben

von

SCHLOSS BIBLIOTHEK ... UNN. V. SCHINDEL.

Ludwig Tieck.

Erster Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

Vorrede.

Dieser Roman, welchen ich dem Publikum übergebe, ist die letzte Arbeit meiner verstorbenen Schwester Sophia,*) welchen sie nur wenige Jahre vor ihrem Tode vollendete. Mein Urtheil über dieses Werk könnte ein partheiisches scheinen, und ich enthalte mich daher, weitläuftig über diese Composition zu sprechen, oder ihre Vorzüge auseinander zu setzen. Der unpartheiische Kenner

*) Verehlichte Frau von Knorring.

wird ohne meine Erinnerung einsehn, mit welchem Fleiß und mit welcher Liebe dieses Werk, welches die Verfasserin so manches Jahr beschäftigte, ausgeführt ist. Wenn die Dichterin in ihren früheren Produkten nur Traum- und Mährchenwelt darzustellen strebte, oder ein schönes Gedicht des Mittelalters neu erzählte, so hat sie in diesem Roman ihre Ansichten der Welt und der Menschen und vielfache Erfahrungen niedergelegt. Die denkwürdigsten Jahre der neuen Geschichte bilden den Hintergrund dieses großen, mit mannichfachen, wechselnden Figuren ausgestatteten Gemäldes, und die Erzählung, die gut angelegt ist, hebt sich aus dem klaren Vordergrund, und das Interesse wächst mit jedem Kapitel. Die Erinnerungen ei-

nes jeden, welcher beobachten konnte und richtig schildern kann, werden aus jener merkwürdigen Periode ein gewisses Interesse haben, und seine Worte werden um so eindringlicher sein, wenn ihm die Gabe verliehen ist, diese Bilder und Ereignisse in ein mehr oder minder künstliches Gewebe einzuflechten. Eine solche Darstellung, ergießt sie sich aus einem reichen und vollen Gemüth, wird sie nicht durch Eigensinn und Vorurtheil beschränkt, hat, außer dem poetischen, theilweise einen geschichtlichen Werth. Diese freie, deutsche Gesinnung offenbart sich in diesen Blättern, die ich hier dem Publikum übergebe, mit dem Wunsche, daß die Freunde der Wahrheit, daß der gebildete Leser sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen mögen. Auch

hoffe ich, daß dieſe Darſtellung das Andenken der Verfaſſerin bei ihren wohlwollenden Freunden erneuen wird, und daß ihr Name denen wird zugeſellt werden, die das Schöne, Edle und Gute erkannten und es, ſo viel unſere beſchränkten Kräfte vermögen, erſtrebten.

Ludwig Tieck.

1.

Im Spätherbſt, wenn die Nebel ſchwer und feucht an den Bergen hängen, wenn die Sonnenſtrahlen nur noch matt das graue Gewölk durchdringen, und die Natur keinen erheiternden Anblick mehr gewährt; dann iſt der Menſch am leichteſten geneigt, alle traurigen Erinnerungen in ſeine Seele zurück zu rufen, und unwillkührlich bildet ſich ſo ſeine innere Stimmung nach den Eindrücken, die er von außen empfängt. In den letzten Tagen des Novembers im Jahre 1806, an einem ſolchen traurigen Herbſtabend, ſaß die Gräfin von Hohenthal mit ihrer Nichte, Fräulein Emilie von Stromfeld, am Theetiſch, im Beſuchzimmer des alten Schloſſes Hohenthal. Die hohe Geſtalt der Gräfin, ihre würdige Haltung, die dunkeln durchdringenden Augen, die edeln Formen des Geſichts ließen, obgleich durch zunehmende Magerkeit etwas zu ſcharf gezeichnet, dennoch deutlich erkennen, mit welch einem hohen Grade von Schönheit die Natur ihre Jugend ge-

schmückt haben mußte, und noch jetzt, obgleich sie vierzig Jahre zählte, durfte sie Anspruch auf jene würdevolle Schönheit machen, die oft noch lange bleibt, wenn der Reiz der Jugend auch verschwunden ist.

Der Zug des Schmerzes um den Mund und die blasse Gesichtsfarbe zeugten von vergangenen Leiden, so wie die fest geschlossenen Lippen des feinen Mundes auf einen entschiedenen Charakter deuteten. Fräulein Emilie, ihre Nichte, war kaum achtzehn Jahre alt, in der Blüthe der Jugend und Schönheit, schlank, leicht, fein gebaut, so zart, daß die leiseste Bewegung des Gemüths eine Veränderung ihrer Gesichtsfarbe hervorbrachte; ihr frischer Mund lächelte mit unglaublicher Anmuth und verrieth im Lächeln die Neigung ihres Gemüths zur Heiterkeit, so wie die großen dunkelblauen, von langen seidnen Wimpern beschatteten Augen deutlich zeigten, daß ihr auch das Leid des Lebens nicht fremd geblieben war; die reiche Fülle der schönen, glänzenden blonden Haare erhöhte den Reiz dieser lieblichen Gestalt.

Beide Frauen saßen stumm da, Emilie mit einer Handarbeit beschäftigt, von der sie von Zeit zu Zeit aufsah, um einen theilnehmenden Blick auf die Gräfin zu richten, die, in sich versenkt, Alles um sich zu vergessen schien. Es ist heute ein trauriger Abend, unterbrach endlich Emilie das Schweigen mit ungewisser Stimme, der Herbst kündigt sich uns recht

schwermüthig an; die Gräfin fuhr beim ersten Tone nach der langen Stille erschreckt zusammen, und zeigte dadurch deutlich, daß ihre Gedanken sie so sehr beschäftigt hatten, daß die Gegenwart des Fräulcins gänzlich von ihr war vergessen worden. Sie hörte nur halb auf Emiliens Bemerkung, stand auf, ging ein Paar Mal durch das Zimmer und sagte dann mit einem halb bittern, halb schmerzlichen Lächeln: An einem solchen Abende, glaube ich, würde auch der begeistertste Freund der schönen Natur und des einfachen Landlebens in seiner Vorliebe ein wenig wankend werden, und sich im Stillen wenigstens, wenn er sich schämte es laut zu gestehn, nach dem leichtsinnigen Geräusche der Stadt sehnen, nach Gesellschaft, die er oft langweilig genannt hat, nach Schauspiel, wenn es auch mittelmäßig wäre und die Forderungen der Kunst keineswegs befriedigte, kurz, nach allem Dem, was wir immer so hochmüthig sind verachten zu wollen, und was doch kein gebildeter Mensch entbehren kann.

Ehedem, bemerkte Emilie, war das Leben auf dem Lande heiterer, man brachte wohl schwerlich einen solchen Abend einsam zu; mehrere Familien aus der Nachbarschaft vereinigten sich, man lachte und scherzte die düstern Stunden hinweg, und ehe man es dachte, war Herbst und Winter verschwunden, und der Frühling mit allen seinen Blüthen entzückte uns von Neuem. Es ist traurig, daß Ihr erster lan-

ger Aufenthalt auf dem Lande große in eine so ungünstige Zeit fällt. Der Krieg hat alle Menschen ängstlich gemacht, es wagt sich beinahe Niemand heraus, und wenn sich auch eine Gesellschaft vereinigt, so fehlt doch die ehemalige Heiterkeit.

Die Gräfin unterdrückte eine Antwort, die sie geben, oder eine Bemerkung, die sie machen wollte, und sagte nur seufzend: ich wollte, gutes Kind, Du könntest mich zerstreuen.

Würde Musik Sie vielleicht erheitern? fragte Emilie, indem sie aufstand und sich dem Instrumente näherte. Um Gottes Willen nicht, erwiederte die Gräfin, in meiner jetzigen Stimmung würde Musik mein Gefühl beleidigen.

Soll ich Ihnen vorlesen? fragte Emilie ein wenig schüchtern. Lesen, sagte die Gräfin mit Bitterkeit, lesen statt leben, es ist die allgemeine Meinung unserer Zeit, wir verschleudern unser eigenes Leben, um das eingebildeter Personen zu lesen; nun so laß uns denn so thöricht sein, wie alle Andern, nimm ein Buch und lies mir vor, nur bitte ich Dich keine Poesien, laß es schlichte gewöhnliche Prosa sein, woran wir uns ergötzen wollen.

Wer sollte wohl in dieser Aeußerung, sagte Emilie lächelnd, die leidenschaftliche Verehrerin der Poesie wiedererkennen?

Eben weil ich die Poesie verehre, versetzte die Gräfin, soll sie nicht in meiner jetzigen Stimmung vergeudet werden.

Ich vermag heute nicht Aufmerksamkeit genug darauf zu verwenden, um die Schönheit eines Gedichtes heraus zu hören und in solchem Zustande ist ein Roman das Beste, was man lesen kann.

Ich habe nicht geglaubt, sagte Emilie, daß Sie auch so gering von dem Romane dächten, wie die meisten gelehrten Recensenten, und nun, da es doch so scheint, werde ich in meiner eignen Ansicht irre.

Wer sagt Dir, daß ich gering von dem Roman denke? fragte die Gräfin; doch, fuhr sie fort, laß Deine Ansicht über ihn hören.

Sie wollen über mich lachen, antwortete Emilie, und wenn es Sie erheitern kann, will ich mich gern Ihnen so gegenüberstellen, als könnte auch ich ein Urtheil haben.

Gar zu bescheiden, sagte die Gräfin, Du weißt, meine Liebe, auch das Gute muß man nicht übertreiben.

Emilie erröthete ein wenig und sagte dann: jetzt wird es mir in der That schwer, eine Ansicht zu entwickeln, die ich vor Kurzem noch mit so viel Klarheit in mir hatte; aber ich dächte, die Romane wären deßwegen so allgemein beliebt, weil sie uns in der That die Gesellschaft am Meisten ersetzen; wir leben im Kreise der Menschen, die uns dargestellt werden, wir kennen die Gegend, in der sie leben, ihre Häuser und Hausgenossen, es entwickelt sich ihr Charakter vor uns,

sie vertrauen uns ihr Glück und ihre Leiden an, und ist ein Buch beendigt, so habe ich wenigstens das Gefühl, als ob ich aus einer Gegend abreiste, worin ich viele Freunde und interessante Menschen zurücklasse, wo mir auch die komischen Figuren ihr Herz entfaltet haben und so mir lieb geworden sind, und selbst die bösartigen sich so gezeigt haben, daß ich sie entweder beklagen oder bewundern muß.

Du sprichst von guten Romanen, sagte die Gräfin, aber selbst die mittelmäßigen besitzen noch Vieles von diesen Reizen, und wenn uns ein wahrhaft elender in die Hände fällt, der uns in gar zu langweilige oder zu schlechte Gesellschaft versetzt, so giebt es nichts Leichteres, als sich hier zurückzuziehen, denn nichts weiter ist nöthig, als daß wir das Buch wegwerfen. Nimm denn also einen Roman und liest; laß uns versuchen, ob wir uns fremde Menschen, eine andere Gesellschaft herzaubern und darüber uns selbst vergessen können.

Emilie richtete einen traurigen Blick auf die Gräfin und wollte sich entfernen, um ein Buch zu holen; die Gräfin aber nahm sie bei der Hand und sagte mit milder Stimme: Ich quäle Dich, gutes Kind, durch meine heutige Laune, aber glaube mir, es liegt mir so Manches drückend auf dem Herzen, daß, wenn ich darüber spräche, Du mich bedauern und gern Geduld mit mir haben würdest.

Sie fürchten vielleicht, sagte Emilie mit einiger Beklem-

mung, daß die Feinde dennoch durch die Bergschlucht dringen und uns hier beunruhigen werden, obgleich der Onkel es für unmöglich hielt. Nicht diese Sorgen quälen mich am Meisten, erwiederte die Gräfin, obgleich ich fürchte, daß es möglich ist, und daß, wenn es geschieht, ein großer Theil unseres Vermögens verloren gehn kann, was doch auch nicht gleichgültig von uns betrachtet werden darf; Emilie schwieg und die Gräfin fuhr fort: Man braucht nicht geizig zu sein, um einen großen Werth auf ein bedeutendes Vermögen zu legen, das, indem es den Rang unterstützt, den wir in der Welt einnehmen, unsere Unabhängigkeit sichert, und gewiß hat man nur in der Jugend die Großmuth, alle irdischen Güter zu verachten, weil man weder ihren wahren Werth, noch ihren rechten Gebrauch kennt. Der edelste, uneigennützigste Mensch wird sich gedrückt fühlen, wenn Mangel an Vermögen ihn von Andern abhängig macht.

Emilie konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, und die tiefe Röthe, die sich über ihre Wangen verbreitete, verrieth der Gräfin ihre Gedanken. Emilie fühlte sich errathen, und die schöne Röthe stieg bis zur reinen Stirn empor, indem die Augen sich senkten und Thränen darin hinter den langen Wimpern sich verbargen. Es schmerzte die Gräfin, ihre junge Freundin verwundet zu haben; sie legte den Arm um ihre Schulter und ging so mit ihr durch das schwach er-

leuchtete Zimmer, damit Emilie in der größten Entfernung von den Lichtern die Thränen unbemerkt in den Augen zerdrücken konnte. Ich meine, fuhr die Gräfin nach einem kurzen Schweigen fort, es würde mir schmerzlich sein, wenn unser Vermögen so zerrüttet würde, daß der Graf gezwungen wäre, die Unabhängigkeit aufzugeben, die ihm so theuer ist, und dieß könnte geschehen, wenn ein feindlicher Einfall die Güter zerstörte; doch aber noch ein anderer Kummer liegt mir auf dem Herzen, der mich mehr als diese Sorgen quält.

Beide Frauen waren an einem Fenster stehen geblieben und sahen in die dunkle Nacht hinaus; ein feiner Regen schlug gegen die Fenster, die Sterne waren durch schwarze Wolken verhüllt, und kein Gegenstand ließ sich draußen unterscheiden. Ich hoffe, sagte die Gräfin, wir werden allein bleiben, obgleich die Einsamkeit mir heute sehr drückend ist, denn ich wünsche nicht, daß der Graf, bei dieser unfreundlichen Witterung, in der dunkeln Nacht den Weg über das Gebirge zurück machen möge. Er wollte aber nicht die Nacht in Heinburg bleiben, versetzte Emilie. Es ist unrecht, erwiederte die Gräfin mit kaum bemerklichem Lächeln, daß der gute alte Baron mit seinen unschuldigen Thorheiten ihm so sehr zuwider ist; ich hoffe aber, er wird heute lieber einige von dessen etwas weitläuftigen und nüchternen Geschichten an-

hören, als bei diesem Wetter den Rückweg unternehmen wollen.

Schimmert nicht ein Licht dort unten im Thale? fragte Emilie. Wo? rief die Gräfin.

Dort, links vom Schlosse, erwiederte jene, mich dünkt, es bewegt sich aus der Schlucht her, auf dem Wege, den der Onkel kommen muß.

Die Gräfin schaute aufmerksam nach der Gegend hin, und in der That bemerkte man nun mehrere Lichter, die sich auf dem Wege um eine dunkle Masse zu bewegen schienen. Die Dunkelheit der Nacht machte es unmöglich, einen Gegenstand zu unterscheiden, da selbst die Lichter nur matt und trübe durch den fallenden Regen schimmerten.

Die Gräfin zog heftig die Klingel und befahl dem eintretenden Bedienten, vom Schlosse aus mit mehreren Leuten den Lichtern entgegen zu gehn und eilig zu berichten, Wer da komme, und ob diese unvermutheten Gäste das Schloß zu besuchen gedächten. Aengstlich blieben beide Frauen am Fenster stehen, und man bemerkte nun bald, wie mehrere Menschen aus dem Schlosse mit Laternen dem Zuge entgegen eilten, der sich offenbar dem Schlosse näherte. Einige Diener kehrten bald zurück und berichteten, es sei der Herr Graf, begleitet von mehreren Bauern aus einem nahe gelenen Dorfe, die einen Mann auf einer Bahre nach dem Schlosse trügen.

Bestürzt blickte die Gräfin auf Emilie, wickelte sich dann in ihren Shawl und befahl zu leuchten. Emilie folgte der Gräfin; Bediente gingen mit Lichtern voran, und so stiegen beide Frauen die große Treppe des Schlosses hinunter; die Flügelthüren des Hauses wurden geöffnet, und in demselben Augenblicke auch mit großem Geräusch das Thor des Hofes; der Graf sprengte, begleitet von einem Reitknechte, herein und warf sich sogleich vom Pferde, als er die Gräfin bemerkte, die im offenen Thore des Hauses stand, auf Emilie gelehnt, und hinter beiden mehrere Bediente mit vielen Lichtern. Der untere Raum des Hauses füllte sich bald mit der Dienerschaft des Schlosses, die Neugierde, vermischt mit Furcht, herbei führte.

Der Graf warf einem Bedienten seinen von Regen durchnäßten Mantel zu, trat dann eilig zu der Gräfin und sagte, indem er ihre Hand faßte: „Es ist nichts, meine Liebe, das Sie beunruhigen dürfte, der junge Mann ist im Walde ohnmächtig und beinahe an seinen Wunden verblutend gefunden worden. Da ich glaubte, daß wir hier am Besten im Stande wären, ihm wirksame Hülfe zu leisten, so habe ich ihn hieher tragen lassen. Er scheint, nach der Uniform zu urtheilen, ein französischer Officier zu sein, also zur feindlichen Armee gehörig, doch kann dieß kein Hinderniß sein, ihm alle Hülfe zu leisten, die in unsern Kräften steht.“

Kaum hatte der Graf diese eilige Erklärung gegeben, als sich die Lichter, welche die Frauen vom Fenster des Schlosses aus bemerkt hatten, zum Thore des Hofes hinein bewegten. Voran ging der Schulze des Dorfes, ein junger, kräftiger Mann; er trug in einer Hand eine Laterne und mit der andern nahm er seine mit Pelz verbrämte sonntägliche Mütze ab, um, indem er sich tief vor der Gräfin verbeugte, zugleich mit einer heftigen Bewegung den Regen davon abzuschütteln. Mehrere Bayern trugen eine Bahre, auf der der Verwundete lag, und welche von andern, die Laternen mit brennenden Lichtern in den Händen trugen, umgeben war. Auf den Befehl des Grafen wurde die Bahre mit dem Verwundeten nun durch das offne Thor des Schlosses getragen; die Gräfin zog sich an die Mauer zurück, um den Trägern Raum zu lassen, und warf einen Blick auf den Kranken, indem er vor ihr vorbeigetragen wurde. Er lag auf Kissen in Decken gehüllt und schien völlig leblos zu sein; so wie die Gräfin die Augen auf ihn richtete, zuckte ein schmerzlicher Schrecken durch ihren Körper; sie bedeckte die Augen mit ihrer Hand, und der fest geschlossene Mund zeigte, daß sie nach Fassung rang. Emilie berührte leise den Arm der Gräfin und fragte theilnehmend: Ist Ihnen nicht wohl? Es ist nichts, sagte die Gräfin, indem sie ihre dunkeln Augen schnell wechselnd auf

verschiedene Gegenstände richtete, um durch eine augenblickliche Zerstreuung einen gewaltsamen Eindruck zu bekämpfen; dann suchten ihre Augen mit einer gewissen Besorgniß den Grafen, der aber zu sehr mit dem Kranken beschäftigt war und in diesem Augenblicke nicht auf die Frauen achtete.

Es wurde nun schnell ein Zimmer im Schlosse bereitet; der Graf rief nach dem Arzte des Hauses, und die Gesellschaft wurde durch den Prediger des Dorfes vermehrt, der als ein vorsichtiger Reiter seinen Weg so langsam gemacht hatte, daß ihm sogar die Bauern, welche den Kranken trugen, vorgeeilt waren. Er ritt in diesem Augenblicke zum Thore des Hofes ein, von einem Knechte begleitet, der ihm eine Laterne vortrug und ihm nun den Steigbügel hielt. Langsam und bedächtig stieg der Pfarrer ab, und sein kleines, mageres Pferd wurde von dem Knechte ohne Weiteres nach dem Stalle geführt, indem der Geistliche ihm mit etwas heiserer Stimme noch verschiedene Vorsichtsmaßregeln nachrief, wenn das Pferd etwa heiß sein sollte, was sich bei dem langsamen Ritt in einer kalten, regnigten Nacht kaum vermuthen ließ; auch schien das Pferd überhaupt nicht so viel Sorgfalt zu verdienen, noch auch sonst zu genießen, denn sein Bau und ganzes Ansehen verrieth, daß es eben sowohl zum Pflügen und jeder anderen Arbeit, als zu den Spazierritten des Pfarrers gebraucht wurde. Nachdem der be-

dächtige Reiter auf dieſe Weiſe für ſein getreues Roß geſorgt hatte, näherte er ſich ſo eilig, als es ihm Mantel, Ueberrock und ſonſtige Verhüllungen ſeiner Perſon erlaubten, der Gräfin, die ſich nun völlig wieder gefaßt hatte und den Prediger mit gewohnter Höflichkeit bewillkommnete.

Der Kranke war indeß in ein Zimmer des untern Stockwerkes gebracht worden, wohin der Graf, begleitet vom Arzte, folgte, und der Prediger eilte, von Theilnahme und Neugierde getrieben, ebenfalls zu dem Verwundeten; die Gräfin zog ſich nach ihrem Zimmer zurück, und Emilie ging, um der Haushälterin alle Aufträge zu geben, die, um den Zuſtand des Kranken zu erleichtern, nöthig waren.

II.

Nachdem der Arzt die Wunden des Kranken unterſucht hatte, die von verſchiedenen Säbelhieben herzurühren ſchienen, bemerkte er, daß er ſie an ſich nicht für tödtlich hielte, daß ihm aber der Zuſtand des Kranken dennoch gefährlich ſchiene, durch die ſtarke Verblutung ſowohl, als durch ſeine heftige Erkältung, da er wahrſcheinlich lange hülflos im Walde gelegen hätte, der rauhen Jahreszeit und der unfreundlichen Witterung Preis gegeben. In der That gab der Verwundete nur ſchwache Zeichen des Lebens und ſchlug erſt nach langer Zeit die großen dunkeln Augen auf, doch

ohne daß er irgend etwas von den Gegenständen um sich zu bemerken schien. Der Pfarrer leistete dem Arzte alle mögliche Hülfe in der Behandlung des Kranken und verrieth eben so viel Theilnahme für den Verwundeten, als Kenntniß der Wundarzneikunst. Nachdem der Kranke versorgt war, und der Arzt die nöthigen Verhaltungsregeln gegeben, vor Allem verordnet hatte, daß man den Kranken auf keine Weise zum Sprechen reizen müsse, eine Verordnung, die dem Pfarrer sehr unangenehm war, obgleich er ihre Nothwendigkeit einsah, kehrten Alle in das Gesellschaftszimmer zurück. Die Gräfin zeigte nichts von der trüben Stimmung, der sie sich überlassen hatte, als sie mit Emilie allein war, und fragte mit Theilnahme nach dem Verwundeten.

Der Graf unterrichtete sie von seiner gefährlichen Lage und sagte, es wäre wohl gut, wenn Dübois die Sorge für ihn übernehmen wollte; es würde dem alten Manne zwar beschwerlich sein, indeß bei seiner Gutmüthigkeit und Theilnahme für alle Unglücklichen, glaube ich, würde er es gern thun, besonders da der Verwundete sein Landsmann ist, der wahrscheinlich keine andere, als die französische Sprache zu reden versteht und sich folglich keinem von der Dienerschaft verständlich machen kann. Die Gräfin zog die Klingel, und der Pfarrer sagte vorschnell: So sollten der Herr Graf ihm befehlen, die Nacht bei dem Kranken zu wachen. Ich

befehle nicht gern einem alten Manne, sagte der Graf höflich, doch ein wenig verdrüßlich, der mehr aus Anhänglichkeit an uns in meinem Hause lebt, als aus einem andern Grunde, und den ich niemals wie einen Bedienten betrachte. Man konnte überhaupt bemerken, daß sowohl der Graf, als die Gräfin ein uneingeschränktes Vertrauen zu dem alten Dübois hatten, der die Verrichtungen eines Kammerdieners und eines Haushofmeisters, wie es schien, freiwillig übernahm, denn wenigstens der Graf richtete nie einen Befehl an ihn, sondern drückte seinen Willen als Wunsch aus und ließ ihn so gewöhnlich durch die Gräfin an den alten Mann gelangen, der auch bei aller Ehrerbietung, die er gegen den Grafen zeigte, doch eigentlich nur die Gräfin als seine Herrschaft betrachtete. Dem Bedienten, der auf den Ruf der Klingel eingetreten war, sagte die Gräfin, er solle Herren Dübois bitten, einen Augenblick zu ihr zu kommen.

Der Pfarrer, ein Mann ohne feine Erziehung, der in seiner Umgebung sich zu beherrschen nicht gelernt hatte, ließ durch seine Mienen, die eine schlaue Verwunderung ausdrückten, und durch das halbe Lächeln, mit dem er den Arzt ansah, deutlich merken, wie sehr ihn diese Art, mit seiner Dienerschaft umzugehen, befremdete.

Nach wenigen Augenblicken trat der alte Haushofmeister mit einer höflichen Verbeugung ein und hielt sich ehrerbie-

tig nah an der Thüre. Es war unmöglich, beim ersten Blicke, den man auf ihn richtete, dem alten Manne Wohlwollen und Zutrauen zu versagen. Seine hohe Stirn zeugte von einer so einfachen Redlichkeit des Gemüths, die grauen Augenbraunen beschatteten so gutmüthige Augen, die wenigen grauen, sorgfältig gepuderten Haare erweckten Theilnahme für sein Alter, und eine Trauer in seinem Gesichte, die niemals verwischt wurde, obgleich er bei jeder Rede ein wenig lächelte, verrieth mehr Tiefe des Gemüths, als man bei gewöhnlichen Dienern findet. Es war bekannt, daß er die französische Revolution mit allen ihren Folgen verabscheute, und er dehnte diesen Abscheu auf Alles, sogar auf die jetzige Kleidertracht aus, die, wie er meinte, auch eine Folge der Revolution sei. Er also war der alten guten Zeit getreu geblieben, wie in seinem Innern, so auch in seinem Aeußern, und ihn schmückte noch ein brauner Rock mit seidenem Futter und goldgesponnenen Knöpfen, wie es sich für einen Haushofmeister aus dieser guten Zeit ziemte. Seine Haare waren frisirt und gepudert und hinten in einem zierlichen Haarbeutel vereinigt, er steckte, wenn er vor seine Herrschaft trat, drei Finger seiner rechten Hand in die mit Seide und ein wenig Gold gestickte, atlaßne Weste, indeß er den Hut unter dem linken Arme hielt, auch erlaubte er sich nie anders, als in seidnen Strümpfen, vor der Gräfin zu

erſcheinen. So belehrte er die Bedienten des Hauſes, mit ſolcher Ehrerbietung behandelte man ehedem ſeine Herrſchaft und zeigte dadurch öffentlich der Welt, daß man Leuten von hoher Geburt diente, die durch ihre edeln Eigenſchaften unſere tiefſte Verehrung verdienten. Aber jetzt, ſeufzte er dann oft, jetzt iſt freilich Alles anders, ſeit der unglücklichen Revolution kümmert ſich kein Diener mehr darum, von welcher Geburt ſeine Herrſchaft iſt, auch ſind ihm ihre Eigenſchaften gleichgültig, Geld und Lohn wird jetzt allein berückſichtigt. Wahrhaft gekränkt konnte der alte Mann ſein, wenn auf ſolche Rede ein leichtſinniger Bedienter antwortete: Natürlich, was geht mich die Herrſchaft an, Wer am Beſten bezahlt, dem diene ich am Liebſten, und mich kümmert es wenig, was er iſt oder wie er iſt. Wenn er ſolche Antworten auf ſeine wohlgemeinten Reden erhielt, dann zog er ſich gewöhnlich auf ſein Zimmer zurück und las Anekdoten aus der guten alten Zeit, von treuen Dienern und edeln Herren, und Niemand würdigte ſo ſehr, als er, den bekannten Haushofmeiſter des großen Condé, der ſich in Verzweiflung ſelbſt entleibte, weil er glaubte, er würde den König nicht ſo bewirthen können, wie es die Ehre ſeines Herren erforderte.

Dieſem Dübois näherte ſich nun die Gräfin und fragte, indem ſie ihn mit ihrem gewöhnlichen durchdringenden Blick anſah, mit etwas leiſer Stimme: Haben Sie den verwun-

deten Officier schon gesehen? Ja, gnädige Gräfin, erwiederte der alte Mann, indem er sich verbeugte, ich habe ihn gesehen. Er richtete einen schnellen traurigen Blick auf die Gräfin, indem er diese wenigen Worte sagte, der Niemand sonst auffiel, der aber die Gräfin so bewegte, daß sie mit wankender Stimme sagte: Der Graf wünscht, lieber Dübois, Sie möchten die Sorge für den Kranken übernehmen, wenn es Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit erlauben, das heißt, fügte sie erklärend hinzu, Sie möchten die Oberaufsicht führen, damit ihm nichts mangle, und da er wahrscheinlich nur französisch reden wird, und folglich Niemand von der Dienerschaft ihn verstehen kann, seine Wünsche von ihm erfahren und dann den Bedienten die nöthigen Befehle geben. Ich habe den gnädigen Herren Grafen schon um die Erlaubniß bitten wollen, antwortete der alte gutmüthige Mann, für die Pflege des Kranken zu sorgen; denn, sezte er mit einem Seufzer hinzu, wenn ich auch sonst keine Theilnahme für ihn hätte, so ist er doch ein Franzose, zwar ein Franzose aus der jetzigen Zeit, aber doch immer ein Sohn meines Vaterlandes, und das ist für mich hinreichend, um für ihn wie für einen eigenen Sohn zu sorgen. Ich wußte, daß Sie so denken, sagte der Graf, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte, und Sie erzeigen mir eine wahre Gefälligkeit dadurch, daß Sie die Pflege des jungen

Mannes übernehmen, denn nun kann ich völlig sicher sein, daß nichts versäumt wird, und in seiner gefährlichen Lage alle Vorschriften des Arztes genau befolgt werden. Dieser war nun auch hinzugetreten, und da er vernommen hatte, daß Dübois die Krankenpflege übernehmen wollte, so behandelte er ihn von diesem Augenblicke an halb als einen Amtsgenossen, halb als einen Untergebenen; er gab ihm ohne Umstände eine Menge Aufträge, was er alles für den Kranken thun sollte, und fügte bei jedem Auftrage die Ursache hinzu, warum Dieses und Jenes geschehen müsse. Dübois hörte Alles geduldig an und blieb in seiner höflichen Fassung, doch als der Arzt endlich im Eifer der Rede einen Knopf der atlaßenen Weste faßte, und indem er heftig daran zog, ihm einschärfte, alles Sprechen des Kranken zu verhindern, wurde der alte Mann ungeduldig, entzog sich mit einer geschickten Bewegung den Händen des Arztes und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer, indem er sich kaum enthalten konnte zu bemerken, daß ehedem, vor der Revolution, auch die Aerzte besser erzogen gewesen wären, und nur die eigene gute Lebensart ihm die Kraft gab, diese unfeine Bemerkung zu unterdrücken.

Der Graf wendete sich nun an den Prediger mit der Bitte, die Nacht auf dem Schlosse zu bleiben, um ihm am andern Morgen beizustehn, den nöthigen Bericht an die

Regierung über den Verwundeten aufzusetzen; mein Beamter, sagte er, ist in diesem Augenblicke abwesend, und ich, fügte er lächelnd hinzu, bin erst seit so kurzer Zeit hier, daß ich völlig fremd in den Geschäften bin. Der Prediger war sehr gern bereit, allen Beistand zu leisten, und nachdem auch seine Sache abgemacht war, und man den Befehl ertheilt hatte, den Schulzen und die Bauern auf's Beste zu bewirthen, begab sich die Gesellschaft nach dem Speisezimmer, um sich nach den Beschwerden des Tages bei einer wohl zubereiteten Abendmahlzeit zu erholen.

Da wir nun ein wenig zur Ruhe gekommen sind, sagte die Gräfin, so bitte ich Sie, uns doch mitzutheilen, wo Sie den Verwundeten in so kläglichem Zustande gefunden haben.

Sie wissen, erwiederte der Graf, daß unser guter Nachbar, der Baron Löbau, nicht mit mir über die Grenzen unserer Besitzungen einig ist, und daß ich, da mir der Zustand der Ungewißheit im Großen, wie im Kleinen zuwider ist, und ich Streitigkeiten verabscheue, mich entschloß, trotz der ungünstigen Witterung, mit ihm nach der Gegend hinzureiten, um wo möglich an Ort und Stelle Alles auszugleichen. Wir machten den Ritt mit einander, und auf einer kleinen, von waldbewachsenen Hügeln umgebenen Fläche, mitten im streitigen Grenzlande, fanden wir den unglücklichen jungen Mann; wir entdeckten, da wir untersuchten, noch

Spuren des Lebens, ich hüllte ihn in meinen Mantel und ritt nach dem nächsten Dorfe, um Hülfe herbei zu rufen; der Herr Prediger war so gut mich zu begleiten, wir boten den Schulzen und die Bauern auf, und eilten, so schnell es sich thun ließ, nach dem Walde zurück. Der gute Baron war indeß bei dem Verwundeten geblieben, er hatte ihn mit Hülfe des Bedienten auf eine trockene Stelle gebracht und suchte ihn gegen den Regen so viel als möglich zu schützen. Der Kranke hatte die Augen einigemale aufgeschlagen, und ein dumpfes Stöhnen zeigte, daß er noch lebte; der Herr Pfarrer verband in der Eile seine Wunden, wir legten ihn auf Kissen und hüllten ihn in Decken, und ich nahm meinen Mantel zurück. Als der Verwundete auf der Bahre lag, trat der Baron davor, und indem er feierlich um sich blickte, fragte er, wohin nun mit ihm? Es käme dem zu, für ihn zu sorgen und der Regierung darüber zu berichten, auf dessen Grund und Boden er gefunden worden, allein wessen ist der Grund und Boden? Ich bemerkte, da meine Wohnung näher liege, als das Schloß des Barons, so wollte ich mich der Pflege des Verwundeten annehmen. Sehr wohl, erwiederte der Baron, aber ohne daß dadurch ein Recht auf diesen Grund und Boden entsteht; wenn Sie es bloß als eine Handlung der Menschlichkeit und nicht als eine Possess-Ergreifung betrachten wollen, so bin ich zufrieden,

daß Sie ihn fortbringen lassen. Ich gab feierlich mein Wort, auf die Handlung kein Recht zu begründen; der Herr Pfarrer war Zeuge unseres Vertrags, und danach sezte sich der Zug in Bewegung. Wir hielten im Dorfe an, der Herr Pfarrer suchte dem Kranken einige stärkende Mittel einzuflößen, wir versahen uns mit Lichtern, und so erreichten wir endlich nach manchen ängstlichen Augenblicken das Schloß.

Und hier, rief der Arzt mit Hastigkeit, wird nun der junge Mann unter meinen Händen entweder genesen oder sterben.

Eines von beiden, erwiederte der Graf, wird wahrscheinlich eintreten, doch hoffe ich von seiner Jugend und Ihrer Geschicklichkeit das Beste.

Es steht schlimm um ihn, bedenklich schlimm, sagte der Arzt, indem er die Augen fest zudrückte und den Kopf auf die linke Schulter senkte. Aber warum, fuhr er nach einem kurzen Schweigen den Pfarrer an, warum haben Sie ihn nicht lieber in ihrem Hause behalten? Der lange, beschwerliche Weg über das Gebirge hat die Kräfte des armen Kranken noch vollends erschöpft und gewiß seinen Zustand sehr verschlimmert.

Ich dachte, sagte der Pfarrer mit einiger Verlegenheit, da Sie hier im Hause sind, und ärztliche Hülfe das Wichtigste für den jungen Mann ist, daß es am Besten sei, wenn er unter Ihren Augen wäre.

Nichts, nichts! rief der Arzt, Sie selbst verstehen recht viel von der Kunst, Sie hätten ihn gut pflegen können, Sie hätten die Einsichten gehabt, alle nöthigen Mittel richtig anwenden zu können, es wäre dem Kranken nichts bei Ihnen abgegangen.

Aber, sagte der Pfarrer verdrüßlich, Sie hätten nicht so oft nach ihm sehen können, und das ist doch das Wichtigste.

Ich hätte mir, rief der Arzt, mein Pferdchen satteln lassen, schnell wäre ich des Morgens bei Ihnen gewesen; was mach ich mir aus Beschwerde! Und hätte ich hier keinen Kranken gehabt, und das Wetter wäre zu schlecht gewesen, so wäre ich die Nacht bei Ihnen geblieben, das hätte sich Alles machen lassen, und Sie haben immer unrecht daran gethan, den armen Menschen so weit, auf so schlechten Wegen, bei solchem Wetter und in einem so elenden Zustande fortschleppen zu lassen.

Der Arzt ahnte nicht, wie sehr er den Pfarrer quälte, denn er wußte nicht, daß dieser zwar höchst dienstfertig war und alle Hülfe leistete, so lange bloß seine Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, daß er sich aber augenblicklich zurück zog, wo seine Hülfeleistungen ihm Kosten verursachten oder Verantwortlichkeit zuziehen konnten. Als man deßhalb vor seinem Hause mit dem Verwundeten anhielt,

kämpfte er in der That mit sich, ob er ihn nicht aufnehmen sollte, denn er sah das Gefährliche seines Zustandes wohl ein, indeß die Furcht vor Kosten und Verantwortlichkeit trug den Sieg über seine Menschenliebe davon, und er folgte dem Zuge mit banger Sorge, denn ihn quälte die Furcht, der Kranke möchte unterwegs sterben, und es war ihm eben so peinlich, daran zu denken, was auf den Fall alle seine Pfarrkinder von ihm sagen möchten, als wie sehr ihn sein eigenes Gewissen beunruhigen würde. Der Graf suchte den Pfarrer von den Vorwürfen des Arztes zu erlösen, indem er erklärte, er, als der Grundherr, würde es nicht wohl haben zugeben können, daß der Verwundete, der ein feindlicher Offizier scheine, sich anderswo, als unter seinen Augen aufhielte, so lange, bis eine Bestimmung über ihn von der Regierung einträfe. Der Arzt schwieg zwar einen Augenblick, wendete sich aber gleich wieder zum Pfarrer und rief: Ich hätte mir den Kranken nicht entgehen lassen, Sie haben immer unrecht gethan!

Nach aufgehobener Tafel zogen sich die Frauen in ihre Zimmer zurück, und der Graf, begleitet vom Arzt und Prediger, besuchte noch einmal den Kranken; sie fanden ihn schlafend, und Dübois berichtete, er sei in so weit zu sich gekommen, daß man ihm einige Arzneien und auch einige Nahrungsmittel habe einflößen können, darauf sei er einge-

ſchlafen. Gut, ſehr gut, rief der Arzt, nun gewacht, darauf geachtet, wenn er aufwacht, dann gleich zu mir gekommen und mich gerufen, damit wir ſehen, was alsdann zu thun iſt; nur den Schlaf des Kranken nicht geſtört, der Schlaf ſtärkt und beruhigt alle Nerven. Der Arzt hatte die Gewohnheit, alle ſeine Verordnungen entweder in ſo abgeriſſenen Sätzen zu geben, oder ſehr weitläuftig auseinander zu ſetzen, weßhalb dieſes oder jenes geſchehen ſolle, und die beabſichtigte Wirkung genau zu zu beſchreiben, in der Regel wendete er aber die lezte Art, ſeine Verordnungen mitzutheilen, nur bei Gebildeten an, von denen er vorausſetzte, daß ſie ihn verſtehen könnten.

Der Graf ſagte freundlich zu dem alten Hauthofmeiſter: Sie werden doch, lieber Dübois, nicht die Nacht aufbleiben wollen? Es würde Sie bei Ihrem Alter zu ſehr angreifen?

Der gnädige Herr Graf bemerken, ſagte der alte Mann, daß ich es mir ſchon in dieſer Abſicht bequem gemacht habe. (Er hatte einen weiten braunen Oberrock angezogen.) Es wird mir nichts ſchaden, einige Nächte aufzubleiben, und ich habe denn doch, wenn Gott den Kranken zu ſich nehmen ſollte, ein ruhiges Gewiſſen. Er ſah in dieſem Augenblicke auf das bleiche Geſicht des Verwundeten und konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten, ob er es gleich nicht ſchicklich fand, in Gegenwart des Grafen zu weinen. Dieſer drückte

ihm gerührt die Hand und sagte: Sie sorgen stets so treu für Andere und so wenig für Sich selbst, denken Sie daran, wie sehr es die Gräfin und mich schmerzen würde, Sie zu verlieren, und schonen Sie sich.

Der alte Mann hielt einen Augenblick die Hand des Grafen, und sah ihm mit Dankbarkeit und Entzücken in die Augen. Er kam sich in diesem Augenblicke vor wie der Diener eines hohen Fürsten aus der guten alten Zeit vor der französischen Revolution, dessen Treue und Ergebenheit öffentlich von seinem Herren vor den Edeln des Reichs anerkannt wird. Der Graf drückte noch einmal seine Hand und sagte mit großer Güte: Gute Nacht dann, lieber Dúbois; schlafen Sie wohl, meine Herren, sagte er drauf mit einer Verbeugung zum Arzt und Pfarrer, und verließ das Zimmer. Dúbois schwieg, aber seine Liebe für den Grafen und die Gräfin wuchs diesen Abend zu einem so hohen Grade, daß keine Opfer, welche sie auch von ihm hätten fordern können, ihm zu groß gedünkt hätten.

Der Arzt bemerkte, daß es noch nicht spät sei, und lud den Pfarrer ein, da nun die Geschäfte des Tages vollbracht wären, noch ein Stündchen ihm auf seinem Zimmer bei einer Pfeife Tabak Gesellschaft zu leisten. Diese Einladung wurde vom Pfarrer um so bereitwilliger angenommen, je mehr er sich längst darnach gesehnt hatte, seine gewohnte Abendpfeife

in behaglicher Ruhe bei einer zwangloſen Unterhaltung zu rauchen.

III.

Schon längſt war es der ſehnlichſte Wunſch des Pfarrers geweſen, die nähern Familienverhältniſſe des Grafen zu erfahren. Ohne bösartig zu ſein, wurde er von einem inneren Verlangen getrieben, Alles zu erforſchen, was irgend einen Menſchen oder eine Familie betraf, die zu dem Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft, wenn auch in weiteſter Entfernung, gehörten; ja, Manche, die ihn näher kannten, behaupteten, ſeine große Dienſtfertigkeit entſpringe zum Theil daher, weil ſie ihm Gelegenheit verſchaffe, Manches zu erfahren, was ihm verborgen bleiben würde, wenn er ſich nicht willig mit den Angelegenheiten vieler Menſchen beſchäftigte. So kam es, daß er der allgemeine Rathgeber der ganzen Gegend war, ihr Rechtsfreund, wenn die Prozeſſe nicht zu wichtig waren, der Arzt aller Bauern und Beamten, die weit lieber ihm ihre Geſundheit anvertrauten, als ſich an einen wirklichen Arzt wendeten. Er häufte auf dieſe Weiſe Arbeit und Beſchwerden aller Art auf ſich, und fühlte ſich vollkommen belohnt, wenn ſeine Klienten und Patienten alle Fragen, die er ihnen vorlegte, gewiſſenhaft, genau und treu beantworteten, dagegen konnte er aber in unbeſcheiden üble Laune ge-

rathen, wenn es sich Jemand beikommen ließ, nur seine Arzneimittel oder seinen Rath benutzen zu wollen, ohne ihm weitere Auskunft über sich und Andere zu geben, so wie er eine mitleidige Verachtung gegen die Wenigen empfand, die in der That nichts zu sagen wußten, weil sie sich nicht um die Angelegenheiten Anderer bekümmerten; einem Solchen konnte er mit wahrer Bitterkeit sagen: Es ist unbegreiflich, wie man in der Welt mit den Menschen kann leben wollen, ohne sich um sie zu bekümmern. Bei solchen Eigenschaften war es natürlich, daß, ob er zwar sein Amt vorschriftsmäßig verwaltete, und man nicht sagen konnte, daß er etwas von seiner Pflicht versäumte, doch allen seinen Handlungen der geistliche Charakter, möchte ich sagen, fehlte, und man auf der Kanzel, wie vor dem Altar immer den Geschäftsmann sah, der nun grade dieß Geschäft abmachte, weil Zeit und Stunde es forderten. Er fühlte dieß selbst und zwang sich oft, Ernst und Salbung in seine Haltung und Mienen zu bringen, die, weil sie im vollkommenen Widerspruche mit seinem übrigen Thun und Treiben standen, ihm einen Anstrich von Heuchelei gaben, die seiner Seele fremd war.

Diesem Manne nun mußte es höchst peinlich sein, daß der Graf seit einigen Monaten auf dem Schlosse lebte, ohne daß er erfahren konnte, weßhalb. Denn ihm schien es unnatürlich, daß ein Mann wie der Graf, der beinah funfzig

Jahr alt war und ſeit zwanzig Jahren unumſchränkter Beſitzer eines großen Vermögens, der ſich in der ganzen Zeit wenig um ſeine Güter bekümmert, ſondern immer abwechſelnd in den größten Städten Europas gelebt hatte, nun auf ein Mal, und zwar im Herbſt, ſich ohne Urſache auf eines ſeiner Schlöſſer zurückziehen ſollte. Ebenſo hatte er nur dunkle Nachrichten über die Art, wie die Verbindung zwiſchen dem Grafen und der Gräfin ſich gebildet hatte, denn obgleich die Gräfin in Schleſien geboren war, ſo war ſie doch im Auslande mit dem Grafen verheirathet worden, und er wußte nicht einmal recht, wo? Der Graf war der proteſtantiſchen Kirche zugethan, dagegen war die Gräfin katholiſch, ja er hatte dunkel gehört, ſie ſei dazu beſtimmt geweſen, ſich dem Kloſter zu weihen, und er hatte nie erfahren können, was ihren Entſchluß konnte geändert haben.

Der einzige Bruder der Gräfin hatte große Beſitzungen, die kaum zehn Meilen von dem jetzigen Wohnorte des Grafen entfernt waren, aber auch er war ſeit langer Zeit abweſend, und der Pfarrer wußte nicht einmal, wo er ſich aufhielt. Der Graf und die Gräfin behandelten ſich gegenſeitig mit großer Achtung, aber mit einer gewiſſen Zurückhaltung, und es ließ ſich nicht beſtimmen, ob ſie glücklich oder unglücklich mit einander lebten. Selbſt der alte Dübois war ihm eine räthſelhafte Perſon, und er konnte es nicht heraus-

bringen, weßhalb er von dem Grafen und der Gräfin mit so viel Schonung, Achtung und Aufmerksamkeit behandelt wurde.

Diese Fragen, die er sich selbst oft vorgelegt hatte, ohne sie befriedigend beantworten zu können, glaubte er, würden ihm nun wenigstens zum Theil aufgelöst werden. Denn da der Arzt mit dem Grafen gekommen war und, wie es schien, ihn schon eine Zeitlang auf seinen Reisen begleitet hatte, so glaubte er, daß dieser ihm über Vieles Aufschluß geben könnte.

Es war dem Pfarrer zu vergeben, daß er so falsche Hoffnungen auf den Arzt gründete, er hatte noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn näher kennen zu lernen, nur bei Kranken hatte er ihn einigemal angetroffen, die die ganze Aufmerksamkeit des Arztes in Anspruch nahmen, und es war zwischen ihm und dem Pfarrer von nichts die Rede gewesen, als von dem Zustande dieser Kranken. Er hatte also nicht bemerken können, daß der Arzt zu den unschuldigen Egoisten gehörte, die nur sich selbst beachten und nur ihre Wissenschaft verehren, für die also die übrigen Menschen nur in so weit bedeutend sind, als sie diese Wissenschaft an ihnen ausüben können. Darum war ein gefährlich Kranker für ihn von höchster Wichtigkeit, der seine ganze Theilnahme in Anspruch nahm, dem er alle seine Zeit, alle seine Gedanken

widmen konnte, und für den er eine dankbare Liebe gewann, wenn er endlich, nachdem er sich pünktlich allen Vorschriften unterworfen hatte, genas, und durch Leben und Gesundheit zeigte, daß die Wissenschaft über die Krankheit zu triumphiren vermag. Dagegen hatte er eine Art von Verachtung gegen Personen, die häufig leiden, ohne sich für eine bestimmte Krankheit zu entscheiden und sie nach den Regeln durchzumachen, deren reizbare Seele nachtheilig auf den Körper wirkt, und die dann, wenn der Körper dem Uebel erliegt, das ihm die Seele zufügt, zum Arzte ihre Zuflucht nehmen. Zu diesen Unglücklichen gehörte eigentlich die Gräfin, und es war dem Arzt jedesmal verdrießlich, wenn er zu ihr gerufen wurde. Gesunde konnten in der Regel nur in so fern darauf Anspruch machen, seine Theilnahme zu erregen, als er sie geeignet fand, mit ihnen über seine Wissenschaft oder über sein Leben zu reden. Denn so arm und eng sein Leben auch war, so höchst wichtig, bedeutend und lehrreich erschien es ihm; der kleinste Vorfall dünkte ihm eine wunderbare Begebenheit, die nicht verfehlen könnte, ein großes Interesse zu erregen; seine Meinungen und Ansichten kamen ihm entscheidend vor, und er hatte keine Ahnung davon, daß er von der Welt und dem Leben gar nichts wußte, denn er hielt sich sonderbarer Weise mit allen diesen Eigenheiten für einen Weltmann.

Diese beiden nun saßen im Zimmer des Arztes, Jeder in einer Ecke des Sophas behaglich Taback rauchend, der Pfarrer mit dem bestimmten Plane, so viel als möglich vom Arzte zu erfahren, und dieser im Nachdenken versunken, wie sein Kranker auf's Beste zu behandeln sei.

Sind Sie schon lange mit dem Herren Grafen auf Reisen? unterbrach endlich der Pfarrer das Stillschweigen.

Auf Reisen? erwiederte der Arzt; ich bin gar nicht mit ihm auf Reisen gewesen, ich liebe solide Studien, das kann man auf Reisen nicht haben. Ich war eine Zeitlang in Wien in des Grafen Hause und bin dann mit ihm hieher gereist, wo ich mich gänzlich nieder zu lassen denke. Ja, ja! rief er lächelnd, ich will mich hier ansiedeln, Sie hätten wohl nicht gedacht, daß ich hier meine Hütte bauen will.

Die Gegend ist äußerst angenehm, sagte der Pfarrer, das würden Sie im Frühlinge finden, jetzt kann es Ihnen freilich wenig hier gefallen.

Ei, sagen Sie das nicht, rief der Arzt, ich bin sehr angenehm beschäftigt gewesen, so lange ich hier bin, ich habe drei so merkwürdige Kranke, daß mich die Aerzte in Wien darum beneiden würden. Der eine, wissen Sie, ist der alte Schmidt, bei dem ich Sie einmal antraf, wie heißt er doch gleich? ich fand ihn in dem erbärmlichsten Zustande von der Welt, als ich hier ankam, jetzt fängt er an sich zu erholen,

daß es eine Freude ist ihn anzusehn; bring' ich den Menschen den Winter durch, so sollen Sie sehen, er wird vollkommen hergestellt. Der Leinweber, das ist wahr, der ging mir drauf, aber es war auch nichts an dem Menschen, er hörte nicht, er folgte nicht, er wollte nach seinem Kopfe leben, und er hat gesehn, was dabei heraus kömmt.

Der Pfarrer wollte nichts hören von Leuten, die er in allen ihren Verhältnissen genau kannte, und suchte deswegen das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Ich meine, sagte er, die Natur kann jetzt keinen Reiz für Sie haben, die im Frühling und Sommer hier unglaublich schön ist.

Freilich, freilich, erwiederte der Arzt, die Natur schlummert jetzt, aber die Studien, Herr Pfarrer, die Studien müssen uns schadlos halten, der Graf hat auf meinen Vorschlag alle neueren medicinischen Schriften kommen lassen, die älteren besitze ich längst selbst, dabei wird mir der Winter verfliegen, daß ich es beklagen werde, wenn er vorbei ist.

Sie leben wenig in der Welt, wie es scheint, bemerkte der Pfarrer. In der Welt, antwortete der Arzt, wie sollte ich nicht? Ich lebe immerfort in der Welt, von einem Kranken geht es zum andern, von Hohen zu Niedern, von Niedern zu Hohen, dadurch gewinnt man Menschenkenntniß. Herr Pfarrer, vor dem Arzte versteckt man sich nicht, der Arzt ist wie der Beichtvater, er durchschaut die innerste Seele.

Sie haben Recht, sagte der Pfarrer, und manche Uebel könnten wohl nur der Arzt und der Beichtvater gemeinschaftlich heilen.

Solche Uebel sind mir zuwider, sagte der Arzt, eine reine, vernünftige Krankheit, da weiß man, was man thun soll, und wenn in solchem Falle der Körper auf die Seele wirkt, der Kranke schwermüthig, trübsinnig wird, so weiß man, wie man ihn erheitern, zerstreuen soll; man liest ihm vor, man erzählt ihm, und ist es so weit, daß es angeht, so führt man ihn spazieren. Aber wo die Seele auf den Körper wirkt, mit solchen Kranken ist gar nichts anzufangen.

Sollte nicht die Frau Gräfin eine solche Kranke sein? fragte der Pfarrer mit schlauer Miene.

Ei, ei! rief der Arzt erstaunt, ja beinah erschreckt, wer hat Ihnen das verrathen? Meine Lippen sind versiegelt, ich bin stumm wie das Grab; schändlich der Arzt, der eines Mißbrauches dessen fähig ist, was er an seinen Kranken bemerkt.

Ich glaubte, sagte der Pfarrer, man kann es der Gräfin auf den ersten Blick ansehen, daß sie nicht glücklich ist.

Wie so? fragte der Arzt bestürzt; woran wollen Sie das bemerkt haben?

Sie hat etwas Schwermüthiges in den Augen, erwiederte der Pfarrer, ihre Stirn ist nicht heiter, die Wänge der

Gesichtsfarbe scheint die Folge von Gram und Kummer zu sein, sie thut sich selbst Gewalt an, um an der Unterhaltung Antheil zu nehmen; das Alles weist hin auf einen entweder durch eigene, oder durch fremde Schuld gestörten Seelenfrieden.

Der Arzt schwieg einen Augenblick und sagte dann: Ich glaube, die Gräfin ist ungern hier, sie scheint das Landleben zu hassen, sie ist mehr für die große Welt. In der ersten Woche, die wir hier zubrachten, verließ sie beinah ihr Zimmer nicht, und ich sah sie gar nicht. Endlich führte mich der Graf eines Abends zu ihr, und ich fand sie so angegriffen, so verwandelt, daß ich mich recht entsezte. Es war mir leicht einzusehen, daß Gemüthsbewegungen das Alles hervorgebracht hatten; ich sagte es ihr klar und deutlich, daß sie selbst das Beste dafür thun müßte, um sich herzustellen, daß meine Mittel allein nicht wirken könnten. Sie verstand mich nicht und wollte mich nur los sein, um wieder den ganzen Abend zu weinen, wie das solche Kranke an sich haben; aber ich sagte ihr gerade heraus, daß sie Gesellschaft brauche und sich zerstreuen müsse; ich bot ihr an, eine Parthie Schach mit mir zu spielen, dazu hatte sie mich sonst zuweilen aufgefordert; ich meinte es aufs Beste, aber nichts war mit ihr anzufangen, der Graf mischte sich hinein und wollte behaupten, Einsamkeit würde heute am Wohlthätigsten auf sie wirken. Ich bewies ihm deutlich, daß er sich irrte, und gab

ihm zu verstehen, daß er von der Medicin nichts wüßte, und können Sie denken, ein so gescheiter Mann, als der Graf, wurde empfindlich und sagte mir ganz trocken: meine Einsicht möge die bessere sein oder nicht, man müsse auf jeden Fall dem Wunsche der Gräfin nachkommen.

Mein Amtseifer verleitete mich zu sagen: Wenn es also der Wunsch der Frau Gräfin ist, ihre Gesundheit völlig zu Grunde zu richten, so muß ich als Arzt ihr darin beistehen? Ich sah wohl, daß der Graf böse wurde, aber ich war so aufgebracht in dem Augenblick, daß ich Alles aufs Spiel setzte und mich um die Folgen nicht bekümmerte, wenn sie auch die entsetzlichsten gewesen wären. Die Gräfin sagte einige Worte englisch zum Grafen, sie weiß, das verstehe ich nicht, und auf einmal war der Graf ganz ruhig. Sie bat mich nun, den andern Morgen zu ihr zu kommen, und versprach mir, dann eine ernstliche Kur anzufangen und Alles, was ich verordnen würde, gewissenhaft zu brauchen. Was blieb mir übrig, ich mußte gehen, aber ich fühlte damals, lieber Herr Pfarrer, die Wahrheit der Behauptung: daß es keine Rosen ohne Dornen gibt; ich fühlte mich in einer, einem Manne nicht geziemenden Abhängigkeit vom Grafen und bedurfte aller meiner Philosophie, um mich über mein Schicksal zu trösten.

Es scheint also, bemerkte der Pfarrer, daß die Gräfin

ſehr auf den Grafen einwirkt, daß ſeine Anſichten ſich nach den ihrigen richten, mit einem Wort, daß ſie eine gewiſſe Herrſchaft über ihn ausübt.

Ja, ja! rief der Arzt, das mag wohl ſein, da zünden Sie mir ein großes Licht an, Herr Pfarrer, wodurch ich auf einmal die richtige Anſicht bekomme. Es iſt doch ſonderbar, daß ich immer in meinen wichtigſten Lebensverhältniſſen mit Frauen zuſammentreffe, die ihre Männer beherrſchen.

Iſt Ihnen das ſchon öfter begegnet? fragte der Pfarrer lächelnd.

Auf eine höchſt merkwürdige Weiſe iſt es mir begegnet, entgegnete der Arzt, im wichtigſten Augenblick meines Lebens iſt es mir begegnet. Ich wäre beinah Ihr Amtsbruder geworden, müſſen Sie wiſſen, ich ſtudirte Theologie, meine Angehörigen wünſchten es, man verſchaffte mir ein Stipendium, und der erſte Profeſſor der Theologie auf der Univerſität, die ich bezog, war mein Oheim. Ich verſchweige den Namen der Univerſität, ich will Niemanden ſchaden: Sie ſehen, ich hatte brillante Ausſichten. Aber ich darf wohl ſagen, von der Wiege an verfolgte mich das Unglück, vernichtete meine ſchönſten Träume und ſtählte mich eben dadurch zum Philoſophen.

Was begegnete Ihnen denn ſo Seltſames? fragte der Pfarrer mit geſpannter Neugierde.

Denken Sie, antwortete der Arzt, ich komme an und finde meinen Oheim, den Professor, verheirathet.

Nun, sagte der Pfarrer lächelnd, das ist weder seltsam, noch merkwürdig, beinah alle Professoren sind verheirathet.

Ja, aber wie war er verheirathet, versetzte der Arzt, darauf kommt es an. Entwürdigt hatte er sich, erniedrigt bis zur Verbindung mit seiner Haushälterin, einer rohen Person, die von Bauern abstammte, keine Kenntnisse hatte, als was Kochen und Waschen anbetraf, eine Gesellschafterin, die eines Gelehrten völlig unwürdig war. Ich überwand mich, diese rohe Bäuerin Frau Base zu nennen, weil ich niemals gegen die Pflichten der feinen Lebenart verstoße; ich ließ mir aber die Ueberwindung deutlich merken, die es mich kostete, um meiner eignen Würde nichts zu vergeben, und die rachsüchtige Furie verfolgte mich von dem Augenblick an. Ich bemerkte es bald, daß sie meinen Oheim ganz beherrschte und zu meinem Nachtheil auf ihn wirkte; seine Güte für mich hörte auf, und das Leben in seinem Hause wurde mir sehr verbittert. Dadurch wuchs die Abneigung gegen die Theologie, die ich immer empfunden hatte; meine Neigung zur Medicin wurde größer, als je; außerdem erlaubte mir meine schwache Brust nicht zu predigen, und so entschloß ich mich zu handeln wie ein Mann. Ich schrieb meinem Oheim einen Brief, worin ich ihm alle Gründe auseinandersetzte, die

meinen Entſchluß beſtimmten, und nahm von der Theologie Abſchied. Ich meldete ihm zugleich, ich wünſchte ihn den Abend auf ſeinem Studirzimmer zu ſprechen, um mich mit ihm über meine Laufbahn zu berathen. Ich ſtellte mich ein zu der Stunde, die ich ihm beſtimmt hatte, aber denken Sie ſich mein Erſtaunen, er war abweſend, und auf ſeinem Studirzimmer traf ich ſtatt ſeiner die Megäre, ſein Weib. Er hatte die Schwachheit gehabt, ihr mein Schreiben mitzutheilen, und ſie ſtürmte mir mit einem Strom von Scheltworten entgegen, nannte mich unſinnig, daß ich mein Studium aufgeben wollte, fragte mich, wovon ich leben wollte, ob ich ihr zur Laſt zu fallen gedächte, und was der Gemeinheit mehr war. Ich, empört, daß eine ſo unwürdige Perſon ſich ein Urtheil über Männer anmaßen wollte, deren Handlungen ſie gar nicht fähig war, zu begreifen, ſagte, indem ich meine Stimme bedeutend erhob, mit einem Ausdruck von Würde, der ſie ſtutzig machte: Frau Profeſſorin und Frau Baſe, merken Sie den Spruch und wenden ſie ihn auf ſich an, denn es iſt darin nicht bloß die Kirche gemeint, ſondern alles Würdige und Edle, was für Männer und nicht für Weiber gehört, Mulier taceat in ecclesia, dieſes verordnete ſchon der Apoſtel Paulus.

Nun, ſagte der Pfarrer, da ihre Baſe vermuthlich nicht lateiniſch verſtand, ſo ging dieſe Bitterkeit unſchädlich vorüber.

Ich überſezte ihr, was ich geſagt hatte, rief der Arzt, aber nun war es auch hohe Zeit, der Furie zu entrinnen, ich verließ das Zimmer meines Oheims ſogleich, und ſein Haus vor Anbruch des Tages. Ich ſchrieb ihm aus Jena, wohin ich nun eilte, um mit ganzer Seele Medicin zu ſtudiren, ich erhielt aber nur eine kurze, trockne Antwort, worin er mir meldete, daß er ſeine Hand gänzlich von mir abziehe, da ich mich erdreiſtet habe, ſeine Gattin mit ſolcher Frechheit zu beleidigen. Was war zu thun, ich mußte mich fügen, und ich kann ſagen, daß ich mit geringen Mitteln die Arzneiwiſſenſchaft wie ein Held erobert habe.

Jedoch, wie kamen Sie mit dem Grafen in Verbindung? fragte der Pfarrer, der gern wieder das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand leiten wollte, der ihm wichtiger war, als die Lebensgeſchichte des Arztes, ob er gleich auch dieſe nicht ohne Theilnahme anhörte, denn es war ihm ein Bedürfniß geworden, aller Menſchen Verhältniſſe genau zu kennen, mit denen er irgend in Berührung kam.

Ich hatte es möglich gemacht, ſagte der Arzt mit ſelbſtgefälligem Lächeln, indem ich meine eignen Studien trieb, noch ſo viel durch Unterricht, den ich Andern gab, zu gewinnen, daß ich nicht nur lebte, ſondern auch noch ein Sümmchen erſparte, womit ich mich auf den Weg nach Wien machte, um die großen Geiſter der daſigen Region kennen zu lernen.

Es ging auch dort mühſehlig, aber es ging doch; ich erreichte meinen Zweck und ſtudirte mit Eifer. Der Graf hielt ſich zu der Zeit in Wien auf, er ſuchte einen geſchickten jungen Arzt, der ihn auf ſeine Güter begleiten ſollte, man empfahl mich, und ich erndtete nun die Früchte meines Fleißes; ich kann bei einem bedeutenden Gehalte nun ein völlig ſorgenfreies Leben führen und ungehindert mich meinem Lieblingsfach widmen.

Der Pfarrer verſuchte es einigemal, das Geſpräch wieder auf den Grafen zu lenken; indeß die Phantaſie des Arztes war zu ſehr durch ſeine eigne wunderbare Lebensgeſchichte angeregt und alle Fragen, die der Pfarrer an ihn richtete, er mochte ſie wenden, wie er wollte, führten den Arzt immer wieder auf einen Vorfall ſeiner Jugend oder Kindheit, ſo daß nichts mehr aus ihm herzubringen war, und der Pfarrer, verdrießlich über die geringe Ausbeute, die er gemacht hatte, ſich endlich entſchloß, zu Bette zu gehen. Er verabredete noch vorher mit dem Arzte, daß ſie um fünf Uhr am andern Morgen aufſtehen und den alten Dübois von ſeiner Krankenwache ablöſen wollten.

Nach dieſer Verabredung begaben ſich beide zur Ruhe, und überließen ſich den Träumen, die ihrem Lager nahen wollten.

IV.

Mit dem Schlage fünf stand der Pfarrer, der in allen Geschäften höchst pünktlich war und sein ganzes Leben zum Geschäft machte, vor dem Bette des Arztes und ermahnte ihn, der Verabredung gemäß, aufzustehen, indem er ihm zugleich anzeigte, daß der Kaffee schon auf dem Tische stehe, wie sie es am vorigen Abend bestellt hätten.

Der Arzt sprang auf, kleidete sich mit großer Hast an und rieth dem Pfarrer, seine Morgenpfeife beim Kaffee zu rauchen, weil er nicht zugeben könne, daß im Zimmer des Kranken geraucht würde. Er selbst machte das Kaffeetrinken eilig ab, denn er hatte eine große Begierde, den Kranken zu sehen. Nach wenigen Minuten begaben sich beide, Arzt und Pfarrer, nach dem Krankenzimmer; sie fanden den Verwundeten ruhig schlummernd und den alten Haushofmeister neben dem Bette desselben in einem Lehnstuhl sitzend. Er hatte seine silbergrauen Haare mit einer weißen Nachtmütze bedeckt, Pantoffeln an den Füßen, seinen weiten braunen Ueberrock bis oben zugeknöpft und las mit der Brille auf der Nase andächtig in einem französischen Gebetbuche, beim Schein einer Lampe, deren Schimmer er so gerichtet hatte, daß der Kranke nicht von den Lichtstrahlen belästigt wurde.

Nun, wie gehts, bester Herr Dubois, rief der Arzt ei-

lig, wie geht's mit unſerm jungen Manne? Sie haben mich nicht gerufen, in der Nacht iſt alſo wohl nichts vorgefallen?

Der Kranke, verſetzte der Haushofmeiſter, erwachte aus ſeinem Schlummer vor einigen Stunden, er blickte um ſich und wollte ſich aufrichten; es war ein rührender Anblick, dem armen jungen Mann fehlten die Kräfte, ich bat ihn ruhig zu ſein. Wo bin ich? fragte er franzöſiſch. Ich gab ihm in der Kürze einige Auskunft, ich weiß aber nicht, ob er mich verſtanden hat; er forderte zu trinken, und als ich ſeinen Wunſch befriedigt hatte, ſank er wieder in Schlummer, wie Sie ihn noch ſehen.

Es iſt gut, ſagte der Arzt, es iſt ſehr gut, indem er den Puls des Verwundeten lange mit bedächtigen Mienen unterſuchte. Jetzt, alter Freund, können Sie zu Bett gehen, und wir Beide, der Herr Pfarrer und ich, wollen die Krankenwache übernehmen.

Wäre es nicht beſſer, wenn ich hier bliebe? fragte der Haushofmeiſter; der junge Mann hat ſich vielleicht ſchon an meinen Anblick gewöhnt, auch kann ich mich ihm verſtändlich machen.

Meinen Sie, es könne Niemand hier franzöſiſch ſprechen als Sie? ſagte der Arzt empfindlich; ich ſpreche ſo gut als Sie, und kann alſo mich dem Kranken eben ſo wohl

verständlich machen. Diese letzten Worte fügte er als Beweis der Behauptung, die sie enthielten, französisch hinzu, indem er zugleich alles Nöthige zum Verbande des Verwundeten auf den Tisch in Ordnung legte; da er aber das Deutsche im härtesten Thüringer Dialekt sprach und diesen auch auf das Französische übertrug, so klangen seine Worte den Ohren des geboren Parisers so rauh, wie die Rede eines Wilden, und er sah den Arzt mit Erstaunen an, der so unbefangen behauptet hatte, dies sei so gutes Französisch, als nur immer er, der Pariser, zu sprechen vermöge.

Nun machen Sie, alter Mann, gehen Sie zu Bett, wiederholte der Arzt, Sie müssen durchaus einige Stunden schlafen, sonst werden Sie krank, und dann fallen Sie in meine Hände.

Diese letzte Aeußerung schien in der That Eindruck auf den Haushofmeister zu machen, denn er wollte sich stillschweigend mit einer Verbeugung aus dem Zimmer entfernen, der Pfarrer aber trat ihm in den Weg und ersuchte ihn, doch sogleich einen Boten zu schicken und den Kreisarzt aus dem nächsten Städtchen holen zu lassen; das hätten wir gleich gestern thun sollen, bemerkte er, es wurde aber in der Unruhe vergessen; es ist nöthig, daß er den Kranken sieht, der Herr Graf könnte sonst Ungelegenheiten haben. Dübois entfernte sich, um diesen Auftrag zu besorgen und

ſich dann zur Ruhe zu begeben. Der Arzt wartete auf das Erwachen des Kranken, und der Pfarrer fing an, den Bericht an die Regierung über ihn aufzuſetzen. Dieſe Geſellſchaft wurde nach einigen Stunden durch den Kreisarzt vermehrt. Der Kranke erwachte, ſeine Wunden wurden von allen Dreien gemeinſchaftlich unterſucht und verbunden, und auf einige Fragen, die er thun wollte, wurde er von Allen gemeinſchaftlich bedeutet, daß er in guten Händen ſei, aber ſich fürs Erſte alles Sprechens enthalten müſſe, wenn er ſein Leben erhalten wolle. Die größte Ermattung des Verwundeten machte, daß er ſich geduldig in Alles fügte, was über ihn beſchloſſen wurde, und die fremden Menſchen, die ihn umgaben, mit ruhigem Erſtaunen betrachtete.

Nach acht Uhr vermehrte der Graf die Geſellſchaft; man hatte ihm die Gegenwart des fremden Arztes gemeldet; er begrüßte ihn höflich und erkundigte ſich mit vieler Theilnahme nach dem Verwundeten.

Nachdem ihm die Aerzte und der Pfarrer berichtet hatten, was ſich nach der ruhigen Nacht, die der Kranke gehabt hatte, Gutes hoffen ließe, näherte ſich der Graf dem Bette deſſelben. Der junge Mann richtete ſeine großen dunkeln Augen auf den Grafen und ſchien ihn als den Herren des Hauſes zu erkennen, denn er verſuchte es ſich empor zu richten. Der Pfarrer aber und der Doktor Lindbrecht, ſo

war der Name des Hausarztes, riefen ihm zugleich zu: er ſolle alle Anſtrengungen unterlaſſen. Der Graf, der ſich neben ſeinem Lager nieder ließ, bat ihn, indem er ſeine Hand faßte, ruhig zu bleiben und nicht ſelbſt durch unnöthige Anſtrengungen ſeine Herſtellung zu verzögern. Ein ſchwacher, kaum merklicher Druck der Hand, womit der ſeinige erwiedert wurde, zeigte dem Grafen, daß ihn der Kranke verſtand. Er gab ihm nun ſelbſt Nachricht, wo er ſich jetzt befände, und bat ihn, ſein Haus ſo zu betrachten, als ob er im Hauſe ſeines Vaters wäre, und alle Hülfe und Dienſte, die man ihm gerne leiſten wolle, ſo ruhig anzunehmen, als ob er ſie von ſeinen nächſten Angehörigen empfinge.

Trotz ſeiner großen Schwäche richtete der Kranke einen ſo rührend dankbaren Blick auf den Grafen, daß dieſer ſich wunderbar erweicht fühlte. Es war ihm, als ob aus den dunkeln Augen des Kranken ein theurer, geliebter Freund zu ihm aufblickte, auf deſſen Namen er ſich nur nicht gleich beſinnen könne. Er betrachtete nachdenkend das ſchöne, edle, obwohl durch Krankheit entſtellte Geſicht des jungen Mannes, die dunkeln Haare, die ſich in weichen Locken um die hohe, kühne Stirn legten, den wohlgeformten Mund; Alles dünkte ihm ſo bekannt, und doch konnte ſeine Seele das Bild nicht finden, dem dieſer Jüngling glich.

Nach einigen Augenblicken bemerkte der Graf, daß un-

willkührlich alle im Zimmer Anweſenden ihm nachahmten und den Verwundeten eben ſo ernſthaft betrachteten, wie er ſelbſt, welches den jungen Mann zu quälen ſchien. Er wandte ſich alſo an den Pfarrer mit der Bitte, ob er ihm nun behülflich ſein wolle, den nöthigen Bericht an die Regierung abzufaſſen. Ich glaube, ſagte der Pfarrer, es wird weiter nichts nöthig ſein, als, was ich hier aufgeſezt habe, zu unterſchreiben. Mit dieſen Worten reichte er dem Grafen den fertigen Aufſatz hin, der ihn durchlas und ſich nicht enthalten konnte, innerlich zu bemerken, daß der Pfarrer wohl nicht in der bürgerlichen Welt auf ſeiner rechten Stelle ſtehe, und dadurch ein vortrefflicher Juriſt verloren gegangen ſei. Es herrſchte eine Genauigkeit in dieſem Aufſatze, die jedem möglichen Verdruß in der Zukunft vorbeugte, und dieſe Genauigkeit war mit einer bewundernswürdigen Kürze und Deutlichkeit verbunden. Die Uniform des Verwundeten war beſchrieben, wodurch die Gerichte, wenn ihnen daran gelegen war, ausmitteln konnten, zu welchem feindlichen Regiment er gehöre.

Die Zeugniſſe der Aerzte waren dieſem Bericht beigelegt, und der Graf hatte in der That nichts weiter nöthig, als ſeine Unterſchrift hinzuzufügen.

Mit großem Vergnügen bemerkte der Graf die Brauchbarkeit des Pfarrers, und der Gedanke ging ſchnell durch

seine Seele, ob er sich nicht an ihn in manchen Angelegenheiten wenden sollte, die er ungern gerichtlich betreiben wollte, und wo sich ihm vielleicht in der Person des Pfarrers unvermuthet ein guter Unterhändler darbot. Nur die vorschnelle Art desselben, sich in alle Gespräche zu mischen, die unbescheidene Zudringlichkeit, womit er sich über Dinge zu fragen erlaubte, die man nicht beantworten wollte, machte den Grafen irre, und er fürchtete, ein unbescheidener Frager möchte nicht mit Bescheidenheit schweigen können. Indem der Graf dieß dachte, ruhten seine Augen forschend auf dem Pfarrer, der sich diesen Blick nicht erklären konnte und sich verdrießlich nach dem Arzt umsah, den er für einen halben Narren hielt, von dem ein vernünftiger Mensch nichts erfahren könne.

Der Graf besann sich, dankte dem Pfarrer sehr höflich, unterschrieb den Bericht, sendete ihn ab und nahm sich vor, den Geistlichen genauer zu beobachten und auf eine gute Art Erkundigungen über seinen Charakter einzuziehen, um dann diesen Nachrichten und seinen Beobachtungen gemäß sein Vertrauen zu bestimmen.

Der Pfarrer sowohl, als der fremde Arzt blieben den Mittag noch auf dem Schlosse und verließen es nach der Tafel, ohne daß weiter etwas Erhebliches vorgefallen wäre. Es war natürlich, daß sich beinah alle Gespräche um die

Begebenheiten drehten, die alle Gemüther mit Sorgen erfüllten. Die unglückliche Schlacht bei Jena und ihre bekannten Folgen ließen befürchten, daß sich die Feinde auch über diesen Theil von Schlesien verbreiten würden; Alle glaubten, daß man es nur den engen Schluchten zu danken haben würde, die zu dem jetzigen Wohnorte des Grafen führten, wenn das Schloß von feindlichem Besuche verschont bliebe; desto mehr war für die andern Besitzungen des Grafen zu befürchten. Der Pfarrer erschöpfte sich in Vermuthungen, welche Veranlassung den französischen Offizier könnte nach einem so einsamen Orte im Walde geführt haben, wie der war, wo man den jungen verwundeten Mann gefunden hatte. Eben so war es unbegreiflich, Wer seine Gegner gewesen sein konnten, da die vielen Wunden, die er empfangen, bewiesen, daß kein Zweikampf vorgefallen war, sondern wahrscheinlich mehrere Gegner den Unglücklichen niedergehauen hatten. Da Spuren von Pferden bemerkt worden waren, so ließ sich vermuthen, daß Reiter diese Handlung verübt und nach dem Falle des jungen Mannes sein Pferd mit sich geführt hatten; denn da er selbst mit Sporen gefunden worden, so konnte man annehmen, daß auch er zu Pferde gewesen war.

Es läßt sich nicht ausmitteln, sagte der Graf, wie die Begebenheit zusammenhängt, wir müssen uns in Geduld

fügen, bis die Brustwunden des Kranken so weit geheilt sind, daß er selbst sprechen und uns die nöthigen Aufschlüsse geben kann. Der Pfarrer gab diese Nothwendigkeit mit einem Seufzer zu und bemerkte nur: wenn der Kranke an seinen Wunden sterben sollte, so werde man niemals den Zusammenhang erfahren. Die Gräfin wendete sich erschreckt an die Aerzte und fragte, ob sie die Wunden für so gefährlich hielten. Beide mußten es zugeben, daß hauptsächlich die große Erschöpfung den Zustand des jungen Mannes gefährlich mache, und daß man nur durch die sorgfältigste Pflege und die Jugend des Kranken eine ungewisse Hoffnung begründen könne. Die schöne Emilie in der unschuldigen Regung ihres Herzens verbarg ihr Mitleid nicht und sagte mit großer Rührung: Ach Gott, wie traurig muß es für eine Mutter oder Schwester sein, einen Sohn oder Bruder in der Blüthe der Jugend zu verlieren. Und wenn nun dieser vollends hier sterben sollte, wir wissen nicht, wer er ist, wir können seinen Angehörigen keine Nachricht geben, und sie haben nicht einmal den traurigen Trost zu erfahren, daß die Leiden seiner letzten Stunden in so weit gelindert worden sind, als es in menschlichen Kräften steht.

Die Gräfin, obgleich gewohnt, alle ihre Empfindungen zu beherrschen, konnte eine schmerzliche Theilnahme nicht verbergen, und man sah es ihr an, daß sie sich erleichtert

fühlte, als die Fremden das Schloß verließen. Sie äußerte, ehe sie sich auf ihr Zimmer zurückzog, den Wunsch, den alten Dübois zu sprechen, um ihm einige Aufträge zu geben, und der Graf versprach, ihn ihr zu schicken und indessen selbst bei dem Kranken zu bleiben.

Als der Haushofmeister das Zimmer seiner Gebieterin betrat, fand er sie in heftiger Bewegung mit gefalteten Händen, den thränenschweren Blick zum Himmel gerichtet, und hörte noch einige Worte eines klagenden Gebets, mit dem sie Trost und Ruhe vom Himmel herab rufen zu wollen schien. Der alte Mann stand in seiner gewöhnlichen Stellung in der Nähe der Thüre und richtete einen schüchtern-flehenden Blick auf die Gräfin, die, als sie ihn bemerkte, schnell ihre Augen trocknete, dann das Gesicht einige Minuten mit der Hand bedeckte, als wolle sie die Spuren des Schmerzes im Verborgenen von ihrem Antlitz vertilgen. Der treue Diener wartete, bis sie ihn anreden würde, und endlich näherte sie sich ihm mit erzwungener Ruhe und sagte: Ich will eine Frage an Sie thun, lieber Dubois, die mich Ueberwindung kostet. Man hörte es ihrer Stimme an, mit welcher Anstrengung sie sprach, es schien, daß ein gewaltsam zum Herzen zurückgedrängter Schmerz die Brust beklemmte, und ihr das Athmen und das Sprechen beinahe unmöglich machte. Sie schwieg einen Augenblick

und fuhr dann mit noch leiſerer, ungewiſſerer Stimme fort: Haben Sie nicht an dem Verwundeten eine auffallende Aehnlichkeit bemerkt mit — ſie zitterte und ſchwieg; ein Blick auf den alten Diener zeigte ihr, daß er ſie verſtand, denn ſeine alten Augen füllten ſich mit Thränen; er faltete unwillkührlich die Hände und neigte einigemal bejahend ſein graues Haupt. Der gewaltſam in die Bruſt der Gräfin zurückgedrängte Schmerz behauptete nun ſein Recht und ſtrömte in Thränenfluthen aus ihren Augen; die ſtillen Seufzer loſten ſich in Klagen auf, die den Himmel der Ungerechtigkeit beſchuldigten, und der erſchreckte Alte wußte nicht, was er thun ſollte, um dieſe Stürme zu beruhigen. Erſchöpft ſank die Gräfin endlich in einen Lehnſtuhl nieder. Das Feuer ihrer Augen erloſch, die bleichen Wangen wurden noch bleicher, und die zitternden Hände, ſchien es, ſuchten ein befreundetes Weſen. Es ſchien, als wolle der Lebensfunken der unglücklichen Frau erlöſchen, oder wenigſtens eine tiefe Ohnmacht ſich ihrer bemeiſtern.

Sie fühlte ihren Zuſtand und ſuchte ihn durch die Kraft ihrer Seele zu beherrſchen, der Schmerz in ihren Zügen wurd milder, ſie richtete das matte Auge auf den alten Diener, der in ſtummen Thränen ihr zur Seite ſtand. Laſſen Sie uns ruhig ſein, guter Dübois, ſagte ſie mit kranker Stimme, ich wollte Ihnen auftragen, wo möglich den Na-

men des jungen Mannes zu erforschen, vielleicht hat er Papiere bei sich, die Auskunft geben, vielleicht — es ist Wahnsinnn, Dübois, was ich hoffe, ich weiß es, und dennoch, ich bitte, thun Sie, wie ich Ihnen sage. Der Alte versprach, was die Gräfin von ihm forderte, und warf, ehe er sich entfernte, einen flüchtigen Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob sein Gesicht und seine Haltung keine Spur des Schmerzes zeigte, den er so eben mit seiner Gebieterin getheilt hatte, und den er den Grafen nicht wollte bemerken lassen. Bitten Sie Fräulein Emilie zu mir, rief ihm die Gräfin mit matter Stimme nach.

Emilie eilte zur Gräfin. Der Haushofmeister hatte ihr gesagt, sie befände sich nicht wohl, aber Emilie bebte zurück, als sie die Gräfin erblickte, die völlig ermattet noch im Lehnstuhl saß, und deren bleiches Gesicht noch feucht von Thränen war, die ihren Augen unwillkührlich immer wieder von Neuem entströmten. Komm zu mir, liebe Emilie, sagte die Gräfin, Du mußt Geduld mit mir haben, Du sanftes Kind, ich plage Dich mehr, als ich mir selbst verzeihe.

Was ist Ihnen begegnet, fragte Emilie mit ängstlicher Stimme, das Sie so erschüttert haben kann? Soll ich den Onkel rufen? Soll man den Arzt kommen lassen?

Nein, mein Kind, sagte die Gräfin matt aber be-

stimmt, ich will den Grafen nicht durch meinen Zustand beunruhigen, und der Arzt kann mir nicht helfen.

O! wüßte ich ein Mittel, sagte Emilie, indem sie die Hand der Gräfin weinend küßte, wodurch Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe hergestellt werden könnten.

Befremdet sah die Gräfin ihre junge Freundin an, die erröthend die Augen niedersenkte und durch ihre Verlegenheit verrieth, daß sie aus Liebe und Mitleid sich übereilt, und mehr gesagt hatte, als sie sich erlauben wollte. Weßhalb glaubst Du, daß mir Ruhe des Herzens mangelt? fragte die Gräfin nach kurzem Stillschweigen.

Emilie war zu wahr, als daß sie sich nun durch halbe Antworten hätte aus der Verlegenheit ziehen können; auch war die Gräfin zu klug, als daß sie sich anders als scheinbar durch solche Antworten würde haben befriedigen lassen, und Emilie wäre in Gefahr gerathen, Achtung und Vertrauen ihrer Tante völlig zu verlieren, und als eine Auskundschafterin der Handlungen und der Gedanken derselben betrachtet zu werden; sie entschloß sich also offenherzig zu antworten, wenn sie auch die Gräfin dadurch kränken sollte. Warum antwortest Du mir nicht, fragte diese ein wenig ungeduldig ihre junge Freundin, die noch von Röthe überzogen, verlegen, mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stand.

Weil ich Sie kränken müßte, wollte ich diese Frage beant-

worten, die meine Unbesonnenheit veranlaßt hat, sagte Emilie, indem sie die schönen blauen Augen freimüthig auf die Gräfin richtete.

Sprich aufrichtig mit mir, sagte diese in mildem Tone und doch halb mißtrauisch erwartend, welche Erklärung nun folgen würde.

Sie sind so weit erhaben, sagte Emilie, über Eitelkeiten und ähnliche kleinliche Leidenschaften, die manchen Frauen eine ungleiche Laune geben, Ihr Geist ist zu gebildet, als daß Sie aus Eigensinn eine solche haben könnten, und dennoch — Emilie schwieg zögernd, — Und dennoch? fragte die Gräfin, ich bitte Dich fahre freimüthig fort.

Ich muß es, sagte Emilie, nachdem unser Gespräch diese Wendung genommen hat; Sie haben mir so viele Güte bewiesen, daß Sie mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet haben, und ich bin in Gefahr, daß sie mich nun als undankbar verabscheuen werden.

Nein, nein, sagte die Gräfin, sprich ohne Zögerung und weitere Einleitung.

Bei der Güte Ihres edeln Herzens, bei der Großmuth Ihrer Seele, sagte Emilie, können Sie dennoch in der Laune, die Sie eben beherrscht, mich oft so schmerzlich verwunden, mit so kränkend wegwerfender Bitterkeit in manchen Stimmungen meine Fehler rügen.

Glaubst Du, fragte die Gräfin mit erzwungenem Lächeln, daß Du niemals Tadel verdienst?

Ich bin so thöricht nicht, erwiederte Emilie sanft, aber thue ich meiner mütterlichen Freundin Unrecht, wenn ich glaube, es würde Güte und Liebe mir die Bahn zeigen, die ich zu wandeln habe, und nicht Bitterkeit und kränkender Spott, wenn Ihr Herz die schöne Ruhe empfände, die Sie so sehr verdienen? Würden Sie bei der Großmuth Ihrer Seele mit solcher Verachtung von der Armuth sprechen, wie Ihre Laune es Ihnen oft gebietet, gegen das hülflose Geschöpf, das einzig von Ihrer Freigebigkeit lebt, und das Sie dadurch oft zwingen, die Nahrung, die es Ihrer Güte verdankt, mit seinen Thränen zu benetzen? Kann diese Bitterkeit, diese Heftigkeit, der Stolz und die Verachtung wohl eine andere Ursache haben, als daß Ihr Herz an verborgenen Qualen leidet, Ihrer Seele der Frieden fehlt, den ich für Sie so oft mit Thränen vom Himmel erbeten habe?

Emilie schwieg erschrocken und erstaunt über ihre Dreistigkeit, die sie sich selbst nicht zugetraut hatte. Die Gräfin hatte die Augen ernst auf ihre junge Freundin geheftet, indeß sie sprach, doch löste sich dieser Ernst bald in Liebe und Güte auf. Du hast Recht, Emilie, sagte sie, ich habe Dir Unrecht gethan, schuldlos bist Du oft von mir geplagt und gekränkt worden, und Deine Sanftmuth hat mir immer mit

Liebe erwiedert. Du haſt Recht, dieſe Ungerechtigkeit entſpringt aus einer gequälten Seele, aus einem von tauſend Qualen zerriſſenen Herzen; aus Erinnerungen an Leiden, die ich nicht vertilgen kann und nicht mittheilen will. Vergieb mir, Emilie, daß ich Dir wehe gethan habe, und ſtatt ein Kind, das ich mir zu plagen erlaubt habe, wirſt Du mir künftig eine Freundin ſein, an deren Bruſt ich über meinen Kummer weinen kann; nur frage mich nie um dieſen Kummer.

Sie breitete, indem ſie dieß ſprach, ihre Arme aus und drückte Emilie mit Liebe an die Bruſt, die ihre Umarmung mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit erwiederte.

Nach dieſen Erklärungen bat die Gräfin ihre junge Freundin, ſie einige Zeit allein zu laſſen, daß ſie ſich zu ſammeln vermöchte, und Emilie war verwundert, als nach einer Stunde die Gräfin im Geſellſchaftszimmer zur Theezeit erſchien, zwar noch blaß und matt, aber im Aeußern vollkommen ruhig. Sie nahm an allen Geſprächen Antheil, und ſprach mit Geiſt und Feuer über Muſik und Poeſie, als die Unterhaltung ſich dahin lenkte, und bat zuletzt Emilie, viele ihrer Lieblingslieder zu ſingen, wozu der Graf bereit war zu accompagniren, ſo daß der Abend viel heiterer zugebracht wurde, als ſich nach einem ſo ſtürmiſchen Tage erwarten ließ.

V.

Es waren einige Wochen vergangen seit diesen Begebenheiten, ohne daß auf dem Schlosse etwas Merkwürdiges vorgefallen wäre. Der Verwundete besserte sich langsam, aber noch immer konnte ihm nicht zu sprechen erlaubt werden, um nicht die tiefen Wunden auf seiner Brust zu reizen. Die Nachforschungen des alten Dûbois waren fruchtlos gewesen, denn es schien, daß man den jungen Mann nach seinem Falle beraubt habe, weil eben so wenig ein Taschenbuch, als Geld oder Uhr oder irgend eine Sache von Werth in seinen Kleidern gefunden wurde. Der Graf hatte dem Haushofmeister aufgetragen, den jungen Mann mit Wäsche, Kleidern und Allem, was er bedürfen würde, zu versorgen, und man mußte nun abwarten, bis er selbst Aufschluß über sein Schicksal geben könnte. Der Pfarrer war mehreremale auf dem Schlosse gewesen und hatte es jedesmal unbefriedigt verlassen; der Kranke durfte nicht sprechen, der Arzt wußte nichts anders, als seine Begebenheiten, seine Erfahrungen, seine Empfindungen mitzutheilen, und die Uebrigen wollten sich auf nichts einlassen. Alles, was der Pfarrer in Bezug auf das Ereigniß hatte in Erfahrung bringen können, war, daß feindliche Reiterei in der Entfernung von einigen Meilen passirt sei, was wenigstens möglicher Weise in Beziehung mit dem Verwundeten stehen konnte, aber die Nachrichten

die er darüber erhalten, waren dunkel, da sie ihm ein wandernder Krämer mitgetheilt hatte, der sie wieder von Bauern erfahren haben wollte. Es blieb nach vielen vergeblichen Versuchen dem Pfarrer nichts anders übrig, als sich so gut wie alle Andern in Geduld zu fügen.

Der Baron Löbau, Erbherr auf Heimburg, wie er sich gern nennen hörte, war ebenfalls auf dem Schlosse gewesen, um der Gräfin, wie er sagte, seine Aufwartung zu machen und sich nach dem Unglücklichen zu erkundigen, dessen Pflege der Graf, wie er nachdrücklich bemerkte, aus Menschenliebe übernommen habe; man fülte, er wollte, indem er dem Grafen etwas Verbindliches sagte, doch zugleich an den Grenzstreit und sein bewahrtes Recht erinnern.

Der Baron Löbau war in seiner Jugend am Hofe gewesen und hatte sich damals die feinsten Sitten zu eigen gemacht, Neigung für das Landleben bestimmte ihn, sich früh zurückzuziehn und diesem sich zu widmen; obgleich er nun aber ein höchst thätiger Landwirth geworden war, so hatte er dessen ungeachtet nicht seine Ansprüche auf das Lob eines feinen Hofmannes aufgegeben, hatte er auch seit mehr als dreißig Jahren diese glänzende Bühne, auf der er sich in früher Jugend hatte versuchen wollen, nicht mehr betreten. Er dachte nicht daran, daß auch über das Betragen die Mode herrsche, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß, was

zu seiner Zeit als fein, galant und artig angesehen worden, auch noch jetzt so betrachtet werden müsse. Er hielt sich für einen Philosophen, weil er das Landleben liebte, für einen Hofmann, weil ihm auch Gesellschaft angenehm war, für einen Gelehrten, wenigstens für einen sehr gebildeten Mann, weil er einige Bücher gelesen hatte, für einen Kunstkenner, weil er einige schlechte Bilder und einige höchst mittelmäßige Kupferstiche besaß, für einen Staatsmann, weil er alle Rechte genau inne hatte, die sich auf die Provinz, in der er lebte, und auf seine besondern Verhältnisse anwenden ließen. Er gefiel sich in seiner Würde als ein bedeutender Gutsbesitzer, von dem viele andere Personen abhängig waren. Er war bei diesen unschuldigen Thorheiten gütig, dienstfertig, wohlwollend und dennoch weniger geliebt, als er es verdiente. Wenige Menschen gaben sich die Mühe, seinen Charakter genau kennen zu lernen, und beinah alle seine Nachbaren fühlten sich von ihm beleidigt und beschuldigten ihn des Mangels an Aufrichtigkeit.

Diesen Verdacht zog sich der gute Baron unwillkührlich zu, denn bei seiner leicht gereizten Phantasie machte die Gegenwart den lebhaftesten Eindruck auf ihn, und da er so viele Neigungen in sich vereinigte, so schloß er sich allemal unwillkührlich mit seiner Höflichkeit und Verehrung dem Repräsentanten eines Faches seiner verschiedenen Bestrebungen an, der

in der Gesellschaft eben am Glänzendsten erschien; so huldigte er abwechselnd dem Reichsten, dem Vornehmsten, dem Gebildetsten, dem Klügsten, dem Künstler und dem Landwirth; und da er den Fehler beging, den ganzen Vorrath seiner höflichen Aufmerksamkeit immer diesem einen Begünstigten zu widmen, so geschah es ganz natürlich, daß er alle andern vernachläßigte und eben dadurch beleidigte. Doch gab sich diese unangenehme Stimmung der Nachbaren selten entschieden zu erkennen, denn da von Zeit zu Zeit jeder seiner ausschließlichen Aufmerksamkeit sich zu erfreuen hatte, so wurden sie abwechselnd versöhnt und beleidigt; nur allein mit dem Pfarrer stand er ohne Unterbrechung in einem gespannten Verhältniß, denn da der Fall nie eintrat, daß dieser in Gesellschaft dem Baron als der Reichste, der Vornehmste, der Klügste oder der Gebildetste erschien, so wurde er alsdann jedesmal gänzlich von ihm übersehen, und er war nur höflich gegen ihn, wenn er mit ihm allein war, wodurch der Pfarrer, indem er es ihm als Hochmuth auslegte, sich im Inneren sehr beleidigt fühlte. Seine Empfindlichkeit pflegte er dann durch kurze, mit einer auffallenden Bitterkeit gegebene Antworten auszudrücken, so oft der Baron ihn anredete; dieser dagegen setzte seiner schnöden Bitterkeit dann wieder eine so kalte Höflichkeit entgegen, daß sie den Pfarrer jedesmal aufs Neue beleidigte, und so erhielt sich in Beiden seit vielen Jahren

dieſe Stimmung. Der Baron glaubte es als einen Verſtoß gegen die Höflichkeit betrachten zu müſſen, wenn er im Beiſein der Gräfin über die Grenzſtreitigkeit ſprechen wollte, und doch war es leicht zu bemerken, daß dies Geſchäft ihm am Herzen lag und ein Hauptgrund ſeines Beſuches war. Der Graf befreite ihn von der Qual, die er ſich auferlegt hatte, darüber zu ſchweigen, indem er ſelbſt das Geſpräch darauf lenkte. Nachdem nun Jeder ſeine Rechte eine Zeitlang vertheidigt hatte, ſagte der Graf: wir wurden neulich davon abgehalten, den ganzen Theil des Waldes zu durchreiten, über den wir ſtreiten, ich werde beim erſten ſchönen Wetter den Ritt noch einmal unternehmen, Alles ſelbſt betrachten, und können wir auch dann nicht einig werden, ſo denke ich, ſollten wir die Sache Schiedsrichtern anvertrauen. Mit dieſer Anordnung mußte der Baron zufrieden ſein, denn es ließ ſich nichts Vernünftiges dagegen einwenden, und dennoch hätte er es lieber geſehen, mit dem Grafen allein zu unterhandeln. Man trennte ſich freundſchaftlich nach dieſer Verabredung, und der Graf verſprach, ſehr bald dem Baron ſeine Vorſchläge mitzutheilen.

In der That lag dem Grafen daran, eine Streitigkeit, die zu Spannungen Anlaß geben konnte, ſobald als möglich zu beendigen. Er ritt alſo an einem ſchönen Wintermorgen, begleitet von ſeinem Förſter, nach der Gegend des Waldes

hin; er bemerkte, indem er die Grenzen umritt, daß der Baron in der That den Anspruch, den er machte, nicht begründen könne, daß aber für ihn selbst der Verlust nicht bedeutend sein würde, wenn er sich um des nachbarlichen Friedens Willen zur Abtretung eines Theiles von dem, was der Baron forderte, verstände, und, indem er bei der Stelle wieder vorbei kam, wo Beide den Verwundeten gefunden hatten, beschloß er, dem Baron die Hälfte dessen freiwillig anzubieten, was er schwerlich durch einen Rechtsspruch gewinnen konnte, und dann die Grenze zwischen beiden Besitzungen durch dieß schöne Thal zu führen. Erfrischt, gestärkt durch den schönen Wintertag, unter dem heitern blauen Himmel, fühlte der Graf überhaupt mehr die Geringfügigkeit ihres Streites, als im geheizten Zimmer, in einem beschränkten Raume, und machte für sich selbst die Bemerkung, daß die Menschen überhaupt eigennütziger und eigensinniger in ihren Häusern als unter freiem Himmel sind.

Beschäftigt mit diesen Betrachtungen, näherte er sich dem Dorfe und dem Wohnhause des Pfarrers; es fiel ihm ein, denselben zum Vermittler in dieser kleinen Streitigkeit zu wählen und vielleicht dadurch eine Veranlassung zu finden, ihn auch in wichtigeren Fällen zu benutzen. Er hielt vor der Wohnung des Geistlichen an, bei dem längst Mittag vorüber war, und gab sein Pferd dem Reitknechte, der ihn begleitet

hatte, indem er zugleich dem Förster nach Hause zu reiten erlaubte. Als er die niedrige Pforte des Raumes öffnete, der das Haus zugleich als Hof und Garten umschloß, sprangen ihm mehrere Hunde von verschiedener Größe bellend entgegen, die von mehreren Kindern verschiedenen Alters, die im Hofe spielten, augenblicklich zur Ruhe gebracht wurden; einige ältere Knaben sprangen eiligst in das Haus, um die Ankunft des Fremden zu melden, die jüngern Kinder stellten ihre Schlittenfahrten auf dem Hofe ein, um den Fremden und seine Pferde zu betrachten; der Pfarrer, der den Grafen vom Fenster aus bemerkt hatte, kam ihm an der Thür des Hauses so höflich und freundlich entgegen, daß man es ihm ansah, er erwarte etwas Ungewöhnliches von diesem Besuche. Als der Graf nach den ersten Begrüßungen das Zimmer betrat, bemerkte er den Schulzen des Dorfes, der sich vor dem gnädigen Herren, so tief er vermochte, bückte. Nu, lebe Er wohl, mein Freund, sagte der Pfarrer zu dem Landmanne, komme Er morgen wieder, Er sieht, ich habe heute keine Zeit mehr. Der Schulze bückte sich, indem er sich zugleich mit der linken Hand im Kopfe kratzte, und blieb zögernd an der Thüre stehn.

Wenn der Mann ein Anliegen an Sie hat, Herr Pfarrer, sagte der Graf, so bitte ich, lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht stören. Wenn mir der Herr Graf denn er-

lauben wollen, ſagte der Geiſtliche ſehr freundlich, und indeß die Güte haben wollen, Platz zu nehmen; er machte eine einladende Bewegung nach dem Sopha hin, und ſchob mit dem Fuße zugleich hölzerne Pferde, Schubkarren und anderes Spielzeug ſeiner Kinder aus dem Wege, das auf dem Boden zerſtreut lag. Der Graf ſtieg über ein aufgeſtelltes Kegelſpiel hinweg, um ſich in der Ecke des Sophas niederzulaſſen, und der Pfarrer wendete ſich kurz nach dem Landmanne um und ſagte in einem gebietenden Tone: Nun hurtig, Freund, erkläre Er ſich, was Er von mir zu wiſſen wünſcht.

Der Schulze räuſperte ſich ein wenig und ſagte: Nicht wahr, Herr Prediger, Sie kennen die alte Lieſe Lemmerten aus Krumbach? Der Pfarrer beſann ſich ein wenig und fragte: iſt das nicht die Schenkwirthin? Der Schulze nickte bejahend. Nun, was iſt mit der? rief der Pfarrer, Er ſieht, ich habe Eile.

Nun, lächelte der Schulze freundlich: die hat Gott zu ſich genommen. Was! rief der Pfarrer mit Verwunderung, iſt die geſtorben, wie tauſend habe ich denn das nicht erfahren?

Ja, ſagte der Schulze ſehr zufrieden, morgen gehn wir alle zum Begräbniß, meine alte Mutter wird ſich auch aufmachen.

Und was geht das mich an? ſagte der Pfarrer, Krum-

bach gehört nicht zu meiner Kirche, was habe ich dabei zu thun?

Nichts, Herr Pfarrer, sagte der Landmann, Sie sollen auch gar nicht zum Begräbniß kommen, ich sagte bloß, ich und meine alte Mutter werden hinüber fahren.

Was will Er denn eigentlich? fragte der Pfarrer ungeduldig. Die Erbschaft, erwiederte der Schulze. Die Lemmerten war eine alte reiche Frau, und von meinem Vater her muß ich erben. Nun da wünsche ich Ihm Glück, sagte der Geistliche, ich weiß, die Verstorbene muß ein bedeutendes Vermögen hinterlassen haben; der Bauer Kielmann hat auf sein Gut und Haus von ihr fünf tausend, der Bäcker Köhler weiß ich auch, auch der Krämer; zehn bis zwölf tausend Thaler müßen da sein, sagte der Pfarrer, nach meiner kurzen Berechnung, ohne ihr eigenes Haus und ihren Hof.

Ja, aber sie wollen mir nichts geben, klagte weinerlich der Schulze.

Weßhalb? fragte der Pfarrer schnell, Wer will es ihm verweigern, sind nähere Erben da?

Nein, nein, nein! rief der Schulze, gar keine Erben sind da, das ist eben das Unglück.

O! spreche Er deutlich und nicht unvernünftig, sagte der Prediger schelltend.

Nun, so lassen Sie mich doch die ganze Geschichte er-

zählen, erwiederte der Schulze im zänkischen Tone. Die alte Liese Lemmerten, nun das war die Schwester von meinem Großvater, Gott habe ihn selig, nun weiter waren keine Geschwister, als der selige Mann und die selige Frau; nun sehn Sie, die selige Frau hatte keine Kinder, aber mein seliger Großvater der hatte zwei Kinder, meinen Vater und seine Schwester, nun, und die Schwester, das weiß nun kein Mensch, wo die geblieben ist, und darum soll ich die Erbschaft nicht kriegen, die Person soll erst ausgekundschaftet werden.

Wie wir das hörten, da sagte meine alte Mutter: Peter, — ich heiße Peter — nun Peter, sagte sie, gehe Du nur zum Herren Pfarrer, der Herr Pfarrer weiß Alles, und Deine alte Muhme mag stecken, wo sie will, so kriegt er es heraus, und kriegt er es nicht heraus, so wird es ein Andrer gar nicht herauskriegen.

Während dieses Vortrages war die alte Kinderwärterin herein gekommen und hatte das verschiedene Spielzeug der Kinder vom Boden aufgelesen, um es heraus zu bringen; sie hörte des Schulzen Rede mit an und mischte sich, als er geendigt hatte, ohne Umstände in das Gespräch. Seines Vaters Schwester, Herr Schulze, sagte sie, das war ja Lore Breitler, die diente ja, wie ich noch ein junges Ding war, mit mir zusammen bei der seligen Frau Baronin Schle-

bach auf Seizheim, ich weiß aber nicht, wo sie nachher hingekommen ist.

Das war ja die Mutter der Frau Gräfin, sagte der Pfarrer, indem er sich schnell zum Grafen wendete, der diese Frage bejahte.

Komme Er nach dem Begräbniß wieder zu mir, sagte der Pfarrer hierauf zum Schulzen, ich werde suchen Erkundigungen einzuziehen und werde sehen, wie ich Ihm dienen kann.

Der Schulze und die Kinderwärterin verließen jetzt mit einander das Zimmer, und setzten ihr Gespräch über Lore Breitler und die zu hoffende Erbschaft noch vor der Thüre eine Zeitlang ziemlich lebhaft fort. Der Pfarrer aber wendete sich zum Grafen und bat ihn noch einmal um Entschuldigung, daß er sich habe durch den Landmann abhalten lassen, ihm zu unterhalten.

Ich konnte um so weniger verlangen, erwiederte der Graf, daß Sie den Schulzen ohne eine befriedigende Antwort von sich ließen, da ich selbst in der Absicht zu ihnen gekommen bin, Sie um Ihren Beistand in einer Angelegenheit zu bitten.

Der Geistliche, aus wirklicher Dienstfertigkeit und aus Neugierde, die Angelegenheit des Grafen zu erfahren,

erbot ſich mit gröſter Bereitwilligkeit zu allen möglichen Dienſten.

Der Graf war im Begriff dem Pfarrer ſeinen Entſchluß über die Grenzſtreitigkeit mit dem Baron Löbau mitzutheilen und ihn zu erſuchen, als Vermittler dem Baron ſein Anerbieten mitzutheilen, als ſich die Thüre öffnete und die Frau des Predigers die Unterhaltung unterbrach. Da man beim Pfarrer ſchon längſt zu Mittag geſpeiſt hatte, ſo wurde angenommen, der Graf mache einen Nachmittags-Beſuch; ihm wurde Kaffee angeboten, und man fing zugleich an, Anſtalten zum Theetrinken zu treffen; dieſe Ausſicht beſtimmte den Grafen, ſo ſchleunig als möglich dem Pfarrer die nöthigen Mittheilungen zu machen und den gewünſchten Beiſtand von ihm zu erbitten. Der Geiſtliche bekämpfte eine Zeitlang den Entſchluß des Grafen, ein Stück des Waldes abzutreten, indem er ihm auseinanderſetzte, daß die Anſprüche des Barons ſich auf leere Einbildungen gründeten; da er aber ſah, daß der Graf entſchloſſen war, ein kleines Opfer zu bringen, um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, ſo übernahm er gern den gegebenen Auftrag und verſicherte im Voraus, daß dies Anerbieten ſehr bereitwillig vom Baron würde angenommen werden. Der Graf dankte ihm vorläufig und ſtand auf, um Abſchied zu nehmen. Ich fahre morgen nach Grimburg, ſagte der Pfarrer, und

komme dann übermorgen zu Ihnen und bringe Ihnen die Antwort.

Zufrieden, dies Geschäft so eingeleitet zu haben, trabte der Graf heiteren Muthes nach seinem Schlosse zurück und kam noch zeitig genug an, um zu Mittag zu speisen.

VI.

Versprochener Maßen fand sich der Pfarrer auf dem Schlosse ein, um die Antwort des Baron Löbau zu überbringen, die so ausgefallen war, wie er es vorhergesagt hatte, und schlug nun in dessen Namen vor, die Grenze in der künftigen Woche zu führen. Der Graf war dazu bereit, doch bemerkte der Geistliche, daß sein Betragen nicht so offen war wie sonst. Es schien ihn etwas zu beunruhigen, worauf seine Gedanken unwillkührlich immer wieder zurück kamen. Der Pfarrer blieb zu Mittag auf dem Schlosse, und der Arzt machte bei Tische Mittheilungen über den Zustand des Kranken, die ungemein günstig lauteten; man konnte aber bemerken, daß der Graf, so lebhaft er auch daran Theil nahm, doch nicht dadurch erheitert wurde. Auch die Gräfin schien verstimmt, und die Unterhaltung wurde nur mühsam fortgeführt.

Da ich doch einmal auf Heimburg war, fing der Pfar-

rer nach einer Pauſe an, während welcher Jedermann mit ſich beſchäftigt war, ſo wollte ich auch gleich verſuchen, ob ich nichts für den Schulzen thun könne, und erzählte dort den Todesfall der alten Schenkwirthin und auch die Verlegenheit wegen der Ausmittelung ſeiner Baſe. Die Frau Baronin verſicherte mir, fuhr er fort, indem er ſich an die Gräfin wendete, ich würde von der Frau Gräfin die beſte Auskunft erhalten können.

Von mir? fragte die Gräfin verwundert. Sie wiſſen, ich bin hier wie eine Fremde zu betrachten, wie könnte ich Auskunft über den Schulzen oder ſeine Baſe geben?

Ich hatte erfahren, erwiederte der Pfarrer, daß die Miterbin des Schulzen einmal bei Ihrer ſeligen Frau Mutter gedient hatte, und theilte dies der Frau Baronin mit. Da beide Häuſer immer in vielfachem Verkehr mit einander geſtanden haben, ſo hoffte ich mit Recht etwas Näheres zu erfahren. Die Frau Baronin ließ ihre alte Dienerſchaft rufen, und darunter ſind noch manche, die ſich recht gut der Zeit und der Perſon erinnern, und ſie verſicherten alle einſtimmig, als die Frau Gräfin mit ihrer verſtorbenen Frau Mutter vor einigen zwanzig Jahren nach fremden Ländern verreiſt ſei, hätte ſie dieſe Lore Breitler zu ihrer Bedienung mitgenommen, und ſie würde

sich also wahrscheinlich erinnern, ob sie gestorben, oder wo sie sonst geblieben sei.

Die Gräfin schrak ein wenig zusammen, als sie den Namen hörte, und eine feine Röthe färbte die blassen Wangen; Beides entging dem beobachtenden Geistlichen nicht, eben so wenig, als die Bewegung in der Stimme, mit welcher die Gräfin nach einer kleinen Pause sagte: Es ist wahr, wir hatten diese Person zu unserer Bedienung mit uns genommen, sie hat uns aber nachher verlassen, und ich weiß nicht mehr, ob sie in Frankreich oder in der Schweiz von uns gekommen ist, auch habe ich nie wieder etwas von ihrem Schicksale erfahren.

In welchem Jahre hat sie wohl Ihren Dienst verlassen? fragte der Pfarrer, indem er den Blick fest auf die Gräfin heftete.

Ich vergesse so leicht Jahrzahlen, sagte die Gräfin, ich kann mich in der That nicht erinnern.

War sie noch bei Ihnen, fragte der Pfarrer im Ton eines Polizeibeamten, der eine Untersuchung zu führen hat, nachdem Sie mit dem Herren Grafen vermählt waren?

Nein, antwortete die Gräfin mit Beklemmung, ungefähr ein halbes Jahr vorher war sie von uns weggekommen.

Nun, dann läßt sich ja das Jahr ausmitteln, bemerkte der Pfarrer mit unbescheidenem Lächeln, denn die Frau Grä-

ſin werden ohne Zweifel ſich des Jahres Ihrer Vermählung erinnern.

Es ſind in dieſem Herbſt fünfzehn Jahre geweſen, ſagte der Graf mit mehr Stolz in Haltung und Mienen, als man gewöhnlich an ihm bemerkte, daß ich ſo glücklich geweſen bin, mich mit der Gräfin zu verbinden, und ich glaube, fuhr er mit einem Tone der Stimme fort, der offenbar den Geiſtlichen in ſeine Schranken zurückweiſen ſollte, Sie werden nun die Nachforſchungen nach der Baſe des Schulzen fortſetzen können, ohne daß die Gräfin ferneren Antheil daran zu nehmen braucht.

Der Pfarrer wurde empfindlich, doch fühlte er auch zugleich, daß er ſelbſt zu weit gegangen war, und wollte ſein Verhältniß zum Grafen nicht verderben. Emilie ſuchte einigemale ein Geſpräch anzuknüpfen, die Unterhaltung aber wollte kein Leben gewinnen, und Jedermann athmete freier, als die Tafel aufgehoben wurde. Die Gräfin und Emilie verließen den Saal ſogleich, der Arzt entfernte ſich, um einige Kranken zu beſuchen, und der Graf ging mit dem Pfarrer einige Zeit ſtillſchweigend im Geſellſchaftszimmer auf und ab.

Ich habe heute unſern Verwundeten noch nicht beſucht, fing der Pfarrer nach langem Schweigen an; wenn der

Herr Graf befinden, möchte ich wohl jezt sehen, wie er sich befindet.

Schenken Sie mir noch einige Augenblicke, sagte der Graf mit Hastigkeit; es war sichtbar, daß er mit dem Entschluß kämpfte, dem Geistlichen eine Mittheilung zu machen, und daß es ihm schwer wurde, dem Manne sein Vertrauen zu schenken, dessen vorschnelle, unbescheidene Art zu fragen ihn noch eben so empfindlich verlezt hatte.

Ich wollte Ihnen eine Sache mittheilen, sagte der Graf nach langem Schweigen, die mir sehr am Herzen liegt; vielleicht könnte Ihr Rath und Ihre Thätigkeit mir vielen Verdruß ersparen, große Unannehmlichkeiten von mir abwenden; doch müßte ich vorher versichert sein, daß Sie sich der Mühe gern unterzögen und vor allen Dingen das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten wollten.

Die Empfindlichkeit des Pfarrers war nach dieser Einleitung völlig verschwunden, und mit wahrer Gutmüthigkeit und reger Theilnahme sagte er: So viel in meinen Kräften steht, bin ich von ganzem Herzen bereit Ihnen zu dienen, und die Mühe, die ich dabei haben könnte, verdient gar nicht in Anschlag gebracht zu werden; auch gebe ich Ihnen mein heiliges Wort, daß, was Sie mir auch anvertrauen mögen, in meiner Brust so sicher bewahrt ist, wie in Ihrer eigenen. Ein Geistlicher, der nicht schweigen könnte, sezte

er mit ſchlauem Lächeln hinzu, wäre ja der verächtlichſte und der unbrauchbarſte Menſch von der Welt.

So hören Sie denn den Grund meiner Sorgen und meiner Unruhe, ſagte der Graf. Der größte Theil meines Vermögens rührt von einer Erbſchaft meines Aeltervaters her, die er damals gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder machte; mein Aeltervater behielt die Güter und zahlte ſeinem Bruder die Hälfte des Werthes aus, und es wurde ein Dokument darüber aufgeſetzt, welches in dem Archiv des hieſigen Schloſſes aufbewahrt wurde mit allen andern Familienangelegenheiten betreffenden Papieren. Vorigen Sommer nun meldete mir ein Freund nach Wien als ein Gerücht, daß die von dem Bruder meines Aeltervaters abſtammende Linie geſonnen ſei, Anſprüche auf mein Vermögen zu machen, indem ſie vorgebe, die Theilung ſei nie geſchehen und ich alſo widerrechtlich im Beſitz des ganzen Vermögens. Ich fand die Behauptung lächerlich, da ich zu gut wußte, daß das Dokument vorhanden ſei. Indeß die Sache war zu wichtig, als daß ich ſie hätte Fremden anvertrauen mögen, und ich entſchloß mich ſelbſt im vorigen Herbſte hieher zu kommen. Der Ausbruch des Krieges rief andere Gedanken und andere Sorgen hervor, und ich dachte nicht mehr ernſthaft an die erſte Veranlaſſung meines Hierſeins. Vor einigen Wochen erfuhr ich, daß meine Gegner nur den Frieden abwarten wol-

ten, um ihren Prozeß gegen mich einzuleiten, und diese Nachrichten bestimmten mich, eine ernstliche Nachforschung anzustellen, und denken Sie sich meine Unruhe, ich habe das ganze Archiv durchsucht, ohne das Dokument zu finden.

Sind Sie gewiß, daß es vorhanden war? fragte der Pfarrer, indem er sinnend vor sich niederblickte.

So gewiß, als ich lebe und Ihnen dieß mittheile, rief der Graf.

Das gibt einen abscheulichen Prozeß, sagte der Pfarrer mit nachdenklicher Miene, und der Ausgang ist ungewiß, Sie können ihn verlieren und zu allen Kosten nicht nur verurtheilt werden, sondern auch zum Ersatze aller Zinsen von der Hälfte Ihres Vermögens, die in Anspruch genommen wird. Das würde nicht weniger als beinahe Alles kosten, was ich besitze, sagte der Graf mit bitterem Lächeln, und es ist keine erfreuliche Aussicht, wenn man sein ganzes Leben hindurch an Ueberfluß gewöhnt war, beim herannahenden Alter Mangel und Entbehrungen befürchten zu müssen.

Nun, nun! so weit sind wir ja noch nicht, tröstete der Pfarrer. Wenn Sie gewiß wissen, hub er nach einer Weile wieder an, daß das Dokument in Ihrem Archive war, so ist es vielleicht Ihrer Aufmerksamkeit entgangen; in so wichtigen Angelegenheiten sucht man oft zu ängstlich, zu übereilt, und findet darum nicht. Wollen Sie mir den Schlüssel anver-

trauen und mich noch einmal nachſuchen laſſen? Vielleicht bin ich glücklicher.

Sehr gern, ſagte der Graf, indem er dem Geiſtlichen den Schlüſſel reichte, den er noch bei ſich trug, denn er hatte erſt dieſen Morgen die Nachſuchung geendigt. Doch, fügte er mit einem Seufzer hinzu, ich bin überzeugt, Sie werden nichts finden.

Wer weiß, ſagte der Pfarrer, indem er den Schlüſſel nachdenklich betrachtete. Wenn ich nichts finde, fügte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, ſo muß das Dokument entwendet worden ſein. Haben Sie auf Niemanden Verdacht, Wer hatte in Ihrer Abweſenheit den Schlüſſel des Archivs?

Der alte Lorenz, den Sie ja müſſen gekannt haben, ſagte der Graf. Er war eine Art von Kaſtellan hier im Schloſſe ſeit dem Tode meines Vaters, er hatte alle Schlüſſel, alſo auch dieſen; aber ich glaube nicht, daß er jemals das Archiv betreten hat.

Hm, hm! brummte der Pfarrer, der alte Lorenz! Wer das Dokument entwendet hat, fuhr er wie im Selbſtgeſpräche fort, hat es unfehlbar gethan, um es den Gegnern zu verkaufen, und es kann alſo der alte Lorenz nicht ſein, denn hätte er es verkauft, ſo würde er nicht in Geldnoth ſein, und er wollte noch dieſe Woche von mir borgen; das iſt alſo

kaum möglich, und doch, wer kann des Menschen Herz ergründen? Weßhalb haben Sie den alten Mann aus Ihrem Dienste entlassen? fragte er hastig den Grafen.

Sie wissen, antwortete der Graf, ich kam im Herbst allein hieher. Ich hatte die Gräfin in Breslau gelassen, ich wollte erst das Schloß mit Allem versorgen, was sie gewohnt ist und nicht entbehren kann; ich kam also, dem alten Lorenz gewissermaßen unerwartet, eines Abends allein, und da mir die Sache mit dem Dokument am Herzen lag, forderte ich noch denselben Abend den Schlüssel des Archivs. Ich suchte die Schrift auf der Stelle, wo ich mir einbildete, daß sie liegen mußte, doch machte ich mir keine Sorgen, da ich sie nicht fand, und meinte, ich irrte mich über den Ort, wo ich sie aufgehoben glaubte, und nahm mir vor zu gelegenerer Zeit ordentlich zu suchen. Der alte Mann schien mir empfindlich und verstimmt, daß ich ihm die Schlüssel sogleich bei meiner Ankunft abgefordert hatte; auch schien er mir verdrüßlich, als er die lange Ruhe des Schlosses gestört sah, da in den nächsten Tagen die ganze Dienerschaft eintraf, deren wir hier bedurften. Kurz, er bat mich, ihm zu erlauben, die Pension, die er von Alters her hat, an einem andern Orte verzehren zu dürfen, da er sich selbst zu alt fühle, mir noch dienen zu können. Ich bewilligte seine Bitte gern, und wir trennten uns zu beiderseitiger Zufriedenheit, denn wenn

ihm die Unruhe zuwider war, so war mir seine ewige Unzufriedenheit unerträglich.

Hm, hm, brummte der Pfarrer, es ist kaum denkbar, daß er das Dokument haben sollte, und ich hoffe noch immer, ich werde es finden.

Sie würden mir eine große Unruhe vom Herzen nehmen, sagte der Graf.

Wir haben heute Mittwoch, bemerkte der Pfarrer, bis Sonnabend Nachmittag habe ich Zeit hier zu bleiben, dann muß ich nach Hause und an meine Predigt denken; wenn Sie mir könnten ein Zimmer in der Nähe des Archivs anweisen lassen, so wollte ich diese Zeit dazu benutzen, um eine genaue Nachsuchung anzustellen, ich müßte aber meine Frau davon erst benachrichtigen, damit sie mich nicht vergeblich erwartet.

Der Graf zog die Klingel und gab dem eintretenden Bedienten die nöthigen Aufträge. Wenn der Reitknecht gesattelt hat, fügte der Pfarrer hinzu, so soll er noch erst zu mir kommen, damit ich ihm ein Billet an meine Frau mitgeben kann.

Nachdem diese Anordnungen getroffen und das Zimmer des Pfarrers eingerichtet war, nahm er es in Besitz, und war so unvermuthet auf mehrere Tage ein Gast des Schlosses geworden. Nachdem er nun an seine Frau geschrieben hatte, verfügte er sich sogleich nach dem Archive und fing

seine Nachforschungen an. Der Reitknecht kam vor Abend mit der Antwort von der Frau Predigerin zurück und brachte zugleich einige Wäsche für den Pfarrer, Pfeifen und einen großen Vorrath Taback zu seinem Gebrauche mit.

Während der Graf und der Pfarrer im Gesellschaftszimmer geblieben waren, und der Erstere den Geistlichen mit seinen Verlegenheiten bekannt gemacht hatte, hatte sich der Haushofmeister Dübois zur Gräfin verfügt, um ihr Alles, was er über den Kranken hatte in Erfahrung bringen können, mitzutheilen.

Der junge Mann war viel besser geworden, und selbst der Arzt untersagte seit einigen Tagen das Sprechen nicht mehr gänzlich. Dübois hatte ihm also mit Geschicklichkeit nach und nach abgefragt, wovon er glaubte, daß es die Gräfin zu wissen wünschte, um aber so viel als möglich ihr jede Bewegung des Gemüths zu ersparen, hatte er die gesammelten Nachrichten aufgeschrieben und reichte der Gräfin das Blatt. Es ist besser, sagte er, wenn die gnädige Frau Gräfin das Aufgeschriebene lesen, als wenn ich es mündlich vortrage, beim Sprechen könnten leicht Erinnerungen rege werden, die Erschütterungen verursachen würden.

Es hätte der Haushofmeister unstreitig besser gethan, an diese Erinnerungen nicht zu erinnern, indeß die Gräfin beherrschte sich und nahm mit scheinbarer Gelassenheit das

Blatt aus ſeiner Hand. Der Name des jungen Mannes, las die Gräfin, iſt Adolph St. Julien. Adolph! wiederholte ſie und eine Thräne fiel auf das Blatt. Er iſt der Sohn, fuhr ſie mit zitternder Stimme fort, eines reichen Banquiers, der vor mehreren Jahren geſtorben iſt; die Mutter lebt noch, und der Sohn wünſcht ſehnlichſt, ihr Nachricht von ſich geben zu können. Da er in den Rheinprovinzen erzogen iſt, ſo ſpricht er beinah eben ſo gut Deutſch, als Franzöſiſch. Er dient ſeit einigen Jahren in der Armee und iſt Kapitain des Regiments.

Die Gräfin ſchwieg und ſchaute lange vor ſich nieder, endlich richtete ſie mit einem tiefen Seufzer die Augen auf den Haushofmeiſter und ſagte: Es klingt ganz ſo fremd, wie ich vernünftiger Weiſe erwarten mußte; nehmen Sie Ihr Blatt zurück, fuhr ſie fort, indem ſie es ihm hinreichte, und vergeſſen Sie meine wahnſinnigen Hoffnungen, die ich durch nichts, durch gar nichts begründen kann und kaum vor mir zu entſchuldigen vermag.

Die Aehnlichkeit iſt ſo auffallend, ſagte Dübois furchtſam.

Sie rathen mir Erinnerungen zu vermeiden, ſagte die Gräfin ſchmerzlich lächelnd, die Sie ſelbſt nun erregen.

Mich zwingt die Pflicht ehrerbietig daran zu erinnern, ſagte der alte Mann ſchüchtern. Herr St. Julien iſt jetzt in der Beſſerung, er wird morgen etwas aufſtehen; er wird

in einiger Zeit das Zimmer verlaſſen können, und wird dann doch natürlich wünſchen, der gnädigen Frau Gräfin ſeine Dankbarkeit zu bezeugen. Wenn nun ſein Anblick —

Ich verſtehe Sie, ſagte die Gräfin, Sie haben Recht, ich muß meine Gedanken ſchon daran gewöhnen, dieſe Aehnlichkeit in einem mir völlig fremden Weſen zu betrachten, um ruhig zu bleiben, oder doch zu ſcheinen, wenn er mir lebendig vor Augen ſteht. Sein Sie ohne Sorgen, guter Dübois, fuhr ſie fort, indem ſie ſich ihm näherte. Hatte ich auch keinen Grund mich zu beherrſchen, als nur dieſen alten Augen Thränen zu erſparen, die ſchon ſo viele über meine Leiden vergoſſen haben, ſo würde er mir hinreichend ſein. Verlaſſen Sie mich aber jetzt, fuhr ſie gütig fort, wir ſind in Gefahr uns beide zu erweichen, und wenn Sie das für meine Geſundheit nachtheilig finden, ſo kann es Ihnen bei Ihrem Alter nicht anders als höchſt ſchädlich ſein.

Der Haushofmeiſter folgte dem Winke ſeiner Gebieterin und ſchwur bei ſich, daß niemals eine Königin auf Frankreichs Throne ihre Diener edler behandelt habe, als die Gräfin ihn.

VII.

Der Pfarrer lebte ganz in dem Archive, er kam nur zum Abendeſſen zur übrigen Geſellſchaft. Frühſtück, Mit-

tagessen und Thee ließ er sich dort hinbringen, und durchsuchte mit der größten Genauigkeit Alles. Endlich war die Nachforschung geendigt, und er hatte nichts gefunden. Er stützte sich gedankenvoll auf den großen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und bedauerte wahrhaft den Grafen, für den er in demselben Grade seine Freundschaft zunehmen fühlte, als er mit seinen Geschäften und Verhältnissen bekannter wurde. Willenlos zog er die Schublade des Tisches auf, in der er noch einige Papiere bemerkte, die aber von keiner Wichtigkeit zu sein schienen, und unter denen das Dokument gewiß nicht verborgen sein konnte, denn es waren Umschläge von Briefen, alte Recepte zu Arzneien, kleine, zum Theil zerrissene Rechnungen. Auch der Graf hatte diese Schublade geöffnet, aber sich gleich überzeugt, daß sie nichts enthalte, was schon der Größe nach die gesuchte Schrift sein konnte, also den Inhalt nicht weiter beachtet; der Pfarrer aber, der dergleichen Dinge gründlicher betrieb, sezte sich noch einmal vor den Tisch nieder, entfaltete und betrachtete jedes Blatt, und so fielen ihm zwei kleine, unordentlich zusammengedrückte Stücke Papier in die Hände, in denen er, als er sie entfaltete, bald einen Anfang der Abschrift der gesuchten Urkunde erkannte. Es war deutlich, daß der Abschreiber sich beide Male verschrieben, das Papier verdrüßlich zusammengedrückt und in die Schublade geworfen hatte, wo es

gewiß nicht hatten bleiben sollen. Freudig über seine gemachte Entdeckung, ließ der Geistliche sogleich den Grafen rufen und theilte ihm die gefundenen Papiere mit; der Graf erkannte die Hand des alten Lorenz; er holte Briefe herbei, die er früher von ihm erhalten hatte, und auch der Pfarrer überzeugte sich durch die Vergleichung, daß kein Anderer, als er, der Abschreiber der Urkunde gewesen sein könnte.

Was ist nun zu thun? sagte der Graf. Hat er die Urkunde meinen habsüchtigen Verwandten verkauft und kommt es zum Prozeß, so kann ich zwar durch diese Blätter die Entwendung derselben wahrscheinlich machen, aber dann mache ich im besten Falle den Menschen unglücklich, der meinem Vater so lange gedient hat, und beschimpfe die Mitglieder meiner eignen Familie, die sich aus Eigennutz so niedrige Schritte erlaubt haben.

Ich glaube nicht, daß das Dokument schon verkauft ist, sagte der Pfarrer, nach einigem Nachdenken. Es ist klar, daß der alte Scheim die Urkunde abgeschrieben hat, und das läßt sich nur auf eine Art erklären, nämlich, man hat mit ihm unterhandelt und sich vorerst überzeugen wollen, ob er in der That im Stande wäre, eine so höchst wichtige Schrift zu überliefern. Da wir diese Blätter hier gefunden haben, so ist es klar, daß die Abschrift nicht lange vor Ihrer An-

kunft gemacht worden iſt, und daß der Alte gewiß die Abſicht gehabt hat, alle Spuren dieſer Arbeit zu vertilgen. Daher können Sie ſich auch ſeine üble Laune erklären, als Sie ihm bei Ihrer unvermutheten Ankunft ſogleich die Schlüſſel des Archives abforderten, und ſein Gewiſſen trieb ihn, ſich ſo bald als möglich davon zu machen.

Wohl, ſagte der Graf, aber was kann ihn gehindert haben, nun, ſeitdem er ſich aus dem Schloſſe entfernt hat, die Urkunde meinen Gegnern zu überliefern?

Die Angſt, erwiederte der Pfarrer, vor den möglichen Folgen; vielleicht auch iſt der Handel noch nicht abgeſchloſſen, vielleicht fordert er mehr, als man ihm bietet. Kurz, da ich beſtimmt glaube, daß die Schrift vor Ihrer Ankunft nicht verkauft war, ſo zweifle ich mit Recht daran, daß ſie es jetzt iſt, denn auf den Fall würde er noch Geld haben, ob er gleich locker lebt, und er hat keins, denn er hat mich noch kürzlich ſchriftlich gebeten, ihm Geld auf ſeine Penſion, die er von Ihnen zieht, vorzuſchießen.

Was wollen Sie daran wenden, fragte der Pfarrer nach einer kleinen Pauſe, um die Urkunde wieder zu bekommen?

So viel Sie für nöthig halten, ſagte der Graf, bin ich gern bereit zu zahlen, um dieſe Geſchichte auf eine anſtändige und für mich beruhigende Art zu endigen.

Sie lassen mir also völlig freie Hand, sagte der Pfarrer, wenn es Ihnen auch hundert Dukaten kosten sollte?

Ich würde Ihnen Zeitlebens dankbar bleiben, rief der Graf, wenn Sie mich für ein so geringes Opfer von dieser Sorge befreien könnten.

Das hoffe ich gewiß, versicherte der Pfarrer. Ich habe zugleich, fuhr er fort, da ich alle Papiere durchgehen mußte, das Archiv für Sie geordnet, und wenn Sie es nun in dieser Ordnung lassen, so kann es Ihnen niemals mehr Beschwerde machen, eine Urkunde, die Sie nöthig haben, aufzufinden. Mit diesen Worten reichte er dem Grafen ein kleines Heft, worin dieser alle Lehnbriefe, Schenkungen, Prozesse, Familien-Abmachungen, die das Archiv enthielt, numerirt und chronologisch geordnet fand. Wenn wir nun das Dokument vom alten Lorenz wieder bekommen, bemerkte der Pfarrer, so brauchen wir es nur hier in diese Rubrik einzutragen; er deutete mit dem Finger darauf.

Der Graf konnte sich nicht der Verwunderung erwehren, daß ein Mann, der in seiner nächsten Umgebung, in seinen Wohnzimmern so wenig das Bedürfniß der Ordnung empfand, eine so musterhafte in alle Geschäfte brachte. Denn wie in dem Wohnzimmer des Pfarrers, so war ihm hier wieder, als er das Archiv betrat, das der Geistliche nur wenige Tage bewohnt hatte, höchst widrig aufgefallen,

wie der Tabacksrauch in Wolken im Zimmer schwebte, die Pfeifen zwischen Papieren auf dem Tische lagen und die ausgebrannte Asche derselben auf dem Boden, Kleidungsstücke auf allen Stühlen, und von frühem Morgen her die Geräthschaften zum Kaffee nachbarlich vereinigt mit Tellern, die noch die Ueberreste von kaltem Braten enthielten, den sich der Geistliche hatte kommen lassen. Dagegen aber waren alle Pergamente sowohl, als die Schränke, worin sie aufbewahrt wurden, von Staub gesäubert; was unordentlich seit Menschenaltern durch einander gelegen hatte, war in bestimmten Fächern geordnet, und es war dem Pfarrer nicht zu beschwerlich gewesen, jeden Morgen um fünf Uhr aufzustehen und ununterbrochen den ganzen Tag zu arbeiten, um dieß Geschäft zu beendigen.

So gewann denn der Graf die Ueberzeugung, daß von dem Pfarrer, der in seiner Umgebung weder der Ordnung, noch weniger der Zierlichkeit zu bedürfen schien, und dem so wenig darauf ankam, ob er in der Gesellschaft liebenswürdig erschien, doch ein Jeder, der reelle Dienste nöthig habe, die die höchste Thätigkeit und angestrengteste Arbeit erforderten, diese gewiß nicht vergeblich hoffen würde. Er nahm sich also vor, dessen schroffes Betragen künftig milder zu beurtheilen und keinen Anstoß mehr an der wunderlichen Unordnung in seinem Hause zu nehmen.

Der Pfarrer erbat sich die Erlaubniß, den gefundenen Anfang der Abschriften mit sich zu nehmen, und versprach dem Grafen, ihm den Erfolg seiner Untersuchung sogleich mitzutheilen, sobald er den alten Lorenz gesprochen hätte. Man trennte sich freundlich, und der Pfarrer ritt nach Hause, um zunächst an seine Predigt zu denken, die er den Sonntag halten mußte. Als er damit fertig war, schrieb er dem ehemaligen Kastellan des Schlosses in Erwiederung seines Gesuchs um einen Geldvorschuß, welches er früher mit Stillschweigen zu übergehen gesonnen war, und lud ihn ein, persönlich zu ihm zu kommen, um über dies Geschäft mit ihm zu reden. Er stellte seine Worte mit Klugheit so, daß sie ihn zu nichts verpflichteten, aber doch dem alten Lorenz alle Hoffnung gaben, das gewünschte Darlehn zu erhalten, und er erwartete also mit Recht, diesen mit Nächstem bei sich zu sehen.

Er hatte sich nicht getäuscht in seinen Vermuthungen, denn kaum waren drei Tage verflossen, so hielt vor dem Eingange zu des Pfarrers Wohnung eine Equipage, die keinen vornehmen Besuch ankündigte. Ein Mittelding zwischen Karren und Kalesche, dessen mit Oelfarbe angestrichener Kasten schief in sehr beschädigten Riemen hing, und dessen Thüren in Ermangelung der Schlösser mit Schnüren gebunden waren, hatte ein mageres, auf allen Füßen steifes und

lahmes Pferd mühsam durch die Straße des Dorfes gezogen, und dadurch dem darin sitzenden alten Manne vollkommen Zeit gewährt, mit heuchlerischer Freundlichkeit auf beiden Seiten alte Bekannte zu begrüßen, die die Köpfe verwundert aus den kleinen Fenstern steckten.

Der alte Lorenz — denn Niemand anders, als er war der Reisende — öffnete eine Thüre seines Wagens, indem er die befestigenden Schnüre losknüpfte, stieg langsam aus und trocknete mit einem bunten Schnupftuche die Thränen aus seinen rothen, immer triefenden Augen, klopfte den Staub, so gut es gehen wollte, von dem blauen, mit metallenen Knöpfen versehenen Rocke und entblößte sein halb kahles, mit wenigen weißen Haaren bedecktes Haupt schon, ehe er die Pforte öffnete, die zu des Pfarrers Wohnung führte, wozu ihm dieser vollkommen Zeit ließ, indem er, ruhig am Fenster stehend, mit der Pfeife im Munde, alle Vorbereitungen betrachtete, die der alte Mann machte, um anständig vor ihm zu erscheinen. Nicht immer war Herr Lorenz so höflich gewesen, alle Bauern zu grüßen oder so besorgt, mit gehörigem Anstande vor dem Pfarrer zu erscheinen. Er hatte viele Jahre das Schloß beinah allein bewohnt, ein gutes Gehalt bezogen, sich des Kellers, der Gärten, der Fischerei und der Wildbahn ohne Umstände bedient, stillschweigend unter diesen Bedingungen sich verheirathet

und, nachdem er Wittwer geworden war, zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, nachläßig genug erzogen. Er ließ den Sohn die Rechte ſtudiren, und man hatte ihn, ſeitdem er die Univerſität bezogen, in der Gegend ſeines Geburtsortes nicht mehr geſehen. Die Tochter verließ den Vater, vorgeblich, um als Kammerjungfer zu dienen, ſeitdem der Graf ſchon aus der Ferne den alten Lorenz beſchränkte, indem er andern, zuverläßigern Perſonen die Verwaltung der Guts-Einkünfte übertrug, und Herr Lorenz konnte nun weder für ſich ſelbſt ſeinen Tiſch nach gewohnter Weiſe auf Koſten des Grafen ferner beſetzen, noch ſeine zahlloſen Freunde mehr ſo gaſtfrei bewirthen. Da ihm Geſellſchaft und Genüſſe mancher Art zum Bedürfniß geworden waren, ſo ſuchte er auswärts, was er ſich im Schloſſe nicht mehr verſchaffen konnte; fing an die Schenken zu beſuchen, begnügte ſich mit gemeineren Getränken und wurde in demſelben Grade mit den Bauern vertrauter, als ſich ſeine vormalige Geſellſchaft von ihm zurückzog. Natürlich war nun ſein Gehalt nicht hinreichend, ſeine Ausgaben zu beſtreiten; ſo verwickelte er ſich in Schulden und fing an, als dieſe ihn nach und nach bedrängten, erſt ſeine entbehrlichen Beſitzthümer, und nach und nach alle zu verkaufen, ſo daß er eigentlich ſich ſchon in großer Armuth befand, als der Graf ihn aus ſeinen Dienſten entließ.

In seiner früheren, glücklicheren Zeit war er von Allen, die ihn kannten, mit einer gewissen Achtung behandelt worden, und eben auch dem Pfarrer war er nicht immer ein unwillkommener Besuch gewesen, sondern dieser hatte ihn früher oft freundlich an der Thüre seines Hauses bewillkommnet; schon seit langer Zeit aber war dieß Verhältniß zwischen beiden aufgehoben, und der Geistliche nickte dießmal nur nachläßig mit dem Kopfe in Erwiederung der tiefen Verbeugung, mit der ihn der ehemalige Kastellan begrüßte, als er endlich das Zimmer betrat.

Wir haben uns lange nicht gesehen, sagte der Pfarrer nach einem kurzen Schweigen, um das Gespräch zu eröffnen; wie geht's, seitdem Sie das Schloß verlassen haben?

Lorenz richtete die rothen Augen heuchlerisch gen Himmel, stützte sich mit beiden, gefalteten Händen auf seinen knotigen Stab und sagte, indem er aus tiefer Brust seufzte: Ach Gott! Herr Pfarrer, wie kann es einem alten, verlassenen Manne gehen? Kinderlos, freundlos, verstoßen von dem Herren, dem ich so viele Jahre gedient habe, wie seinem Vater vor ihm, nun, Gott sei es überlassen, ich klage Niemand an, aber ich wurde verstoßen, und Ausländer, Franzosen, Landesfeinde, die nehmen den Platz ein, der einem alten treuen Diener gebührte; nun, ich will nicht klagen, Gott mag richten, ihm sei es überlassen.

Der Graf aber, erwiederte der Pfarrer, sagt, Sie selbst haben das Schloß verlassen wollen, also sind Sie gegangen, und Niemand hat Sie vertrieben.

Ja, ja, der Graf sagt so, fuhr Lorenz seufzend fort, aber wie ich behandelt wurde, welches Mißtrauen man mir zeigte, mir, dem alten redlichen Diener, das sagt der Herr Graf wohl nicht. Ja, ja! arme Leute müssen schweigen und großer Herren Unrecht leiden, das ist der Lauf der Welt, Herr Pfarrer, und ich will nicht darüber murren. Aber mein guter seliger Herr hätte mir das nicht gethan, sezte er weinend hinzu, mit meinem seligen Herren wurde alle meine Freude in dieser Welt begraben.

Sie haben aber doch noch manche gute Stunde erlebt, sagte der Pfarrer, nach dem Ihr seliger Herr lange begraben war.

Was will das sagen, seufzte Lorenz, indem er ein schelmisches Lächeln kaum unterdrücken konnte; was ist alle irdische Lust, die man mit traurigem Herzen genießt? Und was ist die Erinnerung an vergangene, bessere Tage, wenn man mit Alter und Armuth kämpfen muß?

Aber der Graf, sagte der Pfarrer, hat Ihnen ja Ihre Pension gelassen und, wie ich gehört habe, sogar noch zugelegt.

Alles wahr, Herr Pfarrer, klagte Lorenz, aber was braucht ein alter schwacher Mann nicht Alles?

Sie könnten als ein einzelner Mann recht gut leben,

ſagte der Pfarrer verweiſend, wenn Sie nicht immer in den Schenken ſäßen, wenn Trunk und Spiel Ihnen nicht ſo viel koſteten.

Lieber, lieber Gott! jammerte Lorenz mit Thränen, wie ſind deine Menſchen doch ſo hart. Richtet nicht, Herr Pfarrer, ſo werdet ihr nicht gerichtet. Wenn ein alter Mann unter Gottes Himmel einſam wandelt, und ruht ſich nach der Ermüdung aus und labt ſich in ſeiner Ermattung durch einen Trunk, ſo ſchilt ihn die Welt einen Säufer; wenn ein traurigter Menſch ſeinen Kummer zerſtreuen will, und greift in der Angſt ſeiner Seele nach den bunten Blättern oder nach den Würfeln, ſo nennt Ihr ihn ſündlich einen Spieler.

Es läßt ſich wenig Gutes mehr von Ihnen hoffen, ſagte der Pfarrer ungeduldig, Sie ſind ein rechter Heuchler geworden.

Ich ergebe mich in den Willen Gottes, ſagte Lorenz, ohne ſich aus ſeinem angenommenen Charakter herausſchelten zu laſſen. Ihm gefällt es, daß ein alter Mann geſchmäht und geſcholten werden ſoll von denen, auf deren Beiſtand er hoffte. Ich dachte Ihr Herz milder zu finden, Herr Pfarrer, ſezte er mit einem Tone hinzu, in dem ein ſanfter Vorwurf liegen ſollte. Ich klagte Ihnen meine Noth, und Ihr Brief ließ mich hoffen, daß Sie geneigt wären, ſie zu lindern.

Es ist gegen meine Grundsätze, sagte der Pfarrer, Geld zu solchen Zwecken auszuleihen, wozu Sie es verwenden würden, wenn ich auch eine Summe übrig hätte.

Des Herren Wille geschehe, sagte Lorenz; aber wozu, fügte er verdrüßlich hinzu, ließen Sie mich denn dann den weiten Weg machen? Um mir eine abschlägige Antwort zu holen? Hätten Sie mir die nicht schriftlich geben können, ohne mir die Zeit zu rauben, in der ich mich nach andern Mitteln hätte umsehn können?

Welche Mittel haben Sie denn? fragte der Pfarrer mit scheinbarer Theilnahme, um sich aus der Noth zu helfen.

Ich weiß es nicht, sagte der alte Heuchler, Gott wird mir Wege zeigen; vielleicht, daß mein Sohn im Stande ist, mir beizustehen.

Erhielten Sie kürzlich Nachrichten von Ihrem Sohne? fragte der Geistliche hastig.

Nicht so ganz kürzlich, antwortete Lorenz mit merklicher Verlegenheit. Wo hält er sich jetzt auf? stürmte der Pfarrer auf ihn ein, treibt er die Rechte noch, bekleidet er ein Amt oder hat er Aussicht, eins zu erhalten?

Ich kenne seine Umstände nicht ganz genau, sagte der Alte ausweichend, sein Brief ist darüber nicht deutlich, doch hat er wohl Aussicht, Gottlob, sein Brot zu erwerben.

Von wo aus hat er Ihnen geschrieben? fragte der Pfar-

rer, indem er nahe zu dem alten Manne hintrat, eine Hand auf seine Schulter legte und ihm scharf in die Augen sah.

Ich habe den Ort vergessen, erwiederte Lorenz zögernd.

Aber Ihr Sohn ist in Schlesien? fuhr der Pfarrer fort zu fragen. Der Brief hat keinen gar weiten Weg gemacht?

Ja, in Schlesien ist er, stotterte der Alte.

Hm! sagte der Pfarrer, indem er seine Hand von der Schulter des alten Sünders zurücknahm, der sich dadurch sehr erleichtert zu fühlen schien. Der Geistliche ging einige Male im Zimmer auf und ab, und blies den Rauch aus seiner Pfeife gedankenvoll vor sich hin.

Wenn Sie mir also nicht helfen wollen, Herr Pfarrer, fing nach einem kurzen Schweigen der alte Lorenz wieder an, so will ich Sie Gottes Schuz befehlen und mich wieder auf den Rückweg nach meiner armen Hütte begeben.

Ich hatte die Absicht, sagte der Pfarrer, indem er dem Alten wieder vertraulich näher trat, noch mit Ihnen über andere Gegenstände zu sprechen und Ihnen einen Weg zu zeigen, auf dem Sie vielleicht Geld erhalten könnten, ohne es zu leihen; denn Sie wissen, geliehenes Geld macht nur eine halbe Freude, das Wiedergeben fällt gar zu schwer.

Man muß sich vor der Zeit darüber nicht grämen, lächelte der Alte. Doch lassen Sie hören; wenn man gar nicht für die Erstattung zu sorgen braucht, so ist es freilich am Besten.

Setzen wir uns, sagte der Pfarrer, und lassen Sie uns offenherzig sprechen. Sie sehen, wir sind allein, und was wir auch sprechen mögen, es kann keine Folgen haben, da kein Zeuge verhanden ist, um die Aussage, die Sie etwa machen wollten, für Sie bedenklich zu machen.

Befremdet und mißtrauisch sah der Alte den Pfarrer an, indem er seiner Einladung folgte. Beide setzten sich, so daß ein kleiner Tisch zwischen ihnen war. Sie hatten, hob der Pfarrer von Neuem und etwas feierlich an, auf dem Schlosse die Schlüssel zum Archiv in Händen, nicht wahr?

Ich hatte viele Schlüssel, sagte der Alte trotzig, so lange ich das Schloß verwaltete, Gott weiß, was sie Alles schlossen, ich habe mich nie darum bekümmert.

Sie sind aber doch wohl oft im Archiv gewesen? fragte der Pfarrer, indem er ihn bedenklich anblickte.

Wie kann ich wissen, wo ich im Schlosse gewesen bin, oder nicht, sagte Lorenz nicht ohne Verlegenheit. Es ist wohl viel verlangt, daß ein alter Diener Rechenschaft darüber ablegen soll, wo er vierzig Jahre lang seine Füße hingesetzt hat, oder wo er in einem alten, weitläuftigen Gebäude nicht gewesen ist.

Ich begreife nicht, sagte der Pfarrer mit einem miß-

trauischen Blicke, wie meine Fragen Sie so unruhig machen können.

Und ich begreife noch weniger, antwortete Lorenz mit erzwungener Keckheit, wer Ihnen ein Recht giebt, mir alle diese Fragen vorzulegen. Mich bestimmt, erwiederte der Pfarrer mit Herablassung, vor allem das Mitleid, welches ich mit Ihnen habe, denn mir würde es leid thun, einen alten Mann, den ich so lange gekannt habe, unglücklich werden zu sehen.

Was wollen Sie damit sagen? fragte der Alte mit einiger Bestürzung.

Der Pfarrer richtete die Augen scharf auf den vor ihm sitzenden Sünder, und sagte dann langsam und nachdrücklich: Der Graf vermißt aus dem Archive eine ihm wichtige Schrift, sie ist warscheinlich entwendet, Niemand als Sie hat vor dem Grafen die Schlüssel gehabt; auf wen kann der Verdacht fallen, als auf Sie?

Was gehen mich die Schriften des Grafen an, sagte der Alte; ich habe sie nie angesehen, ich habe mich nie darum bekümmert, und der Graf hat mir ja die Schlüssel abgenommen, so wie er kam; warum hat er nicht gleich gesprochen, was will er nun von mir?

Sie waren also niemals im Archiv, um die Schriften zu durchsuchen? fragte der Geistliche gelassen.

Niemals, antwortete Lorenz mit Frechheit, meine Hände haben die alten bestäubten Dinger nicht angerührt.

Alter heuchlerischer Schurke! rief der Pfarrer, indem ihn die Verachtung unwillkührlich hinriß, und zugleich zog er sein Taschenbuch hervor und zeigte dem alten Lorenz seine angefangenen Abschriften. Sie können Ihre Hand nicht abläugnen, rief er ihm drohend hinzu, und sehen Sie, Ihre Handschrift straft Ihre Worte Lügen. Wo ist die Urkunde hingekommen, fuhr er fort, weswegen haben Sie sie abgeschrieben?

Ich weiß es nicht, sagte der Alte zitternd und ernstlich erschrocken. Wahrscheinlich um mich im Schreiben zu üben. Mein Gott, Herr Pfarrer, fuhr er weinend fort, Sie werden doch einen alten Mann nicht unglücklich machen und ihn nicht solcher Dinge beschuldigen wollen, die er nie begangen hat.

Ich will Ihr Unglück nicht, sagte der Pfarrer, und eben so wenig der Graf. Es trifft Sie der wahrscheinliche Verdacht, die Urkunde entwendet zu haben; schaffen Sie sie wieder herbei, und der Graf ist bereit, die Sache zu vergessen und Ihnen noch funfzig Dukaten zu schenken.

Was ich nicht habe, kann ich nicht herbeischaffen, sagte Lorenz wieder ruhiger, nachdem der Pfarrer Geld geboten hatte, Sie kränken meinen ehrlichen Namen, Herr Pfarrer, Gott mag Ihnen die Sünde vergeben.

Der Geiſtliche that ſich Gewalt an, um gelaſſen zu bleiben, er ſagte aber dennoch mit unwillkührlicher Heftigkeit: Wenn Sie nicht ſelbſt Ihr Unglück wollen, ſo handeln Sie als ein vernünftiger Menſch, vermeiden Sie die gerichtliche Unterſuchung, die Sie ins Zuchthaus führen müßte; merken Sie das wohl. Ich ſage Ihnen jetzt mein letztes Wort, der Graf giebt hundert Dukaten, wenn die Schrift ohne gerichtliche Hülfe herbeigeſchafft wird.

Mein Gott, ſagte Lorenz, die Augen zum Himmel erhebend, mein Gott, Herr Pfarrer, wie wehe thun Sie mir altem, hülfloſem Manne. Sie wollen Schande auf mein graues Haupt laden, der Herr vergebe es Ihnen. Was im Archiv geweſen iſt vor funfzig Jahren, das muß noch jetzt darin ſein, aber der Graf weiß nicht Beſcheid, er verſteht nicht zu ſuchen; wenn man mich will nachſuchen laſſen, ungeſtört, ganz allein, und Sie mir die hundert Dukaten zuſichern wollen, ſo bin ich überzeugt, ich werde die Urkunde auffinden, und Sie werden dann einſehen, daß Sie mir altem Manne Unrecht gethan haben. Der Pfarrer ſah ihn einen Augenblick ſchweigend an und ſagte dann: Ich glaube wohl, daß der Graf dieß billigen wird, Sie können alſo die Nacht hier bleiben, und Morgen können wir nach dem Schloſſe, und Sie mögen dann Ihre Nachſuchungen anſtellen.

Nein, nein! rief der Alte ängſtlich, das iſt nicht mög-

lich, ich muß heute Abend nach Hause, aber übermorgen bin ich wieder bei Ihnen; ich habe morgen ein dringendes Geschäft.

Der Pfarrer sah sehr wohl ein, welch ein Geschäft der ehemalige Kastellan beendigen mußte, ehe er daran denken konnte, die Urkunde im Archiv aufzufinden; er ließ ihn also ungehindert fahren, nachdem die gegenseitigen Versprechungen erneuert waren, daß nämlich Lorenz das Dokument unfehlbar finden und dagegen eben so unfehlbar hundert Dukaten erhalten würde.

VIII.

Einige Tage waren verflossen, seitdem Dübois der Gräfin die wenigen, unbefriedigenden Nachrichten über den Verwundeten gegeben hatte. Der Kranke besserte sich fortwährend und war endlich so weit, das Zimmer verlassen zu können. Der Haushofmeister benachrichtigte die Gräfin, daß es der sehnlichste Wunsch des jungen Mannes sei, ihr seine Dankbarkeit für die Aufnahme in ihrem Hause zu bezeigen. Sein Begehren ließ sich nicht abschlagen, ohne alle Sitte zu verletzen, und die Gräfin selbst fühlte eine mit Furcht vermischte Begierde ihn wieder zu sehen.

Das Verhältniß zwischen Emilie und der Gräfin war seit der Erklärung, die beide näher rückte, höchst freund-

schaftlich geworden; die Gräfin war gegen ihre junge Freundin liebreich und vertraulich; sie that sich nicht mehr den Zwang an, mit ihr gleichgültige oder geistreiche Gespräche zu führen, wenn trübe Erinnerungen und quälende Gedanken ihre Seele beherrschten, und Emilie durfte ihre Theilnahme offen zeigen, statt daß sie sonst zu ihrer eigenen Qual in solche Gespräche einstimmen mußte.

Beide Frauen saßen im Theezimmer und erwarteten den Grafen, der versprochen hatte, um diese Zeit von Heimburg zurück zu kehren, wohin ihn der Baron Löbau dringend eingeladen hatte, und den Kapitain St. Julien, der zum ersten Male den Frauen seinen Besuch machen wollte. Beide Männer wurden mit Unruhe erwartet. Das Dringende der Einladung des Barons ließ deutlich merken, daß etwas Wichtigeres, als eine freundschaftliche Sehnsucht sie veranlaßt hatte, und St. Julien wurde von der Gräfin mit Aengstlichkeit erwartet, weil sie befürchtete, daß sie sich bei seinem Anblick nicht so, wie sie es wünschte, würde beherrschen können.

Endlich öffnete sich die Thüre, und langsam näherte sich der junge Mann, den einen Arm in der Binde tragend und sich mit dem andern auf den Hausthofmeister stützend. Sein bleiches Gesicht, die eingefallenen Wangen, die gesenkten Augenlieder, die kaum gerötheten Lippen zeigten von großer Ermattung; aber indem er zu sprechen begann, glühte in

den dunkeln Augen, die er auf die Gräfin richtete, ein tiefes Gefühl, der bleiche Mund bewegte sich mit unendlicher Anmuth, und der Wohllaut der schönsten männlichen Stimme schien erschütternd auf die Gräfin zu wirken. Es währte einige Augenblicke, ehe sie sich zu fassen vermochte, nnd Dübois richtete besorgte Blicke auf seine Gebieterin. Emilie betrachtete mitleidig den jungen Mann, der sich mit Mühe aufrecht zu erhalten schien. Die Gräfin löste endlich die peinliche Verlegenheit, die einige Augenblicke herrschte. Sie richtete mit Güte, aber groſser Anstrengung, die ersten Worte an den jungen Mann, indem sie sagte: „Ich weiß, Sie sprechen deutsch, ich ziehe es vor, mich in dieser Sprache zu unterhalten, und Sie würden mich verbinden, wenn Sie nie französisch mit mir reden wollten. St. Julien verbeugte sich und schwieg einige Augenblicke, der Ausdruck der Empfindlichkeit war eine Minute sichtbar auf seinem Gesichte, er konnte nicht voraussetzen, daß die Gräfin die Sprache seines Landes nicht verstehe, und ihm mußte es auffallen, daß sie in Erwiederung auf sein dankbares Gefühl, das er sich auszudrücken bemüht hatte, diese Bitte an ihn richtete, die nicht freundlich klang. Ich muß es beklagen, sagte er endlich in deutscher Sprache, daß meine Landsleute sich Ihnen so verhaßt gemacht zu haben scheinen, daß ihre Sprache Ih-

nen ſelbſt im Munde deſſen unerträglich iſt, dem Sie ſo viele Güte erwieſen haben.

Es iſt nicht das, ſagte die Gräfin in lebhafter Bewegung. Ich bitte Sie, mich nicht zu verkennen; es knüpfen ſich für mich an dieß Land und dieſe Sprache ſo viele ſüße, ſchmerzliche und ſchreckliche Erinnerungen, daß ich das Land nicht wieder ſehen könnte, die Sprache [illegible]n höre und vor Allem aus Ihrem Munde nicht vernehmen möchte. Mit großer Beſtürzung ſah Emilie die Gräfin an, deren Wangen wie im Fieber glühten, und deren zitternde Stimme von der Bewegung der Seele zeugte. Bei der größten Zurückhaltung, die die Gräfin gegen Jedermann beobachtete, ſo daß ſie auch in den vertraulichſten Stunden ihr Herz niemals ihrer jungen Freundin öffnete, mußte der Zuſtand, in welchem ſie, wie es ſchien, ihr Vertrauen einem jungen Manne entgegen tragen wollte, den ſie zum erſten Mal ſprach, Emilien wie ein Zuſtand des Wahnſinns erſcheinen; Dübois ſah verlegen vor ſich nieder und St. Julien ſchwieg, erſtaunt über den ſeltſamen Empfang.

Die Gräfin fühlte, daß ſie ſich hatte überwältigen laſſen, und gewann, wie immer, bald die Herrſchaft über ihre Empfindungen, ſo daß ſie nach kurzem Schweigen ſich mit Ruhe und Würde an St. Julien wendete, ihm ihre Theilnahme an dem Unglück bezeugte, das ihn zum Gaſt ihres

Hauses gemacht hatte, und ihre Freude darüber äußerte, ihn so weit hergestellt zu sehen. Sie forderte den Haushofmeister auf, ihrem Gast alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die seine Lage erheischte, und fragte höchst gütig, ob ihm seine Kräfte erlaubten, Antheil an der Gesellschaft zu nehmen. Man bemerkte zwar, daß die Gräfin von Reuem ein wenig zusammenschreckte, als sie seine Stimme wieder hörte, mit der er sich die Erlaubniß ausbat, noch in Gesellschaft der Damen zu bleiben; sie blieb aber ruhig und befahl nur, einen bequemen Lehnstuhl ihr gegen über an den Theetisch zu rücken, den der Kranke einnehmen mußte. Sie richtete oft das Wort an ihn, um, wie es schien, sich an der Klang seiner Stimme zu gewöhnen, und forderte dann nach einiger Zeit Emilie zum Singen auf, damit, wie sie bemerkte, St. Julien nicht mehr gereizt würde zu sprechen, was ihm doch schädlich sein könnte.

Emilie gehorchte der Gräfin um so lieber, als sie sich heut nicht in ihr Betragen finden konnte; hätte sie ihre Freundin nicht zu gut gekannt, so daß sie wußte, wie höchst ungerecht ein solcher Argwohn sein würde, so würde sie sich nicht haben enthalten können zu glauben, daß die Gräfin einen vortheilhaften Eindruck auf den jungen Mann zu machen wünsche. St. Julien war anfangs verstimmt und verwirrt durch die seltsame Art, mit welcher die Gräfin ihre

Bekanntſchaft eröffnet hatte; doch fühlte er ſich bald durch die Unterhaltung angezogen, ſo wie durch die Güte, welche ſie gegen ihn äußerte, ein Wohlwollen in ſeiner Bruſt erregt wurde, über das er ſich weder nachzudenken, noch es ſich zu erklären bemühte. Es hatte während des Geſpräches die Gräfin des jungen Mannes Aufmerkſamkeit ſo gänzlich gefeſſelt, daß er Emilien, die ſich überdies nicht in die Unterhaltung miſchte, wenig beachtet hatte. Er betrachtete nun, indem ſie ſich durch das Zimmer bewegte, um ſich dem Inſtrumente zu nähern, die ſchlanke, edle Geſtalt, und konnte nicht umhin, die Fülle der glänzenden, ſchönen blonden Haare zu bewundern, die theils in Flechten aufgeſteckt waren, theils in Locken den zarten, weißen Nacken umſpielten; ſie öffnete die friſchen, rothen Lippen, und der Ton ihrer Stimme, der ſilberrein aus der Bruſt empor ſtieg, traf mit rührender Gewalt ſein Herz. Emilie hatte den ſeltenen Vorzug, daß ſie ſich während des Geſanges verſchönte; ohne Anſtrengung ſtanden ihr die Töne in der Höhe und in der Tiefe zu Gebote, und ſie konnte ſich ungeſtört dem Genuß an der Muſik, die ſie vortrug, überlaſſen; darum glühte das Gefühl, das ihre Töne auszudrücken ſtrebten, während des Geſangs in ihren Augen; das Entzücken ſpielte um den lieblichen Mund und färbte mit höherer Röthe die zarten Wangen.

St. Juliens Augen waren auf die ſchöne Sängerin ge-

heftig. Die lieblichen Melodien, die ihren Lippen entströmten, durchdrangen sein Herz; die sanfte Glut ihrer blauen Augen schien sich heißer in den dunkeln Sternen der seinigen zu wiederholen, bis die zärtlichen Accorde ein wehmüthiges Gefühl hervorriefen, und er unvermuthet eine Thräne im Auge fühlte, als er die ihrigen im feuchten Glanze schimmern sah.

Ueberrascht durch eine ihm neue Empfindung, beschämt durch eine zu große Reizbarkeit, die ihm Folge seiner Krankheit schien, blickte er während des Gesanges zum ersten Mal nach der Gräfin, um zu erfahren, ob er von ihr beobachtet würde, doch diese schien selbst in Gefühlen oder Gedanken verloren, und schien in diesem Augenblicke nicht auf ihn geachtet zu haben. Der Gesang war beendigt, und alle drei schwiegen noch eine Zeitlang, weil es Menschen, die Musik fühlen und lieben, gewöhnlich schwer wird, nach den himmlischen Tönen, die eine schöne Stimme im Gesange hervorgerufen hat, die Unterhaltung durch Worte und gewöhnliche Rede wieder anzuknüpfen.

Auf dem Gesichte der Gräfin ruhte der Ausdruck einer unaussprechlichen Güte und Milde, als Emilie nach dem Gesange zu ihr trat. Sie drückte die Hand ihrer jungen Freundin, und diese, die schon durch die Musik erweicht war, wendete sich schnell ab, um die Rührung zu verbergen, zu

der ſie ſich durch die Zärtlichkeit der Gräfin bewegt fühlte. Gewöhnlich drückten die Züge dieſer Frau eine gewiſſe Entſchloſſenheit aus, keinem Unglück, wenigſtens im Aeußern, unterliegen zu wollen, und die Hoheit und Kälte in ihrem Weſen ſchien Empfindungen eher abweiſen, als erwiedern zu wollen. In den wenigen Augenblicken aber, wenn ſie ſich zu vergeſſen und einem Eindruck rückſichtlos hingegeben ſchien, dann ſchwand Kälte, Stolz, Hoheit aus ihren Mienen, wie ein Nebel vor dem heitern Himmel, hinweg, und Liebe, Güte und Milde ſprachen aus den dunkeln Augen, und ſpielten als wehmüthiges Lächeln um den ſchönen Mund. In ſolchen Augenblicken ſchien ſie viel älter zu ſein, als in ihrem gewöhnlichen Zuſtande, und doch auch zugleich viel ſchöner. Die Gräfin hatte während des Geſanges ihre junge Freundin eben ſo aufmerkſam, als St. Julien betrachtet, und niemals war ihr die ſeltne Schönheit und Anmuth dieſes lieblichen Weſens ſo aufgefallen, als dieſen Abend. Sie erſchien ihr in ihrer friſchen, eben aufblühenden Jugend wie eine zarte junge Roſe, die bewußtlos ihre Schönheit nach und nach dem Strahl der Morgenſonne entfaltet. Auch St. Julien war ein Gegenſtand ihrer Beachtung geweſen, und ſie mußte ſich geſtehen, daß, obgleich ſeine Gegenwart ſchmerzliche Erinnerungen in ihrem Herzen erregte, ſie doch auch zugleich wohlthätig wirkte. Sie betrachtete mit Rührung die

geliebten Züge, die in ihr das Bild eines andern Wesens hervorriefen, und sah mit Wohlgefallen die Glut der Empfindung in den großen braunen Augen, deren Feuer doch durch die Krankheit gemildert ward, und er erschien ihr, ihrer frischen jungen Rose gegenüber, wie eine Blüthe unter einem heißerem Himmel entsprossen, noch ungewohnt der rauheren Luft, die deßhalb krank und welk noch schmachtete, und nicht die Pracht der Farben zu entfalten vermochte.

Diese Träume wurden unterbrochen durch den von Heimburg zurückkommenden Grafen; er vermehrte die Gesellschaft, aber ohne die Unterhaltung durch seine Gegenwart zu beleben; ein seltner Ernst ruhte auf seiner Stirn, und die Worte, mit denen er St. Julien seine Freude darüber bezeichnete, ihn so weit hergestellt zu finden, daß er sein Zimmer verlassen könne, erschienen diesem kurz und kalt. Die Gräfin that einige Fragen an den Grafen, die ausweichend beantwortet wurden; St. Julien glaubte, daß seine Gegenwart eine freie Mittheilung hindere, und stand deßhalb auf, um sich nach seinem Zimmer zurück zu ziehen. Des Grafen Theilnahme kehrte wieder, als er die Ermattung des jungen Mannes und seinen noch hülflosen Zustand bemerkte. Er bot ihm die Hand, um ihm aufstehen zu helfen, und sagte mit etwas gezwungenem Lächeln: Da Ihre Kräfte zunehmen, und Sie sich bald wieder frei werden be-

wegen können, so werde ich Ihnen Ihr Ehrenwort abnehmen müssen, das Schloß nicht ohne meine Einwilligung zu verlassen, um nicht mit Ihren Landsleuten sich gegen uns zu vereinigen.

Welch ein ohnmächtiger Feind ich sein würde, sagte St. Julien scherzend, bemerken Sie wohl selbst, da ich mich ohne fremden Beistand noch nicht einmal aufzurichten vermag. In vollem Ernst, sagte der Graf zwar höflich, aber sehr bestimmt, ich muß Sie bitten, mir Ihr Ehrenwort zu verpfänden, daß Sie sich hier bei mir völlig wie ein Kriegsgefangener betrachten, folglich ohne meine bestimmte Einwilligung das Schloß nicht verlassen wollen; auch auf den Fall nicht, setzte er finster hinzu, daß Ihre Landsleute uns hier besuchen und Ihnen das Anerbieten machen sollten, sie zu begleiten.

St. Julien sah den Grafen mit Verwunderung an, bemühte sich dann, kalt und ernst, die Hand des verwundeten rechten Armes zu erheben, um sie dem Grafen zu reichen, und verpfändete förmlich und feierlich seine Ehre dafür, daß er sich als Gefangener betrachten und das Schloß nicht ohne Erlaubniß des Grafen verlassen wolle. Beide verbeugten sich gegeneinander und St. Julien noch besonders gegen die Frauen; er versuchte es dann sich nach der Thür zu bewegen; Emilie zog rasch und ängstlich die Klingel; Dubois,

der im Vorzimmer gewartet hatte, trat ein und führte seinen Pflegebefohlenen nach dem einsamen Krankenzimmer zurück.

Was ist vorgefallen? fragte die Gräfin mit Besorgniß, sobald der junge Mann das Zimmer verlassen hatte; was kann Sie in dem Grade verstimmt haben?

Ganz Schlesien ist in den Händen der Feinde, sagte der Graf finster, alle Festungen ergeben sich, das ganze Land ist nun eine Beute der Franzosen. Sie müssen landeseingeborne Führer haben, kein Thal, keine Schlucht bleibt verschont, und ungeheure Erpressungen drücken das ganze Land.

Haben Sie diese üblen Nachrichten durch den Baron Löbau erfahren? fragte die Gräfin.

Ihre Wahrheit ist leider nicht zu bezweifeln, sagte der Graf, obgleich ich sie von ihm habe. Ich fand in Heimburg mehrere Herren vom benachbarten Adel versammelt; man wollte sich berathen, aber man sah bald ein, daß man gezwungen sein würde, den Umständen gemäß zu handeln, folglich keine Beschlüsse im Voraus fassen könne, und die Gesellschaft, die sich versammelt hatte, um zu berathschlagen, vereinigte sich, da sie nichts Besseres thun konnte, zu einem so kleinmüthigen gemeinschaftlichen Jammern und Klagen, daß ich dadurch um alle Geduld gebracht wurde. Endlich bemerkte mir ein Herr aus der Gesellschaft, daß,

wenn die Franzoſen auch mir einen Beſuch machen ſollten, ſie dann wohl ihren Kameraden mit ſich nehmen würden, den ich ihnen ſo menſchenfreundlich erhalten habe. Die Phyſiognomie des Menſchen, der dieſe Bemerkung machte, war ſo einfältig, daß ich kaum glaube, er hat etwas Boshaftes gemeint, aber ich wurde durch ſein Geſchwätz daran erinnert, daß ich, um hier St. Julien beſſer zu verpflegen, als es im Hospital geſchehen ſein würde, und um ihn nicht der Gefahr auszuſetzen, auf dem Wege dahin umzukommen, mich ſelbſt verpflichtet habe, ſobald es von der Regierung gefordert würde, ihn als Kriegsgefangenen zu ſtellen, und nahm ihm deßhalb das Ehrenwort ab, uns nicht zu verlaſſen, da er es gewiß bald erfährt, daß ſeine Freunde in der Nähe ſind.

Die Nachrichten, die der Graf den Frauen mittheilte, waren wohl geeignet, Unruhe zu erregen, und nachdem nun Mehreres darüber hin und her geſprochen war, wurde man darüber einig, daß es allerdings möglich ſei, auch hier von den Feinden beunruhigt zu werden, ob man gleich früher das Gegentheil gehofft hatte. Der Graf ſchlug den Frauen vor, ſich wo möglich zu entfernen und ſich nach Prag zu begeben, wenn noch Wege dahin offen ſein ſollten. Die Gräfin aber weigerte ſich beſtimmt ihn zu verlaſſen und verſicherte, daß ſie das Drückendſte mit ihm weit leichter, als die Ungewißheit in der Ferne ertragen würde.

Der Graf hatte es der Gräfin ungern vorgeschlagen, ihn zu verlassen, es war ihm ein Bedürfniß, in ihrer Gesellschaft zu leben. Er hielt es aber für seine Pflicht, ihr die Wahl zu überlassen, ob sie an einem entfernten Orte ohne ihn der Unruhe und möglichen Gefahr ausweichen, oder Beides mit ihm theilen wollte. Dankbar nahm er es daher an, als sie seinen Wünschen gemäß entschied. Daß Emilie blieb, war die natürliche Folge vom Entschlusse der Gräfin, denn diese war ihre einzige Stütze in der freundlosen Welt, und nicht allein Dankbarkeit, sondern auch innige Neigung fesselte sie an die Frau, die ihr seit Kurzem um so viel theurer geworden war, und die sie von Vielen verkannt glaubte.

Nach und nach war man, wie es immer geschieht, ruhiger geworden, nachdem man die Gefahr von allen Seiten betrachtet hatte; man sprach über mancherlei Vorsichtsmaßregeln, die anzuwenden wären; man entschloß sich, den größten Theil des Silbergeschirres und alle Sachen von bedeutendem Werthe zu verbergen, um den bevorstehenden Verlust so gering als möglich zu machen, denn man erwartete nichts Anderes, als Raub und Plünderung, von den feindlichen Truppen.

Emilie zitterte innerlich vor der Gefahr, doch ließ sie nur wenig von der heftigen Furcht merken, von der sie befallen war, theils, weil sie nicht für kindisch gehalten werden

wollte, theils, weil ſie beſorgte, die Gräfin möchte ſie von ſich entfernen und irgend wohin in Sicherheit bringen wollen, wenn ſie ihre Unruhe bemerkte. Während ſolcher trüben Gedanken und Geſpräche war es ſpät geworden, als der Arzt mit ſeinen gewöhnlichen ſtarken und raſchen Schritten ſich dem Zimmer näherte, und ganz erhizt eintrat.

Nach den erſten flüchtigen Begrüßungen rief er dem Grafen zu: Haben Sie das Unglück ſchon erfahren? Die Franzoſen ſtehen vor Breslau, das ganze Land iſt in ihren Händen.

Woher haben Sie die Nachricht? fragte der Graf, und Emilie heftete ihre Augen ängſtlich auf den Arzt.

Ich war beim Herrn Pfarrer, erwiederte der Doktor Lindbrecht, da kam ein Verwalter aus der Nähe, ich weiß nicht, wie das Gut heißt, ich habe mich auch nicht darum bekümmert, wie der ſchlechte Menſch heißt, kurz, der kam von einer Reiſe aus der Gegend zurück und brachte die Nachricht. Er war ſelbſt mit Mühe der Gefahr entgangen, ſeine Pferde zu verlieren, wie er ſagte. Ich wollte, er hätte ſie verloren, der Schurke, und die Ohren dazu. Aber er wird ſobald nicht wieder den Herren Pfarrer beſuchen, hoffe ich. Wir haben ihm beide unverholen unſere Meinung geſagt, der Herr Pfarrer ſowohl, als ich; er eilte auch zum Hauſe hinaus, als wenn ihn der böſe Feind vertriebe.

Wie? sagte der Graf verwundert, weil er die Nachricht brachte, daß die Feinde vor Breslau stehen? Was konnte Sie oder den Herren Pfarrer darin beleidigen?

Nicht deßwegen, rief der Arzt mit Heftigkeit, was gehen mich die Feinde weiter an, nicht der Franzosen wegen, die vor Breslau stehen, sondern um des armen Menschen Willen, den ich hier im Hause wieder herzustellen suche.

Was sagte er denn von dem? fragte der Graf mit einiger Spannung, kannte er ihn, wußte er etwas von seinen Verhältnissen?

Nichts wußte der elende Mensch, rief der Arzt mit Erbitterung, Lügen, Verläumdungen verbreitete er von dem Kranken, von mir, von Ihnen.

Was konnte er sagen? fragte der Graf mit erhöhter Verwunderung. Denken Sie, rief der Arzt mit funkelnden Augen und vor Zorn glühenden Wangen, er kannte mich nicht, er wußte nicht, wer ich bin, und hatte deßhalb die Frechheit, in meiner Gegenwart zu erzählen, bei Ihnen hier auf dem Schlosse würde ein französischer Spion unterhalten, der alle Wege auskundschaftete, der von hier aus den Feinden alle Nachricht zukommen ließe, um so durch Ihren Beistand das Land ins Verderben zu bringen.

Die Behauptung ist lächerlich, sagte der Graf mit Verachtung. Schändlich ist sie, rief der Arzt. Ein Mensch, der

in einem so elenden Zustande war, daß er Wochenlang nicht sprechen, ja beinah kein Glied rühren konnte, der soll ein Spion sein. Sie, der Sie aus Menschenliebe sich dieses Unglücklichen annahmen, sollen ihn bei sich haben, um durch ihn mit den Feinden zu unterhandeln, und ich, der ich meine Wissenschaft, meine besten Kräfte anwende, um einen Menschen dem Rachen des Todes zu entreißen, werde dafür als ein Landesverräther betrachtet.

Geben Sie sich zufrieden über das unsinnige Geschwätz des Pöbels; vernünftige Menschen werden uns Allen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, sagte der Graf mit scheinbarer Ruhe. Es wäre aber gut, fügte er hinzu, wenn Sie Herren St. Julien dergleichen verschwiegen, es könnte ihn aufreizen, kränken.

Was denken Sie von mir? fragte der Arzt beleidigt, halten Sie mich für so roh and unwissend? Jede Kränkung muß ihm schaden, und bei seiner Jugend muß man sich doppelt hüten. Ein solcher Feuergeist könnte darauf kommen, uns keinen Schaden zufügen und das Schloß verlassen zu wollen, ehe er hergestellt ist. Sorgfältig muß ihm darum Alles verborgen werden, was ihn auf solche Gedanken bringen könnte. Ich will darum meinen Zorn verrauchen lassen und dann auch gleich sehen, wie er sich befindet.

Die Frauen erzählten nun dem Arzte, daß der junge

Mann einige Stunden in ihrer Gesellschaft zugebracht habe, und Emilie bemerkte mit Theilnahme, daß er noch sehr schwach sei und noch ein sehr krankes Ansehen habe.

Wenn er sich nur nicht durch zu langes Aufsitzen geschadet hat, rief der Arzt, die Jugend kennt kein Maß, und wenn nur die Stunden angenehm hingebracht werden, so kümmert sich so ein Kranker wenig darum, wie viele Sorgen er seinem Arzte verursacht. Nun, ich werde gleich sehen, welche Folgen sein Besuch gehabt hat. Er wollte sich nach dieser Erklärung entfernen, kehrte aber schnell in der Thüre wieder um und wendete sich hastig an den Grafen, der indessen nachdenkend auf und ab gegangen war. Beinah, rief er, hätte ich einen Auftrag vergessen; der Herr Pfarrer hat mir dieß Briefchen für Sie gegeben, und ich Dummkopf hätte es beinah aus Zerstreuung bei mir behalten, statt es Ihnen einzuhändigen. Er reichte mit diesen Worten dem Grafen ein kleines Billet auf ziemlich grobem Papier, nach des Pfarrers gewöhnlicher Weise in höchster Kürze, ohne alle Zierlichkeit abgefaßt, ja selbst ohne Beachtung der Formen, die Höflichkeit und Sitte sonst gewöhnlich dem Menschen vorschreiben. Der wörtliche Inhalt desselben war dieser: Statt des Titels:

P. P.

Morgen um halb neun Uhr werde ich mit dem alten

Lorenz bei Ihnen ſein. Er wird die Urkunde wiederſchaffen. Ich bitte alſo, den Schlüſſel zum Archive und die verſprochenen hundert Dukaten bereit zu halten.

Seefeld,
Prediger zu — —.

Der Graf war freudig überraſcht durch den glücklichen und ſchnellen Ausgang einer Sache, die ihm ſo viele Sorgen verurſacht hatte, zugleich aber ein wenig beleidigt durch die unhöfliche Form, in welcher ihm dieſer glückliche Ausgang gemeldet wurde, und indem er anerkannte, welchen wichtigen Dienſt ihm der Pfarrer geleiſtet habe, beſchloß er doch zugleich, die nächſte Gelegenheit wahrzunehmen, wenn er etwas Bedeutendes für den Geiſtlichen thun könne, um ſich von der Laſt der Dankbarkeit zu befreien, die ihm nach des Pfarrers Gemüthsart drückend zu werden drohte.

Der Arzt verfügte ſich nun zu ſeinem Kranken, er fand deſſen Puls fieberhaft, ſeine Wunden gereizt, kurz ſeinen Zuſtand auf alle Weiſe verſchlimmert, und ſchrieb dieß Unglück dem zu langen Aufſitzen und einer zu lebhaften Unterhaltung zu. Es iſt ganz ſo, wie ich es mir gedacht habe, rief er mehrere Male hintereinander und befahl dem alten Haushofmeiſter künftig darüber zu wachen, daß Herr St. Julien nicht lange in Geſellſchaft bleibe und in den nächſten

zwei, drei Tagen das Zimmer gar nicht verließe. St. Julien schwieg. Er ließ sich mit dem Arzte in keinen Streit über die Ursache seines verschlimmerten Zustandes ein, er ließ sich alle seine Verordnungen gefallen und gab sehr gern das Versprechen, sein Zimmer in den nächsten Tagen nicht zu verlassen. Wenn Sie wollen, sagte er mit einiger Bitterkeit, so will Ihnen versprechen, Monate lang mich hier einzuschließen, bis zum Frieden, wenn Sie es verlangen. Gott behüte, sagte der Arzt, nur so lange, bis Ihr Puls wieder ruhig geht, bis Sie ohne Gefahr Sich dem Vergnügen der Gesellschaft überlassen können; dann, im Gegentheil, werde ich Ihnen Zerstreung sehr anempfehlen, denn Sie werden schwermüthig und das darf nicht sein, das hindert die Genesung.

Da St. Julien den Wunsch zu schlafen äußerte, so zog sich der Arzt zurück, indem er bemerkte, der Schlaf sei Balsam, den die Natur in alle Wunden träufle, und der am Besten die gereizten Nerven beruhige. Er ging; aber St. Julien war weit davon entfernt, die Wohlthat des Schlafes zu genießen; alle Bilder, die der heutige Tag ihm gezeigt hatte, gingen noch einmal vor seiner Seele vorüber, und er wiederholte sich innerlich alle Worte, die zu ihm waren gesprochen worden. Von Neuem setzte ihn der seltsame Empfang der Gräfin in Erstaunen, und von Neuem fühlte er

ſich von der edeln Geſtalt angezogen und gerührt von der Güte, die ſie ihm gezeigt hatte.

Von Neuem entzückten ihn die ſüßen Töne, die Emiliens Lippen entſchwebten, und lebendig ſtand ſie vor dem Auge ſeiner Seele; er fühlte den Blick der blauen Augen im Herzen, er ſah die ſchlanke Geſtalt in allem Reiz der anmuthigſten Jugend, aber er fühlte auch ſchmerzlich die Härte, die Kälte, mit welcher der Graf ihn zum erſten Male verwundet hatte. So bin ich denn hier nichts, klagte er innerlich, als ein gefangener Feind, der ſo lange mit Schonung behandelt wurde, als er ein Gegenſtand des Mitleids war, und der, kaum dem Grabe entriſſen, Mißtrauen und Zweifel erregt; ſo ſchnell iſt die Theilnahme verſchwunden, daß mich der Graf im erſten Augenblicke, in dem er mich außerhalb des Bettes erblickt, mit Härte an meine Gefangenſchaft erinnert. Hätten ſie mich an dem unglücklichen Tage im Walde ſterben laſſen, ſo wäre ich nun frei. Er tadelte ſich ſelbſt über dieſe Gedanken und beſchuldigte ſich der Undankbarkeit; indem er ſich die Güte des Grafen vergegenwärtigte, blieb ihm der Gedanke höchſt quälend, daß er eigentlich nackt in deſſen Hauſe aufgenommen worden war, und er Alles, von den dringendſten Bedürfniſſen des Lebens an, bis zu den überflüßigen Dingen, die ein in Wohlhabenheit erzogener Menſch ſo ſchwer entbehrt, der Güte des Grafen verdankte,

und daß er dieſe Güte nicht mehr ſo unbefangen [illegible] könne, ſeitdem er, wie er glaubte, ſo unfreundlich behandelt worden war. Er ſeufzte tief, und dieſe Seufzer und die unruhige Bewegung belehrten den Haushofmeiſter, daß er nicht den ruhigen Schlaf gefunden hatte, den der Arzt als ſo heilſam pries.

Der alte Dübois näherte ſich behutſam dem Lager, und indem er leiſe den Vorhang des Bettes aufhob, ſah er zu ſeinem Schrecken das Geſicht des Kranken in Thränen gebadet. Um Gottes Willen, rief er, was iſt Ihnen begegnet? Was kann Sie ſo erſchüttern? Bedenken Sie Ihren Zuſtand und ſchonen Sie Ihr Leben. St. Julien ſchämte ſich ſeiner Schwäche und ſagte, indem er die Thränen von den bleichen Wangen trocknete: Sie ſehen, lieber Dübois, die lange entkräftende Krankheit macht mich ſo ſchwach, wie ein Kind. Ich weine, indem ich an meine Mutter denke und mir ihren Jammer vorſtelle, da ſie ſo lange nichts von mir erfahren hat und nach der Art, wie ich aus dem Regiment verſchwunden bin, wenn dieſe Nachrichten zu ihr gekommen ſind, mich getödtet glauben muß.

Dübois hatte ſchon einige Male verſucht, das Geſpräch darauf zu lenken, wie der junge Mann im Walde gefunden worden war, und hatte von ihm zu erfahren gewünſcht, Wer ihn nach dieſem eſamen Platz verlockt habe, und weß-

halb man ihn habe ermorden wollen; aber immer war St. Julien diesem Gespräche ausgewichen, und der Haushofmeister war viel zu höflich, als daß er ihm eine Antwort hätte abdringen sollen. Auch dieß Mal bemühte er sich etwas Näheres über diesen Gegenstand zu erfahren. St. Julien wich nicht, wie gewöhnlich, dem Gespräch aus, sondern sagte mit milder, aber ernster Stimme: Sie haben mir so viel Gutes erwiesen, daß ich Ihnen undankbar erscheinen muß, wenn ich nicht offen mit Ihnen spreche, aber selbst auf diese Gefahr hin muß ich über eine Sache schweigen, die nicht mich allein angeht, und ich bitte Sie, mich so wenig als möglich an diesen unglücklichen Tag zu erinnern.

Diese wenigen Worte waren hinlänglich, um die Lippen des gutmüthigen, wohlerzogenen Haushofmeisters auf ewig über diesen Gegenstand zu schließen, und er wollte sich vom Lager des Kranken zurückziehen, als dieser sich aufrichtete und ihn mit bewegter Stimme bat, einen Brief, den er ihm diktiren wollte, an seine Mutter zu schreiben. Ich kann nicht ruhig sein, sagte der Kranke, ehe sie nicht Nachricht von mir hat, und Sie wissen, in welchem Zustande mein Arm noch ist, ich darf noch nicht daran denken, selbst zu schreiben. Dubois setzte seine Brille auf, holte ein Schreibzeug herbei, legte Papier zurecht, und St. Julien diktirte ihm einen Brief, in dem sich die zärtlichste Liebe für seine Mutter aussprach.

Er meldete ihr, daß ein unglücklicher Zufall ihn betroffen habe, durch den er von der Armee getrennt sei, er sprach von seiner Verwundung und in so dankbaren Ausdrücken von der großen Hülfe, die er im Hause des Grafen gefunden, daß Thränen den Blick des Haushofmeisters verdunkelten, und er die Brille abnehmen mußte, um sich die Augen zu trocknen. Endlich, nachdem sich Dübois wieder erholt hatte und sein Amt als Schreiber von Neuem verwalten konnte, wurde dem Briefe noch die Bitte hinzugefügt, daß die Mutter des jungen Mannes Mittel finden möchte, ihm eine bedeutende Summe zukommen zu lassen, damit er nicht länger gezwungen wäre, von den Wohlthaten Anderer zu leben, wie edelmüthig sie ihm auch erwiesen würden. Dübois sah den Kranken verwundert an und legte die Feder einen Augenblick bei Seite; da aber St. Julien noch einmal die letzten Worte wiederholte, so schrieb der alte Mann sie gewissenhaft nieder, indem er kaum merklich mit dem Kopfe schüttelte. Als der Brief vollendet war, ließ der Kranke sich die Feder reichen, um mit höchster Anstrengung seinen Namen zu unterschreiben, und bat dann Dübois, den Brief dem Grafen offen zu überreichen, mit der Bitte, ihn an seine Mutter zu befördern; denn gewiß, sagte er, kann es einem so angesehenem Manne nicht schwer fallen, ein Mittel zu finden, dieß Schreiben auf irgend einem Wege

nach Frankreich zu befördern. Dübois verſprach ſeinen Wunſch zu erfüllen, und es ſchien, daß der Kranke nun ruhigen Vorſtellungen Raum gäbe, denn ſein bejahrter Freund bemerkte bald nach dieſem Geſpräche, daß er entſchlummert war.

IX.

Der Graf hatte den Schlüſſel des Archivs ſowohl, als eine Rolle mit hundert Dukaten an Dübois abgegegeben, um ſie dem Pfarrer ſogleich beim Eintritte in das Schloß einzuhändigen, und der Haushofmeiſter ſaß deßwegen des andern Morgens am Fenſter und wartete auf die Ankunft des Geiſtlichen, um ſeinen Auftrag auszurichten. Es war noch nicht neun Uhr, als die kleine, leichte, aber nichts weniger als zierliche Equipage deſſelben in den Hof rollte, und er ſelbſt mit der Pfeife im Munde abſtieg und verdrießlich durch das offene Thor auf den Weg hinausſchaute. Er hatte nicht lange wartend geſtanden, als dieſelbe Equipage, worin Herr Lorenz den Pfarrer vor einiger Zeit beſucht hatte, durch daſſelbe lahme Pferd auf den Hof geſchleppt wurde, gegen welche der Wagen des Geiſtlichen ein prächtiges Anſehen gewann, als nun beide neben einander hielten.

Indeß Lorenz die Schnüre auflöſte und ſo die Thüre ſeines Wagens öffnete, hatte ſich Dübois dem Pfarrer genäherte und ihm Geld und Schlüſſel, ſeinem Auftrag, gemäß,

eingehändigt; dieser steckte beides ein und befahl dann mit lauter Stimme, seine Pferde abzuspannen und sie nach dem Stall zu führen, dagegen ermahnte Lorenz den Bauer, der ihm zum Kutscher diente, sich bereit zu halten, damit er nach wenigen Augenblicken wieder fahren könne. Wir wollen eine halbe Stunde von hier füttern, setzte er mit leiser Stimme hinzu, dort ist eine gute Schenke, wo wir uns auch selbst eine Güte anthun können. Der Bauer war es gern zufrieden. Des Pfarrers Pferde waren abgespannt, und dieser rief nun dem alten Lorenz zu, er solle kommen und sein Versprechen erfüllen.

Beide stiegen nun die große Treppe hinauf, der Pfarrer mit einem Ausdruck von Verachtung gegen Lorenz im Gesicht, und dieser mit Seufzern, die ihm die Erinnerung erpreßte, wie er sonst dieß Schloß beinah als sein Eigenthum betrachtet hatte; die glänzenden Tage gingen schnell vor den Augen seines Geistes vorüber, wo sonst zuweilen der Pfarrer als sein Gast auf dieser Treppe von ihm war bewillkommnet worden, dem er nun so demüthig und mit so bösem Gewissen folgte. Sie hatten das Archiv erreicht, und der Geistliche war mit dem ehemaligen Kastellan eingetreten, nachdem er die Thüre geöffnet hatte. Lorenz blickte ihn befremdet an und sagte: „Ich hatte mir ausgemacht, hier allein und ungestört zu suchen.“ Der Pfarrer verschloß

gleichgültig von innen die Thür, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ſagte dann ſehr gelaſſen: meine Gegenwart wird Sie nicht ſtören, ich werde hier ruhig am Tiſche ſitzen bleiben und das verſprochene Geld aufzählen, damit Sie es gleich in Empfang nehmen können, ſobald Sie mir die Urkunde einhändigen. Er fing dies Geſchäft auch ſogleich an, und die hundert Dukaten waren aufgezählt, ehe Lorenz noch wußte, was er thun ſollte, ob er auf die Entfernung des Geiſtlichen dringen oder in deſſen Gegenwart ſeine Schelmerei ausüben ſolle. Der Glanz des Goldes, der ihm in die Augen leuchtete, beſtimmte ihn zu letzterem, und er näherte ſich entſchloſſenen Schrittes den Schränken, worin die Urkunden aufbewahrt wurden, aber eine neue Verlegenheit machte, daß er gedankenvoll ſtehen blieb; er ſah die Schränke aufgeräumt, alle Schriften darin in der beſten Ordnung, er begriff nicht, wie er den Schein retten ſollte, und ſah auch keine Möglichkeit ſich zurückzuziehen, ohne vorher ſein Verſprechen erfüllt zu haben. Ein Blick auf das funkelnde Gold, das eben recht in den Sonnenſtrahlen glänzte, die durch ein hohes Fenſter grade auf den Tiſch fielen, gab ihm neuen Muth, und er näherte ſich herzhafter einem der Schränke. Der Pfarrer bewachte mit den Augen alle ſeine Bewegungen. Lorenz blätterte ein wenig in den Papieren, hob einige Pergamente auf und legte ſie wieder nieder, trat

dann ein wenig von dem Schranke zurück, und ſagte mit gepreßter Stimme: Ei, was liegt denn hier? Er bückte ſich tief auf den Boden, und der Pfarrer ſah deutlich, wie er ungeſchickt mit zitternden Händen die Urkunde aus dem Buſen zog und dann that, als habe er ſie zwiſchen dem Schranke und der Wand hervorgezogen. Was finde ich hier? rief er mit erleichterter Bruſt und reichte dem Pfarrer, der zu ihm getreten war, die Schrift hin.

Der Geiſtliche nahm ſchweigend das Dokument, um es ſchnell durchzuſehen, ob es das Geſuchte und ob es auch vollſtändig ſei. Lorenz hatte ſich nun völlig gefaßt und ſagte in ſeinem gewöhnlichen, heuchleriſchen Tone: Gott ſei gedankt, der mich das Geſuchte hat finden laſſen und nicht hat zugeben wollen, daß der Name eines alten, redlichen Dieners der Verläumdung Preis gegeben würde. Er vergebe denen, die leichtſinnig ihre Augen nicht gehörig brauchen, und wenn ſie dann nicht finden, was ſie ſuchen, redliche Greiſe verläſtern.

Der Pfarrer hatte ſich während dieſer Rede vollkommen überzeugt, daß er die Schrift in ſeinen Händen hielt, an deren Beſitz dem Grafen ſo viel liegen mußte; er faltete ſie zuſammen, ſteckte ſie in den Buſen, und nachdem er den Rock ſorgfältig zugeknöpft hatte, ſah er dem alten Sünder

mit Zorn und Verachtung in die Augen, der diesen Blick nicht ertragen konnte, sondern schüchtern vor sich nieder blickte. Glauben Sie, hub der Geistliche nach einem augenblicklichen Stillschweigen an, daß ich so blödsinnig bin, mich von Ihnen täuschen zu lassen? Glauben Sie, daß ich nicht gesehen habe, wie Sie die Urkunde aus dem Busen zogen, die sie mich nun bereden wollen, hier gefunden zu haben? Hätten sie nicht verdient, daß der Graf Sie für Ihren schändlichen Diebstahl den Gerichten überlieferte und Sie der öffentlichen Schande Preis gäbe? Können Sie es vor Gott verantworten, daß Sie einen Herren zu Grunde richten wollten, dessen Brod sie funfzig Jahre gegessen haben, auf dessen Kosten Sie sich verheirathet und Ihre Kinder erzogen haben, und der trotz Ihrer Schlechtigkeit Erbarmen mit Ihrem Alter hat und Sie weder der Schande, noch dem Mangel Preis geben will? Denken Sie nicht daran, alter Sünder, daß Ihr grauer Scheitel bald von der Erde bedeckt im Grabe ruhen wird, daß Sie dann vor Gott stehen und Rechenschaft von Ihrem Sünderleben geben müssen?

Herr Pfarrer, stammelte der ehemalige Kastellan, wollten Sie mir Ihr Wort brechen, wollen Sie mich zu Grunde richten?

Nein, elender Mensch, rief der Pfarrer mit großer Verachtung, nehmen Sie Ihr durch Diebstahl und Betrug

gewonnenes Gold und eilen Sie, Sich aus dem Hause zu entfernen, dessen Bewohnern Sie so vielen Dank schuldig sind und so schändlichen Undank gezeigt haben. Der Geistliche öffnete die Thüre, indem er diese Worte sagte. Lorenz raffte mit gierigen und doch vor Furcht zitternden Händen das Gold zusammen, und war so eilig, sich zu entfernen, daß er Hut und Stock vergaß, und der Pfarrer ihm beides durch einen Bedienten nachschicken mußte.

Fahre nur so schnell Du kannst, flüsterte Lorenz dem Bauern zu, indem er die Thüre seines Wagens zuband, nach der Schenke, nach Krumbach, ich bin ganz schwach geworden und brauche eine Stärkung. Der Bauer war gern dazu bereit, und so schnell das lahme Pferd es vermochte, verließ der ehemalige Kastellan das Schloß, mit dem Vorsatze, es nie wieder zu betreten.

Der Arzt hatte den Morgen seinen Kranken besucht und ihn zwar ohne Fieber, aber äußerst mißmüthig und niedergeschlagen gefunden; er gab sich Mühe ihn zu zerstreuen und fing an ihm Mancherlei aus seinem Leben, von seinen wunderbaren Schicksalen zu erzählen. St. Julien achtete aber nicht darauf; er erbot sich, dem verwundeten Officier die merkwürdige Krankengeschichte eines Schneiders vorzulesen, die in der neuesten medicinischen Zeitschrift enthalten sei, und war erstaunt, als sich St. Julien diese Unterhaltung ziem-

lich trocken verbat. Er griff zu ſeinem lezten Hülfsmittel und bot ihm an, eine Partie Schach mit ihm zu ſpielen, aber auch dieſer Verſuch mißglückte, denn der junge Mann verſicherte, er habe nicht die mindeſte Luſt zum Spielen. Was ſoll ich denn aber dann mit Ihnen anfangen? ſagte der Arzt, Sie werden mir meine ganze Kur verderben mit Ihrer Schwermuth. Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſal, ſagte der Kranke verdrüßlich. Das geht nicht, rief der Arzt, das wäre gegen meine Pflicht; ich muß Alles thun, um Sie wieder herzuſtellen, und Sie hindern durch Ihre Traurigkeit die Geneſung. Ich bin nicht traurig, verſicherte St. Julien mit einem tiefen Seufzer, ich fühle mich nur ſchwach, und wünſche Ruhe und Einſamkeit.

Nachdem der Arzt noch einige Verſuche gemacht hatte, den Kranken auf ſeine Weiſe zu erheitern, die ſämmtlich mißglückt waren, mußte er ihn endlich, wie er ſagte, ſeinem Eigenſinne überlaſſen, weil er noch andere Kranke zu beſuchen habe, denen er ſeinen Beiſtand auch nicht entziehen dürfe. Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo fragte St. Julien den Haushofmeiſter mit einiger Heftigkeit, ob er dem Grafen ſchon den Brief an ſeine Mutter eingehändigt, und ob dieſer ihn zu beſorgen verſprochen habe.

Ich habe den Grafen ſeit geſtern Abend noch nicht wiedergeſehen, antwortete Dübois, und kann ihn auch jezt nicht

ſprechen, da er ſich mit dem Herrn Pfarrer in ſein Kabinet verſchloſſen hat; aber verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde ihm noch vor Tiſche Ihr Schreiben übergeben. St. Julien mußte mit dieſer Antwort zufrieden ſein, und Dúbois ſah es mit Betrübniß, daß er ſich in düſtere Träumereien verſenkte. Er verſuchte es einige Male eine Unterhaltung mit dem Kranken anzuknüpfen; da dieſer aber jedesmal kurz und einſylbig antwortete, ſo überließ er ihn endlich ſeiner düſtern Laune und ging, um im Vorzimmer des Grafen zu warten, damit er dieſem, ſobald ſeine Geſchäfte mit dem Geiſtlichen beendigt wären, den Brief überreichen könne, an deſſen Abſendung dem jungen Manne ſo viel zu liegen ſchien.

Der Graf hatte die Urkunde aus den Händen des Pfarrers erhalten, und da dieſer ſelbſt ſo viel Freude darüber zeigte, das Geſchäft glücklich beendigt zu ſehen und den Grafen von dieſer Sorge befreit zu haben, ſo gewann er in den Augen deſſelben durch eine ſo freundſchaftliche Geſinnung mehr, als er durch ſeine kurze und unhöfliche Art zu ſchreiben verloren hatte, und der Graf beſchloß von Neuem die guten Eigenſchaften des Pfarrers gehörig zu würdigen, ohne ſich durch die unangenehme Art, wie ſie ſich zu erkennen gaben, ſtören zu laſſen. Er entſchloß ſich alſo, ihm zu vertrauen und ſeinen Beiſtand in dieſer Sache ferner zu erbitten. Er theilte ihm den Wunſch mit, die Familien-Verhält-

niſſe des Verwandten, der ſich zu ſo unwürdigen Schritten hatte verleiten laſſen, genauer zu kennen, um beurtheilen zu können, ob eigene Bedrängniß ihn verleitet habe, oder ob er bloß durch Habſucht beſtimmt worden ſei. Im letzteren Falle, ſchloß der Graf, habe ich den Vorſatz, jedes Verhältniß mit ihm zu vermeiden, im erſteren aber erlaubt mir meine eigene Lage, da ich keine Kinder habe, Manches zu thun, was uns näher bringen und vielleicht uns beide beruhigen würde.

Es war dem Pfarrer nicht entgangen, daß der Graf ſeufzend die Bemerkung gemacht hatte, daß er keine Kinder habe, und er glaubte ſeine Vermuthung beſtätigt zu finden, daß er mit ſeiner Gemahlin nicht vollkommen glücklich lebte. Er verſprach aber ſeinen Beiſtand von ganzem Herzen und verpflichtete ſich ihm, in Kurzem genaue Nachrichten über die Lage ſeines Verwandten zu verſchaffen. Es konnte dieſer Auftrag dem Pfarrer nicht anders, als höchſt willkommen ſein, denn bei ſeiner Neigung, aller Menſchen Angelegenheiten zu erforſchen, ſtörte ihn oft der Vorwurf ſeines eigenen Gewiſſens, und er konnte ſich nicht abläugnen, daß eine ſolche Neugierde eines Geiſtlichen völlig unwürdig ſei, alſo war es ihm alle Mal eine große Beruhigung, wenn er ſeiner Neigung folgend, ſich zugleich ſagen durfte, daß er aus Menſchenliebe handle, daß er durch ſeine Nachforſchungen Frieden ſtiften, kurz, etwas Löbliches erreichen wolle. Beide verließen alſo,

sehr mit einander zufrieden, das Kabinet des Grafen und fanden, als sie sich nach dem Gesellschaftszimmer begeben wollten, im Vorgemache Dübois wartend, der mit seiner gewöhnlichen Ehrerbietung dem Grafen St. Juliens Brief reichte und ihn mit dem dringenden Wunsche des jungen Mannes bekannt machte. Der Graf faltete ein wenig verdrüßlich die Stirn und sagte: Ich werde den Brief nachher lesen, weil es Herr St. Julien wünscht, und dann ihn selbst darüber sprechen.

Der Pfarrer äußerte den Wunsch, den Kranken zu besuchen. Dübois machte ihn aber mit dessen trauriger Stimmung bekannt, die ihn den Wunsch hatte äußern lassen, allein und ungestört zu bleiben. Der Geistliche gab also für dießmal seinen Vorsatz auf und verfügte sich zum Arzt, um zu erfahren, ob dieser nichts von dem Kranken erforscht habe, das Licht geben könne über seine schreckliche Mißhandlung an der einsamen Stelle im Walde, wo man ihn gefunden hatte. Er verlor aber seine Zeit mit dem Arzte, denn dieser wußte ihm nichts mitzutheilen, als Krankengeschichten, die wenig Reiz für den Pfarrer hatten, und Klagen über St. Juliens eigensinnige Schwermuth, die dem Arzte tausend Besorgnisse erregte.

Unter solchen unerfreulichen Gesprächen waren die Stunden verflossen, und die Gesellschaft versammelte sich im Speise-

saale zur Mittagstafel. Wie es natürlich war in einer so verhängnißvollen Zeit, wendete sich das Gespräch bald auf die Begebenheiten des Tages. Verschiedene Meinungen wurden aufgestellt, manche Befürchtniß und manche Hoffnung ausgesprochen, Alle aber mußten sich darin vereinigen, daß die einzige Hoffnung, die man sich vernünftiger Weise erlauben dürfte, auf den Beistand der Russen gegründet sei. Was wird nun der alte Obrist Thalheim sagen, rief der Pfarrer, wenn er sieht, wie alle seine Behauptungen zu Schanden werden. Wie viel tausendmal hat er versichert, daß die französische Macht an der Preußischen scheitern werde; daß der Geist des großen Friedrichs noch in der Armee herrsche und sie unüberwindlich mache. Zwar er wird sich jetzt wohl wenig um die Festungen kümmern, die den Franzosen übergeben werden, da ihm übermorgen selbst Alles abgenommen wird, was er etwa noch besitzt.

Thalheim? fragte der Graf nachdenkend, der Name ist mir so bekannt, und ich kann mich doch nicht gleich erinnern, auf welche Weise.

Er selbst, erwiederte der Pfarrer, hat es früher oft erzählt, daß er ein Freund Ihres Herren Vaters gewesen sei. Ich erinnere mich, rief der Graf, bei dem Regiment, das in meiner Jugend in dieser Gegend in Garnison stand, diente ein Major Thalheim, der oft und lange ein Gast meines

Vaters war, und beide lebten auf einem sehr vertraulichen Fuße mit einander, sollte es derselbe sein? Gewiß, antwortete der Pfarrer, er hat es nachher bis zum Obristen gebracht und dann seinen Abschied genommen.

Und ist er in so bedrängten Umständen? fragte die Gräfin.

Er ist ganz zu Grunde gerichtet, erwiederte der Pfarrer, er soll ehedem ein artiges Vermögen gehabt haben, auch hatte er, da er sehr lange gedient hat, eine Pension, aber erstens hat er sich sehr spät, man kann sagen im hohen Alter, verheirathet, natürlich hat ihn die Frau nicht aus Liebe gewählt, er dagegen soll sie ganz thöricht geliebt haben; also hat er Alles gethan, was sie wollte, das hat ihm viel gekostet; dann bestand sein Vermögen in baarem Gelde, das hat er bei verschiedenen Handlungshäusern, die nach einander fielen, verloren; endlich wurde er Wittwer und besaß beinah nichts, als eine unmündige Tochter; nun kam er auf den traurigen Gedanken, ein kleines Gut, eigentlich einen Meierhof, zu pachten und verstand nichts von der Wirthschaft, doch ging es so lange, als er zuzusetzen hatte, nun ist er den Pachtzins schuldig geblieben, und das Gut ist ihm abgenommen, und wenn er übermorgen nicht bezahlt, so wird ihm das Wenige, was er an Mobilien besitzt, verkauft. Der Verwalter war gestern bei mir, der entweder das Geld empfangen oder ihm Alles, was er hat, abnehmen soll.

Mein Gott, das iſt eine entſetzliche Lage, ſagte die Gräfin, indem ſie den Grafen anſah.

Hat denn Niemand Mitleid mit dem alten unglücklichen Manne, ſagte Emilie, indem ſie die Augen bittend zum Grafen aufhob.

Ich glaube ſchwerlich, daß ſich Jemand ſeiner annehmen wird, bemerkte der Pfarrer, vorſchießen kann ihm Niemand, denn bei den jetzigen traurigen Zeiten wird ihm die Penſion nicht ausgezahlt, die er früher hatte, wovon ſoll er alſo wieder bezahlen, da er ſonſt gar nichts hat?

Deſto ſchrecklicher muß ja aber der Mangel ſein, mit dem er kämpft, erwiederte die Gräfin.

Gewiß, antwortete der Pfarrer, aber gewiſſer Maßen hat er es ſich auch ſelbſt zugezogen, daß ſich Niemand um ihn kümmert, denn je ärmer er wurde, je ſtolzer wurde er auch; je mehr er verlor, je mehr zog er ſich von den Menſchen zurück und wies jeden Rath ab, wurde durch jede freundſchaftliche Bemerkung beleidigt, Wer ſoll ihm alſo nun helfen, da er Niemandem vertraut hat?

Es iſt wunderbar, ſagte der Graf nachdenkend, daß nichts in der Welt ſo ſelten angetroffen wird, als Vertrauen, wahres uneingeſchränktes Vertrauen, ſelbſt unter den edelſten Menſchen, und am Seltenſten, fügte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, das Vertrauen, das dem Freunde die

Zerrüttung unſeres Vermögens zeigen möchte. Jeder Menſch ſchämt ſich der Armuth, und verbirgt kein Gebrechen ſo ängſtlich und ſorgfältig als dieß, ſo lange es irgend in ſeinen Kräften ſteht.

Die Wangen der Gräfin hatten ſich auffallend geröthet, als der Graf über Mangel an Vertrauen ſelbſt zwiſchen edeln Menſchen klagte, und dieſe Röthe war dem beobachtenden Geiſtlichen nicht entgangen. Sie richtete einen durchdringenden Blick auf den Grafen, der aber von dieſem nicht bemerkt wurde, und ſie wurde wieder ruhig, da es ſich deutlich erkennen ließ, daß der Graf dieſe Bemerkung ohne Nebenabſicht gemacht hatte, und es ſich beſonders aus dem Schluſſe ſeiner Rede ergab, daß ihn bloß die Lage des Obriſten Thalheim in dieſem Augenblicke beſchäftigte.

Ich glaube, ſagte ſie endlich, daß ſich nichts ſo leicht erklären läßt, als das Gefühl der Scheu, womit ein Menſch dem andern ſeinen Mangel verbirgt.

Ja wohl, rief der Pfarrer mit ſeiner gewöhnlichen vorſchnellen Art, es iſt eine erbärmliche Eitelkeit, für reich angeſehen ſein zu wollen. Ich glaube nicht, daß dieß der Grund iſt, erwiederte die Gräfin, ſondern vielmehr die Einbildung derer, an die man ſich wenden könnte, denn natürlich kann ſich der Mangel Leidende nur an Wohlhabende wenden, und die werden alle Mal ihren glücklichen Zuſtand als

die Folge ihrer Klugheit, ihres Fleißes oder ihrer Ordnung betrachten, und werden immer annehmen, daß ihrem leidenden Bruder eine dieser Eigenschaften oder auch alle fehlen.

Das ist aber auch gewöhnlich der Fall, fiel der Geistliche ein.

Sie beweisen die Richtigkeit meiner Bemerkung, sagte die Gräfin lächelnd. Aus dieser Ansicht folgt nun ganz natürlich, daß sich jeder Wohlhabende für klüger hält, als der Nothleidende ist, folglich mit der Hülfe, die er ihm leistet, zugleich eine gewisse Vormundschaft übernimmt und von dem, der seine Hülfe empfängt, fordert, er solle mit seinen Augen sehen, aus seinem Herzen fühlen und nach seiner Leitung handeln. Sagen Sie selbst, kann es für einen Menschen etwas Schmerzlicheres geben, als wenn er die Hülfe seiner Freunde so theuer erkaufen muß, daß er gezwungen ist, seine Einsicht, seinen Willen, seine Gefühle, seine Selbstständigkeit aufzugeben, und können Sie sich wundern, daß Jeder diesen traurigen Zustand so lange als möglich vermeidet? Könnten wie uns entschließen, mit den Augen unserer nothleidenden Freunde zu sehen, uns in ihre Lage zu versetzen, und unsere Hülfe ihnen nach ihrer Neigung und Einsicht zu gewähren, so daß wir ihnen nur die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen hülfen, die sie hindern, sich frei in ihrer eignen Bahn zu bewegen, statt daß wir ihnen jetzt höchstens

unter der Bedingung Beistand leisten, daß wir sie in die unsrige hinüber zwingen, dann, glaube ich, würde weder Vertrauen, noch Dankbarkeit in der Welt so selten angetroffen werden.

Der Geistliche verstand die Gräfin nicht recht, und machte nun bei sich aus, daß sie eine Neigung zur Schwärmerei habe. Dieß Wort war ihm ein Trost, denn Alles, was seiner Denkungsweise fremd war, was er nicht verstand, oder was ihm zuwider war, bezeichnete er mit diesem Ausdrucke und betrachtete es als eine Art von Seelenkrankheit. Er endigte also das Gespräch von Wohlthätigkeit, indem er sich an den Grafen wendete und sagte: es fällt mir eben ein, da wir heute über Ihre Verwandten sprechen, Ihr Vetter, der junge Graf Hohenthal, stand hier in der Nähe mit seiner Eskadron vor dem Ausbruche des Krieges, der ritt täglich zum alten Obristen, und beide schlugen die Franzosen wohl tausend Mal in Gedanken; die böse Welt sagte aber, fügte er lächelnd hinzu, daß der junge Rittmeister mehr um des schönen Fräuleins, als um des alten Obristen Willen so oft den Weg machte. — Ich glaube, der Rittmeister ist der einzige Sohn seines Vaters? fragte der Graf.

Ich weiß es nicht, sagte der Pfarrer lachend, aber daß Sie es nicht wissen, setzt mich in Verwunderung.

Ich bin seit mehr als zwanzig Jahren, erwiederte der

Graf, wenig mit meiner Familie in Verbindung geweſen, und natürlich können in einem ſolchen Zeitraume manche Mitglieder geboren ſein, von denen ich nichts erfahren habe.

Die Tafel wurde aufgehoben und dem Pfarrer gemeldet, daß ſeine Pferde angeſpannt ſeien, ſo wie er befohlen habe; er verließ alſo das Schloß, nachdem er dem Grafen noch einmal verſprochen hatte, ihm in kurzer Zeit alle Nachrichten über ſeine Verwandten zu verſchaffen, die ihm wichtig ſcheinen könnten. Der Graf las nun noch einmal St. Juliens Brief und verfügte ſich dann zu ihm, um, wie er verſprochen hatte, ſelbſt mit ihm über dieſe Angelegenheit zu ſprechen.

Er fand den jungen Mann noch in der ſchwermüthigen Stimmung, die ſich ſeiner ſeit dem Augenblick bemeiſtert hatte, als ihm der Graf erklärt hatte, er müſſe ſich als Gefangener betrachten; er hatte beſchloſſen, dieß im ſtrengſten Sinne zu thun und ſein Zimmer ſo wenig als möglich zu verlaſſen, und bekämpfte mit Schmerz die Sehnſucht, die ſich ihm im Herzen regte, die Gräfin und Emilie wieder zu ſehen. In ſeiner trüben Laune bemühte er ſich, Alles feindlich auszulegen, und ſo glaubte er, der Graf wolle ihn von den Frauen abhalten und habe ihn deßhalb in ihrer Gegenwart mit ſolcher Kälte behandelt. In dieſer trübſeligen Stimmung beantwortete er die Frage nach ſeinem Be-

finden, die der Graf an ihn richtete, so kurz und trocken, als es nur immer die Höflichkeit erlaubte; der Graf aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern sagte im väterlich milden Ton, indem er seine Hand faßte und sie wohlwollend drückte: Sie sind verstimmt und ich trage die Schuld Ihrer bösen Laune, ich habe sie verletzt, indem ich Sie mit Ihrer Lage bekannt machte, ohne die Schonung zu haben, Ihnen zu erklären, wodurch ich gezwungen bin zu fordern, daß Sie das Schloß nicht ohne meine Einwilligung verlassen wollen.

So trübe St. Julien auch gewesen war, so fest er sich eingebildet hatte, er sei vom Grafen gekränkt, beleidigt, erniedrigt worden, so schmolzen doch alle diese Empfindungen in wenigen Augenblicken hinweg, und der väterlich milde Ton der Stimme des Grafen rührte sein Herz, die Güte, womit dieser sich selbst Unrecht gab, beschämte den jungen Mann, und er erröthete über seine eigene Undankbarkeit. Ich hätte Sie daran erinnern sollen, fuhr der Graf fort, daß in diesen traurigen Zeiten des Krieges man oft selbst Schwierigkeiten findet, einander kleine Dienste zu leisten; ich hätte Sie nach den erlassenen Verordnungen eigentlich als Kriegsgefangenen nach einer Stadt senden müssen, in der sich eine bedeutende Besatzung befindet; Ihr Zustand erlaubte keine Reise, und ich erhielt die Erlaubniß für Ihre Genesung zu sorgen nur dadurch, daß ich mich verflichtete, Sie, so

bald es gefordert würde und Ihre Kräfte es erlauben, vor die Behörde zu ſtellen, die ein Recht haben würde, es zu verlangen. Seitdem hat ſich die Lage der Dinge geändert, damit hätte ich Sie bekannt machen müſſen; das Land iſt in den Händen der Franzoſen; ich muß erwarten, daß ich eben ſo wenig von ihrem Beſuch verſchont bleiben werde, als Andere, und es iſt natürlich, daß Ihre Freunde und Kameraden Sie auffordern werden, ihren Fahnen zu folgen; ich habe keine Macht es zu hindern, wenn Ihre Ehre Sie hier nicht feſſelt, und könnte alſo in dem Fall, wenn Sie mit den Franzoſen zögen, mein Wort nicht löſen. Wie nachtheilig dieß in der Folge für mich ſein würde, werden Sie einſehen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſchon jetzt unſinnige Geſpräche entſtehen, als ob ich mit den Feinden des Landes in Verbindung ſtände, und daß Sie als der Unterhändler bezeichnet werden. Meine Ehre fordert alſo, daß Sie mich für jetzt nicht verlaſſen, und darum verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in dem Augenblicke ſo unfreundlich dieſe Verbindlichkeit auflegte, wo ich mich ſelbſt durch manche trübe Nachrichten verſtimmt fühlte.

St. Julien ſah erſt jetzt den ganzen Umfang der Verbindlichkeiten ein, die er gegen den Grafen hatte; tief beſchämt durch ſein eigenes Unrecht und doch auch zugleich erleichtert im Herzen, blickte er erröthend zum Grafen auf und

sagte: Ich habe mich betragen wie ein unverständiger Knabe, ich fühle erst jetzt Ihre großmüthige Schonung, mit der Sie mich über alles Harte meiner Lage hinweg gehoben haben, und ich Thor gebe aus gekränkter Eitelkeit der übeln Laune Raum, wenn so ernsthafte Sorgen Ihr Herz bewegen.

Sie sind gegen sich selbst viel zu hart, sagte der Graf lächelnd. Ich weiß nicht, rief St. Julien, welch ein Gefühl Ihrer Schonung und Milde würdig erwiedern könnte.

Vertrauen, sagte der Graf, wahres freundschaftliches Vertrauen ist der schönste Beweis, daß unsere Freundschaft erkannt wird; darum beziehen Sie es nicht auf Sich, wenn Sie meine Stirn zuweilen finster sehen, und lassen Sie nicht solche Briefe schreiben, setzte er lächelnd hinzu, indem er ihm den Brief reichte, den St. Julien erröthend zurücknahm, die nichts weiter beweisen, als daß Sie mich mißverstanden haben. Ich sehe ein, fuhr er ernsthaft fort, daß Sie herzlich wünschen müssen, Ihrer Mutter Nachrichten von sich zu geben, aber Sie werden nun auch einsehen, daß ich es nicht unternehmen kann, in diesem Augenblicke Briefe nach Frankreich zu befördern. Ich fürchte aber, Sie werden bald Gelegenheit durch Ihre Landsleute finden.

Vergeben Sie mir mein thörichtes Betragen, sagte St. Julien, und ich will mich gern in alles Uebrige finden.

Beweisen Sie mir, daß Sie es aufrichtig bereuen, sagte der Graf gütig lächelnd, und lassen Sie mich wie einen Vater für Sie sorgen, ohne daß Sie sich meinen Einrichtungen widersetzen.

Welch ein Glück wäre es für mich, sagte St. Julien mit Thränen, wenn ich einen solchen Vater hätte, der meine Jugend leitete.

Und welch ein Glück wäre es, einen Sohn zu haben, wie Dich, sagte der Graf, indem die Empfindung ihn überwältigte und eine Thräne in seinem Auge schimmerte.

Lassen Sie uns nun Beide vernünftig sein, setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, und zeigen Sie mir, daß Ihre Empfindung für mich Ihnen Ernst ist. Sie haben von Ihrer Mutter eine Summe Geldes verlangt, es ist aber unmöglich, daß Sie jetzt Ihren Wunsch erfahren oder befriedigen kann, nehmen Sie also indessen von mir, was Sie mir ja später ersetzen können. Der Graf legte mit diesen Worten eine Rolle Gold auf den Tisch, und St. Julien fühlte, daß es ein roher Eigensinn sein würde, wenn er sich weigern wolle, es zu empfangen. Er dankte also einfach, aber herzlich, und nahm es als ein Darlehn an.

Fühlen Sie sich stark genug das Zimmer zu verlassen, sagte der Graf, so begleiten Sie mich zu unsern Damen; das wird Ihnen auf jeden Fall besser sein, als hier einsam

zu träumen, was der Arzt auch sagen mag. Freudig nahm St. Julien die Einladung an, der Graf bot ihm selbst den Arm und beide setzten sich nach dem Theezimmer in Bewegung zu Dübois frohem Erstaunen. Die Gräfin heftete einen wehmüthigen Blick auf Beide, als St. Julien, auf den Grafen gestützt, eintrat, und Emilie bewillkommnete sie mit unschuldiger Freude. Die Unterhaltung wurde lebhaft, man vergaß die gegenwärtige Zeit, und der Graf und St. Julien schienen sich mit jeder Minute einander mehr zu nähern, je mehr sich die Uebereinstimmung ihrer Denkungs- und Empfindungsweise offenbarte. Kunst, Poesie und Natur waren die über alle Parteiinteressen erhabenen Gegenstände des Gesprächs. Emilie mischte sich lebhaft in die Unterhaltung und entfaltete einen Reichthum des Geistes, einen Schatz von Kenntnissen, die den jungen Mann in Erstaunen setzten, weil er bei ihrer einfachen, beinah schüchternen Art sich zu betragen durchaus nicht auf die Vermuthung gekommen war, daß sie so unterrichtet sein könnte. Ohne Absicht von Emiliens Seite mußte er bemerken, daß sie alle neuern Sprachen verstand und die vorzüglichsten Werke in allen gründlich kannte; so weit aber war sie davon entfernt, aus Eitelkeit diese Gegenstände zu berühren, daß es ihr bei ihrer einfachen Seele vielmehr schien, als verstände es sich von selbst, daß jeder Mensch, der Kunst und Poesie liebe, wenigstens dieß Alles kennen

müſſe, und da St. Julien mit Feuer und Geſchmack über Manches ſprach, ſo ſezte ſie voraus, daß er weit mehr geleſen habe, als ſie ſelbſt, und ſezte ihn dadurch zuweilen ein wenig in Verlegenheit, bis er endlich offenherzig geſtand, daß er nur wenig Zeit bis jezt darauf gewendet habe, ſich Kenntniſſe dieſer Art zu verſchaffen, und daß die frühe Uebung in den Waffen ihn gehindert habe, in dieſer Hinſicht ſeiner Neigung folgen; daß er aber nun, da ſeine Krankheit ihm nicht lange mehr hinderlich ſein würde, ſich eifrig mit der Erlernung des Engliſchen und Italieniſchen beſchäftigen wolle. Der Graf bot ſich ihm als Lehrer an, und ſein Anerbieten wurde mit herzlicher Freude angenommen.

Jeder fühlte ſich wohl an dieſem glücklichen Abend, die Gräfin war ruhig, beinah heiter; die Erinnerungen an vergangene Leiden ſchienen für einige Stunden aus ihrem Gedächtniß gewichen zu ſein; der Graf fühlte ſich ſo heiter wie er ſeit Jahren nicht geweſen war, und St. Julien konnte, indem er abwechſelnd Beide betrachtete, nicht mit ſich darüber einig werden, wen er ſeinem Herzen näher fühlte; wenn aber ſeine dunkeln Augen einem Blick aus den himmelblauen der ſchönen Emilie begegneten, dann ſchlug er ſie ſchüchtern nieder und wagte nicht die holde Geſtalt mit in dem Kreiſe zu begreifen, über den er ſich eben die Frage vorgelegt hatte. Als ſich das Geſpräch wieder auf Muſik wendete, verſuchte

er es auszudrücken, wie sehr ihn Emiliens Gesang am vorigen Abend entzückt habe, und der Graf und die Gräfin forderten ihre junge Freundin auf, einige italienische Sachen aus der ältern Zeit zu singen, um auch den heutigen Tag würdig zu beschließen. Emilie sang, ohne sich zu weigern, und St. Julien gab sich rücksichtslos den süßesten Empfindungen hin; er konnte sich im Entzücken des Hörens keine größere Glückseligkeit denken, als seine Stimme mit den himmlischen Tönen vermischen zu dürfen, die den rosigen Lippen der jungen Sängerin entschwebten.

Als sie geendigt hatte, versicherte der Graf und die Gräfin, ihre Stimme werde täglich schöner; sie habe nie so vortrefflich gesungen, als am heutigen Abend. St. Julien konnte sich nicht entschließen, mit Worten ihren Gesang zu loben, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, ihr etwas Verbindliches darüber zu sagen, aber der dankbare, entzückte Blick, dem Emiliens Augen begegneten, als sie sich zufällig zu ihm wendete, belehrten sie, daß er nicht ohne Empfindung zugehört hatte.

Sie scheinen den Gesang sehr zu lieben, fragte ihn nach einigen Minuten die Gräfin, und haben sich gewiß selbst mit Musik beschäftigt?

Ein wenig, oberflächlich, antwortete St. Julien, wie beinah mit allen Dingen, die ich bis jetzt getrieben habe;

aber auch das soll besser werden, fügte er hinzu; sobald ich wieder hergestellt bin, will ich versuchen, ob ich meine Stimme nicht durch die Krankheit verloren habe, und wenn dieß nicht der Fall ist, Musik und Gesang mit großem Eifer treiben. Singen Sie Tenor? fragte die Gräfin.

Ja, sagte St. Julien, und man versicherte mich oft, ich habe eine recht gute Stimme, die nur ausgebildet werden müsse, dazu mangelte mir aber die Geduld.

Ein schöner Tenor, sagte der Graf, ist das seltenste und beinah das schönste Geschenk des Himmels, und es ist eine wahre Sünde, im Besitze einer solchen Gabe zu sein, ohne sie auszubilden.

Wie schön wäre es, rief Emilie, wenn Sie erst wieder singen könnten; wir haben hier ganz vortreffliche Musik, die leider ungebraucht liegen muß; wie Vieles können wir mit einander ausführen.

St. Juliens Augen leuchteten und seine Wangen röthe-ten sich vor Freude bei dieser Vorstellung, und er versprach eben pünktlich Alles zu thun, was seine Genesung beschleu-nigen könnte, und sich streng den Vorschriften des Arztes zu unterwerfen, als dieser herein trat und, da er St. Julien in der Gesellschaft erblickte, aus Verwunderung drei Schritte zurück sprang: Sie sind hier! rief er aus der Ferne mit zor-

nig verweisenden Minen, ich wollte Sie eben in Ihrem Zimmer besuchen und dachte Sie ruhig im Bette zu finden.

Kommen Sie nur nähr, sagte der Graf lachend, und betrachten Sie ihn genauer, dann werden Sie finden, daß es ihm hier gar nicht übel geht. Kopfschüttelnd näherte sich der Arzt und betrachtete ernsthaft den jungen Mann, der sich des Lachens nicht erwehren konnte, als der Arzt mit komischer Feierlichkeit, nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet hatte, seinen Puls untersuchte und dann mit Heftigkeit ausrief: Sie sind der wunderlichste Kauz, der mir noch vorgekommen ist, so lange ich die Arzneiwissenschaft ausübe. Gestern Abend, heute Morgen ohne alle Ursache im höchsten Grade schwermüthig, Puls fieberhaft, alle Lebenskräfte herunter, die Augen ganz matt und todt, so daß Sie mir recht gefährlich vorkamen. Heute Abend ohne Fieber, der Puls sehr gut, die Augen heiter, lebendig, eben so ohne die mindeste Ursache.

Die Gesellschaft, sagte der Graf lächelnd, hat ihn erheitert und so diese wohlthätige Wirkung hervorgebracht.

Das kann nicht sein, entgegnete der Arzt, ich wollte ihm ja heut Morgen Gesellschaft leisten, ich gab mir alle Mühe ihn zu erheitern, aber wer sich auf nichts einlassen wollte, das war mein Kranker.

Ja, dann läßt sich freilich seine Besserung gar nicht

erklären, sagte der Graf scherzend, die Ursache dieser Wirkung wird nicht aufzufinden sein.

Man muß darüber nachdenken, erwiederte der Arzt ganz ernsthaft; Jetzt muß ich aber darauf bestehen, sagte er zu St. Julien, daß Sie sich zur Ruhe begeben, das zu lange Aufsitzen ist Ihnen durchaus schädlich. Fügen Sie sich den Vorschriften des Arztes, sagte Emilie, wie Sie es versprachen, damit er Sie recht bald wieder herstellt, und wir bald mit einander das erste Duett singen können.

Singen, rief der Arzt im höchsten, mit Unwillen vermischten Erstaunen, Sie denken daran, zu singen? Gott behüte, ich habe Ihnen kaum zu sprechen erlaubt, von Gesang kann gar nicht die Rede sein, und wenn ich Sie auch ganz hergestellt habe, so ist es doch möglich, daß Ihre Brust schwach bleibt, und daß sie sich solche Gedanken müssen vergehen lassen.

Dann stellen Sie mich aber nicht ganz her, sagte St. Julien mit heiterer Laune, denn vor meiner Verwundung hätte ich Tagelang singen konnen, ohne daß ich es in der Brust gefühlt hätte; wenn Sie es also unternehmen, mich vollkommen wieder herzustellen, so müssen Sie mich in diesen Zustand zurück versetzen.

Was das für Ansichten sind, sagte der Arzt, das beweist recht, wie wenig Sie von der Arzneiwissenschaft verstehen. Wir wollen uns aber heut darüber nicht streiten,

ſondern ich will Sie auf Ihr Zimmer führen und Ihre Wunden verbinden. Er wollte ihm den Arm bieten, um ihn zu führen, der Graf aber, der ſeine gutmüthige Ungeſchicklichkeit kannte, zog die Klingel und überlieferte den Kranken der ſanften Pflege des höflichen Dubois.

X.

Des andern Morgens erſchien der Graf nicht beim Frühſtück, und man meldete der Gräfin, er habe das Schloß zu Pferde in Begleitung eines Reitknechts ſchon vor einigen Stunden verlaſſen. Die Gräfin ſowohl, als Emilie vermutheten es leicht, wohin ihn dieſer frühe Ritt geführt hatte, und ihre Vermuthung war nicht ungegründet. Ein ſcharfer Wind wehte dem Grafen ſchneidend entgegen, als er am frühen Morgen über die Hügel trabte, und der Sonnenſchein funkelte blendend auf den Schnee, ſo weit ſein Auge reichte; der Froſt ſchüttelte ſeine Glieder, und er wünſchte den Weg beendigt zu haben, aber dennoch hatte er nicht das Unangenehmſte eines Wintertages empfunden; als aber nach und nach das Blau des Himmels von grauem Gewölk bedeckt wurde, das ſich wie ſchwerer Nebel niederſenkte, ſo daß Erde und Himmel ſich nicht mehr unterſcheiden ließen, und, als er nun die tieferen Gründe und Schluchten hinter ſich gelaſſen und eine ziemlich ausgedehnte Ebene erreicht hatte, ein ſchar-

ſer Wind heulend blies, der ihm den Schnee, der vom Himmel herabfiel, eben ſo entgegen trieb, wie den, der vom Boden aufgewecht im Wirbel gedreht wurde, ſo, daß Erde und Himmel auch in dieſer Rückſicht ſich vereinigt zu haben ſchien: da bereute er es beinah, daß er ſich ſelbſt der unfreundlichen Witterung ausgeſetzt und nicht einem Diener die Botſchaft anvertraut hatte. Herzlich erfreut war er daher, als er plötzlich bemerkte, daß er ſich am Eingange eines Dorfes befand, denn der vom Himmel herabfallende und der von der Erde aufgewehte Schnee verdickte die Luft dermaßen, daß ſich die nächſten Gegenſtände kaum unterſcheiden ließen. Der Graf ſtieg in der Schenke des Dorfes ab, um ſich einigermaßen zu erwärmen, und erkundigte ſich dann nach dem Meierhofe, den der Obriſt Thalheim bewohnte. Der Wirth, ein wohlbeleibter, gutmüthiger Mann, gab die nöthige Auskunft, indem er den Obriſten herzlich bedauerte.

Daß Gott erbarm! rief er aus, was wird der arme alte Herr anfangen, er hat Niemanden gedrückt, aber nun drücken ihn Viele, nicht der Feind iſt ſo ſchlimm gegen uns, wie man gegen ihn iſt.

Der Graf fragte, ob das kleine Gut, das der Obriſt bewohnte, weit entfernt vom Dorfe liege? Keine halbe Viertelſtunde, rief der Wirth, und ich habe ſchon wollen

hingeben und ihm anbieten, wenn sie ihn morgen austreiben, fürs Erste lieber zu ziehen; aber lieber Gott! so ein Herr kann nicht in einer Schenke wohnen, und dann könnte ich ihn auch nicht immer ernähren, und wäre er einmal hier, so würde ich ihn nicht wieder los, denn Wer wird sich die Last aufladen wollen; alt ist er auch, und stürbe er bei mir, so müßte ich ihn noch begraben lassen, und ich bin selber ein gedrückter Mann. Die schweren Zeiten, der Krieg, die vielen Abgaben, das soll Alles aus der Schenke bestritten werden, Kinder habe ich auch, das muß man Alles bedenken.

Der Graf, ob er zwar auf die edelste Weise jeden Vorzug anerkannte und niemals annahm, daß die Geburt allein schon Rechte verleihen könne, war doch keineswegs gleichgültig gegen die Vorzüge der Abkunft, und ihm schauderte innerlich vor dem Gedanken, daß ein Mann von vornehmer Geburt, von guter Erziehung, der dem Staate mit Auszeichnung gedient hatte, durch den Drang der Umstände so erniedrigt werden könnte, von der Wohlthätigkeit eines Schenkwirths abhängig zu werden. Er fragte deßhalb mit inniger Hast, ob er einen Boten haben könne, der ihm als Führer zum Wohnort des Obristen dienen wolle? Wollen Sie dem guten Herren Beistand leisten? fragte der Wirth höchst erfreut.

Ich will ihn besuchen, erwiederte der Graf zerstreut. So! sagte der Wirth mit gedehntem Tone, rief den Hausknecht mit verdrießlicher Miene und gab diesem eben so unfreundlich den Befehl, diesen Herren nach der Wohnung des Obristen zu führen, den er besuchen wolle.

Der Graf hatte trotz der ungestümen Witterung den Weg bald vollendet; er hatte sein Pferd in der Schenke gelassen und näherte sich zu Fuße dem Haupteingange eines artigen Landhauses. Nicht hier hinein! rief ihm sein Führer zu, hier wohnt der Herr Verwalter jetzt; wenn Sie den alten Obristen besuchen wollen, müssen wir von der andern Seite hinein gehen. Mit diesen Worten führte er ihn durch den Hof, wo der Graf eine kleine Hinterthür des Hauses bemerkte. Nachdem ihm der Hausknecht gesagt hatte, daß diese zur Wohnung des Obristen führe, wurde er von dem Grafen verabschiedet, der nun die niedrige Thüre öffnete und sich in einem engen Raum befand, der eine Art Vorplatz bildete.

Er wollte eben eine andere Thüre gegenüber öffnen, als er eine lärmend-zankende weibliche Stimme vernahm, die in unangenehmen Tönen kreischte: Was geht es mich an, ob Sie frieren oder nicht; wollen Sie Feuer haben, so bemühen Sie sich nur selbst darum, schaffen Sie sich nur Holz an, ich werde mich nicht mehr darum bekümmern.

Um Gottes Willen, erwiederte eine ſanfte bittende Stimme, wie kannſt Du nur jedes Wortes wegen, das mein Vater ſpricht, ſo aufgebracht ſein, Du weißt doch, wie lange er Dir ein guter Herr geweſen iſt.

Was Herr, rief das zankende Weib, wollen Sie eine Herrſchaft vorſtellen, ſo bezahlen Sie Ihre Leute, geben Sie mir, was mir zukommt an Eſſen, Trinken und Lohn, dann können Sie ſagen, daß ich bei Ihnen diene.

O Gott! bat die andere Stimme, ſchreie doch nicht ſo, mein Vater muß ja jedes Wort hören.

Was kümmert es mich, ob er es hört oder nicht; er mag ſich Leute ſuchen, die ohne Lohn bei ihm dienen, und Hunger und Kummer mit ihm leiden, und zum Dank ſich noch müſſen ſchelten und quälen laſſen. Meinetwegen mag er erfrieren, ich werde kein Feuer machen, und wenn Sie vom Herren Verwalter Holz haben wollen, ſo mögen Sie ſelbſt gehen und darum bitten, Sie werden noch um Manches bitten müſſen.

Mit dieſen Worten riß ſie die Thüre auf, die der Graf öffnen wollte, und ſtürmte an dieſem vorbei, nachdem ſie ihn einen Augenblick, über den unvermutheten Anblick betroffen, angeſtarrt hatte.

Der Graf betrat nun den Raum, den ſie eben verlaſſen hatte. Es war eine kleine Küche, worin aber beinah gar

kein Geräth ſichtbar war, auch brannte kein Feuer auf dem Heerde, und durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe wehte ein ſcharfer, kalter Wind das Schneegeſtöber hinein. Eine jugendliche, ſchlanke Geſtalt lehnte ſich, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, an der Mauer und ſchien ſich nun, da ſie ſich allein glaubte, rückſichtslos dem Schmerz zu überlaſſen. Der Graf ſah, wie ihre Thränen die feinen, von Kälte gerötheten Finger benetzten, doch ſchien ſie im Schmerz die Kälte nicht zu fühlen, obgleich nur ein leichtes Kleid von geſtreifter Leinwand den ſchlanken Körper bedeckte. Eine reiche Fülle dunkelbrauner Haare war ohne Kunſt in ſtarken Flechten um das zierliche Köpfchen geſchlungen. Der Graf war einen Augenblick verlegen, wie er ſeine Gegenwart ankündigen ſollte, da er ſo unvermuthet Zeuge ihres Kummers geworden war; endlich wendete er ſich und machte die Thüre zu, die die hinausſtürmende Magd hatte offen ſtehen laſſen. Das Geräuſch verurſachte, daß die weinende Geſtalt ſich ſchnell aufrichtete, ihre Thränen eilig trocknete, und als ſie ſich zum Grafen wendete, mit erzwungener Faſſung ihm entgegen trat. Der Graf fühlte ſich innig bewegt, als die ſchönſten braunen Augen ihn fragend anblickten, deren Feuer durch Kummer und Thränen zu erlöſchen drohte. Die reine Stirn, der milde, wehmüthige Mund, die blaſſen, mageren Wangen gewährten vereinigt ein ſo rührendes Bild von Hoheit, Schmerz und

Mangel, daß der Graf eines Augenblickes bedurfte, ehe er mit Fassung nach dem Obristen fragen und sich als einen alten Bekannten desselben ankündigen konnte.

Darf ich Sie nicht bitten, mir Ihren Namen zu nennen, erwiederte das junge Mädchen, damit ich meinen Vater auf Ihren Besuch vorbereiten kann?

Der Graf, der sich fürchtete abgewiesen zu werden, da der Obrist in seiner Lage so menschenscheu geworden war, sagte schnell: Erlauben Sie mir mit Ihnen zugleich einzutreten, ich muß Ihren Vater durchaus sprechen. Thereſe, so hieß die Tochter des Obristen, sah den Fremden mit Furcht und Zweifel an, ob er nicht ein Bote neuen Kummers sei, aber dennoch war sie zu schüchtern, als daß sie ihm den Eintritt zu verbieten gewagt hätte, und so betrat der Graf mit ihr zugleich ein kleines Zimmer, das der Familie zum Wohnort diente, da der Verwalter schon das übrige Haus in Besitz genommen hatte. Auch das Zimmer war beinah von allem Geräth entblößt und doch der Raum darin beschränkt; ein schmales Bett nahm die eine Wand ein, die andere wurde durch einen Schirm bedeckt, hinter welchem ein ähnliches zu stehen schien; ein Tisch von schlechtem Holz stand unter dem Fenster, ein Lehnstuhl von gleichem Werthe daneben; diese Dinge nebst einem Stuhle machten den ganzen Hausrath aus. In dem Lehnsessel am Fenster saß ein langer, hagerer alter

Mann, deſſen Körper eine ſehr abgetragene Uniform als Bekleidung dienen mußte, in deſſen Geſicht Alter und Gram tiefe Furchen gezogen hatten, deſſen wenige graue Haare ungeordnet um ſeine Schläfe hingen, deſſen blaſſe Lippen ſich feſt, faſt krampfhaft ſchloſſen und ſo auf die Gewalt deuteten, die er ſich anthat, um dem auf ihn eindringenden Elende zu begegnen. Dieſe Geſtalt erhob ſich beim Eintritt des Grafen langſam aus dem Seſſel. Es war der Obriſt Thalheim, der, indem er den Grafen mit Kälte begrüßte, und ihn fragend und verwundert betrachtete, zu erwarten ſchien, daß dieſer ſo kurz als möglich die Urſache ausſprechen würde, die ihn zu dieſem Beſuch beſtimmt habe. Den Grafen machte dieſer ſtumme Empfang verwirrt; Ich weiß nicht, fing er nach einigen Augenblicken an, ob Sie meine Zudringlichkeit entſchuldigen werden, wenn ich Ihnen meinen Namen nenne und Sie an die Freundſchaft erinnere, die Sie früher für meinen Vater hatten. Ich bin der Graf Hohenthal.

Der Obriſt verbeugte ſich ſchweigend und erwartete, daß der Graf weiter reden würde. Da ich ſeit einiger Zeit auf meinen Gütern lebe, fuhr der Graf fort, und es erfahren habe, daß Sie ſich in meiner Nähe aufhalten, ſo eilte ich Ihre Wohnung aufzuſuchen, um wo möglich die Freundſchaft, welche Sie für meinen Vater hatten, auch für mich in Anſpruch zu nehmen.

Sehr verbunden, sagte der Obrist, indem er sich abermals verbeugte. Der Graf, von Neuem durch die Einsylbigkeit desselben in Verlegenheit gesetzt, fuhr nach einer kleinen Pause fort: Ich beklage nur, daß ich Ihren Aufenthalt so spät erfahren habe, eben in dem Augenblicke, da Sie Ihren Wohnort verlassen wollen.

Da ich meinen Wohnort verlassen will? wiederholte der Obrist mit bitterem Lächeln. Er schwieg einen Augenblick, und die blassen Wangen rötheten sich nach und nach, er suchte seine innere Wallung zu bekämpfen und fing seine Rede mit scheinbarer Gelassenheit an, die ihn nach und nach verließ, bis er endlich dem lange unterdrückten Schmerz die volle Gewalt über sich einräumen mußte.

Da ich meinen Wohnort verlassen will? wiederholte er noch einmal, indem er einen zornigen Blick auf den Grafen richtete. Es ist unmöglich, fuhr er fort, daß Ihnen meine Lage unbekannt ist; weßhalb wollen Sie meiner spotten? Ich habe mich von den Menschen zurückgezogen, ich habe ihnen meinen Jammer verborgen, weil ich mir ihren Beistand weder wollte abschlagen lassen, noch ihn um einen zu theuern Preis erkaufen, ich habe mit meinem armen Kinde nach und nach Alles entbehren gelernt, was uns Gewohnheit theuer machte, ja endlich auch, was das Bedürfniß heischte; uns blieb nichts mehr, um uns zu erwärmen, wir haben kaum noch

ein Mittel uns zu sättigen, und morgen wird meinem grauen Scheitel und ihrer zarten Jugend auch noch das Obdach geraubt; dann fasse ich die Hand meines Kindes und führe sie hinaus, dem stürmenden Winterwinde entgegen und versuche, ob es mein Herz leichter erträgt, sie am Wege sterben zu sehen oder die Menschen anzuflehen, ihr ein elendes Leben zu fristen. Die Stimme des Obristen wurde ungewiß, indem er die letzten Worte sprach; man sah, daß er die Thränen niederkämpfte, aber schnell gefaßt fuhr er zum Grafen gewendet ruhiger fort: Da ich mein Elend nicht mehr verbergen kann, so habe ich es Ihnen mit wenigen Worten ganz gezeigt. Sie sehen nun, ob ich meinen Wohnort freiwillig verlassen will; was können Sie mir noch zu sagen haben? setzte er mit weicherer Stimme hinzu, als er die Rührung des Grafen bemerkte.

Ich muß mich selber tadeln, erwiederte dieser, daß ich nicht den rechten Ton gefunden habe, Ihnen meine Theilnahme zu zeigen. Ich hörte allerdings von Ihrer Lage und ich kam, Ihnen den Beistand anzubieten, den ich dem Freunde meines Vaters schuldig zu sein glaube.

Der Obrist sah ihn bei diesen Worte mit zweifelnden Blicken an; es schien, als ob er es nicht wagte der Hoffnung Raum zu geben, die sich im Herzen anfing zu regen. Thereſe, die in Verzweiflung still geweint hatte, hob den

naſſen Blick verwundert und hoffnungsvoll zum Grafen auf, der eilig fortfuhr, um Beide zu beruhigen. Er eröffnete dem Obriſten, daß ein Meierhof ganz nahe beim Schloſſe Hohenthal unbewohnt ſei, weil die Pachtzeit des vorigen Pächters geendigt wäre, und in dieſen ſtürmiſchen Zeiten ſich kein anderer gefunden habe. Er bot dieſen dem Obriſten zum Aufenthalt an, und, fügte er hinzu, da ich weiß, daß Ihre Verlegenheit dadurch ſo geſteigert worden iſt, daß Ihre Penſion in den letzten Zeiten nicht iſt ausgezahlt worden, ſo erlauben Sie mir, dieſe kleine Summe für meinen König auszulegen; es iſt das Geringſte, ſetzte er ſchnell hinzu, was ein treuer Unterthan zu thun verpflichtet iſt; ich werde dieſe Auslagen in der Zukunft gewiß zurück erhalten, und man wird mir noch danken, daß ich einen verdienten Krieger dadurch aus unwürdigen Verlegenheiten befreit habe.

Der Obriſt, der ſo grade und ſtolz mit verzweiflungsvollem Muth dem ſchrecklichſten Elende hatte entgegen gehen wollen, fühlte nun ſeine Sehnen erſchlaffen; wie uns die durch einen heftigen Schmerz gewaltſam aufgeregten Kräfte auf einmal verlaſſen, wenn der Schmerz ſelbſt von uns weicht, ſo machte ihn das Gefühl der Erlöſung aus ſeiner entſetzlichen Lage kraftlos; er ſank auf ſeinen Lehnſeſſel zurück und vermochte nicht die Thränen zurück zu halten, die

nun in reichen Strömen über seine gefurchten Wangen flossen; sein Auge richtete sich nach oben, und mühsam erhob er auch die zitternden, gefalteten Hände; die Lippen bewegten sich stumm, wie es schien, zum inbrünstigen Danke. Die Tochter flog herbei und warf sich mit Ungestüm vor den Vater nieder; sie umarmte mit Heftigkeit seine Knie, aber auch sie vermochte nicht zu reden. Der Greis blickte auf sein Kind nieder, er streckte eine Hand nach ihr aus, die aber kraftlos auf die schönen, braunen Locken des zierlichen Köpfchens herabsank; der Blick der Liebe erstarb, den er auf die Tochter richten wollte; sein Auge schloß sich und er sank zurück wie in die Arme des Todes. Der Graf hob erschrocken die Tochter vom Boden auf, die nun erst den Zustand des Vaters bemerkte; Beide bemühten sich den entkräfteten Greis ins Leben zurück zu rufen. Therese hatte ein Glas kaltes Wasser geholt als einziges Stärkungsmittel, das im Hause vorhanden war; man besprützte den Obristen damit, man rieb ihm die Schläfe, bis er endlich zur größten Beruhigung des Grafen die Augen wieder öffnete, denn dieser fing im Ernst an zu fürchten, daß er nicht wieder athmen würde.

Der entkräftete Greis blickte lächelnd bald seine Tochter, bald den Grafen an, und schien sich nicht deutlich auf alles Vorgefallene besinnen zu können. Der Graf, der seine

größte Gemüthung bemerkte, fürchtete noch immer für ihn und führte ihn mit Hülfe der Tochter zu seinem ärmlichen Lager. Der Obrist ließ es geschehen, ohne zu fragen und ohne sich zu sträuben, und ein wohlthätiger, erquickender Schlummer schloß aufs Neue seine von Thränen feuchten Augen.

Der Graf fühlte sich wunderbar bewegt; er blickte auf den schlafenden Greis, auf die seitwärts stehende Tochter; das ärmliche Gemach, die dürftige Kleidung der Bewohner, Alles drückte höchsten Mangel aus, und dennoch schien ein so lieblicher Frieden in diesem Augenblick in dem kleinen Raume verbreitet zu sein, daß der Graf sich unendlich wohl darin fühlte. Er setzte sich selbst auf den Lehnsessel des Alten nieder, eine behagliche Wärme fing an sich im Zimmer zu verbreiten, und man hörte das Feuer im Ofen knistern; die zankende Magd war nämlich, halb von Reue, halb von Neugierde angetrieben, zurückgekehrt, und hatte das nöthige Holz verschafft und in der Stille Feuer im Ofen angezündet.

Der Graf hatte den ziemlich weiten und beschwerlichen Weg in kalter, unfreundlicher Witterung zurückgelegt, er fühlte sich selbst ein wenig entkräftet, und als er auf seine Uhr blickte, mußte er sich überzeugen, daß er nicht, wie er gehofft hatte, zur Mittagstafel zurück nach Hohenthal reiten könnte. Er wendete sich also an die Tochter des Obristen

mit der freundlichen Bitte, diesen Mittag ihr Gast sein zu dürfen, und bereuete die Bitte, sobald er sie ausgesprochen hatte. Er fühlte mit Beschämung, daß auch für ihn, wie für alle Reiche, selbst dann wenn sie die Brüder den drükkendsten Mangel leiden sehen, die Armuth etwas durchaus Fremdes und Unverstandenes geblieben sei. Seine unbesonnene Bitte setzte die arme Therese in die peinlichste Verlegenheit; sie, die sich gern vor ihm niedergeworfen hätte, um ihn wie ein himmlisches hülfreiches Wesen zu verehren, die gern die Hände mit dankbaren Thränen gebadet hätte, die so reichen Segen über ihres Vaters lezte Lebensjahre verbreiten wollten, und nur durch weibliche Scheu zurückgehalten wurde, hatte nun nichts, wußte nun nichts, was sie dem verehrten Gast als Erquickung anbieten konnte. Eine dunkle Röthe überflog ihr Gesicht, sie verbeugte sich schüchtern und wollte zur Thür hinausschlüpfen; der Graf aber erinnerte sich in demselben Augenblicke des Wortwechsels, den er gehört hatte, als er das Haus betrat, und folgte ihr auf dem Fuße. Die zänkische Magd stand am Heerde in der Küche, auf dem ein helles Feuer brannte. Der Graf befahl ihr mit ernster Stimme, das Mittagsessen für die Familie zu bereiten, indem er ihr zugleich versicherte, daß gleich nach Tische der Obrist sich mit ihr berechnen und ihren Lohn sowohl, als alle rückständigen Auslagen berichtigen

würde. Thereſe errieth aus dieſer Anordnung, daß der Graf mit der Unverſchämtheit der Magd bekannt ſei, und indem ihre Thränen von Neuem floſſen, wußte ſie ſelbſt nicht, ob aus erhöhter Dankbarkeit oder Beſchämung.

Als beide nach dem kleinen Zimmer zurückkehrten, war der Obriſt nach kurzem Schlummer ſehr geſtärkt erwacht, und der Graf konnte mit ihm alle nöthigen Verabredungen wegen ſeiner künftigen Einrichtung treffen; er ſtrengte ſich an, mit Ruhe und Faſſung auf alle Vorſchläge des Grafen einzugehen, weil dieſer bemüht war, jeden Schein der Wohlthat zu entfernen und die Sache wie ein Geſchäft zwiſchen Freunden zu behandeln; indeſſen hörte man es ſeiner Stimme an, daß er die Rührung nur mit Gewalt unterdrückte; endlich aber, als der Graf die Summe in Gold auf den Tiſch gelegt hatte, die ſeine rückſtändige Penſion betrug, und noch einmal den Obriſten bat, ſie ſo lange von ihm zu empfangen, bis die Zeiten wieder ruhiger würden, wo ſie ihm unfehlbar von den Behörden wieder ausgezahlt werden müſſe, konnte der Greis ſich nicht zurückhalten, er ſchloß mit leidenſchaftlicher Heftigkeit den Grafen in die Arme und rief: O! Du echter Sohn Deines Vaters, Du wahrer Erbe ſeines Herzens, ich bin ja nicht ſo hoffährtig, daß ich es nicht erkennen ſollte, wir armen bedrängten Menſchen bedürfen einer des andern, ich bin ja nicht ſo roh, daß ich Deine

Milde nicht erkennen ſollte, ich bin ja nicht ſo undankbar, daß ich für empfangene Wohlthat nicht danken könnte. Ach! hätte ich einen Freund gehabt, wie Dich, ich wäre ja nicht zu ſolchem Elende herabgeſunken; hätte ich einen ſolchen Freund in meiner Nähe geahnet, ich würde ihn ja um Hülfe angeſprochen haben und nicht in Gefahr gerathen ſein, mit meinem armen Kinde zu verſchmachten. Thereſe hatte ſich nun auch einer Hand des Grafen bemächtigt, die ſie mit Küſſen und Thränen bedeckte. Der Graf überließ ſich ſeiner Rührung und ihren Liebkoſungen, weil er fühlte, daß man die Herzen gefühlvoller Menſchen am ſchmerzlichſten verwundet, wenn man gleichſam zu vornehm ihren Dank gar nicht annehmen will, ſondern ſich unfreundlich ihrer Liebe entzieht. Die Gemüther waren endlich wieder ein wenig beruhigt worden, und man ſuchte ſich gewaltſam zu faſſen, als die Magd hereintrat, um den Tiſch für die kleine Geſellſchaft zu decken. Sie ſtarrte verwundert die noch auf demſelben liegenden Goldmünzen an und verließ das Zimmer augenblicklich wieder, weit beſcheidener, als ſie eingetreten war. Der Obriſt betrachtete nachdenklich das kleine Häufchen Goldes, und ein wehmüthiges Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund. Auch ich, ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, war einmal in der Lage, eine ſolche Summe weggeben zu können, und ich darf mir das Zeugniß geben, ich habe es mehr, als

ein Mal, gethan; aber dennoch muß ich gestehen, habe ich niemals das wahre Mitgefühl für meine leidenden Brüder gehabt, weil ich das gräßliche Elend, das ein Mensch erdulden kann, nicht kannte, weil ich nicht zu ahnen vermochte, von welchen Qualen eine solche Summe uns erlösen kann. Ach! fuhr er tief seufzend fort, wenn man sein Vermögen nach und nach schwinden sieht, wenn es endlich bis auf eine solche Summe geschwunden ist, und wir trostlos einem dürftigen Alter entgegen sehen, dann glaubt man zu verzweifeln; wenn aber auch dieser schwache Rest sich nun täglich vermindert und dadurch unsre Sorge vermehrt: wenn wir nichts mehr unser nennen, als eine solche Münze, wie glücklich dünkt uns dann der Zustand, in welchem wir noch eine solche Summe besaßen; wenn wir nun endlich mit zagender Hand das letzte Goldstück hinreichen und es in Scheidemünze verwandeln lassen, wie ängstlich zuckt unser Herz bei jedem Stückchen Silber, um welches wir unsern kleinen Schatz verringern. Ach! und mit welchem Gefühl geben wir die letzte, allerletzte kleine Münze hin; es ist, als ob man von dem Leben schiede. Der Obrist bedeckte sein Gesicht und konnte die Rührung nicht beherrschen, die sich seiner von Neuem bemeisterte. Der Graf legte sanft seine Hand auf den Arm des alten Mannes und sagte mit milder, tröstender Stimme: Lassen Sie das Vergangene vergangen sein, lassen Sie

uns muthig den Blick auf die Zukunft richten, die für uns Alle noch vieles Erfreuliche enthalten kann.

Der Obriſt antwortete nur durch einen Händedruck und trocknete ſchnell ſeine Augen, als die Magd von Neuem eintrat und noch einen Stuhl brachte, der ganz unentbehrlich war, wenn drei Perſonen zu Tiſche ſitzen ſollten. Der Obriſt nahm das Gold von dem Tiſche hinweg, über den ein ſchlechtes Tiſchtuch gebreitet werden ſollte, und hielt es einen Augenblick verlegen in der Hand, denn nirgends im Zimmer war etwas, worin man dieſe Summe hätte aufbewahren können; lächelnd ſteckte er ſie endlich zu ſich.

Das ärmliche Mahl war bald geendigt, und der Graf erinnerte an die nöthige Berechnung mit dem neuen Verwalter, die er gern noch beendigt ſehen wollte, ehe er ſich von ſeinen neuen Freunden trennte. Der Obriſt befahl der Magd, den Herrn Verwalter zu ihm her zu bitten, und der Graf fing, als die Magd gegangen war, dieſen Auftrag auszurichten, eben an, mit dem Obriſten zu verabreden, daß er ihm morgen die nöthigen Pferde und Wagen ſenden wolle, um ihn in ſeine neue Heimath hinüberzuführen, als die Magd die Thür mit einigem Ungeſtüm aufriß und, durch die Grobheit des Verwalters ſelbſt wieder zur Grobheit ermuthigt, zum Zimmer hinein rief: der Herr Verwalter hat keine Zeit hieher zu kommen, er ſagt, wenn Sie etwas mit

ihm zu sprechen hätten, so könnten Sie eben so leicht zu ihm, als er zu Ihnen kommen. Eine glühende Röthe überfloß das blasse Gesicht des Obristen, und hastig wollte er sich aus seinem Sessel erheben und der Magd folgen, die die Thüren wieder zugeworfen hatte. Der Graf aber drückte ihn sanft auf seinen Sitz zurück und sagte: Ich werde gehen und für Sie die Berechnungen mit dem Verwalter abschließen. Ein dankbarer Blick Thereſens belohnte den Grafen, der das Zimmer sogleich verließ und der Tochter die Sorge überließ, den aufgeregten Vater wieder zu beruhigen.

Der Graf selbst war durch die Ungezogenheit empört worden, die man sich gegen eine Familie erlaubte, die man für hülflos hielt, und benutzte den Gang in der kalten Luft, um seinen Unwillen zu unterdrücken. Er mußte nämlich, wie schon bemerkt, nachdem er die Wohnung des Obristen verlassen, zur Hinterthür hinausgehen, das ganze Haus sammt dem Hofe umkreisen, um dann durch den Haupteingang zur Wohnung des Verwalters zu gelangen. Da kein Mensch im Hause sichtbar war, so stand der Graf mit einiger Verlegenheit in einem geräumigen Vorsaal und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, um den unhöflichen Bewohner des Hauses aufzufinden; endlich bestimmte ihn ein leises Geräusch, sich einer der verschiedenen Thüren zu nähern, er klopfte an diese Thür, und herein rief ihm

eine tiefe Baßſtimme entgegen; der Graf öffnete und bemerkte an einem Tiſche ſitzend zwiſchen dicken Tabackswolken einen Mann von ungefähr funfzig Jahren, deſſen anſehnliche Breite und ſtarker Gliederbau ihn ſogleich als denjenigen bezeichneten, dem die tiefe Baßſtimme angehörte, ſo wie er auch aus einer großen Tabackspfeife die Wolken heraus blies, in die er ſich ſelbſt halb verhüllte. Bei des Grafen Eintritt ſchob er einen beſchriebenen Bogen unter andere Papiere, befreite mit plumpen Fingern die Kupfernaſe von der Brille, betrachtete einige Augenblicke den Grafen und fragte dann ohne alle Zeichen der Höflichkeit: Was begehrt der Herr? und gab ſich ſo als den Herrn des Hauſes kund. Ihm gegenüber ſaß an demſelben Tiſche ein junger Mann von ſchlanker Geſtalt, zierlich nach der neueſten Mode gekleidet, das braune Haar gelockt, der anſehnliche Backenbart gekräuſelt, das Auge zwar auch mit Gläſern bewaffnet, doch ſchien auch dieß mehr Mode als Bedürfniß, auch verſchmähte er die plumpe Art des älteren Mannes zu rauchen, ſondern erregte nur ganz kleine Dampfwolken durch eine Cigarre, die in einer goldenen Röhre ſteckte. Dieſer zierliche Mann war mit Schreiben beſchäftigt, worin er ſich durch den Eintritt des Grafen nicht ſtören ließ, ohne ſich auch nur ein Mal nach ihm umzuſehen, indem er mit weißen Fingern aus einer nach dem neueſten Pariſer Geſchmacke gearbeiteten goldnen Doſe,

die neben ihm auf dem Tiſche ſtand, ein wenig Tabak nahm; ein ſehr feines battiſtenes Schnupftuch neben der Doſe vollendete das Bild eines höchſt zierlichen Herrn.

Der Graf hatte einen Augenblick die beiden ſo höchſt verſchiedenen Geſtalten betrachtet und fragte dann: Wer von ihnen, meine Herren, iſt der Verwalter des Guts? Ich, erwiederte der Breite, indeß der Schlanke ungeſtört fortſchrieb; was verlangen Sie von mir? Ich komme, erwiederte der Graf, im Namen des Herrn Obriſten von Thalheim, um mit Ihnen ſeine Berechnungen abzuſchließen. Und Wer ſind Sie? fragte mit einem hämiſchen Seitenblick die plumpe Geſtalt. Ich bin der Graf Hohenthal, erwiederte dieſer verdrießlich, und ich hoffe, Sie werden keine Schwierigkeiten dabei finden, ſich mit mir im Namen des Herrn Obriſten zu berechnen, da ich von ihm beauftragt bin, jeden Rückſtand ſogleich zu berichtigen. O! ganz und gar nicht, ſagte der Verwalter, indem er mit plumper, verlegener Höflichkeit die Pfeife auf den Tiſch legte, den beſchriebenen Bogen, den er ſchon bei des Grafen Eintritt unter andere Papiere geſchoben hatte, noch tiefer verbarg und nun ſo eilig, als ſein ſchwerer Körper es geſtattete, ging, um einen Stuhl für den Grafen zu holen. Der junge Mann war ebenfalls aufgeſtanden, als ſich der Graf genannt hatte; er ſteckte ſcheinbar gleichgültig ſeine goldene Doſe und ſein battiſtenes

Schnupftuch ein, ließ dann seitwärts einen Blick an dem Grafen hinunter gleiten, nahm seine Papiere zusammen und verließ mit einer leichten, zierlichen Verbeugung das Zimmer.

Der Graf brachte nun sein Geschäft mit dem Verwalter sehr bald in Ordnung, dessen rohe Ungezogenheit sich in eine eben so plumpe Unterwürfigkeit verwandelt hatte, seitdem er wußte, Wer mit ihm sprach und Wer sich des Obristen annahm. Als der Graf zu diesem zurückkam, fand er ihn abermals in einem Wortwechsel mit der Magd. Diese war nämlich von ihrer Herrschaft bezahlt und ihr angekündigt worden, daß man ihre Dienste nur noch bis zum morgenden Tage bedürfe, und nun zerfloß sie in Thränen darüber, daß sie von ihrer Herrschaft, mit der sie so Vieles gelitten habe, verstoßen werden solle.

Der Graf rieth seinen Freunden, ihr Geschrei durch ein Geschenk zu beendigen, durchaus aber sie nicht mit sich nach ihrem neuen Wohnorte zu nehmen. Als endlich auch dieß beseitigt war, nahm der Graf von seinen neuen Freunden Abschied, indem er sein Versprechen wiederholte, am folgenden Tage ihnen die nöthigen Equipagen zu senden. Dem Obristen und seiner Tochter war es kaum möglich, den Grafen schreiben zu lassen, an dem sie mit der dankbarsten Liebe hingen, der wie ein höheres Wesen sie auf ein Mal aus dem tiefsten Elende befreit hatte. Beide hatten ihn begleitet, der

Vater hielt seine rechte, die Tochter seine linke Hand; so hatten sie die Schwelle des Hauses überschritten. Morgen, rief der Graf, morgen sehen wir uns wieder. Wenn nur meinem Vater die strenge Kälte nicht schadet, sagte Therese leise, indem ihr thränenschwerer Blick auf dem weißen Scheitel des Greises ruhte, dessen wenige graue Haare im scharfen Nordwinde flatterten, und dessen abgetragene Uniform die durch Kummer und Alter entkräfteten Glieder nicht gegen die rauhe Witterung zu schützen vermochte. Der Graf folgte mit seinen Augen dem Blicke der Tochter und betrachtete dann einen Augenblick die schlanke, feine Gestalt, die selbst vor Kälte in der dünnen Kleidung zitterte; noch ein Mal fühlte er, was es auf sich habe mit den Leiden der Armuth; kaum vermochte er seine heftige Rührung zu unterdrücken. Ich werde für Alles sorgen, rief er nur der Tochter noch zu und entzog sich mit einem herzlichen Händedrucke eilig Beiden.

Der Obrist und seine Tochter folgten mit den Augen ihrem Freunde so lange, bis ein Gebüsch ihn ihren Blicken entzog, und kehrten dann beruhigt, getröstet, in dankbarer Liebe überfließend in ihr ärmliches Gemach zurück. Der Graf suchte die Schenke eilig zu erreichen und bemerkte schon von fern, wie des Wirths rundes Gesicht ihm unendlich freundlich durch die Scheiben des kleinen Fensters entgegen-

blickte; er kam auch dem Grafen ſchon an der Hausthür entgegen, nahm ihm den Mantel ab und öffnete geſchäftig die Thüre des Zimmers. Eine Taſſe warmer Kaffee, verſicherte er gutmüthig, wird Ew. Gnaden bei dem kalten Wetter gut thun, ehe Sie Ihren Rückweg antreten, und ſogleich näherte ſich die Wirthin, um dem Grafen dieſes Getränk in reinlichem Geſchirr anzubieten. Dieſem war es in der That nach dem ärmlichen Mahl eine Erquickung, und er nahm es gern an, obgleich er ſich über des Wirths veränderte Stimmung wunderte, deren Urſache ihm jedoch nicht lange verborgen blieb. Der Wirth ließ es ſich deutlich merken, daß er es ſchon erfahren habe, wie mild der Graf für den Obriſten geſorgt habe. Die grobe Magd war nämlich ſchon früher, als der Graf in der Schenke geweſen und hatte die große Neuigkeit verkündigt. Da ihn der Graf nicht über dieſe Sache zu Worte kommen ließ, ſo ſuchte er ſeinen Beifall durch erhöhte Dienſtfertigkeit auszudrücken, und als der Graf endlich nach ſeinen Pferden rief und ſeine Rechnung verlangte, hätte der Wirth gern nichts genommen, und nur des Grafen ſtolzes Geſicht ſchreckte ihn ab, doch richtete er ſeine Forderung äußerſt mäßig ein, und als er das Geld empfing, beſchloß er daſſelbe dem erſten Armen zu ſchenken, der bei ihm herbergen würde; dann führte er des Grafen Pferd ſelbſt vor und hielt ihm den Bügel. Nun reiſen Sie

mit Gott, ſagte er, als der Graf zu Pferde ſaß, Sie haben heut ein chriſtliches Werk gethan. Sie ſind es beſſer im Stande, als ich, der Segen bleibt nicht aus. Der Graf betrachtete einen Augenblick das breite, gutmüthige Geſicht des Mannes, der ſo herzlich froh und dankbar ausſah, als ob ihm ſelbſt eine große Laſt abgenommen wäre, und trat dann heiteren Muthes den Rückweg nach dem Schloſſe Hohenthal an.

XI.

Die Abenddämmerung war ſchon eingebrochen, und noch immer erwartete die Gräfin und Emilie mit ängſtlicher Ungeduld den Grafen vergeblich. Die Sorge der Frauen war von Neuem erregt worden durch die Nachricht, die der Schulze ſo eben gebracht hatte, daß einzelne Reiter durch das Dorf geſprengt ſeien, von denen er nicht mit Gewißheit angeben konnte, ob ſie zu den feindlichen oder freundlichen Schaaren gehörten. St. Julien verweilte noch auf ſeinem Zimmer, Dubois war bei ihm beſchäftigt und der Arzt ſchon am Morgen nach Krumbach geritten, wohin er eilig zu kommen aufgefordert worden war, um ärztlichen Beiſtand zu leiſten. Emilie quälte ſich mit der doppelten Sorge, daß der Oheim auf ſeinem Wege auf feindliche Truppen geſtoßen ſei, die ihn mit fortgeführt hätten, oder daß feindliche

Truppen während ſeiner Abweſenheit die Bewohner des Schloſſes bedrängen könnten, und in beiden Fällen zeigte ihr ihre Phantaſie ungewiſſe Bilder von Gräueln, die um ſo quälender waren, weil ſie ſich nicht deutlich bewußt war, was ſie eigentlich fürchtete; auch die Gräfin war durch die Nachricht des Schulzen beunruhigt, doch war ihre Hauptſorge die, dem Grafen möchte ein Unfall begegnet ſein, und ſie war eben im Begriff, Befehle zu ertheilen, daß man ihm auf dem Wege, den er kommen mußte, entgegen reiten ſollte, als der Hufſchlag eines Pferdes hörbar wurde und gleich darauf ein Reiter in den Hof ſprengte. Beide Frauen eilten zum Fenſter, ſie vermutheten mit Gewißheit den Grafen, es war aber der Arzt, der gleich darauf haſtig und lärmend die Treppen heraufſtieg, und mit vor Zorn und Kälte gerötheten Wangen das Zimmer betrat, in dem die Frauen ſich aufhielten. Man ſah es dem Arzte an, daß etwas Groſſes ſeine Seele bewegte, der Zorn beherrſchte ihn aber ſo ſehr, daß er nicht ſogleich durch Worte die Qual ſeines Herzens erleichtern konnte, und erſt nach wiederholten Fragen der Gräfin und ängſtlichen Bitten Emiliens ſtrömte er abwechſelnd lateiniſche und deutſche Sentenzen über die Schlechtigkeit der menſchlichen Natur aus. Nur nach langem Forſchen erfuhren die Frauen die Urſache des ungewöhnlich heftigen Zornes des Arztes. Er war, als er von ſeinen Kran-

kenbesuchen hatte heimkehren wollen, in der Schenke des Dorfes gewesen, um sein Pferd dort wieder in Empfang zu nehmen, und war bei seinem Eintritte durch heftig streitende laute Stimmen überrascht worden, die zu seinem Erstaunen den Namen des Grafen wiederholt nannten; hiedurch sei seine Aufmerksamkeit erregt worden, berichtete er, und er habe mit Abscheu gehört, wie man den Grafen öffentlich beschuldigt habe, er stehe mit den Feinden in Verbindung. In seinem Hause halte sich verkleidet ein bedeutender französischer Offizier auf und leite von da aus die Operationen der Feinde; auch der alte Haushofmeister diene als Spion. Er habe es deutlich bemerkt, behauptete er, daß diese schändlichen Beschuldigungen hauptsächlich von einem jungen Manne in schwarzer, zierlicher Kleidung ausgegangen waren, viele Bauern und andere in der Schenke anwesende Personen hätten ihren Abscheu durch laute Verwünschungen des Grafen kund gethan, andere, bessere, hätten den Grafen vertheidigt, diesen habe sich der Arzt natürlich angeschlossen, es habe nicht viel dazu gefehlt, daß ein blutiger Streit entstanden wäre, und Gott weiß, so schloß der Arzt seinen Bericht, welches mein Schicksal gewesen wäre, wenn nicht glücklicher Weise der Baron Löbau das Zimmer der Schenke betreten hätte, auf dessen Ermahnungen die Gemüther sich beruhigten, besonders als er mit großer Herablassung den un-

vernünftigen Bauern die Geſchichte des verwundeten Franzoſen weitläufig erzählte. Als der Tumult ſich gelegt hatte, fuhr der Arzt fort, reiſte der Baron weiter, der bloß ſeine Pferde hatte ein wenig ausruhen laſſen, und Jederman bemerkte nun mit Erſtaunen, daß der ſchwarz gekleidete junge Mann ſich ganz ſtill beim Eintritt des Barons entfernt hatte. Es war weislich von ihm gehandelt, ſetzte der Arzt noch hinzu, denn ſeine Verläumdungen würden ihm nun übel bekommen ſein.

Die Gräfin war ſichtbar beſtürzt über den Bericht des Arztes, und Emilie brach in Thränen und Klagen aus. Iſt es möglich! rief ſie, daß eine Handlung der Menſchenliebe abſichtlich ſo verkannt wird; wäre es glaublich, wenn wir es aus der Ferne vernähmen, daß eine ſo unſchuldige Sache ſo böslich gedeutet werden kann? Iſt es nicht höchſt ſchmerzlich, daß Menſchen ſo feindſelig geſinnt ſein können? Wie glücklich biſt Du, liebe Emilie, ſagte die Gräfin mit bitterem Lächeln, daß ſolche Erfahrungen Dich noch ſo tief verletzen; Du ehrſt und liebſt noch die Menſchen im Allgemeinen in der Unſchuld Deines Herzens; glaube mir, ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, man bedarf großer eigner Tugend, um, wenn man die Menſchen kennt, nicht an der Menſchheit zu verzweifeln. Gott laſſe mich niemals Erfahrungen machen, rief Emilie mit Lebhaftigkeit, die mich zu

solchen Betrachtungen zwängen. Amen! sagte die Gräfin mit Ernst, von ganzem Herzen stimme ich diesem Wunsche bei, glaube mir, fuhr sie mit Güte fort, man erkauft solche Einsichten sehr theuer und fühlt sich nicht glücklicher durch die erlangte Weisheit. Mich befremden dergleichen Erfindungen wenig; auch fühle ich mich kaum durch die Bosheit, die darin enthalten ist, verletzt, obgleich die Verläumdung einen der edelsten Menschen trifft; nur erfüllt es mich mit Sorgen, wenn ich bedenke, wie nachtheilig dergleichen Gerüchte dem Grafen werden können.

Nachtheil, sagte der Arzt, kann nicht mehr aus der Schlechtigkeit entstehen, denn alle Menschen in der Schenke wurden über die Sache aufgeklärt und werden gewiß auch Andere belehren; wenn der schwarze Böswicht mit seinen Verläumdungen sich noch ferner hervorwagen sollte, mit Zuversicht wird man ihm widersprechen.

Daran zweifle ich, sagte die Gräfin lächelnd, vielmehr steht zu befürchten, daß man die ganze Geschichtserzählung des Baron Lobau in solchem Falle vergessen wird, oder wenn man sich seiner auch erinnert, so wird er selbst als ein halber Mitschuldiger erscheinen, wie die erhitzten Gemüther jeden so betrachten werden, der es übernimmt, den Grafen zu vertheidigen, und dieß wird natürlich Jedermann zum Schweigen bewegen.

Mich nicht, rief der Arzt mit höchster Lebhaftigkeit,

mich nicht, und wenn es mir das Leben kostet, so werde ich Jedermann zeigen, wie schändlich und wie wahnsinnig eine solche Behauptung ist; auf mich kann der Herr Graf zählen. Wie ernsthaft der Gegenstand auch war, über den man sich besprach, so zwang die komische Heftigkeit des Arztes der Gräfin dennoch ein Lächeln ab, und sie erwiederte ihm in halb scherzhaftem Tone: ich zweifle an Ihrer Treue keineswegs, und obgleich der Apostel Petrus den Herrn verläugnete in der Stunde der Gefahr, und uns dieß deutlich die Schwäche des menschlichen Herzens zeigt, so werde ich doch auf Ihre Standhaftigkeit bauen. Mit Empfindlichkeit versetzte der Arzt, man werde vielleicht noch einmal Gelegenheit haben, die Bemerkung zu machen, daß er nicht vergeblich die Kenntniß der größten Tugenden aus griechischen und lateinischen Autoren sich erworben habe, es könne wohl noch kommen, daß man ihm das Zeugniß geben müßte, daß er sie auch auszuüben verstände. Er richtete, indem er dieß sagte, seine kleinen blitzenden Augen scharf auf die Gräfin, die diese Bitterkeit mit ruhiger Gelassenheit hinnahm und statt aller weiteren Erwiederung den Arzt bat, St. Julien die Sache zu verschweigen, um ihn nicht unnütz zu beunruhigen, und es ihr zu überlassen, dem Grafen die nöthige Mittheilung zu machen. Der Arzt hatte kaum jene Worte gesprochen, als er auch schon heftig erschrak über die ge-

fährliche Kühnheit, zu der ihn, wie er glaubte, sein lebhaftes Gemüth hingerissen hätte, und eben so sehr war er nun erstaunt, daß die Gräfin seine beabsichtigte Beleidigung gar nicht zu bemerken schien; um so bereitwilliger daher war er, das verlangte Versprechen zu geben. Man hatte während dieser Gespräche die augenblickliche Sorge für die Sicherheit des Grafen vergessen; man hatte nicht so ängstlich auf jeden Hufschlag gelauscht, so daß ein Ausruf freudiger Ueberraschung den Grafen bewillkommnete, als er von seinem späten Ritte heimkehrend die Gesellschaft vermehrte. Man sah es an der ungewöhnlichen Heiterkeit, mit welcher der Graf die Frauen begrüßte, daß er mit dem verflossenen Tage zufrieden war; sehr behaglich fühlte er sich am Theetische im warmen, erleuchteten Zimmer nach dem beschwerlichen Wege in Kälte und Dunkelheit. Wir waren recht besorgt um Sie, sagte Emilie, da Sie so lange ausblieben. Ich hielt mich beim Prediger auf, versetzte der Graf, aber wo ist St. Julien? Ich dachte ihn bei Euch, meine Lieben, zu finden; er ist doch nicht wieder krank oder melancholisch? Kann es mir begegnen, rief der Arzt, indem er sich heftig vor die Stirn schlug, daß ich meine Pflicht versäume, daß ich meine Kranken nicht gehörig besuche? Mit diesen Worten wollte er zum Zimmer hinausstürmen und stieß auf St. Julien, der eben eintreten wollte. Kaum vermochte er es,

die Frauen und den Grafen zu begrüßen, so eilfertig bemächtigte sich der Arzt seiner, um sich in einen Strom von Selbstanklagen und Entschuldigungen zu ergießen, die St. Julien eine Zeitlang befremdet anhörte, ehe er begriff, was der Arzt eigentlich wollte; als er ihn endlich verstand, beruhigte er ihn mit der Versicherung, daß er sich lange nicht so wohl gefühlt habe, als am heutigen Abend, und daß Dübois den nöthigen Verband ganz nach des Arztes Vorschrift besorgt habe. Doch konnten diese tröstenden Worte die Unzufriedenheit nicht aufheben, die der Arzt mit sich selber empfand. Ich werde es mir nie vergeben, rief er feierlich, aber es soll mir auch nicht zum zweiten Male begegnen; strenge werde ich über mich wachen und keine Pflicht mehr vernachlässigen, und deßhalb will ich auch sogleich noch Manches an Medikamenten besorgen, die ich für meine Kranken in Krumbach morgen nöthig habe. Kaum ließ sich der Arzt bewegen, noch vorher mit der Gesellschaft Thee zu trinken; er that es zwar endlich auf allgemeines Verlangen, wie er sich ausdrückte, verließ aber doch sehr bald das Zimmer, um den ganzen Abend, wie er sagte, seiner Pflicht zu leben.

Man brachte den Abend heiter hin, aber dennoch war eine gewisse Spannung fühlbar. Die Gräfin wollte in St. Juliens Gegenwart nicht fragen, ob der Graf etwas für den

Obriſten Thalheim gethan habe. Emilie konnte ihre Unruhe nicht beherrſchen, weil ihr immer die verläumderiſchen Gerüchte im Sinne lagen, die über den Grafen verbreitet wurden, und ſie betrachtete mit einer gewiſſen Wehmuth St. Julien, der die unſchuldige Veranlaſſung dazu war. St. Julien fühlte ſich gedrückt, weil er bemerkte, daß durch ſeine Gegenwart eine freie Mittheilung in der Familie gehindert wurde, die doch Jeder zu wünſchen ſchien; nur der Graf war vollkommen heiter und ſchrieb die Spannung, die ihm nicht entging, auf Rechnung der Neugierde, von welcher er die Frauen gequält glaubte. St. Julien verließ bald nach der Abendtafel die Geſellſchaft, und der Graf wendete ſich, als ſie kaum allein waren, lächelnd zu den Frauen und ſagte: Nicht wahr, meine Lieben, heute war Euch unſer liebenswürdiger Freund herzlich beſchwerlich, und Ihr habt ihn ſchon lange weggewünſcht, um nur zu erfahren, wo ich den ganzen Tag geweſen bin? Die Gräfin läugnete nicht, daß ſie zu wiſſen wünſchte, wie er den Tag verlebt habe, ob ſie gleich gar nicht darüber zweifelhaft ſei, wo er ihn zugebracht habe.

Der Graf gab eine treue Schilderung der Noth, in der er den Obriſten und ſeine Tochter gefunden habe, und ging leicht über die Art hinweg, wie er ihm Hülfe geleiſtet hatte; auch ſchilderte er mit Laune ſein Zuſammentreffen mit dem plumpen Verwalter und dem zierlich gekleideten ſchwarzen

Herrn. Die Gräfin wurde aufmerksam bei diesem Umstande und erkundigte sich genau, um welche Zeit dieß Zusammentreffen stattgefunden habe, und ob Krumbach weit vom jetzigen Wohnort des Obristen entfernt sei. Ihre Fragen erregten die Neugierde des Grafen, und nach gegenseitigen Erklärungen und Mittheilungen waren beide darüber einig, daß es wohl derselbe junge Herr gewesen sein könnte, den der Arzt in Krumbach angetroffen habe; nur blieb es räthselhaft, was einen ganz fremden Menschen bestimmen könne, diese Gerüchte in Umlauf zu bringen. Es kann um so eher sein, schloß der Graf, daß jenen der Arzt in Krumbach getroffen hat, da er geraume Zeit vor mir hinweg ging, und ich mich noch lange beim Prediger aufgehalten habe. Es sind jetzt preußische Truppen hier in der Gegend, schloß der Graf; es sind einzelne Reiter durch das Dorf gesprengt, und der Prediger hat durch genaue Erkundigungen erfahren, daß sie zu den Unsrigen gehören; dieß ist mir um des Obristen Willen lieb, denn sollte er ihnen begegnen, so, hoffe ich, werden sie ihn ruhig ziehen lassen, obgleich im Kriege das Bedürfniß Freunde, wie Feinde oft zwingt, Pferde in Beschlag zu nehmen. Emilie konnte ihre Besorgnisse nicht verschweigen, daß dem Grafen Unannehmlichkeiten aus solchen schlechten Verläumdungen erwachsen könnten, wie sie eben erfahren hatten; auch die Gräfin stimmte ihr bei und sagte mit zärtlich-

keit: Wie würde es mich schmerzen, wenn Ihre besten Handlungen eine Quelle des Verdrußes für Sie würden! Seid doch darüber ruhig, meine Lieben, sagte der Graf. Sollte mich irgend Wer zur Rechenschaft ziehen, der ein Recht hat, es zu thun, so wißt Ihr, daß ich mich vertheidigen kann; müßiges Geschwätz, ohnmächtige Bosheit aber laßt uns verachten, denn sonst erreichen ja die Menschen ihren Zweck und verbittern uns das Leben. Emilie schwieg, doch fühlte sie sich durch diese Antwort des Grafen nicht beruhigt; auch die Gräfin sagte über diesen Gegenstand nichts mehr, aber man sah deutlich, daß auch ihre Besorgnisse nicht gehoben waren.

Der Graf kam auf den Obristen zurück und eilte noch alle Aufträge zu geben, um ihn am andern Morgen nach seinem neuen Wohnorte zu versetzen. Die Gräfin übernahm es, für die Einrichtung des Hauses zu sorgen, und der Graf bemerkte, die Tochter des Obristen sei ungefähr von gleicher Größe mit Emilie. So kannst Du ja leicht, liebe Emilie, sagte die Gräfin, für die nächsten Bedürfnisse Deiner neuen Freundin sorgen. Emilie hatte selbst schon diesen Vorsatz gefaßt und erröthete nun, da sie das, was sie innerlich freiwillig beschlossen hatte, als einen Auftrag zu erfüllen hatte; es schlich ein Gefühl von Traurigkeit durch ihr Herz, das sie nicht beherrschen und sich nicht gleich erklären konnte. Man trennte sich nach dieser genommenen Abrede

bald, und als Emilie einsam in ihrem Zimmer war, fühlte sie Thränen über ihre Wangen fließen, die ihrem gepreßten Herzen Luft machten.

Was will ich denn, worüber klage ich denn? sagte sie zu sich selbst; kann denn mein undankbares Herz nicht ruhig schlagen, sich nicht befriedigt und glücklich fühlen im Kreise der besten Menschen? Was ist es denn eigentlich, was mich schmerzt, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, Wer hat mich denn verletzt oder beleidigt? Nein, dachte sie seufzend, Niemand hat mich verletzen wollen, aber empfinden muß ich es dennoch, daß mir nicht ein Traum von Selbstständigkeit, nicht ein Schatten von Eigenthum bleibt. Nicht einmal die Freude darf ich empfinden, die der Arme hat, der dem Aermeren giebt, ich muß Alles, selbst was mich bedeckt und kleidet, als etwas Geliehenes betrachten, worüber die Eigenthümer, sobald sie wollen, auch anders bestimmen können. O, wohl, fuhr sie klagend fort, hat die Gräfin recht, gänzliche Armuth ist ein schreckliches Unglück; sie macht uns abhängig, nicht bloß in unseren Handlungen, in unseren Gedanken und Empfindungen sogar. Wie beneidenswerth, rief sie aus, ist das Loos des armen Tagelöhners gegen das meinige, die ich von scheinbarem Reichthume umgeben bin; er darf den Erwerb eines Tages mit Zufriedenheit, ja mit dem Gefühle eines edeln Stolzes betrachten; er hat durch seine Anstrengungen es als

sein Eigenthum errungen, frei darf er seinen Lieben oder Aermeren und Hülfloseren davon mittheilen, und wenn dankbare Herzen um ihn schlagen, wenn liebevolle Blicke auf ihm ruhen, so fühlt er sich befriedigt; er hat diesen Dank, diese Liebe verdient; aber ich, was kann ich thun? Geliehenes Gut an Andere abtreten, das mir alsdann sogleich auf das Großmüthigste ersetzt wird. Ach, es ist entsetzlich hart, fuhr sie fort, immer empfangen zu müssen, ohne jemals geben zu können, und selbst die freundliche Täuschung, als ob man geben könnte, nicht einen Augenblick festhalten zu dürfen.

Niemals hatte Emilie noch ihre abhängige Lage so schmerzlich empfunden, als in dieser einsamen Stunde; sie überließ sich rücksichtslos dem Schmerz und dem Mitleid mit sich selber, und ihre Thränen flossen noch einige Stunden, bis endlich die Erschöpfung einen kurzen Schlummer herbeiführte, von dem sie wenig gestärkt am anderen Morgen erwachte.

Die Gräfin war schon im Saale, wo man frühstückte, als Emilie eintrat. Was fehlt Dir, Liebe, rief sie ihrer jungen Freundin entgegen, ist Dir nicht wohl? Du bist ungewöhnlich blaß. Mir fehlt nichts, sagte Emilie mit schwacher, wankender Stimme. Du bist krank, mein liebes Kind, sagte die Gräfin mit großer Zärtlichkeit, indem sie ihre beiden Hände faßte. Gewiß, mir fehlt nichts, erwiederte Emi-

lie mit gesenkten Augen und zitternder Stimme, und, sie konnte es nicht verhindern, die Thränen entströmten den sanften Augen von Neuem und flossen über die bleichen Wangen. Die Gräfin richtete das Gesicht der weinenden Freundin mit sanfter Gewalt empor und sagte mit mildem Ernst: Ich errathe jetzt, was Dir fehlt, ich sah es wohl, daß ich Dich gestern verletzte, aber ich konnte nicht glauben, daß ein harmlos gesprochenes Wort Dich so tief verwunden würde. Ich könnte mich beklagen, fuhr sie mit großer Güte fort, daß Du dieser mißtrauischen Empfindlichkeit in Deinem Herzen Raum gibst, wenn ich nicht selbst unglücklicher Weise dieß Gefühl in Dir erregt hätte durch die Bitterkeit, der ich mich so oft überlassen habe. Laß mich Dich bitten, mein theures Kind, fuhr sie mit großer Milde fort, bekämpfe diesen Feind in Deinem Herzen, er raubt Dir sonst jedes Glück des Lebens. Die leicht gereizte Empfindlichkeit würde Deine Freunde aus Vorsicht zurückhaltend machen; Du würdest die Furcht, Dich zu verletzen, für Kälte nehmen, und Dein Mißtrauen würde in demselben Maße zunehmen, wie alle Verhältnisse gespannter würden. Du würdest es dann vielleicht nicht Dir zuschreiben, wenn jede Heiterkeit, die inniges Vertrauen zu einander erzeugt, aus unserm Kreise verschwunden wäre, sondern Du würdest uns mit jedem Tage ungerechter und Dein Schicksal beklagenswerther finden.

Können Sie mich für so gränzenlos undankbar halten? fragte Emilie.

Sprich nicht so oft von Dankbarkeit, sagte die Gräfin, ich will von Dir keine andere, als die, welche ein gutes Kind für seine Eltern empfindet, das ist die gefühlte, beinah bewußtlose, nicht die in jedem Augenblick erkannte. Und nun, sage mir, welche gute Tochter würde gereizt, gekränkt sein und eine ganze Nacht hindurch weinen, wenn ihre Mutter ihr den Vorschlag macht, einen Theil ihrer Kleider zu verschenken an Personen, die es bedürfen, besonders wenn die Tochter ein Herz hat, wie Du, das sie selbst schon zu solchen Handlungen bestimmt?

Ich will mich nicht vertheidigen, sagte Emilie, aber ein wenig muß es mich entschuldigen, wenn Sie daran denken, daß eine Tochter Rechte hat, die ihr andere Empfindungen geben. Wenn eine Tochter einen so willkommenen Auftrag erfüllt, so gibt sie mit der Mutter, da ich nur von dem Ihrigen mittheile.

So habe ich es denn nicht erreichen können, sagte die Gräfin, daß Du mir in Liebe angehörest, Du siehst unser Verhältniß, ich möchte sagen, juristisch an; sind es denn bloß die Bande des Blutes, auf die sich Rechte gründen? Gibt nicht die Liebe eben so heilige? Ich fühle, setzte sie mit einiger Bitterkeit hinzu, ich habe einen bösen Samen in Dein

Herz geſtreut. Ach! rief ſie mit einem unendlich ſchmerzlichen Ausdruck, wenn ich nicht mehr bin, wirſt Du es vielleicht einſehen, was in mir die Erbitterung gegen Mangel und Armuth erzeugt hat, und dann wirſt Du die heutige Stunde bereuen.

Vergeben Sie mir nur, rief Emilie, indem ſie ſich laut weinend in ihre Arme warf.

Du ſprichſt von Rechten, ſagte die Gräfin wieder mild. Wenn uns ein unglückliches Schickſal aller anderen Hülfsmittel beraubte und uns ganz auf uns zurückwieſe, hätte mir Deine Liebe nicht ein Recht gegeben, Deine jüngeren Kräfte in Anſpruch zu nehmen, und würde ich Dich nicht kränken, wenn ich Hülfe und Dienſtleiſtungen von Dir zurückwieſe, oder in dieſen Zeichen Deiner Liebe aus miſstrauiſcher Empfindlichkeit die Spuren meiner Abhängigkeit fände?

O Gott! rief Emilie. Warum, fuhr die Gräfin fort, willſt Du mich denn kränken und die Zeichen meiner Liebe mißverſtehen? Vergeben Sie mir nur, wiederholte Emilie. Die Gräfin küßte ſie zärtlich und ſagte dann mit Güte ſcherzend: Da nun die Farbe auf Deinen Wangen zurückgekehrt iſt, ſo mache nun, daß die Spuren der Thränen aus den Augen verſchwinden, damit nicht St. Juliens ängſtliche Blicke fragen, welch ein Unheil Dir widerfahren iſt; zwar in deſſen

Brust hättest Du gestern vielleicht ein gleichfühlendes Herz gefunden, er hat viel von Deiner Empfindlichkeit.

Sie spotten meiner mit Recht, sagte Emilie erröthend. Nein, im Ernst, erwiederte die Gräfin lächelnd, ich wollte auch nicht, daß der Graf Dich um die Ursache Deiner Thränen fragte, Du würdest doch ein wenig um die Antwort verlegen sein.

Die Vereinigung der Gemüther wurde aufs Neue zwischen beiden Frauen befestigt und inniger als je, wie es nach jeder kleinen Störung geschah.

Emilie konnte sich selbst nicht begreifen und verzieh es sich schwer, daß sie eine Nacht in Kummer und Thränen hingebracht, und damit gewissermaßen die besten Menschen angeklagt hatte; und die Gräfin beschloß, die Bitterkeit nie wieder in sich aufkommen zu lassen, die, wie sie sah, so nachtheilig auf diejenigen wirkte, die sie am zärtlichsten liebte. Sie beschloß zu vergessen, was eine lange Vergangenheit Schmerzliches enthielt, und dieser Vorsatz wurde in demselben Augenblicke gestört, denn der Graf trat mit St. Julien in den Saal. Der Anblick des jungen Mannes, der heiter lächelnd die Frauen begrüßte, schien in der Gräfin gewaltsam ein geliebtes Bild aus längst verflossener Zeit hervorzurufen, und nur mit Mühe konnte sie in den heiteren Ton der Unterhaltung einstimmen, der heute die kleine Gesellschaft belebte.

Nach dem Frühstück eilte Jeder die nöthigen Anordnungen zu treffen, um dem Obristen Thalheim seinen neuen Wohnort angenehm zu machen. Der Graf sendete die erforderlichen Equipagen und mit diesen einen weiten Pelzmantel, um den alten Mann gegen die Kälte zu schützen. Die Frauen hatten dieselbe Aufmerksamkeit für seine Tochter. Die Gräfin sorgte nun dafür, daß die nöthigen Möbel nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Meierhofe gesandt wurden, und Dübois wurde von ihr beauftragt, Alles zur Bequemlichkeit Erforderliche zu besorgen; er war, wie immer, so auch hier der Vertraute der Gräfin und kannte also die Lage des Obristen; daher hieß ihn sein natürliches edles Gefühl Alles vermeiden, was bei der neuen Einrichtung als prächtig hätte auffallen können, weil er wohl wußte, daß das Gemüth dessen, der Unterstützung bedarf, dadurch schmerzlich verwundet wird, wenn die Unterstützung den Anschein von Prahlerei gewinnt; eben so sorgfältig vermied er den Anschein von Vernachläßigung, und es mangelte bald in dem freundlichen Hause nichts, was zur anspruchslosen Bequemlichkeit einer Familie erforderlich ist. Emilie fuhr selbst mit hinüber, und ordnete die Wäsche und Kleider in den Schränken, und es wurde beschlossen, daß Dübois die Ankommenden diesen Abend erwarten sollte. Die Zimmer waren behaglich erwärmt, ein anmuthiger Wohlgeruch schwebte durch

alle, denn Dübois hatte nicht verſäumt, ſie mit ſeinem Räucherwerk zu durchräuchern; ja ſelbſt mehrere blühende Staudengewächſe hatte er aus den Treibhäuſern des Grafen hinüber geſchafft, trotz der Schwierigkeit, ſie auf dem Wege gegen die Kälte zu ſchützen, um damit das Zimmer zu ſchmücken, welches er für die Tochter des Obriſten beſtimmte. Endlich war Alles bereit; auch für ein einfaches Abendeſſen war geſorgt, und der Haushofmeiſter ging mit zufriedener Miene noch einmal durch alle Zimmer, um jedes einzeln zu betrachten, als der Wagen vorfuhr. Schnell eilte er, ſeiner Schuldigkeit gemäß den Obriſten an der Thüre des Hauſes zu empfangen, und ſchien die wehmüthige Verlegenheit nicht zu bemerken, die Vater und Tochter ergriff, als er ihnen ſelbſt die koſtbaren Pelze abgenommen hatte, und ſie nun beide in höchſt ärmlicher Kleidung in dem freundlich ausgeſchmückten Zimmer ſtanden. Früher, als nöthig geweſen wäre, ließ Dübois das Abendeſſen anrichten, um die Verlegenheit des Obriſten und ſeiner Tochter zu beendigen, die nicht recht wußten, wie ſie ſich gegen ihn benehmen ſollten und noch nicht den Muth hatten, ſich als die Bewohner des Hauſes zu fühlen. Das Abendeſſen ging ſtill vorüber und wurde in der Spannung, in der ſich Alle befanden, kaum berührt; nur als Dübois dem Obriſten Wein eingeſchenkt hatte und der edle Trank dem alten Manne entgegen duftete, konnte

er ſich nicht enthalten, mit einiger Begierde das Glas zu ergreifen und mit ſichtlichem Wohlbehagen das lang entbehrte Labſal zu ſchlürfen; die Wärme des Weins durchdrang ſeine Glieder und theilte ihm jene Ermattung mit, die man beinah eine wollüſtige Empfindung nennen könnte; er ließ es daher ohne Widerrede geſchehen, daß der Haushofmeiſter ihn nach dem Zimmer führte, welches er ihm zum Schlafgemach beſtimmt hatte, und machte keine Einwendungen dagegen, daß Dübois für dieſen Abend das Geſchäft eines Kammerdieners übernahm. Er wollte, als er zu Bett gebracht war, noch Manches denken und in ſeiner Seele ordnen, aber ein lange nicht empfundenes Wohlbehagen ſcheuchte alle Gedanken zurück. Er dehnte ſich mit wehmüthigem Entzücken auf ſeinem bequemen Lager aus, er fühlte die glänzend weißen feinen Betttücher und die ſeidne Decke mit den Fingern an, er wollte ſein heutiges Lager mit dem geſtrigen vergleichen, aber Gedanken und Gefühle gingen in dem ſeligen Vergeſſen unter, welches der Vorbote eines erquickenden Schlafes iſt.

Thereſe war im Speiſezimmer zurück geblieben und erwartete mit Schüchternheit Dübois Rückkunft. Die Veränderung ihrer Lage war ſo groß, daß ſie ſich betäubt fühlte und deßhalb noch nicht Muth zur Freude gewann; als endlich der Haushofmeiſter zurück kam, ſchlich ſie zum Lager des Vaters, der ſchon im ſanfteſten Schlummer ruhte; ſie

küßte leise seine Stirn und folgte nun Dúbois, der ihr die übrigen Zimmer des Hauses zeigte und ihr auch alle Schlüssel einhändigte, worauf er für heute ehrerbietig Abschied nahm.

Als sich Therese allein befand, hob sie die Hände dankend zum Himmel empor, und Thränen des Entzückens benetzten die von langem Kummer gebleichten Wangen; es schien ihr ein Traum, der täuschend ihre Seele umfing, und sie fürchtete zu erwachen; endlich, als sie sich gesammelt hatte, ging sie noch einmal durch alle Zimmer und betrachtete Jedes mit ruhiger Freude; sie öffnete die Schränke und bemerkte mit dankbarem Erstaunen, wie großmüthig und zartsinnig für jedes Bedürfniß des Hauses gesorgt war, auch rührte es sie bis zu Thränen, als sie Alles vorfand, was zur Kleidung der Frauen aus besseren Ständen gehört.

Nach einem stärkenden Schlummer erwachte Therese am andern Morgen. Dúbois hatte für die nöthige Bedienung gesorgt; sie wählte eine einfache Morgenkleidung, und fühlte sich bewegt und erhoben zugleich, als sie sich wieder in Gewänder gekleidet sah, wie sie ihr in früheren Zeiten nothwendig erschienen waren. Als sie nun ihr Zimmer verließ, fand sie Alles zum Frühstück bereitet, und sie näherte sich leise dem Schlafgemach ihres Vaters; Alles war darin still, und eine seltsame Angst ergriff ihr Herz, sie fürchtete, die plötzliche Umwandlung seiner Lage könne zu heftig auf ihn gewirkt ha-

ben, ſie öffnete daher behutſam die Thür des Kabinets und näherte ſich leiſe dem Lager des ſchlummernden Greiſes. Er lag mit gefalteten Händen und geſchloſſenen Augen, aber ſeine Lippen bewegten ſich wie im flüſternden Gebete, und zwiſchen den grauen Wimpern drängten ſich Thränen über die gefurchten Wangen, die ähnliche Tropfen in Thereſens glänzenden Augen hervorriefen. Sie beugte ſich über den alten Vater und küßte mit inniger Liebe ſeine gefalteten Hände. Der Greis öffnete die noch thränenfeuchten Augen und lächelte entzückt bei dem Anblick ſeines ſchönen Kindes.

Meine gute Tochter, ſagte er mit bewegter Stimme, es ſtärkt mein Herz, daß Deine Erſcheinung wieder Deiner würdig iſt; laß uns Gott innig dafür danken, daß wir aus dem höchſten Elende erlöſt ſind, denn niemals habe ich Dich ohne zu ſchaudern in der Tracht der höchſten Dürftigkeit betrachten können. Der Obriſt wünſchte ſein Lager zu verlaſſen und wurde von Neuem bewegt, als er bemerkte, mit welcher Zärtheit ſowohl für ſeine Bedienung, als für alles zur bequemen Morgenkleidung eines Greiſes Erforderliche geſorgt war. Nach dem Frühſtück gingen Vater und Tochter durch die verſchiedenen Zimmer, und bewunderten mit dankbarer Rührung die Anmuth und Bequemlichkeit ihrer neuen Wohnung. Endlich ließ ſich der Vater im Wohnzimmer in der Ecke des Sophas nieder und zog ſeine Tochter neben ſich,

die erſchrocken zu ihm aufblickte, weil ſie ſeine Hand zittern fühlte und hohen Ernſt über ſein Geſicht verbreitet ſah.

Mein Kind, ſagte der Obriſt, wir dürfen unſere Pflicht nicht vergeſſen, wir müſſen unſern Wohlthätern unſern Dank darbringen für ſo viele Güte; Du fühlſt, mein liebes Kind, fuhr er fort, indem er die Hand der Tochter ängſtlich drükkte, wie ſchwer mir dieſer Gang werden muß; ſo tief die Dankbarkeit in meiner Seele ruht, ſo ſehr ich unſern edeln Freund verehre, ſo wird mir altem Manne dennoch das Förmliche in der Aeußerung meiner Dankbarkeit ſchwer, das mich, wie man es auch betrachten mag, dem Bettler gleich ſtellt, der für ein empfangenes Almoſen dankt. Mißverſteh mich nicht, fuhr er fort, als er bemerkte, daß die Tochter reden wollte, ich verkenne den Grafen nicht, aber biſt Du überzeugt, daß er auch uns kennt? Ihn hat uns ſeine Art, wie er gegen uns handelt, vollkommen kennen gelehrt wir können mit reiner Empfindung einen ſo edeln Mann bewundern und eben deßwegen von ihm annehmen, was uns ſeine Güte bietet, aber kennt er auch uns? Weiß er, ob wir ſeiner Freundſchaft würdig ſind? Ihn hat allein unſere Noth beſtimmt, uns wohl zu thun, und darin liegt das Peinliche unſerer Lage; wir ſind ihm gegenüber Arme und nicht Freunde; der Freund kann die Güter des Lebens mit dem Freunde theilen, er weiß, der Freund iſt

überzeugt, er würde, wenn das Verhältniß umgekehrt wäre, eben so handeln, und will nichts weiter, als die Liebe, die innige Achtung des Freundes; aber der Arme, ach, mein liebes Kind! er empfängt bloß, und der Geber, der ihn nicht kennt, weiß noch nicht, ob er jemals seinen Schützling in einen Freund wird verwandeln mögen; er weiß nicht, ob das Herz des Empfangenden nicht zu jeder edeln Empfindung unfähig ist, und deßhalb ist die äußere Dankbarkeit, die es so schwer fällt auszuüben, unerläßlich.

Ich dächte, erwiederte Thereſe, ich könnte die Hand des Grafen mit inniger Liebe, ohne peinliche Empfindung küſſen. Auch ich, ſagte der Obriſt, kann ſeine Hand mit zärtlicher Bewunderung drücken, aber haſt Du daran gedacht, daß damit unſere Pflichten noch nicht erfüllt ſind? Haſt Du vergeſſen, daß er vermählt iſt, und daß wir alſo der Gräfin einen Beſuch machen müſſen? Thereſe ſenkte die Augen, ein peinliches Gefühl hob ihren Buſen, der Schmerz zuckte um den ſchönen Mund und ſie küßte ſchweigend die Hand des Vaters, die noch in der ihren ruhte. Beide fühlten, daß ſie ſich ohne Worte verſtanden, denn jetzt erinnerte ſich Thereſe an Alles, was ſie und ihr Vater früher über die Gräfin gehört hatten, und zwar aus einem Munde, deſſen Tönen die ſchöne Thereſe nicht ohne Parteilichkeit gelauſcht hatte.

Der junge Graf Hohenthal nämlich, ein Verwandter

des Grafen, war in dem Hause des Obristen mit Wohlgefallen aufgenommen worden. So lange das Regiment, bei welchem er als Rittmeister diente, in der Nähe stand, hatte der junge Mann keine Gelegenheit versäumt, sich dem Obristen zu nähern, und die gleichen Ansichten über viele Verhältnisse des Lebens, der gleiche Haß gegen Frankreich, hatte sie bald in Freunde verwandelt, so weit die Verschiedenheit des Alters dieß erlaubte. Bei der Vertraulichkeit, die sich auf solche Weise gebildet hatte, geschah es, daß der Rittmeister zuweilen seine Familienverhältnisse berührte und sich dann jedes Mal mit großer Bitterkeit über die Gräfin äußerte. Er hatte von ihr behauptet, daß sie aus Eigennutz sich mit dem Grafen verbunden habe, der im unrechtmäßigen Besitze des ganzen Vermögens der Familie sei, und daß sie in Folge dessen eine ewige Trennung von der Familie beabsichtigte; deßhalb habe sie ihren Gemahl bestimmt, sich immer in der Ferne aufzuhalten, und ob er gleich ohne Kinder sei, habe sie ihn doch dazu vermocht, daß er niemals das Geringste für die dürftigen Mitglieder der Familie gethan habe; eben so hatte er oftmals ihres unmäßigen Stolzes gedacht und ihres schroffen Betragens, wodurch alle Verwandte vollkommen dem Grafen entfremdet würden; ja, er hatte erwähnt, daß sie einen unversöhnlichen Haß gegen ihren einzigen Bruder trüge und sich auch niemals die kleinste Annäherung habe

gefallen lassen, so viele Versuche dieser Bruder auch gemacht habe, dem diese Familienzwiste höchst schmerzlich wären. Der Rittmeister hatte zwar niemals Gelegenheit gehabt, die Gräfin kennen zu lernen, aber da er alle Nachrichten über ihren Charakter von seinem Vater hatte, so zweifelte er nicht an der Wahrheit derselben.

Diese Erinnerungen waren es, welche Vater und Tochter zum ernsten Nachdenken stimmten, und nur unter Seufzern vermochten sie zu beschließen, sich fertig zu machen, um einen Besuch abzustatten, der so peinlich auf ihr Gefühl wirken konnte. Der Obrist wollte eben seiner Tochter noch einige Rathschläge ertheilen, wie sie bei dem vermuthlich sehr stolzen Empfange der Gräfin sich zu betragen habe, als Beider Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande abgezogen wurde durch das lustige Geläute von Schellen, wodurch sich annähernde Schlitten ankündigten. Sie traten zum Fenster und sahen mit Ueberraschung, daß zwei Schlitten durch das kleine Thal flogen und wenige Augenblicke darauf vor dem Hause hielten. Ein Herr sprang aus dem einen, und sie erkannten sogleich den Grafen, der zweien Damen die Hand bot, und alle drei waren bald eingetreten, um den Obristen und seine Tochter zu begrüßen. Der Graf umarmte den Obristen und sagte, indem er freundlich dessen Hand schüttelte: meine Gemahlin wollte sich selbst überzeu-

gen, ob nichts zu Ihrer Bequemlichkeit mangelt, und zugleich meine Nichte mit ihrer künftigen Freundin bekannt machen. Der Obrist konnte nicht sogleich Worte finden, er hatte sich die Gräfin durchaus anders gedacht; er fand keine Spur von Härte und Stolz, sie behandelte ihn mit der Wärme und Achtung, wie man einen alten Freund der Familie empfängt; sie drängte ihm nicht das Gefühl ihrer Wohlthat durch ein zu ängstliches Fragen auf, ob Alles seinen Wünschen entspreche, sondern verwickelte ihn mit Leichtigkeit in ein Gespräch über frühere Zeiten, über den König Friedrich den Zweiten, für den sie seine Verehrung aufrichtig theilte, und hatte so bald jede Spannung aufgehoben, die erst die Gesellschaft zu drücken schien.

Emilie hatte bald den Weg zu Theresens Herzen gefunden; Beide hatten, ohne den Genuß des vertraulichen Umgangs mit einer jugendlichen Freundin, einsam gelebt, und Beide verlangten daher zu sehnlich danach, sich diesen Genuß zu verschaffen, als daß sie aus Zurückhaltung lange hätten einander fremd bleiben können. Es war leicht zu bemerken, daß Therese manche Kenntniß nicht hatte, die Emilie besaß; auch nicht die zierlichen Arbeiten der Frauen aus den höheren Ständen waren ihr bekannt, denn sie hatte in ihrer drückenden Lage nicht einmal Gelegenheit gehabt, sie zu sehen, noch weniger die Mittel, sich das Material zu ver-

schaffen, um solche artige Spielereien zu verfertigen. Ja, sie gestand, daß sie auch das Wenige, was sie von Musik verstanden, vergessen habe, weil das Instrument schon lange verkauft sei, und daß sie auch allen Muth zur Musik verloren hätte, und es ihr eine Sünde würde geschienen haben, die Stimme zum Gesange zu erheben, so lange ihr Vater unter schwerem Kummer seufzte. Beide junge Freundinnen hatten bald und eifrig verabredet, was sie mit einander treiben und lernen wollten. Die Gräfin und der Obrist waren über die meisten Gegenstände ihrer Unterhaltung derselben Meinung, der Graf konnte nun, ohne Furcht, seinen alten Freund zu verletzen, noch alle nöthigen Anordnungen treffen, und Therese sah sich, noch ehe ihre neuen Freunde schieden, an der Spitze einer unabhängigen kleinen Haushaltung, wodurch ihr die Freude gewährt wurde, mit kindlicher Liebe selbst für die Bedürfnisse und die Bequemlichkeit ihres geliebten Vaters sorgen zu können.

Die neuen Freunde besuchten nun ohne Furcht das Schloß. Man las, man machte Musik, man tauschte seine Meinungen gegen einander aus, und der alte Obrist machte, obwohl er alle Franzosen haßte, doch von jeher mit jedem einzelnen, den er kennen lernte, eine Ausnahme und war nun um so bereitwilliger, mit St. Julien dieß zu thun, weil dieser durch seine persönliche Liebenswürdigkeit ihn ganz für

sich einnahm, ja er verzieh ihm sogar die Bewunderung Napoleons, weil der junge Franzose Friedrich den Zweiten ebenfalls verehrte. Für Dübois, der mehr wie ein Mitglied der Familie, als wie ein Diener derselben betrachtet wurde, empfand der Obrist bald die Achtung, die sein Charakter jedermann einflößte, der ihn näher kennen lernte, und als die Gräfin sich sogar entschloß, zuweilen Theil an einer Partie L'Hombre zu nehmen, welches der Obrist mit grosem Vergnügen spielte, so heiterte sich seine Seele in dieser Umgebung völlig auf, und er sagte einige Mal seiner Tochter: Ich würde in dem Kreise unserer Freunde vollkommen glücklich leben, wenn sie nicht die Schwachheit hätten, dem Prediger alle Ungezogenheiten nachzusehen; selbst der alte verständige Dübois muß zuweilen recht an sich halten, wenn sich der kleine kecke Mensch so viel heraus nimmt, ja, ich glaube, wenn der Graf es nicht absichtlich von Zeit zu Zeit wiederholte, daß die Gräfin den Tabacksrauch durchaus nicht vertragen kann, er würde sogar mit seiner Pfeife in der Gesellschaft erscheinen und auch jetzt, wer weiß, was geschehen könnte, wenn nicht zum Glücke der Narr, der Doktor, da wäre, zu dem er gehen und rauchen kann.

Auf diese Weise waren einige Wochen verflossen, Therese hatte sich vom überstandenen Kummer erholt, ihre Wangen röthelten sich, ihre Augen gewannen ihr eigenthümliches

Feuer wieder, und wenn ſie auch im Ganzen ernſt blieb, ſo konnte ſie doch zuweilen heiter und ſchalkhaft lächeln. Alle Fähigkeiten, die in ihrer Seele geſchlummert hatten, begannen ſich zu entwickeln, ſo daß Emilie über die Fortſchritte erſtaunte, die ihre junge Freundin machte, und beide ſich immer inniger an einander anſchloſſen. Der Obriſt bemerkte es nicht ohne Rührung, wie herrlich ſich die Schönheit und alle Vorzuge ſeines Kindes entfalteten, da der Druck der Armuth von dieſem theuern Haupte genommen war. Er ſchloß dieß geliebte Kind eines Abends in ſeine Arme, und die Augen nach oben gewendet, rief er: Jetzt, Vater im Himmel, kann ich ruhig ſterben, da ich mein Kind in Sicherheit weiß! Können Sie mich ſo kränken, daß Sie vom Sterben ſprechen, rief Thereſe weinend, nun, da ich hoffe, daß wir noch viel glückliche Tage mit einander leben werden? Das wollen wir auch, mein Kind, ſagte der Obriſt; aber willſt Du mir es nicht gönnen, daß ich nun mit Ruhe an mein Ende denken kann, da ich Dich ſonſt, als Du ſchutzlos warſt, mit Verzweiflung betrachtete. Du kennſt nicht das Gefühl eines Vaters, ſetzte er ſeufzend hinzu, der fürchten muß, daß er ſein Kind hülflos und einſam in der harten Welt zurücklaſſen muß. Wenn jetzt der Himmel über mich verfügt, gehſt Du zwar weinend, aber nicht verzweifelnd vom Grabe Deines Vaters in das Haus Deiner Freunde.

Seit ich die Gräfin kenne, bin ich über Dein Schicksal ruhig, und ich werde um so länger leben, schloß er, indem er lächelnd mit den Locken der Tochter spielte, weil ich mein Ende ruhig abwarten kann.

Es schien, als ob die Sorge, welche die Gräfin für Theresens Ausbildung trug, sie selbst manchen Kummer vergessen ließ; sie erheiterte sich sichtlich in dem Umgange ihrer Kinder, wie sie beide junge Frauenzimmer nannte. St. Juliens Gesundheit befestigte sich täglich mehr, und der Graf bemerkte oft, er werde schmerzlich die Lücke in seinem Leben fühlen, wenn der endliche Friede den jungen Mann bestimmen würde, nach seiner Heimath zurück zu kehren. Auch der Gräfin war der junge Mann sehr lieb geworden, und nur noch zuweilen kehrte die Bewegung wieder, die sie bei seinem ersten Anblick empfunden hatte; wenn er sie unvermuthet anredete, oder wenn seine Augen lange auf Emilie hafteten, dann schien er in ihrer Seele Schmerzen wach zu rufen, die sie nur mit Anstrengung bekämpfte. In solcher Ruhe hatte die Familie einige Zeit gelebt, und wenn es auch nicht möglich war, ohne Kummer das unsägliche Elend zu betrachten, welches durch den Krieg über diesen Theil von Deutschland gebracht wurde, so gab es doch Stunden, in denen man sich einer reinen Heiterkeit hingab.

In dieser Stimmung hatten der Obrist und seine Toch-

ter am vorigen Abend das Schloß verlassen; die jungen Leute hatten sich verabredet, Göthes Tasso den folgenden Abend zu lesen. Die Gräfin hatte dem Obristen versprochen, wenn es sein könnte, seine l'Hombre-Parthie so einzurichten, daß nicht der Geistliche sein Mitspieler sein müsse. Er freut sich zu gemein, versicherte der Obrist, wenn er ein gutes Spiel hat, spielt die Karten auf bäurische Weise aus, macht sehr schlechten Witz dabei und hält sich deßhalb für einen liebenswürdigen Spieler; gewiß, wenn man ein Mitglied der guten Gesellschaft gänzlich von der Leidenschaft für das Spiel heilen wollte, man brauchte es nur zu zwingen, täglich mit unserm guten Herren Prediger zu spielen. Die Gräfin scherzte beim Frühstück eben darüber, daß der Doktor, den sie anstatt des Geistlichen zum Mitspieler bestimmte, den Obristen nicht besser befriedigen würde, als man den Galopp eines Pferdes hörte, und gleich darauf der Arzt athemlos mit glühenden Wangen und mit Schweiß bedeckt in den Saal stürmte. Was giebt es? rief ihm der Graf bestürzt entgegen. Wir sind verloren! rief der Arzt, das Schloß wird gleich von Soldaten besetzt werden. So, sind Franzosen in der Nähe? rief der Graf, indem er aufsprang. Nein, keine Franzosen, Preußen sind es, keuchte der Arzt. Nun, sagte der Graf, dann sind es ja Freunde und wir haben nichts zu fürchten.

Nichts zu fürchten? jammerte der Arzt; hätten Sie nur die Reden gehört, die sie geführt haben; der Herr Prediger trieb mich hieher, damit Sie sich, wo möglich, entfernen möchten, um nicht den Wirkungen der Verläumdungen zu unterliegen.

Der Graf sah einen Augenblick nachdenkend vor sich nieder, zog dann hastig die Klingel und beschied Dübois eilig zu sich. Guter Dübois, redete er ihn an, ich weiß, ich kann auf Sie in jeder Lage rechnen, gehen Sie zum Kapitain St. Julien nnd halten Sie ihn auf jeden Fall auf seinem Zimmer zurück, welche Unruhe auch hier entstehen mag; sagen Sie ihm, dieß sei mein ausdrücklicher Wille, und bleiben Sie zur Sicherheit bei ihm.

Wir erwarten hier jeden Augenblick preußische Truppen, fuhr er fort, als er sah, daß der Haushofmeister ihn mit Verwunderung betrachtete; thun Sie ja, was ich Ihnen auftrage, und weichen Sie auf keinen Fall davon ab. Er hatte den Grafen noch nie so in Bewegung gesehen; eben wollte dieser die Frauen bitten, sich zurück zu ziehen, als eine Eskadron in den Hof sprengte, den Führer an ihrer Spitze. Die Gräfin erschrak, ihr fielen die verbreiteten Gerüchte ein, und sie sah an des Grafen Anordnungen, daß er Unannehmlichkeiten erwartete; sie stützte sich auf die Lehne eines Stuhls und erwartete mit Spannung die Dinge, die

da kommen würden. Emilie war blaß, sie ahnete dunkel, die Gräuel des Krieges würden nun hier beginnen. Der Arzt hatte sich entfernen wollen, doch ein Blick auf die Gräfin schien in ihm eine Erinnerung hervor zu rufen; seine Seele kämpfte offenbar mit einem großen Entschluße; auf einmal schien dieser Entschluß gefaßt, er trocknete den Schweiß von seinem Gesicht ab, blieb und erwartete das ungeheure Schicksal, das ihn nach seiner Meinung jetzt treffen mußte. Das Klirren der Sporen und des nachschleppenden Säbels im Vorsaale wurde vernehmbar, die Thüren wurden mit Heftigkeit geöffnet, und herein stürmte ein junger erhitzter Krieger und rief, ohne auf die Frauen zu achten: Wo ist der Herr des Hauses?

Ich bin der Graf Hohenthal, sagte der Graf, und Sie sind in meiner Wohnung.

So sind Sie es also, rief ihm der Rittmeister vor Zorn glühend zu, der sein Vaterland den Feinden verräth, Sie zeigen den Franzosen alle Vorräthe an, Sie lassen sie durch alle Schluchten führen, Sie halten die Spione in Ihrem Hause verborgen; nun, da Sie so wacker für die Feinde gesorgt haben, so werde ich auch hier wahrlich nicht schonen; die Pferde, die meinen Leuten gefallen sind, müssen hier ersetzt werden; Ihre Hafervorräthe nehme ich in Beschlag; meine

Leute müssen bewirthet werden, und den Spion liefern Sie freiwillig aus oder ich brauche Gewalt.

Der Graf bekämpfte den Zorn, der in ihm aufstieg, und sagte mit scheinbarer Gelassenheit: Es ist jetzt nicht der rechte Augenblick, meinen Charakter gegen Sie zu vertheidigen, ich werde mir Ihren Namen ausbitten, um dieß in der Zukunft zu thun; das Unglück der Monarchie fühlen wir Alle gleich schmerzlich, und was das Vaterland und seine Krieger von meinem Eigenthume bedürfen, steht ihnen zu Gebote, deßhalb mögen Sie meine Pferde nehmen, wie alle Hafervorräthe. Für die Bewirthung der braven Truppen werde ich sorgen, so gut es angeht; was steht weiter zu Ihrem Befehl?

Ich verlange, daß Sie den hier im Hause verborgenen Spion ausliefern, sagte der Rittmeister etwas gelassener in Folge des würdigen Benehmens des Grafen.

Wen bezeichnen Sie mit einer so schimpflichen Benennung? fragte der Graf.

Den französischen Offizier, rief hitzig der Rittmeister, der unter dem Vorwande einer Krankheit sich hier im Hause aufhält.

Unter dem Vorwande einer Krankheit? rief der Arzt, den der Graf nicht mehr zurück halten konnte; Vorwand nennen Sie seine Krankheit? rief er noch einmal, indem er den Kopf auf die linke Schulter senkte und die blitzenden

Augen auf den Rittmeiſter richtete. Mir hat er ſein Leben zu verdanken, aus dem Rachen des Todes habe ich ihn geriſſen, ſetzte er hinzu, und ich werde, ich muß ihn und den Herren Grafen gegen jede Verläumdung vertheidigen.

Ich verlange die Auslieferung des Franzoſen, rief der Rittmeiſter, was gehen mich Ihre Narrheiten an?

Narrheiten! ſchrie aufs Aeußerſte beleidigt der Arzt. Gehören Sie zu den Barbaren, die Kunſt, Wiſſenſchaft und Menſchenliebe vereinigt Narrheit nennen? Der Arzt hatte im Eifer ſeiner Rede alle Furcht vergeſſen und war dem Rittmeiſter ſo nahe getreten, daß dieſer ſich von Neuem gereizt fühlte und mit funkelnden Augen dem Arzte zurief: Kommen Sie mir nicht ſo ungezogen nahe, wenn ich Sie nicht zum Fenſter hinaus werfen ſoll.

Der Graf warf einen glühenden Blick auf den Offizier, und indem er den Arzt mit der augenblicklichen großen Kraft des Zorns wie ein Kind bei Seite ſchob, ſagte er: Sie werden Niemanden zum Fenſter hinauswerfen, ſo lange ich lebe; über meinen Leichnam geht der Weg, um meine Hausgenoſſen zu beleidigen.

In dem Augenblicke, als der Offizier etwas Heftiges erwiedern wollte, wurde die Thüre geöffnet; ein alter Wachtmeiſter zeigte ſich, der dem Rittmeiſter eifrig winkte; dieſer

schritt durch den Saal und ging nach kurzem Gespräch mit dem Wachtmeister eilig nach dem Hofe hinunter.

Die im Saale Versammelten wagten es nicht, einander anzureden, weil sie die Zurückkunft des Offiziers jeden Augenblick erwarteten, als sie Pferdegetrappel auf dem Hofe vernahmen und zu ihrem Erstaunen die ganze Eskadron, den Führer an der Spitze, abreiten sahen.

Was bedeutet dieß? fragte die Gräfin nach kurzem, von Staunen erzeugtem Schweigen.

Das bedeutet, antwortete der Graf nachdenklich, daß Franzosen in der Nähe sind, die uns vermuthlich in größerer Anzahl ihren Besuch zudenken.

XII.

Der Auftritt, der eben statt gefunden hatte, war schnell vorüber geflogen und hatte alle Anwesenden, jeden auf verschiedene Weise, so sehr aufgeregt, daß Niemand Worte gefunden hatte, um eine Ansicht zu äußern. Der Arzt stand noch in der Mitte des Saales unbeweglich auf der Stelle, wo ihn der Graf im Zorn hingeschoben hatte; man sah, daß er mit dem Entschlusse kämpfte, etwas Bedeutendes zu sagen; endlich näherte er sich dem Grafen, der in Nachdenken versunken war, und sagte mit Haltung und unterdrücktem Gefühl: Ich muß meinem Herzen Luft machen; ich muß mei-

ner Empfindung Worte geben; edler Mann, verehrter Herr Graf, Sie haben mein Leben aus einer furchtbaren Gefahr gerettet, denn wäre ich diese Höhe hinunter geflogen, wie der Barbar drohte, auf den gepflasterten Theil des Hofes hier unter dem Fenster, so war es um mich geschehen, denn mit solcher Gewalt hätte er mich nicht werfen können, daß ich dort den Rasen im Fallen erreicht hätte. Es war meine Pflicht, Sie gegen die Verläumdung zu vertheidigen; ich habe auch immer geglaubt, daß Sie meinen männlichen Charakter gehörig würdigen und mir nicht eine schimpfliche Feigheit im Augenblick der Gefahr zutrauen würden, eine Verläugnung, ähnlich der des Apostel Petrus, fügte er mit einem Seitenblicke auf die Gräfin hinzu; aber ich habe nicht geglaubt, daß ich Ihrem Herzen theuer wäre, daß Sie Ihr Leben zu meinem Schutze wagen, Ihre Brust zur Vormauer der meinigen machen würden. Die letzten Worte sprach er mit wankender Stimme und kaum beherrschter Rührung. Diese Handlung, schloß er endlich mit Pathos, bindet mein Geschick an das Ihrige für jetzt und immer.

Der Graf verstand erst nicht recht, was der Arzt wollte, denn er war zu jener Aeußerung am Wenigsten durch ein wärmeres Gefühl für denselben bestimmt worden, er hatte bloß sich in seinem Hausgenossen beleidigt gefühlt; als er aber endlich den Sinn der an ihn gerichteten Rede begriff,

sagte er, über den gutmüthigen Dünkel des Arztes lächelnd: Wir sind oft nicht so böse, mein lieber Doktor, wie Sie im Eifer von uns zuweilen glauben, aber oft auch bei Weitem nicht so gut, wie Sie sich uns vorstellen; deßhalb verdiene ich auch heut Ihren Dank nicht.

Bescheidenheit ist die Krone der Tugend, rief der Arzt begeistert und verließ den Saal, um seine Kranken zu besuchen. Die gutmüthige Einbildung des Arztes hatte dazu beigetragen, die Spannung aufzulösen, in die alle durch die eben erlebte Begebenheit versetzt waren. Lächelnd blickten sich die Zurückgebliebenen an, und Ruhe schien wieder im Schlosse herrschen zu wollen.

Dübois glaubte, da die Truppen den Hof verlassen hatten, daß auch St. Julien nicht mehr von der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden brauchte; doch fragte er vorsichtig erst nach des Grafen Meinung, der natürlich seine Ansicht theilte, und bald erschien St. Julien und erschöpfte sich mit dem Grafen in Vermuthungen, um es sich zu erklären, weßhalb das Schloß so eilig von den Truppen geräumt worden sei. Des Grafen Ansicht, daß Franzosen in der Nähe sein müßten, wurde bald bestätigt, denn ein Reiter sprengte in den Hof, den Niemand sogleich für den Prediger erkannte, weil er ganz die gemächliche Art zu reiten aufgegeben hatte und sein Thier zu völlig ungewohnten Kraftäußerungen zwang.

Roß und Reiter waren ganz aus der gewöhnlichen Faſſung, denn da ſich der Geiſtliche eilig herab warf, ohne, wie ſonſt, für ſein Pferd zu ſorgen, ſo fing dieß ohne Umſtände an, auf dem Raſen zu weiden und zu Emiliens Schrecken die darauf angebrachten Blumenſtücke zu zertreten.

Aus Eile keuchend trat der Prediger nach wenigen Augenblicken herein, und jetzt, in der Unruhe ſeines Gemüths, achtete er noch weniger, als ſonſt auf die höflichen Formen des Umgangs; daher grüßte er kaum die im Saale verſammelten Perſonen und rief dem Grafen zu: Meine Frau und Kinder folgen mir nach, Sie werden hier im Schloſſe doch beſſer aufgehoben ſein, als bei mir, die Franzoſen ſind mir auf den Ferſen.

Der Graf nahm gern die Familie des Predigers bei ſich auf, ob ihn gleich ſelbſt in dieſem Augenblicke deſſen Mangel an Lebensart verletzte; die große Familienkutſche des Geiſtlichen fuhr auch bald durch das Thor des Hofes, von einigen kleineren Equipagen begleitet, die die zahlreiche Familie deſſelben enthielten. Man hatte kaum für das Unterkommen Aller ſorgen können, und der Prediger hatte eben ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, für ſeine Perſon zurück zu reiten, um auf Ordnung zu ſehen und ſo viel als möglich zur Erleichterung der Bauern zu thun, als Emilie ausrief: Ach Gott! dort kommen die Feinde. Alle Anweſenden eilten dem Fenſter zu, an welchem

Emilie stand, und Alle bemerkten, daß in derselben Schlucht, durch die der Graf damals vom Gebirge herab gekommen war, als er den verwundeten St. Julien nach dem Schlosse tragen ließ, ein Funkeln von Waffen sichtbar wurde. In ängstlicher Erwartung waren Aller Blicke dorthin gerichtet; der Geistliche bemächtigte sich eines vorhandenen Fernrohres und theilte laut seine Bemerkung mit: Jetzt kommen sie aus der Schlucht heraus; Wer kann sie diesen Weg geführt haben? Das muß ein Einheimischer sein, ein Fremder hätte ihn nie gefunden. Es sind Reiter, fuhr er fort, im Sonnenschein sehe ich es deutlich; jetzt biegen sie hier herum; sie kommen zum Schloß; am Ende hätte ich besser gethan, meine Familie nicht hieher zu bringen. Auch Equipagen sind in dem Zuge; Der dort mit dem großen Federbusch wird wohl der General sein. Was? Auch eine Dame zu Pferde und ein schwarzgekleideter Herr neben dem General? Wo soll das Alles unterkommen, und Gott weiß, ob nicht schon unterwegs Viele untergebracht sind; am Ende ist mein Haus schon voll wilder Menschen, die mir Alles zerschlagen und verzehren, und wie soll ich nun durch den Haufen zurück? Er sprach immer fort, das Fernrohr noch lange vor sein Auge haltend, ob es gleich nicht mehr nöthig war, denn Jedermann konnte schon längst ohne dessen Hülfe bemerken, wie ein bedeutender Zug Kavallerie sich dem

Schloſſe näherte. Der Anführer ritt jetzt an der Spitze, zu ſeiner Rechten eine Dame in Reitkleidern, die mit großer Sicherheit zu Pferde ſaß und den Kopf nach allen Seiten hin wendete, ſo daß der Wind mit den wallenden Federn ihres Hutes ſpielte. Zur Linken des Anführers ritt ein junger Mann in ſchwarzer Kleidung, der, als der Zug ſich ſch... dem Baumgange näherte, der zum Schloß führte, ſich zurückzog, indem er ſich vor dem Anführer ehrerbietig neigte; als er deßhalb den Hut abnahm, wurde ſein dunkel gelocktes Haar ſichtbar, und der Graf glaubte den jungen Mann zu erkennen, den er damals auf dem Meierhofe bei dem Verwalter antraf, mit dem er des Obriſten Thalheims Rechnung berichtigte. Die den franzöſiſchen Anführer begleitende Dame und der junge Mann begrüßten einander mit großer Vertraulichkeit, als der Letzte ſich von dem Zuge trennte.

Der Graf wendete ſich jetzt nach dem Saale zurück und bemerkte, daß die Gräfin bleich und bebend auf die ankommenden Feinde ſchaute, und Emilie ſich ängſtlich an ſie ſchmiegte. Laſſen Sie uns nicht die Faſſung verlieren, meine Lieben, ſagte der Graf, und eilig berathen, was nun geſchehen muß. Dieſe, ach! dieſe Truppen, ſagte die Gräfin mit dumpfer, kaum hörbarer Stimme; auch Dubois, der in den Saal getreten war, ſchien ungewöhnlich bleich und

blickte ängstlich auf die Gräfin. Der Graf hatte nicht Zeit über den Eindruck nachzudenken, den die ankommenden Feinde auf seine Hausgenossen machten. Er rief der Gräfin zu, sich zurück zu ziehen, die stumm Emiliens Arm nahm und mit ihr hinauswankte. St. Julien konnte nicht begreifen, wie die Annäherung der Franzosen einen so entsetzlichen Eindruck machen könne, wie er ihn an der Gräfin bemerkte, wenn er auch begriff, daß sie als Feinde unwillkommen sein mußten. Auch Sie bitte ich, sagte der Graf zu ihm, fürs Erste mit Dübois den Saal zu verlassen, ich und der Herr Prediger, wir wollen die neuen Gäste empfangen.

Kaum hatte man diese wenigen Anordnungen treffen können, als der französische General, von seinem Gefolge umgeben, die Dame zu seiner Rechten, in den Hof eintritt. Man konnte wohl bemerken, daß die Feinde gut unterrichtet sein mußten, denn sie hatten den Verwalter des Guts schon in ihrer Mitte und zwangen ihn, ihnen die für die Pferde nöthigen Vorräthe anzuzeigen; auch gab ihm der General selbst in gebrochenem Deutsch den Befehl, die vorhandenen Pferde auszuliefern, damit der Wagen der Dame neu bespannt werden könnte; das Schloß, so endigte sein Befehl, nehme ich in Besitz, so lange ich hier verweile. Der Verwalter, ein ziemlich unterrichteter Mann, stellte dem Gene-

rat in franzöſiſcher Sprache vor, da der Graf und ſeine Familie hier ſei, ſo würde ſeine Excellenz doch gewiß darauf Rückſicht nehmen. So lange ich hier bin, bin ich Ihr Herr, antwortete der General ebenfalls franzöſiſch, und Sie haben dafür zu ſorgen, daß alle meine Befehle pünktlich befolgt werden. Ihr Graf mag es lernen, ſich in dieſer Zeit ohne ſein Schloß und ohne ſeine Diener einzurichten. Er war mit dieſen Worten abgeſtiegen; ein Adjudant bot der Dame die Hand, und der General rief dieſem zu: Sorgen Sie zunächſt für die Zimmer von Madame. Ich werde ſelbſt für mich ſorgen, erwiderte die Schöne mit dreiſtem Lächeln und hüpfte an der Hand des Adjudanten die Treppe hinauf.

Der General ſtieg nun ebenfalls, langſam, von vielen Offizieren umgeben, mit Würde die Treppe hinauf. Der Pfarrer fühlte, wie ſein Herz innerlich bebte, als das Klirren der vielen Sporen ſich dem Saale näherte. Er hatte vom Fenſter aus bemerkt, in welcher Schnelligkeit die Feinde von allen Nebengebäuden und allen Vorräthen, die ſie enthielten, Beſitz genommen hatten; er fürchtete nun für ſich, für ſeine Familie und auch für den Grafen und deſſen Hausgenoſſen.

Die Flügelthüren des Saales wurden geöffnet, der General trat herein und der Graf ihm mit Anſtand entgegen.

Ich weiß es, Herr General, daß der Krieger im Kriege oft genöthigt ist, mit Härte seine Bedürfnisse zu fordern, doch bin ich von französischen Kriegern überzeugt, daß sie jeden Druck vermeiden werden, den nicht die Umstände gebieten.

Der General schwieg einen Augenblick und betrachtete den Grafen zweifelhaft. Ihr Name, sagte er endlich, ist Ihr Name nicht Hohenthal? Der bin ich, sagte der Graf und blickte nun ebenfals verwundert auf den General. Mein Gott! rief dieser, indem er beide Arme nach dem Grafen ausstreckte, kennen Sie mich denn nicht wieder? Es ist ja unmöglich, theurer Freund, daß das Andenken an mich ganz bei Dir verlöscht ist; muß ich mich denn nennen, hast Du denn alle heitern Stunden in Paris vergessen? Clairmont! rief der Graf mit Erstaunen. Derselbe, bester Graf, erwiederte der General, indem er ihn herzlich in seine Arme schloß.

Wir haben uns lange nicht gesehen, sagte endlich der Graf lächelnd, Vieles hat sich seitdem geändert, und es ist nicht leicht, in dem General Clairmont den heitern, schlanken, tanzenden Clairmont, meinen damaligen Freund, wieder zu erkennen, und gewiß hättest Du es damals wohl nicht geglaubt, daß Du jemals unter Umständen, wie die gegenwärtigen, mein Gast sein würdest. Gewiß, gewiß nicht, sagte der General und sah sich mit einiger Unruhe

nach ſeinem Adjudanten um. Erlaube, ſagte er drauf zum Grafen, ein kleines Dienſtgeſchäft. Der Graf zog ſich zurück, und der General trug dem Adjudanten auf, jede Gewaltthätigkeit zu verhindern, alle Vorräthe unberührt zu laſſen, Alles, ſo viel als möglich, in die Nebengebäude einzuquartieren und ſich überhaupt ſo zu betragen, als ob ſie zum Beſuch bei einem Freunde wären.

Der Adjudant eilte, dieſe, den früheren ſo entgegen geſetzten Befehle zu ertheilen, und der General wendete ſich wieder zu dem Grafen. Hätte ich nur ahnen können, ſagte er, daß dieß Dein Schloß wäre, mein alter Freund, ſo hätte ich Dich zwar beſucht, aber nicht mit ſo anſehnlicher Begleitung, nicht auf Kriegsfuß; aber man hat Dich mir nur immer als den reichen Grafen, ohne Dich zu nennen, bezeichnet, und da dachte ich dann, — ich dachte, man könne es ſich hier etwas bequem machen, ohne daß ich nach Deinem Namen fragte.

Der Adjudant kehrte zurück; der Befehl zu ſchonen war etwas zu ſpät gekommen; die Vorräthe waren ſchon unter die Truppen vertheilt, noch etwas Wein hatte der Adjudant retten können, weil man ihn zum Gebrauch des Generals zurück gelaſſen hatte, und auch die Pferde des Grafen hatte er wieder nach dem Stalle zurück führen laſſen. Die dem

Prediger gehörigen hatten noch keinen Liebhaber gefunden und waren also ebenfalls gerettet.

Indem der General noch mit der Verlegenheit hierüber kämpfte, zeigte sich Dübois an der Thüre und winkte mit ängstlichen Mienen dem Grafen. Der General bemerkte es und fragte mißtrauisch: Es giebt doch keine neue Unordnung durch meine Leute? Und als Dübois statt aller Antwort mit den Achseln zuckte, rief er: Reden Sie, wenn, was Sie zu sagen haben, Jemanden aus meinem Gefolge betrifft. Wenn es Ew. Excellenz denn befehlen, sagte der Haushofmeister zögernd, so muß ich berichten, daß die gnädige Frau Generalin die Zimmer der Frau Gräfin und des Fräuleins in Besitz genommen und unsere Damen daraus verdrängt hat, so daß Alle, auch die Frau Predigerin, nun in das kleine Zimmer der Haushälterin zusammen gedrängt sind, wo die Frau Gräfin krank auf dem Bette liegt; ich wollte nun um den Befehl des Herrn Grafen bitten, um zu erfahren, was zur Erleichterung und Bequemlichkeit der Frau Gräfin geschehen kann. Eine dunkle Röthe, hervorgerufen von Scham und Zorn, verbreitete sich über das Gesicht des Generals. Führen Sie mich nach dem Zimmer der Frau Gräfin, rief er dem Haushofmeister zu. Voran! ich folge Ihnen. Dübois that, wie ihm befohlen worden, und schritt voran; der General folgte und der Graf schloß sich an, um wo möglich

einen unangenehmen Auftritt zu verhindern. Dem Prediger wäre es unmöglich gewesen, zurück zu bleiben, auch wenn ihm Jemand diese Qual hätte auferlegen wollen; er folgte also ebenfalls den Uebrigen.

Als dieser Zug das Zimmer der Gräfin erreichte, fanden sie die junge Dame, welche den General zu Pferde hieher begleitet hatte, vor dem Spiegel sitzen. Sie hatte das Reitkleid schon ausgezogen, und hatte um den entblößten Busen und die Schultern einen durchsichtigen Musselin geworfen, der bei jeder Bewegung enthüllte, was er scheinbar verhüllen sollte. Diese leichte Tracht erregte ihr keine Verlegenheit, obgleich drei bis vier Bediente im Zimmer waren, die Schachteln und Pappkasten aller Art herauf gebracht hatten, aus deren Inhalt ihre Gebieterin einen reizenden Anzug wählen wollte. Die eben gebrauchte Schminke stand noch vor ihr, und sie war damit beschäftigt, einen Zweig Rosen in ihre dunkeln Locken zu befestigen, als der General eintrat, dem sie zärtlich entgegen lächelte. Lassen Sie mich meine Kleidung vollenden, bat sie ihn, ehe ich Ihnen zur Tafel folge.

Nicht hier ist Ihr Ankleidezimmer, sagte der General mit Härte, folgen Sie mir dahin, wo Sie hingehören; und all der Kram uns nach! rief er den Bedienten zu. Er ergriff nach diesen Worten ziemlich unsanft die Hand seiner

Freundin und führte sie mit Gewalt in ihrer leichten Tracht nach dem Saale; die noch nicht recht befestigten Rosen hingen herunter, schlugen bei dem eiligen Schritte, zu welchem der General sie zwang, die Wangen der Schönen; die Bedienten rafften Reitkleid, Schminke, Blumen und Schachteln unordentlich zusammen, und folgten dem Zuge, der auf diese Weise in die Mitte des Saales gelangte, wo der General die Hand der Dame plötzlich los ließ und dem Grafen sagte: Du wirst gewiß die Güte haben, dieser Person ein Zimmer anweisen zu lassen.

Mit ungewissen Blicken betrachtete der Graf die junge Dame und sagte: Wenn Madame Deine Gemahlin ist, — Wenn Madame meine Gemahlin wäre, so würde sie sich wie eine Frau von Stande zu betragen wissen.

Dieß Wort klärte die Sache auf, und der Graf befahl, daß man ihr im untern Stockwerk ein Paar Zimmer anweisen sollte. Eben wollte sie, von den Bedienten, die ihre Schachteln trugen, begleitet, den Weg dahin antreten, als der Prediger zu ihr trat und sie folgendermaßen anredete: Ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; ich habe es nicht für möglich gehalten, daß ich Sie unter solchen Umständen hier antreffen könnte. Kann man so durchaus jedes Gefuhl der Scham und Dankbarkeit verläugnen.

Die junge Person hatte verlegen vor sich nieder ge-

blickt; da aber jetzt Alles auf sie einstürmte, so fand sie auf ein Mal den Muth zur Frechheit wieder, und indem sie die Augen dreist auf den Pfarrer richtete, sagte sie: Ich wüßte doch nicht, Wem ich hier so viel Dank schuldig wäre; doch wohl Ihnen nicht dafür, daß Sie mich zu einer elenden Stelle haben empfehlen wollen? Der Pfarrer wollte etwas erwiedern, aber der General, bei dem die Neigung für seine Geliebte wiederkehrte, so wie das Gefühl der Beschämung über ihr Betragen verschwunden war, machte es ihm unmöglich, indem er seine Schöne bei der Hand nahm und sagte: Komm, mein Kind, ich will Dich selbst nach Deinem Zimmer führen.

Er verließ in dieser Absicht mit ihr den Saal, und der Graf konnte sich nun an den Pfarrer mit der Frage wenden, Wer denn eigentlich die junge Person sei? Mein Gott, rief dieser, Lisette ist es, des alten Schuftes, des Lorenz, Tochter. Man fand nicht Zeit, sich zu verwundern; der Graf eilte, die Gräfin wieder in Besitz ihrer Zimmer zu setzen, wohin sie krank und matt gebracht wurde, den Grafen dringend bittend, es zu vermeiden, daß sie gezwungen würde, den General zu sehen, wenn er etwa darauf kommen sollte, ihr einen Besuch machen zu wollen.

Als der Graf in den Saal zurückkehrte, fand er den General und den Prediger darin auf und abgehend, und er

hörte eben, wie der Letztere das Versprechen empfing, daß die in seinem Pfarrhause einquartierten Soldaten zurück gezogen werden sollten. Es war sehr bald zwischen dem General und dem Grafen die alte Vertraulichkeit der früheren Zeit erneuert worden, und der Letztere theilte dem feindlichen Anführer St. Juliens Begebenheit mit, sammt den Gründen, die ihn zu der Bitte bestimmten, den jungen Mann nicht zu nöthigen, seinen Fahnen zu folgen. Der General sah es ein, daß sein Freund in Unannehmlichkeiten verwickelt werden könnte, wenn er den jungen Mann entließe und die preußische Regierung ihn jemals wieder in Anspruch nehmen könnte; aber, schloß er seine Rede, da dieser Fall nicht eintreten kann, so vermag ich auch Deine Besorgniß nicht zu begreifen.

Wie verstehst Du das? fragte der Graf mit Erstaunen. Glaubst Du denn in der That, erwiederte der General sehr gelassen, daß der Kaiser Napoleon die Großmuth so weit treiben wird, die preußische Monarchie wieder herzustellen, die schon vernichtet ist, und daß er zu diesem Behuf dem Könige Provinzen zurück geben wird, die wir schon besitzen?

Niemals war es dem Grafen eingefallen, daß es in dem Plane des französischen Kaisers liegen könnte, Preußen ganz aus der Reihe der Staaten zu tilgen, und es er-

ſchütterte deßhalb ſein Innerſtes, daß Jemand ihm gegenüber ein ſo ungeheures Unglück ſo gelaſſen ausſprechen konnte. Könnte ich glauben, erwiederte er dem General, daß dieß Entſetzliche eintreten könnte, es würde mich zur Verzweiflung bringen. Ich kann begreifen, daß Ihr in Frankreich mit Gleichgültigkeit den Wechſel der Regenten, den Austauſch der Länder betrachtet; Ihr habt ſo vielen Wechſel erlebt; Alle Eure Einrichtungen ſind noch viel zu jung und neu, als daß ſie tiefe Wurzeln hätten ſchlagen können; Ihr würdet Euch ebenfalls tröſten, wenn Napoleon unterginge und die Bourbons wiederkehrten.

Halt! rief der General, läſtre den Kaiſer nicht, ſprich nichts Hochverrätheriſches in meiner Gegenwart; die Bourbons werden Frankreichs Boden nie wieder betreten.

Ich wollte nur ſagen, erwiederte der Graf, daß dieſe Begebenheit nicht außerhalb der Gränzen der Möglichkeit liegt, und daß Euer Kaiſer, ſo hoch das Glück ihn auch emporgehoben hat, ſelbſt dazu beitragen kann, ſie wirklich zu machen; denn meinſt Du, wenn unſer Unglück ſo groß ſein ſollte, daß wir dieß Mal gänzlich erliegen müßten, und die Macht von Rußland nicht hinreichen ſollte, Euern Sieg zu hemmen, daß dann nicht ein neuer Muth eben aus der Verzweiflung entſtehen würde? Glaube mir, Jeder würde ſein ganzes Vermögen, ſeine Seelenkräfte und ſein Herzensblut

daran setzen, das Vaterland zu retten und auf dessen Thron den angestammten König, der zu uns gehört, wie wir zu ihm, wieder zurückzuführen. Und wenn nun diese Hunderttausende Euch entgegenträten, die Alle ein Gefühl, ein Gedanke begeisterte, von denen Jeder entschlossen wäre, wenn es sein muß, rühmlich zu unterliegen, aber nie von seinem Platze zu weichen, werdet Ihr dann auch die, e besiegen können? Und wird nicht vielleicht dieß Gefühl sich aller Länder bemeistern, die Frankreich in Fesseln hält? Und wäre es dann nicht möglich, daß der Stern, der Euch jetzt leitet, verschwände und Ihr Eure alte Bahn suchtet? Ich bitte Dich, sagte der General mit einem mitleidigen Lächeln, laß uns nicht über Politik sprechen, ich darf Deine Aeußerungen nicht anhören, die nur Dich verderben können, ohne uns im Mindesten zu schaden. Ich will zu Deiner Beruhigung den jungen Mann bei Dir lassen, bis dieser Krieg geendigt ist und der Friede, der nicht lange ausbleiben wird, uns belehrt hat, wessen Ansicht die richtige war.

Der Graf fühlte selbst, daß es besser sei, dergleichen Gespräche zu vermeiden, und ließ St. Julien bitten, die Gesellschaft zu vermehren, indem er zugleich die Damen entschuldigte, die durch die Krankheit der Gräfin abgehalten würden, zu erscheinen. Dem General schien diese Einrichtung eine Erleichterung zu gewähren, weil er sich nach dem,

was vorgefallen war, der Gräfin gegenüber unbehaglich gefühlt haben würde; auch seine Begleiterin erklärte, nicht erscheinen zu wollen, und so waren die Männer dieß Mal bei der Tafel allein, und der General benuzte die größere Freiheit, die dadurch entstand, als der Wein ihn etwas begeisterte, zu manchen Scherzen, die die Gegenwart der Frauen unmöglich gemacht haben würde, und es schien seine Heiterkeit zu erhöhen, wenn er solche witzige Einfälle an den Geistlichen richten konnte, der nicht recht den Muth hatte, sie abzuweisen, weil er den feindlichen General fürchtete, und sich doch empfindlich gekränkt fühlte, daß er seine geistliche Würde so verletzen lassen mußte.

Der Graf suchte den Pfarrer gegen die Angriffe des Generals zu schützen, indem er diesen an die früheren Zeiten erinnerte, die sie miteinander in Paris verlebt hatten, und sich nach manchen Bekannten erkundigte, die damals zu ihrem Kreise gehört hatten. Es machte auf die Gesellschaft einen traurigen Eindruck, daß der General gleichzeitig beinah über jeden berichtete, der ist in jener Schlacht geblieben; der starb an seinen Wunden nach der Schlacht; den rasste eine ansteckende Krankheit im Lager hinweg; so, daß kaum zwei oder drei als Lebende bezeichnet wurden, die sämmtlich einen bedeutenden Rang in der Armee erreicht hatten.

Es macht mich schwermüthig, rief der Graf, wie vieles

Leben untergehen muß, um die Pläne eines Einzelnen zur Ausführung zu bringen, und da beinah Alle, mit denen wir damals lebten, in Staub zerfallen sind, so frage ich mit Bangigkeit nach dem Freunde, den ich wahrhaft liebte, und von dessen Schicksal ich, seit wir uns trennten, nichts habe erfahren können. Was ist aus dem jungen Coremont geworden.

Die Heiterkeit, mit welcher der General bis jetzt über den Tod aller Jugendbekannten gesprochen hatte, verschwand plötzlich aus seinen Zügen, und es schien, als ob in der Frage des Grafen ein Zauber läge, wodurch auch die Wirkung des Weins aufgehoben würde, denn ernst und nüchtern erwiederte er: Mit dieser Frage rufst Du den schrecklichsten Augenblick meines Lebens mir zurück, und alles Entsetzen, welches damals meine Brust erfüllte, droht mich von Neuem zu ergreifen. Er bedeckte mit der Hand einen Augenblick seine Augen, fuhr dann damit über die Stirn und sagte: Traurig hat unser junger Freund geendigt, und ich habe niemals den Zusammenhang seines Schicksals erfahren können. Du verließest Paris, als die entsetzlichen Auftritte begannen, die unsere Revolution täglich hervorrief. Der alte Graf Coremont, der Vater unseres Freundes, hieß es um diese Zeit, sei gestorben; ein dunkles Gerücht behauptete, er sei nach der Schweiz entflohen, auch von dem Sohne wollte

man behaupten, er ſei abweſend, als er plötzlich in Paris erſchien und ſich allenthalben öffentlich zeigte. Er ließ es ſich gefallen, daß ihn Niemand mehr Graf, ſondern Alle Bürger Evremont nannten. Es war die Rede davon, daß er bei der Armee angeſtellt werden ſollte, als er auf ein Mal wieder verſchwand; man behauptete, er ſei emigrirt, und ſeine noch vorhandenen Güter wurden eingezogen, denn es ergab ſich, daß Vieles verkauft war. Ich theilte die allgemeine Anſicht, daß er ſich zur Condéſchen Armee begeben habe, und dachte in Jahren nicht weiter an ihn.

Die Hinrichtungen waren damals häufig in Paris, und es war die traurige Pflicht des Dienſtes, in ſolchen Fällen einen Platz um die Guillotine zu beſetzen; ſo wurde auch ich eines Morgens beordert, dieſe Pflicht mit meiner Compagnie zu erfüllen. Es waren mehrere unglückliche Schlachtopfer ſchon gefallen; ich hatte mich von dem ſcheußlichen Anblick abgewendet, und ich begreife noch nicht, welche innere Macht mich zwang, mich endlich nach dem Schaffot hinzuwenden; da grade hatte es eine edle Geſtalt beſtiegen, die geiſterbleich mit den dunkeln Augen in meine ſtarrte. Ich wollte rufen: Evremont! aber das Entſetzen feſſelte die Stimme in meiner Bruſt; in demſelben Augenblick ertönte ein ſo durchdringend gellender Schrei der Verzweiflung, daß alle Zuſchauer dieſes grauſen Schauſpiels zuſammenbebten und ſich unwillkürlich

nach der Seite hinwendeten, von woher der Schrei ertönte; auch meine Augen folgten der allgemeinen Richtung, und ich sah einen Augenblick zwei blendend weiße Arme nach dem Schaffot ausgestreckt, ein todtenbleiches Gesicht einer Frau mit wahnsinnigem Ausdruck; ein zweiter Schrei ertönte, und die Gestalt sank zurück und war mir in der Menge verloren. Als ich mich wieder nach dem Schaffot wendete, hatte unser unglücklicher Freund geendet, und sein edles Blut strömte dampfend hinunter. Ich gestehe Dir, sagte der General, nachdem Alle eine Zeitlang geschwiegen hatten, an diesem Tage kam mir die Revolution, der ich sonst mit ganzer Seele anhing, gräßlich vor; ich beweinte unsern Freund mit bittern Thränen, ich glaubte nicht, daß ich, nachdem ich dieß erlebt hatte, jemals wieder heiter werden könnte, und doch, was ist der Mensch mit seinen Freuden und Schmerzen? Ich überwand dieß, wie vieles Andere und wurde wieder mit dem Leben vertraut.

Und jene unglückliche Frau? fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

Ich habe niemals erfahren, Wer sie war und in welcher Beziehung sie zu ihm stand, erwiederte der General; seine Schwester aber war es nicht, fügte er hinzu, die würde ich erkannt haben. Dabei fällt mir ein, fuhr er lächelnd fort, es war ja des armen Eyremonts sehnlichster Wunsch, diese

Schweſter mit Dir zu verbinden, und Du ſelbſt warſt ja auch damals dazu geneigt; wie hat ſich denn doch Alles anders geſtaltet; oder ſollte die Gräfin, Deine Gemahlin vielleicht —

Meine Gemahlin iſt eine Deutſche, verſetzte der Graf. Nach meiner Abreiſe von Paris hatte ich bald jede Spur des unglücklichen Freundes, wie ſeiner liebenswürdigen Schweſter verloren; die Zeit beruhigte mich nach und nach über den Verluſt, und als ſich die Dinge ſchon lange anders geſtaltet hatten, hegte ich noch immer die Hoffnung, ich würde ihn, den ich ſo herzlich liebte, einmal plötzlich wieder erblicken; ja, ſo wie Du mir heute unvermuthet erſchienſt, ſo träumte ich oft, würde er mir als vermeintlicher Feind entgegentreten und mich als herzlicher Freund in ſeine Arme ſchließen.

Und er wäre eine willkommenere Erſcheinung geweſen, ſagte lächelnd der General.

Sei nicht ungerecht, erwiederte der Graf, und tadele es nicht, wenn das traurige Schickſal eines Freundes mich ſchmerzt, den wir Beide liebten. Das iſt der Fluch der Revolutionen, fuhr er mit bewegter Stimme fort, daß ſie das Edelſte hinwegraffen, daß ſie den tugendhafteſten Bürger und den gemeinſten Böſewicht auf dieſelbe Stufe des Elends ſchleudern, und beider Blut oft auf gleiche Weiſe vergießen.

Das iſt wahr! rief der General, und ſind wir denn nun

nicht dem großen Geist unendlichen Dank schuldig, der dieß blutige Ungeheuer fesselte, der Ruhe und Sicherheit in alle Familien zurückkehren hieß und Frankreichs Söhne auf eine Bahn des Ruhms leitete, so kühn, so glänzend, wie die Geschichte kein Beispiel bietet?

Es wäre ungerecht, sagte der Graf, eine entschiedene Größe nicht anerkennen zu wollen, auch wenn wir sie im Feinde bewundern müssen, aber glaube mir, fügte er lächelnd hinzu, wir alle haben noch kein Urtheil über Napoleon; dieß müssen wir der unpartheiischen Nachwelt überlassen; wir sind zu sehr in der Gegenwart befangen; diejenigen, die er im kühnen Laufe seines Glücks mit sich erhebt, werden ihn vielleicht zu sehr bewundern, und die, die er als egoistischer Sieger schonungslos drückt, werden ihn vielleicht zu leidenschaftlich hassen; nur die Nachwelt wird mit Gerechtigkeit aussondern, Was wirklich groß in Euerm Helden erscheint, und auch anerkennen, daß er nicht frei von Eitelkeit und kleinlicher Selbstsucht war.

Du übernimmst aber doch schon jetzt die Rolle der Nachwelt, sagte der General empfindlich, und urtheilst, ob Du gleich behauptest, daß wir nicht urtheilen können.

Wir können uns über diesen Gegenstand nicht verstehen, erwiederte der Graf, indem er freundlich die Hand seines Freundes faßte, jeder von uns müßte seine Lebensansichten

und Erfahrungen aufgeben, wenn er zu der Meinung des Andern übertreten ſollte, darum laß es uns erwarten, ob nicht auch uns die Zukunft in dieſer Hinſicht wieder näher zuſammen rückt.

Du meinſt, ſagte der General gereizt, wenn die Bourbons wieder über Frankreich herrſchen, wenn alle alten Anmaßungen wiederkehren, wenn — Ich meine gar nichts, ſagte der Graf ihn unterbrechend, als daß wir die Zeit unſeres Beiſammenſeins nicht in unnützen Streitigkeiten verlieren ſollten. Darin haſt Du Recht, erwiederte der General, wir wollen nichts, gar nichts mehr über Politik ſprechen, bis nach dem Frieden, der uns vielleicht auf eine andere Weiſe näher zuſammenrückt, als Du vorhin meinteſt.

Der Graf ſchwieg um den Streit zu beendigen, und St. Julien bat den General um eine Unterredung und folgte ihm zu dieſem Zwecke nach ſeinem Zimmer; hier trug er ihm die Bitte vor, einen Brief an ſeine Mutter zu beſorgen.

Ich darf eigentlich gar nicht wiſſen, daß Sie hier ſind, ſagte der General; da Ihre Geſundheit aber noch nicht hergeſtellt iſt, und Sie doch keinen Antheil an den Gefechten nehmen können, ſo will ich Sie hier als krank zurücklaſſen und Ihren Brief beſorgen, den Sie mir morgen abgeben müſſen, da wir übermorgen weiter ziehen, um uns der groſſen Armee anzuſchließen. St. Julien fühlte ſich beſchämt

und gekränkt, daß er nicht in den Reihen der Braven fechten sollte; ihn ängstigte der Gedanke, daß der General sein Zurückbleiben für Feigheit halten könnte, und er setzte ihm deßhalb sein ganzes Verhältniß zum Grafen auseinander und bat ihn, selbst zu entscheiden, ob er sein dem Grafen gegebenes Wort verletzen könne.

Der General hörte mit Rührung St. Juliens Bericht und bewunderte aufrichtig die edle schonende Weise, mit welcher ihm jeder denkbare Beistand war geleistet worden. Sie wären ohne den Grafen verloren gewesen, sagte er endlich, also sind Sie gewissermaßen sein, und kein Mann von Ehre darf sein Ehrenwort verletzen; auch bin ich überzeugt, dieser Krieg wird bald beendigt sein, dann werden Sie uns zurückgegeben und das Leben liegt noch vor Ihnen, um sich Ruhm zu erwerben. Aber nun erklären Sie mir, schloß er seine Rede, wie kam es, daß man Sie, getrennt von der Armee, in dieser hülflosen Lage einsam fand?

Eine dunkle Röthe bedeckte St. Juliens Gesicht, er schwieg verlegen und stotterte endlich: es war eine Ehrensache, ein Duell, dem ich mich nicht entziehen konnte. Ich will nicht weiter in Sie dringen, sagte der General kalt, die Sache scheint nicht solcher Natur zu sein, daß sie sich aufrichtig mittheilen läßt. Geben Sie mir morgen Ihren Brief. Hiemit entließ er den jungen Mann, der, aufs Tiefste verletzt, sein

einſames Zimmer ſuchte, um den Schmerz zu verbergen, der ſein Herz zerriß, da er ſah, wie er von dem General verkannt wurde, der offenbar zu glauben ſchien, daß wenig ehrenvolle Gründe ihn zum Schweigen beſtimmten.

Der Arzt war indeſſen auf dem Schloſſe angekommen und berichtete, daß das Unglück viel gelinder vorüber ginge, als man hatte vermuthen können. Anfangs, rief er, ja Anfangs, da ſah es freilich übel aus; die Franzoſen kamen wüthend wie die Tigerthiere; Der forderte Wein, Jener wollte Braten und Fiſch, und die Verwirrung war grenzenlos, denn die armen unvernünftigen Bauern verſtanden nicht einmal, was ihre Gäſte wollten; dieſe nahmen ihre Zuflucht zu Prügeln, um ſich verſtändlich zu machen; die Weiber fingen an zu heulen; die Kinder kreiſchten dazwiſchen; kurz, es war ein Getöſe, als ob die Welt untergehen ſollte. Zum Glück war ich gegenwärtig, fuhr der Arzt mit Selbſtzufriedenheit fort; ich, der niemals ſeine Pflichten verſäumt, wenn die Erfüllung derſelben auch mein Leben in Gefahr bringen ſollte, ich beſuchte heute wie immer meine Kranken, und auch zu dem Schmerzenslager drang das wüſte Geſchrei. Da ich nun franzöſiſch verſtehe, ſo konnte ich wie eine wohlthätige Gottheit zwiſchen Feinde und Bauern treten; ich bewirkte, daß die Franzoſen ihre Forderungen herabſtimmten, indem ich ihnen die Unmöglichkeit zeigte, daß der Bauer nicht geben könne,

was er nicht hat; und ich erklärte den Bauern die Bedürfnisse ihrer Gäste; diese hörten auf zu prügeln, und die Weiber, statt zu heulen, deckten die Tische. Die Feinde wurden guter Laune und die Gemüther näherten sich; dabei fand es sich, daß einige Franzosen krank sind, die Feldapotheke ist aber schlecht versehen, und der junge Arzt der Franzosen war sehr in Verlegenheit; auch hier kann ich heilbringend dazwischen treten; ich habe, was er bedarf; ich werde ihm selbst die nöthigen Arzneien hinbringen, und er wird meinen Rath benutzen; den Bauern aber habe ich befohlen, für Kraftbrühen für die Kranken zu sorgen.

Auch dafür, sagte der Graf, wird besser hier im Schloß gesorgt werden können.

Das ist wahr, rief der Arzt, auch Feinde sind Menschen, die Wissenschaft macht keine Unterschiede, ich muß sie wieder herzustellen suchen, und wollen sie so undankbar sein, wenn sie durch meine Hülfe ihre Glieder wieder brauchen können, sie zu unserem Schaden zu benutzen, so ist das ihre Sache, die sie verantworten mögen.

Der General war wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt und hatte des Arztes Bericht, von diesem unbemerkt, gehört. Er verstand im Ganzen seine Mittheilung und lächelte über die seltsamen Geberden, womit er seine Rede begleitete. Jetzt, rief der lebhafte Arzt, muß ich erst sehen, wie es mit

Herrn St. Julien ſteht, und dann zurück zu meinen Franzoſen. Er wendete ſich ſchnell und bemerkte nun, daß der General dicht hinter ihm geſtanden hatte, und da er, nachdem er ſich gewendet hatte, in die Augen des feindlichen Anführers blickte, ſo ſprang er vor Schrecken, St. Juliens erwähnt zu haben, drei Schritte zurück. Ich Unglücklicher! rief er aus, welche Unvorſichtigkeit habe ich begangen! Der General, der ihn errieth, ſagte: Beruhigen Sie ſich, ich laſſe Ihnen Ihren Kranken, Sie ſind ein braver Mann, wenn auch etwas ſonderbar, lächerlich würden wir in Paris ſagen, aber hier in Deutſchland werden Sie vielleicht bloß etwas ſeltſam genannt werden.

Der Arzt war erſtaunt und empört zugleich, daß man ihn lächerlich finden könnte, und die dunkle Röthe ſeines Geſichts wie ſeine funkelnden Augen zeigten, daß er etwas Heftiges antworten wollte; der Graf, der ihn errieth, lenkte jedoch ſeinen Zorn ab, indem er ihn erinnerte, daß er heute St. Julien noch nicht beſucht habe, und ihn auch bat, ſich nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Der Arzt eilte hinaus, dieſe doppelte Pflicht zu erfüllen, und der General ſagte, als er den Saal verlaſſen hatte, zum Grafen: Das ſcheint eine gutmüthige Karrikatur. Du haſt Deinen Haushalt recht vollſtändig auf den Fuß der guten alten Zeit eingerichtet,

denn Du beſitzeſt in dieſem Deinem trefflichen Arzte, wie es ſcheint, zugleich einen Hofnarren.

Wir müſſen es unſern Beſiegern geſtatten, ſagte der Graf lächelnd, unſere gelehrten Freunde mit Namen zu bezeichnen, wie es ihnen gut ſcheint, und haben kein Recht oder wenigſtens keine Macht, ihre Freimüthigkeit zu beſchränken.

Nimm es nur nicht übel, ſagte der General gutmüthig, daß ich meine Meinung ohne Umſtände ausſprach; aber gewiß muß man ſich erſt an die wunderlichen Manieren Deines Arztes gewöhnen, ehe man ſeine guten Eigenſchaften gehörig würdigen kann, und mit einem Franzöſiſch iſt der Mann behaftet, daß ich es, in welcher Gegend der Welt ich auch war, noch niemals barbariſcher vernommen habe.

Und grade dieß, ſagte der Graf, iſt ſein Stolz. Er iſt überzeugt, daß er wie ein geborner Pariſer ſpricht; ſein Ohr hört gar keinen Unterſchied.

Nun ſiehſt Du, erwiederte der General, Du mußt ſeine Narrheit ja ſelbſt zugeben.

Der Prediger konnte ſich in der Nähe des Generals gar nicht behaglich fühlen, und es war ihm alſo ſehr erwünſcht zu vernehmen, daß die Rückkehr nach ſeinem Pfarrhauſe ohne Gefahr zu bewerkſtelligen ſei; er beſchloß daher, ſeine Familie auf dem Schloſſe zu laſſen, wo er ſie unter dem unmittelbaren Schutze des feindlichen Generals am Sicher-

ſten glaubte, und kehrte mit dem Arzte nach dem Dorfe zurück, um ſelbſt zu ſehen, wie es den Bauern erginge.

Alles war hier in vollkommener Ruhe, die franzöſiſchen Soldaten hatten ſich überzeugt, daß die Bauern bereit waren, ſie ſo gut als möglich zu bewirthen; da ſie die Vorräthe der Häuſer ſelbſt unterſucht hatten, ſo wußten ſie, wie weit ſie ihre Forderungen ausdehnen könnten, und waren genügſamer geworden.

Nachdem ſie ihre Waffen geputzt hatten, fingen ſie an, mit den Kindern zu ſpielen oder ihrem Wirthe in ſeinen häuslichen Beſchäftigungen zu helfen. Einige ſuchten ſich eine Violine und einen Baß zu verſchaffen, um in der Schenke zum Tanze zu ſpielen; denn die jüngeren Soldaten hatten ſich nicht eher zufrieden gegeben, bis ſie alle weiblichen Perſonen, die das Regiment begleiteten, zum Tanze willig gemacht hatten; auch einige Mägde aus dem Dorfe waren überredet worden, und ſo zog nun dieſe anſehnliche Schaar der Schenke zu, um den Ball zu eröffnen.

Die Kranken fand der Arzt um Vieles beſſer, da ſie ſich durch die vom Schloſſe geſendeten Kraftbrühen und durch den guten, ebenfalls von dort erhaltenen Wein ſehr geſtärkt fühlten.

Der franzöſiſche Arzt war dankbar für die Arzneien, die ihm ſein deutſcher Kunſtgenoſſe mittheilte, und der Pre-

diger lud den deutschen wie den französischen Arzt ein, den Abend bei ihm zuzubringen, welches von Beiden bereitwillig angenommen wurde.

XIII.

Der andere Tag ging ohne Störung und ohne merkwürdige Vorfälle vorüber. Den folgenden zog der General mit seiner Schaar weiter, um sich der großen Armee anzuschließen. Das Geräusch der Waffen der Gehenden und Kommenden war verschwunden, und eine so tiefe Ruhe und Stille senkte sich wieder auf das Schloß nieder, als ob Krieg und Tod gar nicht in der Nähe wütheten.

Der Graf besuchte nun den Obristen Thalheim, den er vom Schlosse entfernt gehalten hatte, so lange die Franzosen dort die Herren waren, denn der alte Krieger würde nicht mit der nöthigen Geduld den Anblick der übermüthigen Sieger ertragen haben. Er theilte ihm zum Troste die Nachricht mit, die sich anfing zu verbreiten, daß endlich die Russen zum Beistande erschienen seien, und man hoffte nun mit Gewißheit, daß Napoleons Macht an dem nordischen Koloß scheitern würde.

Auf St. Julien schienen mancherlei Bewegungen des Gemüths nachtheilig gewirkt zu haben, denn sein Zustand fing sich an merklich zu verschlimmern; seine Wunden ent-

zündeten ſich von Neuem, und der Arzt gerieth in Verzweiflung. Emiliens Kummer war ſichtbar, wenn der junge Mann ſo bleich und im Fieber zitternd in der Geſellſchaft erſchien, und ihre fragenden, theilnehmenden Blicke ſenkten Balſam in das verwundete Gemüth des Kranken. Der Graf und die Gräfin bemühten ſich liebevoll ihn aufzurichten, und Dübois verdoppelte Aufmerkſamkeit und Pflege. Selbſt der Obriſt Thalheim bewies dem jungen Manne aufrichtige Theilnahme und vermied es ſogar, in ſeiner Gegenwart die Franzoſen zu verwünſchen, ſo daß nach und nach Ruhe und Heiterkeit in ſeine Seele zurückkehrte. Die Bauern hatten durch die kurze Anweſenheit der Franzoſen mehr gelitten, als man Anfangs glaubte, und der Graf mußte auch hier helfend eintreten, wenn nicht einige ganz zu Grunde gehen ſollten; er ſelbſt erwähnte ſeinen eigenen Verluſt nicht, ob dieſer gleich nicht unbedeutend war.

So war das Weihnachtsfeſt herbeigekommen, und obgleich Jeder dem Andern kleine Geſchenke bot und mit Dankbarkeit als Zeichen der Liebe empfing, ſo waren doch alle Gemüther zu ſehr gedrückt, als daß eine allgemeine Heiterkeit hätte ſtattfinden können. Die Feinde waren Herren des Landes, das von ihnen planmäßig ohne Schonung benutzt wurde; die Feſtungen waren in ihrer Gewalt, und Niemand konnte es ſich abläugnen, daß eine große Entſcheidung nahe

ſei, denn, mußte die Macht Rußlands vor der Napoleons weichen, ſo war es nur zu gewiß, daß er ohne Widerſpruch das Schickſal des unglücklichen Landes beſtimmen durfte.

Dieſe traurige Stimmung wurde noch erhöht, als die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Pultusk ſich verbreitete; beinah aller Muth und alle Hoffnungen wurden erſchüttert. Die langen traurigen Winterabende trugen dazu bei, die Schwermuth zu erhöhen. Nur mit Anſtrengung vermochte man zuweilen aus der Wirklichkeit hinweg zu flüchten, und in Poeſie und Muſik den Troſt zu ſuchen, den das Leben in der Gegenwart nicht gewähren konnte.

Endlich kam die Nachricht von einer furchtbaren Schlacht, die den 7 und 8 Februar bei Eylau geſchlagen ſein ſollte. Das Gerücht verkündigte, die Ruſſen wären die Sieger und Napoleons Armee nach einem fürchterliche Blutbade vernichtet. Wenn auch das menſchliche Gefühl die auf Hohenthal vereinigten Freunde zu ſchaudern zwang über den gräßlichen Untergang ſo vieler Tauſende, ſo erhob ſich in der Seele doch die lange nicht gekannte Freude; die Hoffnung regte ſich im Herzen; man glaubte wieder an die Rettung des Vaterlandes, und wenn man auch ahnete, daß noch manche Kämpfe zu beſtehen ſein dürften, ſo faßte man doch Muth nach dieſem erſten Pfande des wiederkehrenden Glücks. Nur St. Julien ſchlich bei der allgemeinen Freude hinweg; er fühlte mit in-

nigem Schmerz die Niederlage der Franzoſen; er zweifelte aber an der Wahrheit der Berichte, der Sieg ſchien ihm gefeſſelt an die franzöſiſchen Adler; er konnte ſich die Möglichkeit nicht denken, daß die dreifarbige Fahne rückwärts wiche, und er hoffte alſo mit Sehnſucht auf beſtimmte Nachrichten, die, wie er nicht zweifelte, dieſen erſten widerſprechen würden. Aber ſein Herz war getheilt, er mußte es ſich geſtehen, daß ihm der Sieg der Franzoſen keine reine Freude gewähren würde, weil er ſeine deutſchen Freunde, an die ihn tauſend zarte Bande knüpften, ſo innig ſchmerzen mußte.

Ueberhaupt hatte St. Julien im Umgange mit dieſen Freunden das Leben anders betrachten gelernt; er hatte mit einem gewiſſen Leichtſinn, wie beinah alle jungen Leute in Frankreich, Militärdienſte genommen; es ſchwebte ihm dunkel das Bild des glänzenden Ruhmes vor, den er, durch Napoleons Stern geleitet, gewinnen wollte, ein ſtrahlender Name in der Geſchichte, und als Lohn im gegenwärtigen Leben in der Ferne der Marſchallsſtab von Frankreich. Er hatte ſich nie gefragt, weßhalb dieſe Kriege geführt würden und welchen Zweck ſie befördern ſollten.

Hier nun unter Frankreichs Feinden hatte er den Beiſtand gefunden, der ihm das Leben rettete, und hier öffnete ſich ſein Herz Gefühlen, die ihm dieß Leben verſchö-

nerten und ihm bis dahin fremd gewesen waren; denn wie innig er seine Mutter auch liebte, so fühlte er doch, daß er der Gräfin mit größerer Zärtlichkeit ergeben sei. Der Graf flößte ihm nicht nur die Liebe ein, die er für einen Vater empfunden haben würde, wenn er jemals einen Vater gekannt hätte, sondern er betrachtete ihn auch mit Bewunderung; er war ihm das Vorbild eines vollendeten edeln Mannes, dessen kleine Schwächen selbst seinen Charakter mehr zierten, als entstellten. Sein empfängliches Gemüth öffnete sich dem Zauber, den die Dichtkunst auf ihn übte, die er durch den Grafen in den Werken aller Sprachen kennen lernte, und er empfand es lebhaft, welchen nie versiegenden Quell der edelsten Genüsse ein gebildeter Geist in sich trägt. Und Emilie! Schon der Klang ihres Namens bewegte ihm das Herz in seinen Tiefen, jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte umstrickte ihn mit neuem Zauber; er fühlte die glühendste Leidenschaft, die zärtlichste Sehnsucht in seiner Seele und wagte es zu hoffen, daß ein ähnliches Gefühl sich auch in ihrem Busen entzündet hätte.

Unter diesen Umständen war ihm der Gedanke schrecklich, dieß Haus, diese Menschen je verlassen zu müssen, und doch war dieß, sobald der Friede geschlossen war, unvermeidlich, und er schloß sich seinen deutschen Freunden und vor Allen Emilie nur um so inniger an, um über der be-

glückenden Gegenwart die quälenden Sorgen für die Zukunft zu vergessen.

Es konnte der Gräfin nicht entgehen, daß zwischen St. Julien und Emilie sich das zarteste, innigste Verhältniß bildete; es erfüllte dieß ihr Herz mit Sorgen für die Zukunft ihrer jungen Freunde, und dennoch wagte sie nicht mit Emilien darüber zu sprechen, weil oft eine Leidenschaft erst dadurch Macht gewinnt, wenn man unbestimmten Gefühlen Wort und Gestalt giebt. Die jungen Leute ferner als bisher von einander zu halten, ließ sich ohne fühlbaren Zwang nicht machen, und dieser würde ein Mißtrauen, welches keines von beiden verdiente, gezeigt haben. Es blieb also der Gräfin nichts weiter übrig, als von der Zukunft, wenn auch mit sorgendem Gemüthe, zu erwarten, wie das Loos ihrer jungen Freunde sich entwickeln würde.

Unter diesen verschiedenartigen Hoffnungen und Sorgen hatten die Freunde mehrere Tage gelebt; da begann die Hoffnung, welche nach der Schlacht bei Eylau erregt worden war, nach und nach zu sinken. Der Obrist Thalheim, der sich am lebhaftesten gefreut hatte, wurde zuerst bedenklich, da nach diesem großen Schlage keine Veränderung in der politischen Lage fühlbar wurde. Er fing zuerst an den großen Sieg zu bezweifeln, und bald konnte es sich Niemand mehr verbergen, daß zwar ein großes Blutvergießen bei

um dem alten Lorenz den Diebſtahl zu bezahlen. Auf ſeine Erkundigung erfuhr der Graf ferner, daß ſein feindlich geſinnter Vetter einen einzigen Sohn habe, der in der Schlacht bei Eylau verwundet worden ſei und deſſen Schickſal ſeine Eltern mit dem tiefſten Kummer erfüllte, weil man ſeitdem keine Nachricht mehr von ihm habe.

Der Graf beſchloß nach dieſen Nachrichten, ſobald es die Umſtände erlaubten, mit dieſen fernen Mitgliedern ſeiner Familie in Verbindung zu treten und dann nach der Art ihres Betragens das ſeinige abzumeſſen.

Es war ein ſchöner, heitrer Nachmittag in der erſten Hälfte des Juli, als die Gräfin mit St. Julien und Emilie den Obriſten Thalheim beſuchte, der ſo ſehr von den neueſten Begebenheiten niedergebeugt war, daß man für ſeine Geſundheit fürchten mußte. Der Graf hatte noch einige Rechnungen mit ſeinem Verwalter durchzuſehen und verſprach, den Uebrigen zu Pferde zu folgen. Eben waren ſeine Geſchäfte beendigt, eben wollte er befehlen, ſein Pferd vorzuführen, als das Schmettern eines Poſthorns, das ein vielfaches Echo in dem engen Thale weckte, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Er trat zum Fenſter und bemerkte bald, wie ein leichter, glänzender Reiſewagen mit vielen Bedienten durch die Schlucht flog und in den Baumgang einlenkte, der zu des Grafen Schloß führte. Der Wagen flog in den

Hof, zwei Bediente ſprangen ab, um den Schlag eilfertig zu öffnen, und heraus ſtieg der General Clairmont, der eilig die große Treppe hinauf ſprang und, ehe der Graf, der ihm entgegen ging, noch die Treppe erreichte, ſchon in deſſen Armen lag. Ich mußte Dich noch ſehen, mein guter, theurer Freund, rief der General, indem er dem Grafen herzlich die Hände drückte; ich kann nur eine Stunde bei Dir bleiben, ich bringe wichtige Befehle des Kaiſers nach Paris, und ich machte den kleinen Umweg mit Freuden, um Dich noch ein Mal zu umarmen.

Der Graf dankte ihm für ſeine Freundſchaft, und da er nur einen ſo kurzen Beſuch ankündigte, ſo wurden ſogleich einige Erfriſchungen herbei geſchafft, und beide Männer ſaßen bald in trauliche Geſpräche vertieft, zu welcher Unterhaltung der General das Meiſte in der heiterſten Laune beitrug.

Weißt Du, rief er endlich, weßhalb ich mit ſolchem Entzücken nach Paris fliege? Es iſt meiner Familie gelungen, eine Verbindung für mich zu ſchließen, die ich ſchon einleitete, ehe dieſer Krieg ausbrach, und jezt werden meine Wünſche gekrönt; eine der ſchönſten Damen in Paris iſt meine Braut, jung, reich, liebenswürdig, talentvoll und, ſezte er mit Gewicht hinzu, von altem Adel. Und die Schöne, die in Deiner Begleitung war? fragte der Graf lä-

chelnd. Ach! rief der General, die luftige Dirne iſt fort. Ich wurde bei Eylau, wo es verdammt heiß herging, verwundet, zwar nicht bedeutend, aber ich mußte doch einige Wochen zu Bettliegen; ich vertraute der leichtſinngen Perſon zu ſehr, ſie zeigte mir große Liebe, übernahm meine Pflege ſelbſt und wich nicht von meinem Lager, und ſo kam es, daß ich, als ich eines Morgens nach einer ruhigen Nacht erwachte und erwartete, ſie werde wie gewöhnlich, mein Frühſtück bereiten, erfuhr, ſie ſei mit einem jungen Manne davon gegangen, der ſich auch im Lager aufhielt und den ſie für ihren Bruder ausgegeben hatte. Als ich nachſehen konnte, ergab es ſich denn freilich, daß ſie alles mitgenommen hatte, wozu ſie hatten kommen können, aber mag es ſein, ich fluche ihrem Andenken deßhalb doch nicht; da ich nun eine ernſthafte Verbindung ſchließen will, ſo hätte ich ſie doch von mir entfernen müſſen; und ſo mag ſie dann immer ihren Raub als ihre Mitgift betrachten und einen deutſchen Pinſel damit beglücken.

Es konnte nicht fehlen, daß die Unterhaltung bald die Gegenſtände berührte, die für Alle die wichtigſten waren, und als der Graf des Waffenſtillſtands gedachte, rief der General: der Friede iſt ſo gut wie geſchloſſen, und was ich nimmermehr geglaubt hätte, Preußen beſteht noch. Der frühere Plan Napoleons, dieſe Monarchie gänzlich aus der Reihe

der Staaten verſchwinden zu laſſen, iſt aus perſönlicher Freundſchaft für den ruſſiſchen Kaiſer von ihm aufgegeben worden. Freilich, fügte er lächelnd hinzu, werdet Ihr unſchädlich gemacht, die Hauptfeſtungen bleiben in unſern Händen, eine Beſatzung fürs Erſte im Lande, aber Ihr beſteht doch als Monarchie, und das iſt bei der jetzigen Lage der Dinge etwas Großes zu nennen.

Eine dunkle Röthe des Zorns färbte die Wangen des Grafen, der in dem leichtſinnigen Freunde einen höhnenden Feind zu erblicken glaubte; mit Mühe hielt er ſein Gefühl zurück und ſagte mit unterdrückter Stimme: Es iſt auch etwas Großes, daß Preußen noch beſteht, und Wer weiß, was ſich in der Zukunft daraus entwickeln kann.

Gewiß, fuhr der General ſcherzend fort, ohne des Grafen veränderte Stimmung zu bemerken, Manches werdet Ihr Euch jetzt müſſen gefallen laſſen. Napoleon verfolgt ſtandhaft ſeinen Plan, England zu verderben, und da dieſes Volk am Schmerzlichſten in ſeinem Handel verwundet werden kann, ſo müßt Ihr großherzigen Preußen dem Prohibitiv-Syſteme beitreten und den Inſulanern Eure Märkte verſchließen; daraus folgt dann freilich, daß Eure alten Frauen und Kaffeeſchweſtern Napoleon verwünſchen werden, weil er ihre Genüſſe ſtört, aber dieſer ohnmächtige Zorn wird Frankreichs Kraft nicht erſchüttern.

Gewiß, sagte der Graf, wäre es thöricht und kindisch von uns, an so armselige Genüsse zu denken, wenn das Vaterland untergeht, und mir scheint, es haben die denkenden Geister so triftige Gründe, so tief gefühlte Ursachen, Eures Kaisers eisernen Scepter zu verabscheuen, daß es dieser kleinlichen Dinge dazu nicht erst bedarf. Aber auch dafür wollt Ihr sorgen, so scheint es, daß auch der arme und beschränkte Geist jeden Tag und jede Stunde an seinen gegründeten Haß erinnert wird. Es ist ganz etwas anders, fuhr der Graf heftig fort, als er bemerkte, daß der General ihn unterbrechen wollte, wenn einem Volke eine Entbehrung auferlegt wird, die zu seiner Erhaltung dient, deren Nothwendigkeit es selbst fühlt und einsieht, und Frankreich wird vielleicht noch einmal erfahren, welche Entbehrungen die Preußen erdulden können, um ihr Joch abzuschütteln. In einem solchen Falle zu seufzen und zu klagen wäre unmännlich und verächtlich. Aber wenn ein Fremder das Recht des Sieges schnöde mißbraucht, wenn er, um unausführbare Plane zu verfolgen, den Armen selbst bis in seine häuslichen Einrichtungen verfolgt und drückt, so wird diesem Armen das weitere Nachdenken erspart und sein Haß wird ohne Geistesanstrengung genährt. So oft ein Armer den jämmerlichen Genuß eines angewöhnten Getränks entbehren muß, so oft die Frau eines in seinen Mitteln beschränkten Bürgers daran denken

muß, ihren Tiſch ſo zu beſtellen, daß ſie den Zucker entbehren kann, eben ſo oft werden alle dieſe Menſchen fühlen, daß ein furchtbarer Despotismus ſich auf uns gelagert hat, und es wird der unerträgliche Druck, den Willkühr und Laune gegen das äußere Leben üben, im Volke gewiß einen eben ſo lebhaften Abſcheu, einen eben ſo glühenden Haß entzünden, wie edlere Gründe bei dem gebildeten Theile der Nation, und wenn Frankreichs Kaiſer, wie aus einem Herzen, von allen dieſen Millionen verabſcheut wird, ſo muß er unterliegen.

Halt! ſagte der General ernſthaft, Dein Eifer führt Dich zu weit und Du bringſt Dich in Gefahr, ohne Deiner Sache zu nützen. Ich kann es mir denken, wenn Ihr an Euerm König hängt, daß Euer Herz mit Kummer erfüllt iſt. Ich ſehe es ein, daß Eure National-Ehre gekränkt iſt und dieß könnte auch einen Franzoſen zur Verzweiflung bringen, aber wenn ich Dir ſo viel einräume, ſo gib auch Du zu, daß ſolche Rückſichten unſern Kaiſer nicht hindern dürfen, ſein groſſes Ziel zu verfolgen, und bedenke, daß die Zeit viel zu aufgeregt iſt, als daß ungeahnet Reden, wie Du ſie führſt, geduldet werden können; bedenke, daß Du Dich dann nicht über Napoleon zu beklagen haſt, wenn ſolche Unbeſonnenheiten Dein Unglück herbeiführen, und wenn, wie es ſcheint, fuhr er lächelnd fort, die Kolonialwaaren zu Deiner Familienglückſeligkeit nothwendig ſind, ſo bin ich der Mann, der

Dir persönlich die Freiheit verschaffen kann, so viel davon kommen zu lassen, daß Du die Wohlthat selbst auf Deine Bauern ausdehnen kannst.

Der Graf mußte lachen, sich so wenig verstanden zu sehen; indeß gab er dem besorgten Freunde darin Recht, daß die gegenwärtige Zeit mehr Vorsicht erheische, und er versprach ihm diese Vorsicht zu üben.

Und nun, rief der General, lebe wohl! Meine Zeit ist gemessen, empfiehl mich Deinen Damen, deren Anblick, wie es scheint, mir versagt bleiben soll, ich mag als Feind oder Freund erscheinen, und doch gestehe ich, ich hätte gern der Frau meine Huldigung dargebracht, die Dich Philosophen zu fesseln vermochte. Nachdem er den Grafen mit Herzlichkeit umarmt hatte, eilte er die Treppe hinunter, sprang in den geöffneten Wagen, und dahin flog die leichte Equipage durch den Baumgang, und bald schmetterte das Posthorn und weckte das Echo in dem engen Thale von Neuem. Der Graf stand und schaute dem enteilenden Freunde nach, bis sich die Töne in der Ferne verloren.

XIV.

Es war ziemlich spät geworden, als der Graf endlich die Wohnung des Obristen erreichte. Man war dort schon über sein langes Ausbleiben ängstlich geworden, und Alle

begrüßten ihn mit Herzlichkeit, da er in ihrer Mitte erschien. Der Graf theilte die Ursache seiner verzögerten Ankunft mit, und die Gräfin war froh, daß ein glücklicher Zufall sie begünstigt hatte, und sie, ohne daß es auffallend erschienen, die Gesellschaft des General Clairmont hatte vermeiden können. Der Obrist fragte ängstlich, ob der General nichts über den zu erwartenden Frieden geäußert habe, und als der Graf ihm nun alles mitgetheilt hatte, was ihm selbst bekannt war, rief der alte Krieger mit gefalteten Händen und den Blick gen Himmel gerichtet: Gott sei gedankt, daß doch wenigstens ein Kern des Vaterlandes bleibt, aus dem sich eine neue Kraft entwickeln kann; in unserm unsäglichen Elende müssen wir den Himmel für diese Gnade preisen. Uns bleibt doch auch unser König, kein Franzose wird uns beherrschen. Ach! fuhr er mit Rührung fort, wenn es möglich ist, daß die Verstorbenen von uns wissen, so muß es den großen Friedrich mitten in seiner Seligkeit schmerzen, zu sehen, wie das Werk seines Heldenmuthes und seiner Staatskunst untergeht, und durch wen? Durch dieselben Franzosen, die er bewunderte und bei allen Gelegenheiten seinen deutschen Unterthanen vorzog.

Der Graf bemerkte, daß er nur das Allgemeinste über den bevorstehenden Frieden wisse, daß er aber gewiß mit Opfern aller Art werde erkauft werden müssen, und daß zu befürchten sei, daß, wenn die eigne Kraft zu sehr geschwächt

würde, dann auch von Rußland für die Zukunft nichts zu hoffen sei. Dieß Unglück, rief der Obrist, mag ich gar nicht denken, ich betrachte jeden Frieden mit Frankreich nur wie einen Waffenstillstand, um neue Kräfte zu sammeln, und der Kampf wird sich immer wieder erneuern, bis endlich der gemeinsame Feind erliegt.

Da der Graf bemerkte, wie peinlich für St. Julien die Unterhaltung wurde, so suchte er die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken und fragte den Obristen, ob er sich nicht freuen würde, vielleicht nach dem Frieden den jungen Grafen Hohenthal wieder zu sehen, da er gehört habe, er sei früher mit ihm bekannt gewesen? Dem Obristen fiel bei dieser Frage alles das Nachtheilige ein, was der junge Graf so oft über seinen Oheim und dessen Gemahlin geäußert hatte, und er antwortete daher mit Befangenheit, wohl würde es ihn freuen, mit dem jungen Manne wieder zusammen zu treffen, der so oft die trüben Tage seiner Einsamkeit erheitert habe. Der Graf fragte über den Charakter seines jungen Vetters, und obwohl der Obrist nur [illegible]bend sich über ihn äußerte, so geschah dieß doch mit so vieler Zurückhaltung, daß der Graf mißtrauisch wurde und glaubte, der Obrist wollte nur aus Schonung für ihn nichts Nachtheiliges über seinen Verwandten sagen.

Theresens Wangen glühten, sie konnte die Zurückhal-

tung ihres Vaters nicht begreifen; sie schien ihr gar nicht mit der Wahrheit seines Charakters vereinbar zu sein; sie wußte, wie er über den jungen Grafen dachte, und nun war sein Lob so kalt, so gemessen, daß es beinah wie Tadel klang. Ach, hätte sie das Bild des jungen Mannes entwerfen dürfen, wie es in ihrer Seele lebte, der Graf würde dann nicht ein so gleichgültiger Zuhörer gewesen sein. Wie oft in den Stunden der bittersten Noth hatte ihre Phantasie ihn vorgespiegelt, wie auf einmal der junge Held erscheinen, und durch ihn alles unsägliche Elend in Glück und Freude verwandelt werden würde, und nun, da sie ihn mit solcher Kälte mußte loben hören, schien es ihr, als ob die zärtlichen, sinnigen Augen ihres Freundes zu ihr hinüber blickten und von ihr Gerechtigkeit forderten.

Die Gesellschaft trennte sich spät und kehrte in einer schönen, warmen, mondhellen Nacht nach Schloß Hohenthal zurück. Hier erfuhr der Graf, daß der Prediger dagewesen sei und ihn dringend zu sprechen gewünscht habe; auch berichtete Dübois, daß der geistliche Herr versprochen habe, des andern Tages in der Frühe wieder zu erscheinen. In der That war die Gesellschaft am andern Morgen auch kaum versammelt, als der Pfarrer eintrat, und nach den ersten kurzen Begrüßungen den Grafen bei Seite nahm und hastig ihn um die Nachrichten fragte, die General Clairmont mit-

gebracht habe, dessen kurzer Besuch auf dem Schloß dem Pfarrer schon bekannt war. Der Graf mußte das schon öfter Mitgetheilte wiederholen, und weder der Prediger noch der Arzt, der auch hinzugetreten war, konnten viel Tröstliches in diesen Nachrichten finden. Der Krieg, sagte der Prediger endlich, hat uns viel Unglück gebracht, und von dem Frieden, scheint es, dürfen wir wenig Gutes hoffen; indeß wird doch wenigstens dann wieder ein geregelter Gang der Geschäfte eintreten; die Menschen werden sich doch regen und wieder erwerben können, und das ist bei der jetzigen allgemeinen Noth immer schon ein großer Trost. Ich werde dann auch wieder für Manche etwas thun können, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und auch unserem Schulzen hier kann ich dann doch vielleicht zu seiner Erbschaft verhelfen, wenn alle Behörden erst wieder in Thätigkeit sind. Recht! rief der Arzt, nicht die Sache der Menschheit aufgegeben, durch keine Noth, durch kein Drangsal darf ein edler Geist dahin gebracht werden, auch ich will meine Studien fortsetzen, und wenn der Friede eintritt, werden mir doch wenigstens die Mittel dazu nicht mehr fehlen; der Verkehr der Geister wird wieder frei.

Der Graf bewunderte schweigend, welche Armseligkeiten die meisten Menschen zu trösten und zu beruhigen vermögen,

und durch welche unbedeutenden Gegenstände ihr inneres Auge von den großen Ereignissen der Zeit abgelenkt wird.

Der vielbesprochene Friede wurde endlich bekannt, und jeder Preuße konnte nicht anders als mit heißem Schmerz die tiefe Herabwürdigung des Vaterlandes betrachten, die in diesem Frieden lag. Er war so drückend, daß es beinah wie Spott klang, diese Uebereinkunft Friede zu nennen. Beinah unerschwingbare Summen mußten bezahlt werden, die Hauptfestungen blieben in Französischen Händen, eine Besatzung im Lande, und das Preußische Heer mußte bis zur Unbedeutenheit vermindert werden.

Ueber die gefurchten Wangen des Obristen Thalheim flossen heiße Thränen, als er die Bedingungen dieses Friedens las. Es ist vorbei, rief er dem Grafen zu, Preußen ist verloren, die Bedingungen können nicht erfüllt werden, dann haben die Franzosen einen Vorwand und bleiben unsere Herren, und wenn durch ein Wunder Alles sollte erfüllt werden können, so bleibt es immer der Großmuth der Feinde überlassen, ob sie gehen wollen, denn wir behalten keine Armeen, sie zu vertreiben.

Obgleich der Graf selbst niedergeschlagen war, suchte er doch seinen alten Freund aufzurichten, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß gerade aus dieser Verzweiflung sich eine Kraft entwickeln könne, die Niemand noch ahnete. Die

nächste Sorge, schloß er, wird sein müssen, die Summen herbei zu schaffen, die den raubgierigen Feinden zu zahlen sind, und dieß, mein theurer Freund, fürchte ich, wird noch vieles Unglück herbeiführen, denn durch diese Anstrengung werden unzählige Familien verarmen, und doch sind sie durchaus nothwendig, damit die Feinde aus Berlin weichen und der König wieder in der Mitte seiner Unterthanen sein kann.

Ach mein armer König! rief der Obrist, wie muß sein edles Herz bluten, wenn er all das Elend betrachtet, das auf seinen Kinder ruht, denn er liebt sein Volk; er hat das Herz eines Vaters für unsere Leiden, und mit welchen Schmerzen fühlt gewiß die Königin die allgemeine Noth.

Wir müssen, sagte der Graf, das edle Beispiel nachahmen, das unser Königshaus uns giebt. Der König hat seinen Haushalt auf's Aeußerste beschränkt, um die allgemeine Last so viel als möglich zu erleichtern. Wenn wir Alle uns auf das Nothwendigste beschränken und alles Ueberflüssige zum Besten des Staats verwenden, so läßt sich hoffen, daß vielleicht den drückenden Verpflichtungen genug gethan werden kann.

Der Obrist betrachtete den Grafen mit einem traurigen Blick, faßte dann seine Hände und sagte mit bebender Stimme: Der König kann nichts mehr für den Einzelnen thun, es wäre Wahnsinn, es noch zu hoffen; also, theurer

Graf, werden Sie niemals den kleinſten Theil aller für mich gemachten Auslagen zurückerhalten.

Sind wir denn noch ſo kalte Freunde, ſagte der Graf in dem Tone ſanften Vorwurfs, daß Sie an dieſe Armſeligkeit denken und ſich darüber Sorge machen? Laſſen Sie uns jetzt den Kummer über unſer Vaterland theilen, aber auch die Hoffnung für die Zukunft nicht ganz aufgeben.

Die Freunde trennten ſich, und obwohl der Obriſt tief über ſein Vaterland trauerte, ſo ſegnete er doch ſein Geſchick, das ihm einen Freund zugeführt hatte, der ihn mit ſtarker Hand von dem Abgrunde zurückgezogen hatte, in welchen er beinahe verſunken wäre, und deſſen Liebe nun ſein Alter mild ſchirmte. Unwillkührlich wurden ſeine Gedanken Worte, und er rief, indem er die Hand der Tochter drückte: Ja, er handelt gegen mich wie ein liebender Sohn! Die Tochter verſtand ſein Gefühl und drückte einen Kuß auf die väterliche Hand.

Wenige Tage, nachdem der Friede allgemein bekannt geworden war, erſchien der Baron Löbau auf Schloß Hohenthal, um den Grafen, ſeinen Nachbar, wie er ſagte, freundſchaftlich zu beſuchen. Man bemerkte aber bald, daß mit dieſem Beſuche noch eine Abſicht verbunden ſei, und daß er das Geſpräch mannigfach wendete, um mit diplomatiſcher Feinheit ſeinem Zwecke näher zu rücken; endlich äußerte er, da

doch nun der Friede dem Lande wiedergeschenkt sei, so schiene es ihm passend, eine anständige Freude darüber zu bezeigen.

Und aus welchem Grunde, fragte der Graf, kann uns dieser Friede erfreulich scheinen?

Einmal, sagte der Baron mit Verlegenheit, ist doch das Blutvergießen geendigt, und dann, theurer Graf, bester Nachbar, die Klugheit fordert es, daß wir uns erfreut darüber zeigen, daß wir unsern König behalten. Welcher preußische Unterthan, entgegnete der Graf, hat hierüber wohl ein anderes Gefühl, und welcher Mann von Ehre wird ein anderes bei uns voraussetzen?

Ganz gut, sagte der Baron mit wichtiger Miene, aber leider trifft man nicht auf lauter Männer von Ehre. Ich muß es sagen, ob es mich gleich schmerzt, man hat nur zu viel darüber gesprochen, daß Sie, mein bester Nachbar, ein heimlicher Anhänger der Franzosen wären, des guten Herren St. Julien wegen, der bei Ihnen im Hause lebt. Mir ist der Zusammenhang dieser Sache zu genau bekannt, ich habe also allenthalben widersprochen, überall Ihre Partei genommen, aber was ist die Folge davon gewesen? Nichts anderes, als daß man mich für Ihren Mitschuldigen erklärt. Wir müssen also durchaus etwas thun, die Gemüther zu versöhnen, wenn uns diese Ansicht nicht höchst nachtheilig sein

soll; kurz, wir müssen ein Friedensfest veranstalten, zuerst mag dieß bei Ihnen geschehen, dann bei mir.

Ich bin gern bereit, sagte der Graf mit Heftigkeit, alle meine Nachbaren und Freunde bei mir zu sehen, aber unmöglich kann ich sie unter dem Vorwande versammeln, als wolle ich mich mit ihnen über einen Frieden erfreuen, der mein Herz mit dem tiefsten Kummer erfüllt.

Thun Sie es unter welchem Vorwande Sie wollen, sagte der Prediger, der zu der Gesellschaft hinzugekommen war, aber ich glaube selbst, daß es gut ist, wenn Sie sich Ihren Nachbarn mehr nähern, denn ich kann nicht läugnen, daß die nachtheiligen Gerüchte, welche der Herr Baron erwähnte, wirklich bestehen, und es ist das letzte Mittel, um zu zeigen, daß man nichts Verdächtiges in seinem Hause hegt, wenn man es einer großen Gesellschaft öffnet.

Wenn es denn sein muß, sagte der Graf empfindlich, daß ich, um mich von Verdacht zu reinigen, meine Nachbarn bewirthe, so mag ein solches Reinigungsfest in des Himmels Namen stattfinden, ich will mich nicht weigern; aber als Freudenfest wegen dieses Friedens will ich es nicht betrachtet wissen.

Bedienen Sie sich eines andern Vorwandes, sagte der Prediger, man wird Ihnen auf jeden Fall dankbar sein, wenn Sie anfangen, die Gesellschaft wieder zu vereinigen,

wodurch den Menschen ein Uebergangspunkt von der langen drückenden Traurigkeit während des Krieges zu neuer Heiterkeit gegeben wird.

In einigen Tagen, sagte der Graf, fällt der Geburtstag der Gräfin ein; ich werde also an diesem Tage ein Fest veranstalten, so gut es auf Hohenthal gehen will.

Schön, sagte der Baron; dabei kann auf jeden Fall unter Trompetenschall die Gesundheit des Königs getrunken werden, der Lärm, das Jubeln dabei muß so laut als möglich getrieben werden, um eine bedeutende Wirkung hervorzubringen. Bei mir bleibt es ein Friedensfest, ich beabsichtige damit Mancherlei, worüber ich mich jetzt noch nicht erklären kann. Mit schlauem Lächeln entfernte sich der Baron, nachdem er seine Absicht erreicht hatte. Der Graf hatte nur ungern nachgegeben, ihm schien es nicht anständig, eine laute Freude zu bezeigen bei so viel Ursache zum Kummer; auch glaubte er, selbst die Summe, die für ein solches Fest aufgewendet werden müßte, könne im gegenwärtigen Augenblick besser benutzt werden; indeß, da nun einmal das Versprechen gegeben war, so wurden Einladungen weit und breit versandt. Die Gräfin und Emilie ordneten mit Dübois an, wie die Genüsse dieses Festes auf einander folgen sollten, und der alte Haushofmeister sorgte viel zu eifrig für die Ehre

des Hauses, als daß nicht durch ihn die Wirthschafterin und die Köche gehörig in Thätigkeit gesetzt worden wären.

Während der Beschäftigungen des Schlachtens, Backens und aller anderen Vorbereitungen, die ein großes Fest auf dem Lande erfordert, konnte es der Graf nicht lassen, seinem Mißmuthe dadurch Luft zu machen, daß er zuweilen mit St. Julien darüber scherzte, wie mühselig diese Anstalten zur Freude wären, bei denen doch am Ende Alles auf Essen und Trinken hinaus liefe. Der junge Mann gab ihm Recht, und die Gräfin bemerkte: Es giebt überhaupt sehr wenige Festlichkeiten, bei denen der Genuß im Verhältniß zu der Mühe stände, die die Anstalten dazu verursachen.

Die Aufmerksamkeit wurde auf einen andern Gegenstand gelenkt, als der Prediger kam und dem Grafen einen Brief brachte. Ich kann es mir nicht erklären, sagte der Geistliche, ich habe hier noch einen Brief, der ist von dem alten Lorenz, worin er mich ersucht, ihm seine Pension, die Sie ihm auszahlen, zu übermachen; er fügt zu diesem Zwecke auch die Quittung bei, und mit demselben Boten kommt der Brief an Sie, und dieser Bote ist ein Bauer von dem Gute Ihres Herren Vetters, der mir versichert, der alte Lorenz sei dort auf dem Schloß; auch ist der Brief an Sie mit dem Hohenthalschen Wappen gesiegelt.

Der Graf öffnete dieß Schreiben, und es fand sich, daß

es von seinem Vetter, dem jungen Grafen, war, der ihm meldete, daß er schon lange das Verlangen gehegt habe, ihm, als seinem Verwandten, seine Hochachtung zu bezeigen, und da nun durch die große Reduktion der Armee er für jetzt verabschiedet sei, so glaube er, die Muße, die ihm dadurch geworden, nicht besser benutzen zu können, als wenn er diesen lang genährten Wunsch befriedige, und so kündigte er sich hiemit für einen der nächsten Tage auf Hohenthal an.

Der Brief war mit so großer Zurückhaltung uud trockner Kälte geschrieben, daß er keine gute Meinung für den Verfasser bei dem Grafen erregte, denn er dachte: Ist es für ihn ein so lästiger Zwang, mich zu besuchen, so hätte er es ja unterlassen können, da ihn Niemand dazu aufgefordert hat; macht er aber die Reise troz seines Widerwillens, so muß eine Absicht damit verbunden sein. Indeß verschwieg der Graf diesen Gedanken und äußerte bloß gegen den Prediger, daß es ihn freue, seinen jungen Vetter kennen zu lernen, der ihm seinen Besuch ankündigte. Ich konnte nicht darauf kommen, sezte er hinzu, ihn zu unserm Feste einzuladen, da ich nicht wußte, daß er schon bei seinen Eltern ist, und auch die Entfernung zu groß ist, als daß man ihn zu den Nachbaren rechnen könnte; der Weg, den er zu machen hat, muß schon eine Reise genannt werden, und ich

hoffe deßhalb, er wird sich länger bei mir aufhalten wollen, wenn er auch noch zu unserm Friedensfeste kommen sollte.

Ich begreife nur nicht, was der alte Lorenz dort macht, sagte der Geistliche. Da er kein Dokument mehr verkaufen kann, sagte der Graf mit einiger Bitterkeit, so lassen Sie ihn treiben, was er will. Er händigte hierauf dem Geistlichen die halbjährige Pension des ehemaligen Kastellans gegen dessen Quittung ein, der darauf den Boten am andern Tage zurückzusenden versprach.

Es war am Vorabende des großen Festes, alle Anstalten waren beendigt, und man konnte nun dem verständigen Dübois die Ausführung ruhig überlassen. Jetzt, sagte die Gräfin scherzend zu Emilie, die eben etwas erhitzt und ermüdet eintrat, fängt das Fest für uns schon an; nun brauchen wir für nichts mehr zu sorgen, jetzt ruht die Bürde allein auf Dübois Schultern, der das große Werk gewiß zu unserer Zufriedenheit ausführen wird; also setze Dich nun zu uns und laß uns einmal wieder ein vernünftiges Gespräch führen, wozu seit gestern kein Mensch hat kommen können.

Emilie wollte eben antworten, als man einen Wagen vorfahren hörte. Um Gottes Willen! rief St. Julien, es kommt doch wohl nicht ein voreiliger Gast schon heute. Man

eilte zu den Fenstern; der angekommene Fremde war schon ausgestiegen, indeß der leichte, kleine, mit zwei unansehnlichen Pferden bespannte Reisewagen, der Knabe von funfzehn bis sechszehn Jahren, der zugleich Kutscher und Bedienter zu sein schien, dieß Alles deutete auf keinen vornehmen Gast. Die Gesellschaft wendete sich eben nach dem Saale zurück, als Dübois die Flügelthüren öffnete und mit ehrerbietiger Stimme in den Saal hinein rief: der Herr Graf von Hohenthal. Der Angekündigte trat ein, und Aller Augen waren auf einen jungen Mann gerichtet, dessen edler Anstand für ihn hätte einnehmen können, wenn nicht dem schönen, ausdrucksvollen Gesichte alle Freundlichkeit und Milde gemangelt hätte. Er war blaß und mager nach überstandener Krankheit und Anstrengung. Zwischen seinen Augenbraunen ruhte ein Zug, den man hätte feindlich nennen können, wenn nicht die Augen einen Trübsinn ausgedrückt hätten, der zuweilen bis zur wilden Verzweiflung gesteigert schien.

Er näherte sich dem Grafen und sagte, indem er sich mit Kälte verbeugte, er habe den Wunsch nicht unterdrükken können, ihm seine Aufwartung zu machen, und sei schon so frei gewesen, ihm diesen Vorsatz in einem früheren Briefe anzukündigen. Der Graf erwiederte eben so kalt, daß es ihn herzlich freue, einen Verwandten bei sich zu sehen, des-

ſen Bekanntſchaft er ſich ſchon lange gewünſcht habe; er ſtellte ihn hierauf der Gräfin vor und machte ihn mit den Hausgenoſſen bekannt.

Der Gräfin verurſachte das Feindliche in der Stellung, welche die beiden Verwandten gegen einander annahmen, die größte Pein, und durch einige herzliche Worte ſuchte ſie ſich dem jungen Manne zu nähern, auf die dieſer indeß zwar höflich aber mit ſchroffer Kälte antwortete. Vor St. Julien, als der Graf ihn nannte, beugte er ſich kaum merklich, ohne ein Wort zu ſagen, der junge Franzoſe erwiederte den Gruß, wie er ihn empfing, und in wenigen Minuten war eine allgemeine und gründliche Verſtimmung entſtanden.

Um ein Geſpräch anzuknüpfen, erkundigte ſich der Graf nach dem Vater ſeines neuen Gaſtes und bedauerte, daß er ſo viele Jahre außer aller Verbindung mit ſeiner Familie gelebt habe, ſo daß ihm alle Verhältniſſe derſelben fremd geworden wären. Der junge Graf ſchoß einen feindlichen Blick auf die Gräfin und ſagte, die Trennung des Grafen ſei von ſeinem Vater oft als ein großes Unglück beklagt worden.

Ich wüßte nicht, ſagte der Graf, dem der Blick nicht entgangen war, empfindlich, welch Unglück ich dadurch für Verwandte herbeigeführt hätte, die ich kaum in meiner Jugend gekannt habe. Ich fühle wohl, erwiederte ſein Vetter,

daß diese Erklärung nur mein Vater geben könnte, und daß er sie nicht in Gegenwart von Fremden geben würde. St. Juliens Auge glühte, er stand auf und wollte den Saal verlassen. Wo wollen Sie hin, mein bester St. Julien, sagte der Graf, indem er ihm mit Zärtlichkeit die Hand bot, Sie wissen, wie lieb mir Ihre Gesellschaft ist, warum wollen Sie uns also verlassen? St. Julien setzte sich wieder, der junge Graf hatte die Augen zu Boden gesenkt, und es entstand ein drückendes Schweigen.

Die Gräfin versuchte es von Neuem, das Gespräch wieder zu eröffnen, aber alle ihre Fragen wurden so einsylbig von dem jungen Grafen erwiedert, wie es der Anstand nur irgend erlaubte. Der Graf verlor beinah die Geduld, doch da er dachte, daß das Kommen seines jungen Vetters gewiß einen Zweck habe, so that er sich selbst Gewalt an, um wo möglich diesen kennen zu lernen. Es waren nach und nach alle Gegenstände vergeblich berührt worden, durch die man hoffen konnte, ein Gespräch einzuleiten, und der Graf that nun als letztes Hülfsmittel einige Fragen über den Krieg.

Ein schmerzliches, fast höhnendes Lächeln zuckte um den Mund des jungen Grafen. Wie glücklich, sagte er, daß Sie hier den Krieg nicht erlebt haben, daß Sie sich hier in Ruhe und Wohlstand von dem Kriege können erzählen lassen, und ab-

wechſelnd Freunde und Feinde bewirthen. Ich will Ihnen nur eine Geſchichte aus dem Kriege erzählen, und Sie werden für Ihre Ruhe dem Himmel danken. Ein junger Offizier, mein Freund und Waffenbruder, ging mit mir zugleich zum Regiment, und machte mich auf dem Wege mit ſeiner Mutter und drei liebenswürdigen Schweſtern bekannt, die auf ihrem Gute wohlhabend mit Anſtand lebten. Wir hatten uns kaum entfernt, ſo hörten wir, die Franzoſen hätten es genommen und geplündert. Mein unglücklicher Freund erfuhr nichts von den Seinigen; bald darauf wurde das Schloß von den Preußen genommen, welche die Noth zwang, ohne Rückſicht für die Bewohner die noch übrigen Vorräthe zu benutzen. So zogen fünfmal abwechſelnd Feinde und Freunde hindurch, bis auch unſer Korps wieder in die Nähe gedrängt wurde. Auf dem väterlichen Boden meines Freundes zerſtampften unſere Roſſe die Saaten bei einem blutigen Scharmützel; die Feinde zogen ſich zurück, aber mein Freund ſank von einer feindlichen Kugel in der Bruſt getroffen, auf ſeinem eigenen Boden. Ich brachte den ſterbenden jungen Mann in das Haus ſeiner Väter und fand es öde, aller Mobilien beraubt, die Fenſter zerſchlagen, von allen Bewohnern verlaſſen; endlich entdeckte ich in einem Winkel zuſammengekauert eine weiße, bleiche Geſtalt, die die abgemagerte Hand erhob und mit wahnſinnigem Lächeln auf die Leiche

ihres Bruders deutete, der schon gestorben war. Es war die jüngste Schwester meines Freundes; die Mutter und die beiden älteren waren todt, und diese durch Hunger und jede Mißhandlung wahnsinnig geworden. Dies ist der Krieg, schloß der junge Graf, von dem sich hier freilich keine Spuren zeigen.

Die Gräfin verhüllte bei dieser gräßlichen Geschichte das Gesicht, Emiliens Thränen flossen unverborgen, und auch die männlichen Zuhörer waren tief erschüttert. Der Graf glaubte, daß die allgemeine Theilnahme, die sein Vetter bemerken mußte, diesen geneigter machen würde sich anzunähern, aber im Gegentheil schienen durch die erzählte Begebenheit Gefühle in ihm erregt zu sein, die ihn noch feindlicher stimmten. Er äußerte sich in so starken Ausdrücken über die Franzosen, daß es der Graf nicht mehr hinderte, als St. Julien den Saal verlassen wollte, und sich selbst mit den übrigen Hausgenossen sobald als möglich zurückzog, um Gespräche mit seinem Vetter zu endigen, die zu leidenschaftlich von diesem geführt wurden.

XV.

Während die Gesellschaft im Saale versammelt war, war Dubois noch für das Fest des folgenden Tages beschäftigt, und die Anordnungen, welche er machte, führten

ihn durch alle Gänge des Hauſes. So ging er auch an dem Zimmer vorüber, in welchem die Bedienten verſammelt waren, und hörte, wie ihm ein verwirrtes Getöſe von Lachen, Weinen, Schelten und Fluchen daraus entgegen tönte. Entrüſtet öffnete der alte Haushofmeiſter die Thüre, um ſich nach der Urſache des unziemlichen Lärmens zu erkundigen. Die dort Verſammelten bemerkten ihn nicht ſogleich, und er ſah, wie der Knabe des jungen Grafen mit funkelnden Augen und erhitzten Wangen hinter einem Tiſche ſtand und ſich mit dem Rücken gegen die Wand lehnte; den rechten Arm hatte er erhoben und in der Hand hielt er drohend ein blinkendes Meſſer. Schurken! rief er mit von Wuth entſtellter Stimme, wagt es, und der erſte, der mir naht, dem ſtoße ich dieß Meſſer in die Bruſt. Entſetzt ſprang Dübois vor und rief: Um Gottes Willen, was geht hier vor? Soll ich Mord hier im Hauſe erleben? Die Bedienten wichen zurück, und der Lärm verſtummte, auch der Knabe hatte den Arm ſinken laſſen, ob gleich die Hand noch das Meſſer hielt. Junger Menſch, fuhr Dübois fort, ſich zu dieſem wendend, was konnte Dich zu ſolcher Wildheit reizen, daß Du in Deiner zarten Jugend ein Mörder zu werden drohſt? Herr, erwiderte der Knabe mit zitternder Stimme, indem ſeine Wuth ſich in Wehmuth auflöſte und die hellen Thränen über ſeine Wangen floſſen, Sie wiſſen nicht, wie mich dieſe

Menſchen reizten. Ich gehöre nicht zu ihnen, drum hielt ich mich abgeſondert. Nun fingen ſie an mich zu necken, meine Dürftigkeit zu verlachen und über meine Kleidung ihren Spott zu treiben; da verlor ich die Geduld und ſagte ihnen, was meine ernſtliche Meinung iſt, daß ich lieber ſterben wollte, als eine Livree tragen, wie ſie, wenn ſie auch noch mehr Gold an ſich hätten; drauf wurden ſie wüthend und wollten mich ſchlagen, und ſo kam es, daß ich, um mich zu vertheidigen, — hier ſtockte der Knabe, ſeine Hand ließ das Meſſer fahren, und er blickte mit Beſchämung vor ſich nieder.

Und wenn Du nun ſo unglücklich geweſen wäreſt, in dieſem thörichten Streite einen jener unnützen Schufte zu tödten, fragte der alte Mann, und ſeine blutende Leiche läge jetzt vor Dir, würdeſt Du dann nicht verzweifeln. Ich habe Unrecht, ſagte der Knabe, aber ſollte ich mich denn ſchlagen laſſen? Der Haushofmeiſter wußte keine Antwort zu geben, denn ſein eigenes Ehrgefühl ſagte ihm, daß der Knabe ſchwer gekränkt worden ſei, und doch wollte er keine gewaltſame Handlung entſchuldigen. Er wendete ſich deßhalb zu den Bedienten und ſagte: Euer Betragen werde ich dem Herrn Grafen melden, und ich bin überzeugt, daß Ihr eher alle aus ſeinem Dienſte gejagt werdet, ehe er es duldet, daß ein Gaſt ſeines Hauſes, ein Verwandter in ſeinem Diener beleidigt

wird. Du, mein Sohn, sagte er zu dem Knaben, komm von diesen Menschen hinweg, Du sollst in meinem Zimmer bleiben, bis Dein Herr Deiner bedarf. Er nahm nach diesen Worten die Hand des Knaben und führte ihn aus dem Bedientenzimmer hinweg.

Das fehlte noch, sagte einer der Zurückbleibenden, daß wir um des Bettelprinzen Willen unsere Stellen verlören; aber Du, Johann, hast den Lärmen angefangen, bekommt es uns schlecht, so gehn wir über Dich her. Der Beschuldigte wollte sich vertheidigen, es wurde Partie für und wider ihn genommen, und es war nah daran, daß der Streit ernsthaft erneuert wurde, wenn nicht ein Jäger, der Vernünftigste der Gesellschaft, dringend zum Frieden ermahnt hätte. Seinem Rathe beschloß man auch einmüthig zu folgen, und man wollte Dübois, ehe er am andern Morgen den Grafen sprechen könnte, vermögen, die Sache zu verschweigen, und sich mit dem Knaben zu versöhnen suchen, damit auch dieser nicht bei seinem Herrn sich beklage.

Dübois hatte den Knaben auf sein Zimmer geführt und fragte ihn hier: Hast Du schon zu Abend gegessen, mein Kind? Nein, sagte der Knabe, da ich mich nicht unter die Bedienten mischen wollte, so hat mir auch Niemand etwas angeboten. Der Haushofmeister brachte nun selbst einige kalte Gerichte und stellte auch eine kleine Flasche Wein

vor seinen neuen Gast. Der Knabe fing unter stillen Thränen an zu essen und trank auch ein wenig von dem ihm angebotenen Weine. Als er seine Mahlzeit beendigt hatte, sagte Dübois: Und nun, mein Sohn, erzähle mir doch, weßhalb Du nicht zu den Bedienten zu gehören glaubst. Sie sind ein so guter Herr, sagte der Knabe zutraulich, recht wie einem Vater könnte ich Ihnen vertrauen, mit Ihnen kann ich gern über alles Unglück sprechen, das ich schon erlebt habe, so jung ich auch noch bin. Mein Vater war ein gelehrter Mann, aber weil er in seiner Jugend nicht Geld genug hatte, so konnte er auch nicht auf eine Universität gehen und studieren, wie es sein Wunsch war, also konnte er auch nicht Prediger werden und nahm eine Kantorstelle an, wobei er sich auch recht gut stand. Es war ein schönes, großes Dorf und hieß Schönau, wo wir wohnten, ein anderes Dorf gehörte auch zu unserer Kirche, und mein Vater hatte eine reiche Einnahme. Die Bauern ehrten ihn als einen Mann, der beinah gelehrter war als der Prediger selber; unser Herr Pfarrer liebte meinen Vater, und Beide waren recht große Freunde; selbst, wenn der gnädige Herr auf dem Schlosse war, so lud er niemals den Prediger zu Tische, ohne auch meinen Vater zu bitten; so ging Alles recht schön und gut; mein Vater unterrichtete mich sorgfältig und sagte oft zu mir: Du, Gustav, mußt Alles nachho-

len, was ich aus Armuth habe verſäumen müſſen, denn Gottlob! ich habe ſo viel, daß ich Dich auf eine Univerſität werde ſchicken können.

So war ich etwa zehn Jahre alt geworden, da ſtarb meine gute Mutter, die ſchon lange kränklich geweſen war. Sie können wohl denken, daß ich ſie herzlich und lange beweinte; auch mein Vater trauerte tief über ihren Verluſt, und wir wären vielleicht noch länger in unſerm Kummer verſunken geblieben, wenn nicht der Prediger ſo viel gethan hätte, uns zu tröſten. Nachdem ein Jahr vergangen war, heirathete mein Vater eine Verwandte des Predigers, und ich war am Hochzeitstage recht betrübt; denn manche alte Bäuerinnen hatten mir geſagt: Nun, Muſje Guſtav, nun werden Seine guten Tage vorbei ſein, nun kommt eine Stiefmutter ins Haus, nun wird Alles anders gehen. Aber es war nicht ſo; meine Stiefmutter war ſo gut, ach! ſo gut, wie es nur immer eine wahre Mutter ſein kann. Es wurde freilich Manches anders bei uns im Hauſe, aber viel beſſer. Meine verſtorbene Mutter hatte bei ihrer Kränklichkeit nicht mehr recht für Alles ſorgen können; nach ihrem Tode hatte mein Vater ſich aus Betrübniß um das Hausweſen gar nicht bekümmert, und ſo lebte nun Alles wieder bei uns auf; wir hatten feinere Wäſche, beſſere Kleider, unſer Haus wurde aufgepuzt, im Garten prangten die ſchön-

ſten Blumen; und wenn der Herr Pfarrer bei uns ſpeiſte, ſo bewirtheten wir ihn eben ſo anſtändig, wie er uns. Seine Söhne waren meine Freunde und Spielkameraden; mein Vater war mit meinem Fleiß zufrieden, und ich war recht glücklich bei meinen Eltern.

So ging es fort, bis mir ein Schweſterchen geboren wurde. Nun ſagten die böſen Weiber wieder, nun wird es aus ſein, nun hat die Stiefmutter ſelber ein Kind, nun wird ſie ſich um den Stiefſohn nicht kümmern; aber es war nicht wahr. Ich liebte mein Schweſterchen herzlich; ach! lieber Herr, es war ein Kind wie ein Engelchen, es war eine Belohnung für mich, wenn es die Mutter in meine Arme gab, und hätten Sie nur dieß Kind gekannt, fuhr der Knabe mit Thränen fort, hätten Sie nur geſehen, wie freundlich die dunkelblauen Augen ſein konnten, wie lieblich der rothe Mund im Lächeln die weißen Zähnchen zeigte! Jeder Menſch mußte dieß Kind lieben, und doch ſprach meine Mutter immer ſo, als ob es eine beſondere Tugend von mir wäre, daß ich mein Schweſterchen ſo liebte, und die gute Mutter wurde aus Dankbarkeit dafür noch zärtlicher gegen mich.

Sehn Sie, ſo gut, ſo glücklich war Alles, und ſo blieb es, bis ich beinah funfzehn Jahre alt war; nun ſagte mein Vater: Guſtav, nun mußt Du nach Königsberg auf die gelehrte Schule, und biſt Du da recht fleißig geweſen und haſt

alles Erforderliche gelernt, dann kannſt Du dort gleich die Univerſität beziehen, und wenn Du brav und fleißig bleibſt, ſo kann ich noch Freude und Ehre in meinem Alter durch Dich erleben.

Sie können wohl denken, daß ich mit Thränen von meinen Eltern ſchied, aber doch freute ich mich auch weiter zu kommen mit meinen Studien, als es auf dem Lande ging. Mein Vater begleitete mich ſelbſt nach Königsberg, und ich ſah es wohl, daß er mich recht mit Stolz betrachtete, als man mich nach dem Examen gleich nach Sekunda ſetzte. So trennten wir uns, und ich blieb nun einſam in Königsberg zurück und dachte mit Eifer zu ſtudiren. Aber ach! das Glück war bald zu Ende; mein Vater meldete mir nach wenigen Monaten, mein liebes Schweſterchen ſei an dem Scharlachfieber geſtorben und auch die Mutter davon befallen worden. Der Krieg war ausgebrochen, und mein Vater ſagte, daß er uns ganz trennen könnte. Er befahl mir daher, die Reiſe nach Schönau mit einem Fuhrmanne anzutreten, den er mir bezeichnete und von welchem er erfahren hatte, daß er eine Reiſe unternehmen würde, die ihn nahe bei unſerem Dorfe vorbeiführte. Ich gehorchte meinem Vater und war ſehr bald wieder in unſerm Dorfe, aber wie ganz anders war hier Alles geworden. Die Franzoſen waren ſchon dort geweſen, und hatten Alles geplündert und zerſtört, das Dorf

war zum großen Theile abgebrannt, und die Bauern hatten die Häuser verlassen, die noch standen. Meine Mutter fand ich sehr krank, der Vater war ganz tiefsinnig geworden. Nun kamen die Preußen, und verlangten Lebensmittel und Pferde, gleich darauf wurden sie von den Franzosen vertrieben; die feindlichen Kugeln zündeten das Dorf von Neuem an, und der Schrecken, als die Flammen wieder leuchteten, lähmte meine kranke Mutter; nun stürmten die Feinde in unser Haus und drohten, mich und den Vater umzubringen, aber der Anblick der sterbenden Frau machte, daß sie still wieder abzogen. In derselben Nacht starb meine zweite Mutter, und mein Vater war so betäubt, daß er nicht weinte und auch kein Wort sprach. Wir saßen beide bei der Leiche, indeß das Feuer draußen wüthete. Unser Haus stand etwas abseits und wurde deßhalb von den Flammen verschont; Niemand war von den Dorfbewohnern dageblieben, auch der Prediger war mit seiner Familie entflohen; so waren wir ganz verlassen. Mein Vater suchte endlich im Hause umher, und fand etwas Abendmahls-Wein und ein kleines Brod. Iß das, sagte er zu mir, ich will sehen, ob nicht irgend ein Mensch sich findet, der uns hilft die arme Frau begraben. Er ging hinaus. Ich konnte nichts essen und legte das Brod neben mich hin; da hörte ich auf ein Mal Flintenschüsse; meine Augen richteten sich nach dem Fenster, Feinde sprengten vor-

bei, gleich darauf wurde unſere Thüre aufgeſtoßen, und Preußiſche Soldaten brachten meinen Vater mit Blut bedeckt herein; eine Kugel hatte ihn durchbohrt, und er lebte nur noch, um die Hand auf meine Stirn zu legen und mich ohne Worte zu ſegnen. Die Soldaten legten ſeine Leiche neben die meiner Mutter, und ich warf mich nieder und küßte die blutige, kalte Hand meines Vaters. Da trat ein junger Offizier herein, und der klägliche Anblick entlockte ihm Thränen; er kam zu mir, richtete mich auf und ſuchte mir Troſt einzuſprechen. Er zwang mich das Zimmer zu verlaſſen, und einige Weiber, die immer bei den Soldaten ſind, mußten für die Leichen ſorgen. Mit Güte fragte er mir alle meine Verhältniſſe ab und ſagte dann: Armes Kind, Du haſt in ſolcher Jugend ſchon ein ſchreckliches Unglück erfahren, und biſt nun ganz hülflos und verlaſſen. Dieſe Worte machten von Neuem meine Thränen fließen, und ich glaubte, das Herz würde mir vor Schmerz brechen. Der gute Herr ſuchte mich zu tröſten und ſagte dann: Wenn Du Niemanden haſt, dem Du angehörſt, ſo bleib bei mir, und ich will für Dich ſorgen, ſo gut ich kann. Ich fühlte ſeine Güte, ich küßte ſeine Hände und ſagte ihm, daß ich ſeine Wohlthat erkenne, aber daß ich um meine lieben Eltern immer weinen müßte. Er tadelte mich nicht und ſorgte nun dafür, daß die armen Eltern begraben wurden, ſo anſtändig, als es gehen wollte; er

ließ auch ein Kreuz auf ihr Grab setzen. Und ich erfuhr nun auch, daß mein Wohlthäter ein Graf sei und Hohenthal hieße. Er blieb einige Tage noch im Hause, und ich war immer um ihn; er hatte mich nun ganz kennen gelernt und sagte: Deine Eltern haben Dir eine gute Erziehung gegeben, so bald es nur angeht, sollst Du wieder auf die gelehrte Schule und auf die Universität, und ich will sehen, ob ich mir nicht einen Freund in Dir erziehen kann. Diese Worte rührten mich tief, und ich gelobte mir, seine Liebe zu verdienen. Endlich kam ein Befehl, mein Herr mußte mit seinen Truppen weiter rücken. Ich muß Dich mit mir nehmen, sagte er zu mir, obgleich Krieg und Schlachten nicht für Deine Jahre taugen, aber ich weiß Dich nirgends unterzubringen, und so könnte der Krieg uns leicht für immer trennen. Ich folgte also dem gütigen Herrn und erlebte an seiner Seite die fürchterliche Schlacht bei Eylau. Den zweiten Tag dieser gräßlichen Schlacht wirft sich ein Trupp Franzosen auf die Bagage, bei der ich und mehrere Knaben waren, viele wurden niedergemetzelt, andere entkamen, und so auch ich. Nebst der Furcht für mein Leben quälte mich auch noch der Kummer, daß ich von meinem Herrn nichts wußte, auch die Sorge, daß er nun Alles verloren habe, und dann erfaßte mich die Angst, ob er nicht vielleicht geblieben sei und ich ihn so auf immer verloren habe. Diese mannichfachen Gefühle quälten

mich auf meiner Flucht, die ich immer weiter fortsetzte, bis ich durch ein niedergebranntes Dorf eilte, einem einsam stehenden Hause zu. Ich riß hastig die Thüre auf und stand bald in einem großen, leeren Zimmer, das ich sogleich für die ehemalige Wohnung meiner Eltern erkannte. Das Bett stand noch darin, auf dem beide Leichen gelegen hatten; der Anblick rief meine Thränen hervor, und ich stand schluchzend und Hände ringend vor dem leeren Bette, da wurde es auf einmal laut und lebendig, Degen und Sporen klirrten, die Thüre wurde geöffnet, und herein getragen wurde mein lieber Herr, ganz wie mein Vater bleich und mit Blut bedeckt. Ich schrie auf in der wildesten Verzweiflung. Schweig, dummer Junge, rief mir ein Arzt entgegen, er ist nicht todt. Ach! welch ein Trost war dieß Wort für mich, hätte der gute Mann auch noch weit ärger geschimpft, wie er nachher noch oft that, wenn ich etwas ihm nicht recht zu machen verstand, ich wäre doch niemals auf ihn böse geworden.

Sie legten meinen lieben Herrn auf dasselbe Bett, auf dem mein armer Vater gelegen hatte. Seine Wunden wurden untersucht und die Kugel herausgezogen, der Arzt gab die beste Hoffnung, und die Offiziere, die ihn hieher gebracht hatten, mußten nun zu ihren Truppen zurück. Der Arzt blieb, und die Offiziere versprachen, ihn nach einigen Tagen abzuholen. Als wir allein waren, verlangte der Arzt, ich

ſollte ihm Lebensmittel verſchaffen. Ich durchſuchte das ganze Haus und fand in einem kleinen oberen Zimmer einige alte Frauen, die nach dem Dorfe zurück gekommen waren und ſich in dem einzigen Hauſe, welches noch ſtand, eingerichtet hatten; dieſe nun mußten Hülfe ſchaffen, und ſie thaten es für Geld auch gern, und ſo wurde der Arzt befriedigt.

Die Offiziere hatten mir, als man meinen Herren entkleidete, das Geld gegeben, welches er bei ſich trug, und auch ſeine Uhr; ich erfuhr auch von ihnen, daß ſie ihn gerettet hatten, als er in ihrer Nähe, von einer Kugel getroffen, gefallen war.

Schon des andern Tages kamen die Offiziere zurück und brachten uns alle, auch meinen kranken Herrn, nach einem Orte, wo ein Lazareth eingerichtet war, und hier dauerte es lange, ehe mein armer Herr nur ſprechen konnte. Endlich erlaubte es ihm der Arzt, und ſeine erſten Worte richtete er an mich. Guſtav, ſagte er, ich habe es wohl geſehen und gefühlt, mit welcher Liebe Du mich pflegſt, Du leiſteſt mir alle Dienſte, auch die, die ſonſt nur einem Bedienten zukommen; aber, lieber Junge, die Dienſte, die man dem Freunde leiſtet, erniedrigen nicht, und vielleicht kann ich es Dir noch einmal vergelten. Nach einigen Tagen fragte mein Herr: Lieber Guſtav, wie viel Geld haben wir noch? Ich zählte die Summe und ſagte ſie ihm. Das

iſt wenig, erwiederte er ſeufzend, und wir müſſen vielleicht noch lange damit auskommen; rufe mir Jemanden, dem wir die Uhr verkaufen können, und dann hüte Dich etwas Ueberflüſſiges auszugeben. Ein Jude fand ſich bald, der die Uhr kaufte, und nun theilten wir das Geld ſehr ſparſam ein. Es war aber doch natürlich, daß ich meinen kranken Herrn nichts wollte entbehren laſſen und lieber Manches ſelbſt entbehrte, und nun machen ſich die Schufte hier über meinen Herrn luſtig, weil er mir keine beſſern Kleider giebt. Laß dieſe elenden Menſchen, mein gutes Kind, ſagte Dübois mit weicher Stimme, und endige Deine Erzählung.

Nun fuhr der Knabe fort: Endlich war mein Herr ſo weit gekommen, daß wir reiſen konnten. Der Waffenſtillſtand wurde auch bekannt, und wir machten uns nun, ich kann wohl ſagen, recht arm auf den Weg, um zu ſeinen Eltern zu gelangen. Mein Herr war ſo gut, daß er ſich ernſtlich entſchuldigte, wenn ich ihn bediente. Dich hat ein Gott recht zu meinem Beiſtande gegeben, ſagte er ein Mal, wie wollte ich ohne Dich beſtehen, da ich noch nicht geſund bin. So erreichten wir endlich ſeines Vaters Schloß; aber Sie werden es nicht übel deuten, lieber Herr, wenn ich es aufrichtig ſage, daß der alte Graf mir nicht gefiel; auch ſah ich wohl, daß mein gütiger Herr niedergeſchlagener wurde, als er es im Felde und in Krankheit und Armuth war.

Hier wurde auch eine andere Einrichtung getroffen, und er litt es durchaus nicht mehr, daß ich ihn bediente; er nannte mich hundert Mal des Tages seinen jungen Freund oder seinen Pflegesohn, und ich hörte es wohl, wie sein Vater ihm oft Vorwürfe machte, daß er sich durch mich eine unnütze Last auf den Hals geladen habe. So aß ich dort mein Brodt mit Thränen, aber es wurde noch schlimmer; ein alter widriger Mann mit triefenden Augen kam dorthin, der trug dem alten Grafen Vieles vor und auch meinem jungen Herrn; was es war, kann ich nicht sagen; aber mein Herr wurde oft sehr aufgebracht, und ich hörte mehrere Male, wie er dem alten Grafen zuschwor, er würde solch Unrecht nicht dulden; dann suchte ihn der alte Graf selbst wieder zu besänftigen und bat ihn, nicht durch Hitze Alles zu verderben und zur Klugheit seine Zuflucht zu nehmen. Endlich kam die Nachricht, daß mein Herr verabschiedet sei; das brachte ihn vollends zur Verzweiflung. Gustav, sagte er eines Abends zu mir, ich muß eine kleine Reise unternehmen, und ich will auf dieser Fahrt keinen von meines Vaters Leuten mit mir nehmen, denn ich habe bemerkt, daß sie ihrer Zunge zu viel Freiheit gestatten und über ihre Herrschaft zu viel schwatzen. Ich konnte dieß nicht läugnen. Hast Du so viel Liebe für mich, fuhr mein guter Herr fort, daß Du mir auf dieser Reise die Dienste leisten willst, die mir Er-

ziehung und Gewöhnung unentbehrlich gemacht haben, und kannſt Du auch wohl ein Paar Pferde regieren? Ich verſicherte ihm, daß ich Alles leiſten wollte, und ſo machten wir uns auf den Weg. Mein Herr ſorgte für mich beſſer, als für ſich ſelbſt, und ich hoffte, die Reiſe würde ihn erheitern. Ich bemerkte es wohl, daß er immer unruhiger wurde. Endlich, heute Morgen, hielten wir vor einem hübſchen Hauſe an; ich ſah es wohl, wie der Graf zitterte, als er abſtieg; ſeine Augen und Wangen brannten, aber nach wenigen Minuten kam er bleich wie eine Leiche zurück, beſtieg ſtill den Wagen, ſprach während des ganzen Weges kein Wort, und hier angekommen, hat er auch nicht an mich gedacht und mich zum erſten Mal wie einen Bedienten vergeſſen.

Der Graf muß etwas ſehr Schmerzliches erfahren haben, mein lieber Sohn, ſagte der alte Haushofmeiſter, da er Dich ſo hat vergeſſen können. Weißt Du denn nicht, Wer in jenem Hauſe wohnte?

Nein, ſagte der Knabe, ich ſagte Ihnen ja, mein Herr hat den ganzen Tag kein Wort mit mir geſprochen.

Ich ſollte Dich nun eigentlich nicht Du nennen, mein liebes Kind, ſagte Dübois, da Du ſchon ein halber Student geweſen biſt, aber das wirſt Du einem alten Manne, der Dir gut will, wohl erlauben.

Wenn Sie mich Du nennen, rief der Knabe, so freut mich das, denn Sie sind ein guter, ehrwürdiger Mann, aber von den Bedienten hier im Hause werde ich es niemals leiden.

Da der gute junge Graf, fuhr Dübois fort, wie Du selbst bemerkt hast, so schon manchen Kummer zu haben scheint, so wirst Du ihm wohl das schlechte Betragen der elenden Bedienten gegen Dich nicht erzählen. Nein, gewiß nicht, rief der Knabe, ich weiß, es würde meinen Herrn schmerzen, und diese Menschen sind es nicht werth, daß er um ihretwillen einen trüben Augenblick haben soll.

Du bist ein braver Mensch, sagte der Haushofmeister, und da ich sehe, daß der junge Graf nicht sowohl Dein Herr, als Dein Freund und Wohlthäter zu nennen ist, so werde ich dafür sorgen, daß das Verhältniß hier so eingerichtet wird, wie er es selbst bei seinem Vater gestellt hat, ich werde befehlen, daß ihn einer von den hiesigen Bedienten aufwartet.

Nimmermehr! unterbrach der Knabe mit Heftigkeit den alten Mann; von diesen Menschen, die über seine Armuth gespottet haben, soll ihn Niemand anrühren, sie würden sich am Ende noch heraus nehmen, auch darüber zu lachen, wenn [illegible]e Stücke des Anzugs meines Herren so prächtig sind, [illegible]eicher Graf vielleicht Alles hat. Der gute Haus- [illegible] konnte das Gefühl nur ehren, welches den Kna-

den bestimmte, den jungen Grafen selbst zu bedienen; er sagte also: Handle darin, wie Du willst, mein Kind, aber das wirst Du mir nicht abschlagen, daß Du, so lange der junge Graf hier bleibt, bei mir wohnst und an meinem Tische mit mir speisest. Dafür danke ich Ihnen herzlich, sagte der junge Mensch mit Thränen in den Augen, denn Sie können wohl einsehen, daß ich mich unter den Bedienten elend gefühlt hätte.

Kaum waren die letzten Worte gesprochen, als die Klingeln von allen Seiten läuteten, und die Bedienten eilten, ihre verschiedenen Herren zu bedienen. Der Haushofmeister nahm einen Armleuchter und eilte mit dem jungen Gustav, um den Saal zu erreichen. Die Gesellschaft trennt sich heut ungewöhnlich früh, bemerkte er noch unterwegs und kam eben zur rechten Zeit, um dem jungen Grafen vorzuleuchten und ihn nach seinem Zimmer zu führen.

Der junge Graf war finster eingetreten, das gutmüthige Gesicht und das silberweiße Haar des Haushofmeisters bewirkten aber doch, daß er ihn höflich entließ. Stumm ließ er sich nun die Dienste seines jungen Freundes gefallen und warf sich, rasch entkleidet, mit dem Ausdrucke der Verzweiflung auf sein Bett. Die Thränen stiegen dem Knaben in die Augen, als er sich anschickte das Zimmer zu verlassen,

ohne ein freundliches Wort aus dem Munde des geliebten Herrn zu vernehmen.

Guſtav, rief dieſer, als der Knabe eben gehen wollte, was wird aus Dir hier in dem prächtigen Hauſe?

Der gute alte Haushofmeiſter, ſagte der Knabe, hat ſich meiner angenommen, ich wohne bei ihm und ſpeiſe an ſeinem Tiſche. Dann iſt es gut, ſagte der junge Graf, ich hatte Dich armen Jungen heute vergeſſen, Du wirſt mir ein ander Mal erzählen, wie es kommt, daß ſie Dich trotz dem nicht unter die Bedienten verſtoßen haben; heut habe ich zu vielen Kummer, heut kann ich nichts mehr hören. Du armer Junge, ſetzte er mit weicher Stimme hinzu, ich dachte Dir wohl zu thun, und Du mußt ſo Vieles mit mir leiden. Der Knabe küßte die dargebotene Hand mit Thränen. Nun geh nur heut und ſuche zu ſchlafen, ſagte der Graf, indem er ihm die Hand drückte; morgen, wenn wir beide geſchlafen haben, wollen wir über Manches ſprechen.

Der Knabe ging und fand den Schlummer bald, den der junge Graf ihm gewünſcht hatte, aber Zorn, quälende Sorgen und herzzerreißender Gram hielten dieſen ſelbſt noch lange wach, und der Morgen fing ſchon an zu dämmern, als endlich auch ſeine Augenlieder ſich ſenkten und der lang erſehnte Schlaf wohlthätig ihn umfing.

XVI.

Als der junge Graf am andern Morgen erwachte, sah er seinen Knaben am Fenster sitzen und mit Eifer in einem Buche lesen. Er rief ihn zu sich und fragte nach seiner Beschäftigung. Ach, lieber Herr Graf, rief der junge Mensch, ich habe hier in dem alten Manne, dem Haushofmeister, einen wahren Schatz gefunden. Heut Morgen, schon sehr frühe, hat er mich in die Bibliothek des Grafen geführt und mir erlaubt, von den Büchern zu nehmen, was ich will; ich habe mir gleich den Shakespeare genommen. Sie können es nicht glauben, welche Glückseligkeit es ist, nach so vielen Monaten, nach einem wilden Leben, wieder ruhig bei solchem Buche zu sitzen.

Ich wollte, ich könnte Dir erst die Mittel verschaffen, Deine Studien fortzusetzen, sagte der Graf, und mich bekümmert es herzlich, daß sich für jetzt noch keine Aussicht dazu zeigt.

Man kann ja auch für sich studiren, sagte der Knabe tröstend, und hier der alte Mann, fuhr er lächelnd fort, hat mich ordentlich examinirt, doch er sah bald, daß ich mehr wußte wie er; aber mit meiner Aussprache des Französischen war er sehr unzufrieden, und er hat mir befohlen, so lange wir hier sind, immer mit ihm in dieser Sprache zu reden, damit er mir zurechthelfen kann, und ich nicht

eine Aussprache bekomme, wie ein gewisser Doktor, der hier im Hause sein soll, über die alle wohlerzogenen Leute lachen müßten, versicherte Dübois. Er hat mir auch versprochen, daß für unsere Pferde gut gesorgt werden soll, und da ich mich auf ihn verlassen kann, so kann ich den ganzen Tag, wenn Sie mich nicht brauchen, auf seinem Zimmer sitzen und lesen, denn hier sind unermeßlich viele Bücher.

Du und Dein neuer Freund, sagte der junge Graf, Ihr scheint zu glauben, daß mein Aufenthalt hier sehr lange dauern wird, da Ihr solche Pläne darauf gründet.

Herr Dübois meint freilich, erwiederte der Knabe schüchtern, daß Sie eine Zeitlang hier bleiben würden, um einen so vortrefflichen Verwandten, wie er den hiesigen Grafen schildert, näher kennen zu lernen.

Das wird sich zeigen, sagte der Graf düster, indem er sich erhob, um sich anzukleiden. Während dieser Beschäftigung rief er sich die Ursache zurück, die ihn hieher geführt habe, und daß er gezwungen sei, diese schwere, drückende Pflicht gegen seinen Vater zu erfüllen. Nur kann ich es nicht auf seine Weise, schloß er in Gedanken seine Betrachtungen; ich verstehe es nicht, eine Begebenheit langsam herbei zu führen; ich kann Niemanden untergraben und, wenn er fällt, geschickt seine Stelle einnehmen, wie mir der Vater das Alles so weitläufig auseinandergesetzt hat. Der Fran-

zoſe ſoll aus dem Hauſe, und das auf die einfachſte Weiſe von der Welt.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, betrat er den Saal, wo er die Hausgenoſſen ſchon verſammelt fand, auf die er einen beſſern Eindruck machte, als am vergangenen Abend. Der kurze Schlaf hatte die leidenſchaftliche Spannung gelöſt, die den vorigen Tag zu bemerken war, er war höflicher, wenn auch Kälte und Zurückhaltung in ſeinem Betragen nicht zu verkennen war, und man es wohl bemerkte, daß ſeine Seele ſich mit andern Gegenſtänden beſchäftigte, als denen, die eben im Geſpräch verhandelt wurden.

Er hatte einige Mal höflich das Wort an St. Julien gerichtet, ſo daß es Niemandem auffallen konnte, als er ihm endlich einen gemeinſchaftlichen Spaziergang in den Garten vorſchlug. Dem Grafen war es angenehm, daß die beiden jungen Männer ſich zu nähern ſchienen, und auch St. Julien ergriff gern die Gelegenheit, einem Verwandten ſeines väterlichen Freundes näher zu treten, deſſen unhöfliche Kälte ihn den vorigen Tag empfindlich beleidigt hatte.

Beide durchſchritten die dem Hauſe zunächſt liegenden Gänge des Gartens ohne zu reden, und als St. Julien ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, wurde er bald durch die einſylbigen Antworten des jungen Grafen davon abgeſchreckt. So gingen ſie ſtumm neben einander, bis ſie einen ein-

samen, vom Hause ziemlich entfernten Platz erreichten, und St. Julien fing eben an zu bemerken, daß mit dem Gange in dem Garten wohl kein harmloser Spaziergang beabsichtigt sei, als der junge Graf auf ein Mal still stand und seinen Begleiter also anredete: Ich habe Sie gebeten, Herr St. Julien, mich in den Garten zu begleiten, um ungestört Ihnen Eröffnungen machen zu können, deren Folgen die Art bestimmen wird, wie Sie meine Offenherzigkeit aufnehmen werden. St. Julien schwieg betroffen und erwartete mit Spannung, wie der junge Graf in seinen Mittheilungen fortfahren würde. Wenn von meinem Geschick allein die Rede wäre, hob dieser nach sichtbarem Kampfe von Neuem an, so könnte es sein, daß ich Ihren Plänen nicht in den Weg getreten wäre; da aber das Schicksal eines alternden Vaters, einer leidenden Mutter, die Zukunft jüngerer Schwestern auf dem Spiele steht, so sind mir dadurch Pflichten auferlegt, die ich erfüllen muß.

St. Julien glaubte zu träumen, er begriff nicht, wie er auf die entfernteste Weise auf das Schicksal aller dieser genannten Personen einwirken könne, und bat den jungen Grafen, fortzufahren, damit er diesen Zusammenhang begreifen möge. Sie könnten mich leicht verstehen, sagte der junge Graf mit Bitterkeit, ohne weitere Auseinandersetzung, da Sie es aber selbst so wollen, so will ich Ihnen eine ge-

nügende Erklärung geben. Das Vermögen, welches Ihr Gönner, mein Oheim, beſitzt, iſt nicht ſo ſchlechterdings nach dem Rechte ſein, ſondern käme zum großen Theile meinem Vater zu, deſſen beſchränkte Lage ihn zwingt, den Raub in den Händen ſeines Verwandten zu laſſen. Die unglückliche Heirath des Grafen hat ihn von ſeiner Familie gänzlich entfernt, welche die Gräfin, wie wir aus ſicherer Quelle wiſſen, haßt und von der ſie den Grafen fern hält, damit er nicht etwa in einer ſchwachen Stunde, von ſeinem Gewiſſen angeregt, der Familie einigermaßen Gerechtigkeit widerfahren laſſe.

Hier nun übt der Graf, mein Oheim, Großmuth nach allen Richtungen aus fremden Mitteln, aber doch vorzüglich gegen die Feinde des Landes, die ſeine Freunde zu ſein ſcheinen, und, ſchloß der Graf zornig, da die Gräfin eine Vorliebe für Sie empfindet, die ſich nicht erklären läßt, und meinen ſchwachen Oheim beherrſcht, ſo wiſſen wir, daß es im Werke iſt, Ihnen das ganze Vermögen zuzuwenden, wie Sie auch ſchon große Summen empfangen haben. Deßhalb wollte ich Ihnen rathen, ſich mit dem Empfangenen zu begnügen und nicht einer achtungswerthen Familie zu entziehen, was ihr wenigſtens nach dem Tode des Grafen zufallen muß, wenn ſie auch leidet, ſo lange er lebt, und ich fordre, um dieſen Zweck zu erreichen, daß Sie das Haus meines Oheims verlaſſen,

und werde von dieser Forderung nicht abstehen, so lange ich lebe. Ich hoffe, Sie verstehen mich nun vollkommen.

St. Julien war erstarrt bei dieser Rede des jungen Grafen. Ein instinktartiges Gefühl leitete seine Hand, nach der Waffe zu greifen, die er aber glücklicher Weise nicht an seiner Seite trug; seine Augen schienen Funken zu sprühen, seine Wangen glühten und seine Glieder bebten vor Zorn. Blässe des Todes folgte dieser Gluth, und den Augenblick darauf schossen die Flammen des Zornes von Neuem in den Wangen empor; er suchte nach Worten, und seine Lippen bebten, ohne einen Ton zu finden; endlich, ohne dem Grafen zu antworten, eilte er mit schnellen Schritten einen Baumgang auf und ab, bis nach und nach sein Gang ruhiger, seine Haltung gemäßigter wurde. Er kehrte endlich zu dem seiner mit Verwunderung harrenden jungen Grafen zurück, und das bleiche, mit kaltem Schweiße bedeckte Gesicht des leidenschaftlichen jungen Franzosen erschreckte selbst diesen, der ihm feindlich gegenüber stand.

Herr Graf, sagte St. Julien mit tonloser Stimme, Sie haben vermuthlich erwartet, daß nach den Mittheilungen, die Sie mir gemacht haben, kein Wort weiter zwischen uns nöthig sei, als die Bestimmung des Orts, wo wir uns beide noch ein Mal treffen, und den nur Einer lebend verläßt, und ich gestehe, daß mir dieß selbst ganz natürlich vor-

kommen würde; da aber auch ich nicht bloß mich zu berückſichtigen habe, ſo muß auch von meiner Seite eine Erklärung vorangehen. Er erzählte ihm nun, wie der Graf ihn gefunden und aus reiner Menſchenliebe in ſein Haus genommen habe. Die Erinnerung, wie zart und edel er von der ganzen Familie behandelt worden war, füllte wieder ſeine Seele und löſte die Bande, mit denen Haß und Wuth ſein Herz umſchnürt hatten. Mit weniger Empfindung erwähnte er, wie das Wohlwollen des Grafen für ihn täglich zugenommen habe und wie in ſeiner Seele die dankbare Verehrung täglich gewachſen ſei. Dieß ſind die Bande, rief er, die mich an dieß Haus feſſeln; dieß ſind die Gefühle, die ewig unauslöſchlich in meiner Seele ruhen, und wahrlich, ſetzte er hinzu, heute fühle ich, daß ich der Liebe des Grafen nicht unwerth bin, da das Gefühl der Dankbarkeit mich beſtimmt, ſo unerhörte Beleidigungen nicht ſogleich auf die einzige Art, die hier unter Männern von Ehre denkbar iſt, zu rächen. Da die lächerliche Verläumdung dem Grafen bekannt wurde, fuhr er fort, daß man mich als einen Kundſchafter darſtellen wollte, den er in ſeinem Hauſe hielte, um Frankreich zu dienen, ſo nahm mir der edle Mann mein Ehrenwort ab, ſein Haus nicht ohne ſeinen Willen zu verlaſſen, damit er mich vor die Behörde ſtellen kann, die ſein König ernennen mag, um dieſen Flecken von dem Namen des

besten der Menschen zu vertilgen; und Sie sehen also, sagte er bitter lächelnd, daß, wenn ich auch so feig sein wollte, mich Ihren Wünschen zu fügen, ich dieß nur mit dem Willen Ihres Oheims thun könnte. Was sein Vermögen betrifft, so kann ich nicht beurtheilen, in wiefern ihm der Besitz desselben zukommt; ich weiß nur, daß er den edelsten Gebrauch davon macht. Ihre Befürchtung aber, daß ich mich als sein Erbe eindrängen wolle, ist völlig grundlos. Ich habe selbst Anspruch auf ein großes Vermögen, und die Summen, die ich von dem Grafen als Darlehn empfangen habe, sind in Beziehung auf sein, wie auf mein Vermögen unbedeutend, und da ich täglich Briefe aus meiner Heimat erwarte, die mich in den Stand setzen werden, meine Verpflichtung zu lösen, so mag die Rückzahlung alsdann durch Ihre Hände gehen, um Sie völlig zu beruhigen. Alles dieß habe ich gesagt, schloß St. Julien, um mein Gewissen gegen den Grafen frei zu erhalten, wenn mich ein unglückliches Schicksal zwingen sollte, seinen Verwandten beinah unter seinen Augen zu tödten, oder wenn er über die Leiche eines Freundes trauern muß, dem er seine Liebe geschenkt hat; und jetzt, Herr Graf, erwarte ich, welche Genugthuung Sie mir nach der mir zugefügten Beleidigung anbieten werden.

St. Juliens Worte trugen das unverkennbare Gepräge der Wahrheit, und unangenehme Gefühle kämpften in der

Seele des jungen Grafen. Er mußte sich gestehen, so schmerzlich ihm dieß als Sohn auch wurde, daß nicht immer die edelsten Beweggründe seinen Vater leiteteten, er konnte es nicht abläugnen, daß er nicht immer der Wahrheit treu blieb, um seinen Zweck zu erreichen, und doch hatte er keine andern Beweise für alle seine Anschuldigungen, als die Worte eben dieses Vaters; er erinnerte sich, daß ihm dieser selbst jedes offene, gewaltsame Unternehmen dringend widerrathen und von ihm begehrt hatte, er solle zu Falschheiten und Verläumdungen sich herablassen, die sein ganzes Herz verabscheute; ja er mußte es sich bekennen, daß der Inhalt aller Aufträge seines Vaters eigentlich kein anderer gewesen sei, als auf jeden Fall eine Summe Geldes von seinem Verwandten zu erhalten, um den Fall des eigenen Hauses abzuwenden. Diese Betrachtungen drängten sich ihm auf, und er fühlte lebhaft das Unschickliche und Unwürdige seines Betragens, und die Verlegenheit, die dieß in ihm erregte, erhöhte seinen Unmuth über sich selbst. Endlich, da er die Nothwendigkeit fühlte, eine Antwort zu geben, sagte er: Ich kann nicht läugnen, daß ich mich übereilt und auf zu wenig begründete Angaben Ihren Character falsch beurtheilt zu haben glaube; unsere Bekanntschaft ist zu neu, als daß ich Sie möchte in meinem Herzen lesen lassen, wodurch Sie vielleicht die Entschuldigung meines Betragens fänden; ich

muß es mir alſo gefallen laſſen, wie Sie auch immer meinen Charakter beurtheilen mögen; da ich Ihnen aber darin unbedingt Recht geben muß, daß es eine unglückliche Nothwendigkeit wäre, wenn einer von uns beiden hier unter den Augen meines Oheims bleiben müßte, und meine unbeſonnene Rede ein ſolches Unglück möglich gemacht hat, ſo bitte ich Sie dieſer Rede wegen um Verzeihung, hier unter vier Augen, ſetzte er nachdrücklich hinzu; und wenn Sie mit dieſer Genugthuung zufrieden ſind, ſo gewähren Sie eben ſo einſam die Verzeihung, wie Sie die Beleidigung empfingen.

Um Ihres Oheims Willen bin ich zufrieden, ſagte St. Julien, und aus freiem Antriebe ſage ich Ihnen noch, daß ich ſelbſt es betreiben werde, ſo bald als möglich ein Haus verlaſſen zu können, an welches ſich die ſchönſten Empfindungen meiner Seele knüpfen, das mir aber dennoch nicht lange mehr ein Obdach gewähren darf, weil man bei meinem hieſigen Aufenthalte mir Pläne unterlegt, die nur ein Ehrloſer hegen könnte. Er verbeugte ſich gegen den Grafen, und beide junge Männer gingen auf verſchiedenen Wegen nach dem Schloſſe zurück.

St. Julien fragte ſich unterweges oft, ob er recht gethan habe, nach einer ſo leichten Entſchuldigung eine ſo ſchwere Beleidigung zu verzeihen, und ſein Stolz wollte ihm vorſpiegeln, daß er ſich zu willig zur Vergebung habe finden

laſſen, aber ſein beſſeres Selbſt bekämpfte dieſe Gedanken, und er war zufrieden mit der Selbſtüberwindung, die er ſeinem väterlichen Freunde zu Liebe geübt hatte. Die baldige Trennung von dieſem und von der Gräfin, ach! und von Emilie, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte, fiel beklemmend auf ſein Herz; aber die glückliche Miſchung ſeines Blutes machte, daß er in der Gegenwart leicht die nächſte Zukunft vergaß, und ſo heiterte ſich ſein Auge auf, als Emilie ihm in dem Saale entgegen trat und ihn ſcherzend aufforderte, heut an dieſem großen Tage als ein würdiger Hausgenoſſe dazu beizutragen, das Feſt angenehm und lebendig zu machen, welches der Baron Löbau gewiß immer ein Friedensfeſt nennen würde, ſo wenig der Graf dieß auch wollte. Ein Friedensfeſt, wiederholte St. Julien lächelnd und dachte an die wenig friedliche Unterredung, die er eben im Garten gehabt hatte.

Man hat meinen Geburtstag vorgeſchoben, ſagte die Gräfin, die hinzugetreten war, aber der Baron wird es nicht gelten laſſen. Mit inniger Empfindung küßte St. Julien die Hand der Gräfin, indem er ihr ſeinen Glückwunſch darbrachte, und lobte ſich innerlich, daß er einen Streit vermieden hatte, durch den dieſer Tag als ein blutiger wäre bezeichnet worden.

Die Stimmung des jungen Grafen war nicht ſo ange-

nehm; er fragte sich, was er eigentlich damit gewollt habe, daß er St. Julien beleidigte. Sein Vater hatte ihm die Nothwendigkeit vorgespiegelt, diesen zu entfernen und sich seinem Oheim anzuschließen, aber die Frage drängte sich ihm auf: welch ein Recht hatte Dein Vater dieß zu verlangen, und würdest Du selbst wohl jemals auch nur von Ferne auf den Gedanken dieses Vaters eingegangen sein, wenn Dich nicht die verzweiflungsvolle Lage desselben dazu bestimmt hätte. Und wie schön, sagte er zu selbst, wie schön habe ich die Aufträge des Eigennutzes ausgeführt? Durch mein größtes, entsetzlichstes Unglück, was mein Vater am Wenigsten verstehen würde, zur äußersten Verzweiflung gebracht, komme ich hier an und soll höfliche Reden wechseln, indeß ich selbst mit meinen Händen ein Grab aufwühlen und mich hinein verscharren möchte, um nur von dem Leben nichts mehr zu wissen. Der Zorn über die verächtliche Rolle, die ich hier übernommen habe, kam hinzu, und ich ließ eigentlich Jeden meine eigne Schlechtigkeit büßen; und wenn ich nun den Franzosen erschossen hätte, sagte er bitter lächelnd, das würde unfehlbar meines Vaters klug angelegte Pläne sehr befördert haben, das würde meinen Oheim, der den jungen Mann liebt, gewiß bestimmt haben, dessen Mörder für seinen Erben zu erklären. Nein, sagte er zu sich selbst, indem er sich heftig die Thränen von den Wangen trocknete, nein, verläumde Du

Dich nicht selbst; nein, Du wolltest nicht morden aus Eigennutz, Du suchtest einen Zweikampf, um darin zu fallen, um dem gräßlichen Elende des Lebens zu entfliehen, das, Du, Thor, doch zu feig bist freiwillig zu verlassen.

Der junge Graf hatte gesucht, auf einem einsamen Spaziergange die nöthige Fassung wieder zu gewinnen. Ich muß ja doch, sagte er sich selbst, was mein Herz auch leidet, heute die abgeschmackte Festlichkeit mitmachen, morgen will ich darüber nachdenken, was ich eigentlich hier will. Er kehrte also ebenfalls nach dem Schlosse zurück und fand, daß man mit der Mittagstafel schon auf ihn wartete, denn es war beschlossen worden, heute früher zu speisen als gewöhnlich, um nicht durch die Ankunft der ersten Gäste in Verlegenheit zu gerathen.

Der Graf hatte geglaubt, sein Vetter und St. Julien wären einander näher getreten, und er erstaunte also, als er bemerkte, daß ihr Betragen gegeneinander noch förmlicher geworden war. Sie begegneten einander höflicher als früher, aber die Höflichkeit war von so sonderbarer Art, daß jede höfliche Rede, die der Eine an den Andern richtete, mit einer Herausforderung hätte endigen können. Das heutige Fest hinderte alle ernsten Mittheilungen, und der Graf nahm sich vor, den folgenden Tag seinem jungen Vetter entweder näher zu treten oder den peinlichen Besuch mit kurzer Art abzukürzen.

Die Mittagstafel war aufgehoben. Der junge Graf entfernte sich, um noch einen einsamen Spaziergang zu machen und in der Natur Trost für sein zerrissenes Herz zu suchen. Er fühlte sich aus tausend Gründen unglücklich, aber was ihm den letzten Trost und alle Haltung raubte, er mußte sich fragen, ob er noch seiner eignen Achtung werth sei, nachdem er den Bitten seines Vaters nachgegeben und in dessen Aufträgen auf Schloß Hohenthal erschienen war; er konnte durchaus nicht begreifen, was er eigentlich hier wollte, denn Alles, was ihm sein Vater zur Aufgabe gemacht hatte, kam ihm geradezu verächtlich und abgeschmackt vor.

Die Damen hatten sich wegbegeben, um sich festlich zu kleiden, und St. Julien zog sich in derselben Absicht auf sein Zimmer zurück; der Graf blieb allein und wünschte, das Fest möchte vorüber und die gewöhnliche Ordnung des Hauses wieder eingetreten sein, da rasselten mehrere Wagen in den Hof, und aus verschiedenen Equipagen stieg der Prediger und seine zahlreiche Familie. Der Graf entschuldigte die Damen, daß sie, mit ihrer Kleidung beschäftigt, die Frau und Töchter des Predigers noch nicht empfangen könnten. Ich bin eigentlich etwas früher gekommen, sagte der Geistliche, weil ich, noch ehe die Gesellschaft kommt, etwas mit Ihnen zu sprechen wünsche. Der Graf führte den Pre-

diger in ſein Kabinet, und die Familie deſſelben blieb für's Erſte ſich ſelbſt überlaſſen in dem Geſellſchaftszimmer, wo ſie der Haushofmeiſter mit Kaffee bewirthen ließ.

Wiſſen Sie, redete der Geiſtliche den Grafen an, als ſie allein waren, daß es mit dem Vater Ihres jungen Vetters, der ſich hier aufhält, erbärmlich ſteht. Es war ein Kornhändler heute bei mir, der brachte mir die Nachricht mit. Er iſt gänzlich zu Grunde gerichtet, die Gebäude auf dem Gute ſind alle verfallen, ſein Viehſtand ausgeſtorben, die Schaafheerden hat er verkauft, und jetzt bedrängt ihn eine Zahlung, die er durchaus nicht leiſten kann. In dieſer Noth hat ſich der alte Schurke, der Lorenz, auf dem Schloſſe eingefunden, er erbietet ſich die Summe zu ſchaffen, das Gut für ein Jahr zu pachten, in welcher Zeit ihm Ihr Herr Vetter die vorgeſtreckte Summe zurückzahlen muß, oder das Gut bleibt für einen ſehr niedrigen Preis in den Händen des Darleihers, und, der mir die Nachricht mittheilte, meinte, der Darleiher wäre der Sohn des Alten. Könnte ich nur begreifen, wie die Menſchen auf ein Mal zu ſo vielem Gelde gekommen? Der Graf erzählte dem Prediger, auf welche Art ſich die Tochter des Alten von dem General Clairmont getrennt habe, und theilte ihm auch die Vermuthung mit, die er hegte, daß der Sohn den Franzoſen als Spion und Wegweiſer gedient haben möchte. Jetzt geht mir

ein Licht auf, rief der Prediger, wir sahen den jungen Mann ja selbst, der den General bis zu Ihrem Schlosse begleitete; jetzt kann ich mir Alles erklären, auch wie die Franzosen hier so trefflich Bescheid wußten. Aber ist es nicht abscheulich, daß solche Schufte nun die Gutsbesitzer hier im Lande werden sollen. Das muß man abzuwenden suchen, sagte der Graf, ich werde mit meinem Vetter über den Gegenstand zu sprechen suchen. Es ist nur schwer, fügte er hinzu, den jungen Mann zur Mittheilung zu bewegen.

Ich habe hier einen Brief für ihn, sagte der Pfarrer, derselbe Kornhändler brachte ihn mit; er ist vermuthlich von seinem Vater, denn er ist mit dem Hohenthalschen Wappen gesiegelt; der wird wohl die traurige Geschichte umständlich enthalten. Wollen Sie mir dieß Schreiben anvertrauen, sagte der Graf, so werde ich es morgen meinem Vetter abgeben, wir wollen heute dadurch seine Laune nicht verderben, er ist außerdem nicht in der heitersten Stimmung.

Das kann ich mir bei seiner Lage denken, bemerkte der Geistliche; der Vater zu Grunde gerichtet und er selbst verabschiedet, das muß ihn natürlich niederdrücken.

Der Graf hatte den Brief von dem Geistlichen empfangen und bat diesen nun, nach dem Saale zurückzukehren, um Theil an der Gesellschaft zu nehmen.

XVII.

Es hatte ſich ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt, als der Graf und der Prediger den Saal wieder betraten, und es war in der That ein angenehmer Anblick, eine blühende, geſchmückte Jugend nach langer Trauer wieder zur Heiterkeit und Freude vereinigt zu ſehen. Einige durchſchwärmten den Garten, aber dieß waren nur Wenige, denn die meiſten jungen Leute freuten ſich hauptſächlich auf die lang entbehrte Luſt des Tanzes, und die jungen Damen wollten ihre für den Ball eingerichtete Kleidung keiner Gefahr auf einem Spaziergange im Freien ausſetzen.

Endlich wurden für den ältereren Theil der Geſellſchaft die Spieltiſche hingeſetzt, und die Muſik ertönte, um der jüngern Welt den Anfang ihrer Freude zu verkündigen. Die luſtigen Klänge der Klarinetten und Hörner ſchwebten nach dem Garten hinunter und lockten ſchnell die wenigen Luſtwandelnden herbei, und viele Paare durchflogen mit leichten, von Freude beflügelten Füßen den Saal. St. Julien hatte den ſcherzenden Wink der Gräfin verſtanden, die ihm rieth, nicht immer mit derſelben Dame zu tanzen; er betrachtete es alſo wie eine Pflicht der Höflichkeit, auch mit einigen andern jungen Damen zu tanzen, und nur dann erſt, wenn er dieß wie ein Geſchäft abgemacht hatte, kehrte er immer mit neuem Entzücken zu Emilien zurück. Der Obriſt Thal-

heim hatte für diesen Abend kein Spiel angenommen, er wußte nicht recht, wie sich seine Tochter benehmen würde, die zum ersten Mal in einer so glänzenden Gesellschaft auftrat; er fürchtete mit väterlicher Eitelkeit, daß sie schlecht tanzen würde, da sie keinen andern Unterricht in dieser Kunst erhalten hatte, als durch Emilie und St. Julien, von denen die Sache nur wie ein Scherz war getrieben worden. Aber obgleich Thereſe mit Schüchternheit den Saal betrat, so fand sie sich doch bald zurecht, die Nähe der Gräfin gab ihr Muth, Sicherheit gewann sie durch den Beistand ihrer jungen Freunde, und der zärtliche Vater sah mit Entzücken, daß sie an Leichtigkeit, Grazie und Anstand viele andere junge Tänzerinnen übertraf.

Der Graf hatte sich gewundert, daß sein Vetter immer noch in der Gesellschaft fehlte; er hatte sogar einige Male nach dessen Zimmer geschickt, um ihn auffordern zu lassen, Theil an der allgemeinen Heiterkeit zu nehmen, aber jedes Mal war die Antwort zurückgekommen, daß der junge Herr Graf gar nicht zu Hause sei. Verdrüßlich über diese Sonderbarkeit theilte er eben dem Obriſten mit, daß sein Vetter bei ihm im Hause sei, und klagte über dessen seltsames Betragen. Der Obriſt freute sich sehr auf das Zusammentreffen mit seinem jungen Freunde und bedauerte nur, daß er ihn noch nicht erblickte. Endlich trat der junge Mann, sorg-

fältig gekleidet, in den hell erleuchteten Saal; ſein Auge ſchweifte über die glänzende Geſellſchaft hinweg und haftete auf der würdigen Geſtalt eines Greiſes, der, in das Geſpräch mit ſeinem Oheim vertieft, ihn nicht ſogleich bemerkte. Eine glänzend neue Uniform, die ganze für ſein Alter zwar paſſende, aber mit Sorgfalt gewählte Kleidung, deutete auf eine Wohlhabenheit, die den jungen Grafen irre machte und ſich am Wenigſten mit ſeinen letzten Nachrichten vereinigen ließ; aber das edle ihm ſo wohl bekannte Geſicht, die dünnen Haare, die ſich ſilberweiß an die Schläfe ſchmiegten, ließen keine Zweifel. Er wollte eben vortreten und den Obriſten anreden, als dieſer ſich umwendete und ihn erkannte. Mit väterlicher Liebe trat er dem jungen Manne entgegen, deſſen Staunen ihn verhinderte, ſein Gefühl auszudrücken. Sie haben mich hier nicht erwartet, rief mit Gutmüthigkeit lächelnd der Obriſt nach den erſten Begrüßungen, aber kommen Sie nur, ich will Sie noch mehr in Verwunderung ſetzen, Sie ſollen auch meine Tochter begrüßen. Betäubt hatte der junge Graf ſich führen laſſen und ſtand nun vor einem reizenden Weſen, deſſen ſchlanke Geſtalt von leichten Gewändern umſchwebt, von Blumen umrankt war, und das ihm aus heitern braunen Augen mit unſchuldiger und unverhehlter Freude entgegen lächelte. Der junge Graf ſtand verwirrt. Thereſens Bild hatte ihn begleitet in allen Gefahren, in allen kummervollen

und in allen besseren Stunden, aber in der Dürftigkeit war sie ihm erschienen, wie er sie gekannt hatte; das Letzte, was er von ihr erfahren, hatte ihn in Verzweiflung versenkt, ja er mußte sie für verloren halten, und nun fand er sie hier, umgeben mit allen Zeichen des Wohlstandes, in allem Uebrigen den versammelten Damen gleich, nur daß statt der reichen Perlen, der glänzenden Steine, mit denen die andern geschmückt waren, eine feine venetianische Kette, das Weihnachtsgeschenk der Gräfin, den schlanken Hals bescheiden umschlang.

Sie hier, stammelte endlich der junge Graf, wie bin ich so glücklich, Sie hier zu finden. Setzen Sie sich zu mir, sagte Thereſe mit vor seliger Freude feuchten Augen, ich will Ihnen Alles erzählen.

Der Graf nahm einen Stuhl neben ihr ein, und die Welt umher entschwand ihm. Er horchte mit Entzücken auf die Töne, die den rothen Lippen begeisternd entschwebten; das im schönen Gefühle der Dankbarkeit befeuchtete Auge blickte so rein, so zärtlich in das seine, daß er dem Zauber zu erliegen fürchtete; die Fassung wollte ihn verlassen; die Rücksicht auf die Gesellschaft entschwand ihm, und er war nahe daran, zu den Füßen des Wesens hinzusinken, das ihm wie durch ein Wunder so verschönert, so veredelt zurückgegeben wurde, nachdem es von ihm mit finster menschenfeindlicher Verzweiflung betrauert worden war.

Die Gräfin hatte schon längst das Auffallende einer so langen und innigen Mittheilung in einer großen Gesellschaft bemerkt; sie war einige Male vorbei gegangen, aber die jungen Leute waren zu sehr mit sich beschäftigt, als daß sie auf einen leichten Wink hätten achten können. Die Gräfin bot also Thereſen die Hand, als hätte sie ihr etwas zu sagen, und führte sie, freundlich mit ihr sprechend, von dem jungen Grafen hinweg, dessen trunkene Augen jeder Bewegung seiner reizenden Freundin folgten.

Die Musik spielte einen französischen Kontretanz, und St. Julien forderte Thereſen auf, neben der die Gräfin saß, die ihrer jungen Freundin noch einige Worte zuflüsterte, worüber diese wie die schönste Rose erröthete, indem sie doch zugleich liebevoll zu der Gräfin auflächelte. Der junge Graf war mit seinen Gedanken wenig bei dem Tanze, man sah es ihm an, daß Gefühle seine Brust bewegten, die er sich vergeblich zu beherrschen bemühte.

Der Tanz war geendigt, und St. Julien hatte Thereſen kaum zu ihrem Sitze zurückgeführt, als der junge Graf hastig zu ihm trat, seinen Arm merklich drückte und mit bewegter Stimme ihm eilig zuflüsterte: Folgen Sie mir auf einige Augenblicke in den Garten. St. Julien war erstaunt; der heftige Druck, das glühende Auge, die bewegte Stimme des Grafen, der schon den Saal verlassen hatte, ließen auf

eine Erneuerung der Feinschaft schließen, und er folgte ihm mißvergnügt darüber, daß er ihm die wenigen Stunden der Freude zu verbittern strebte.

Der junge Graf stürmte durch die Gänge des Gartens, so daß St. Julien ihn mit Mühe erreichte, und beide standen endlich auf demselben von Gebüschen umgebenen Platze, wo sie den Morgen ihr feindliches Gespräch geführt hatten. Es war eine stille, warme Nacht, der Mondschein ruhte auf dem Laube der Bäume und breitete seinen Silberschimmer über den Rasen aus, ein Springbrunnen plätscherte in der Nähe, und nur einzelne Töne der Musik klangen wie lockend zu ihnen vom Schlosse herunter.

Der Graf wendete sich hier plötzlich, und indem er St. Juliens Arme, die dieser über die Brust zusammen geschlagen hatte, mit beiden Händen heftig faßte, rief er: St. Julien, ich muß reden, heute noch; mein Herz würde sonst zerspringen; ich könnte das Gefühl der Qual und Seligkeit nicht diese Nacht hindurch ertragen. Nicht wahr, rief er aus, indem ihm die Thränen über die Wangen strömten, es wäre lächerlich, wenn Einer von uns den Andern für feig halten wollte, da wir Beide, jeder für sein Vaterland, aus schmerzlichen Wunden geblutet haben; deßhalb sind für uns solche abgeschmackte Rücksichten nichts, und was sind alle Rücksichten gegen mein Gefühl; hier an derselben Stelle,

wo ich Sie beleidigte, bitte ich Ihnen mein Unrecht ab; hier ſage ich Ihnen, daß ein wilder Schmerz mich dahin brachte, Sie gern zu verkennen, daß ich einen Zweikampf ſuchte, um mein Leben darin zu endigen, und hier antworten Sie mir, ob Sie mein Gefühl mit derſelben Freimüthigkeit erwiedern können.

Beſter Graf, ſagte St. Julien mit Rührung, Sie ſind ſo erſchüttert, daß Ihr Zuſtand mich beſorgt macht, laſſen Sie uns vergeſſen, daß wir uns gegenſeitig verkannt haben, und ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft.

Freundſchaft? wiederholte der Graf mild lächelnd; ja, laſſen Sie uns Freunde ſein, und helfen Sie mir die Qual des Kummers und die Seligkeit des Entzückens ertragen, die mich beide zu vernichten drohen. Sie müſſen es erfahren, fuhr er nach einem kurzen Schweigen, während deſſen er ſich geſammelt hatte, mäßiger fort, was mich bei meiner Ankunft hier auf dem Schloſſe in jene unſelige Stimmung verſetzt hatte, und wodurch jetzt mein Gefühl ſo gänzlich umgewandelt worden iſt, damit Sie mich nicht für einen Thoren halten, deſſen Zorn eben ſo wenig, als ſeine Freundſchaft Achtung verdienen.

Sie müſſen wiſſen, daß ein großer Theil unſeres Adels mit der Armuth kämpft, und zu dieſen Unglücklichen gehört mein Vater. Von früheſter Kindheit an hörte ich es be-

klagen, daß mein Oheim hier das gesammte Familien-Vermögen mit Unrecht besitze; es wurden oft ohnmächtige Pläne gegen ihn entworfen, und man behauptete, daß hauptsächlich meine Tante ihn abhielte, sich mit meinem Vater in Unterhandlungen einzulassen. Auf mich machte dieß Alles keinen tiefen Eindruck, außer, daß ich einen Widerwillen gegen meinen Oheim und besonders gegen meine Tante faßte. Ich nahm Militairdienste eben so wohl aus Noth, als aus Neigung; ich lernte früh entbehren, denn mein Vater konnte mich nur wenig unterstützen, von den jungen reichen Leuten beim Regiment zog ich mich zurück, einen Bruder hatte ich nicht, und so lebte ich die schönsten Jahre der Jugend in tiefer Einsamkeit des Herzens.

Endlich lernte ich ein Wesen kennen, in noch beschränkterer Lage, als ich selbst, dessen zarte Schönheit, die wie eine Knospe im Erblühen war, dessen edle Eigenschaften, die sich unter den ungünstigsten Umständen dennoch herrlich zu entwickeln begannen, tausend zarte Bande um mein Herz legten, und ich lernte eine Seligkeit kennen, die ich in diesem armen Leben nie geahnet hätte. Ich erwartete von meinem Vater nichts, aber ich hoffte, daß sein Gut ihm die Mittel zur Existenz gewähren würde, so lange er lebte. Ich war Stabsrittmeister, und es konnte nach meiner Meinung nicht mehr lange währen, daß ich eine Eskadron be-

kommen müßte; dann wollte ich mich mit dem holden Weſen vereinigen, in deſſen unſchuldigen Augen ich zu meinem Entzücken las, daß ſie, vielleicht ohne es zu wiſſen, auf mich die Hoffnungen ihres Lebens baute. Der Krieg begann, und ich mußte mich von meiner holden Freundin und ihrem ehrwürdigen Vater trennen. Bei Eylau wurde ich ſchwer verwundet und verlor zugleich Alles, was ich an irdiſchen Beſitzthümern mein nennen konnte. Nach Monaten hatte ich mich in ſo weit erholt, daß ich reiſen konnte, und nun wurde es durch den Waffenſtillſtand auch möglich. Ich kam bei meinem Vater an, den ich in vielen Jahren nicht geſehen hatte, und in den erſten Stunden ſchon überzeugte ich mich, daß er völlig zu Grunde gerichtet war, wozu der Krieg das Seinige beigetragen hatte. Ich war kaum einige Tage bei meinen Eltern, als der Friede mit allen ſeinen Bedingungen bekannt wurde, und in Folge der großen Reduktionen bei der Armee erhielt ich meinen Abſchied. Jetzt wurde meinem Vater die Nachricht mitgetheilt, daß mein Oheim damit umgehe, das geſammte Vermögen einem Fremden zuzuwenden. Mich erbitterte mehr, als alles Andere, die Ungerechtigkeit gegen meinen Vater, und ich ließ mich beſtimmen, die Reiſe hieher zu unternehmen; ich war hiezu um ſo lieber bereit, da mich die größte Unruhe quälte über das Schickſal meiner Freunde, alle meine Briefe waren unbeant-

wortet geblieben, und die heißeste Sehnsucht erfüllte mein Herz.

Auf dem Wege hieher eilte ich zuerst die Unruhe meines Herzens zu endigen. Ich wollte mich an dem Anblicke meiner Freundin stärken und erfreuen; ich hoffte selbst Rath von ihrem Vater, vor Allem aber wollte ich sie sehen und über ihr Schicksal beruhigt sein; so erreichte ich nach den qualvollsten Tagen der heißesten Sehnsucht endlich ihre Wohnung. Fremde Menschen kamen mir entgegen; ich fragte nach dem Obristen Thalheim, ein plumper breiter Mensch fragte: Meinen Sie den vorigen Pächter? Nun ja, das war ja der Obrist Thalheim, rief ein Weib aus einem Winkel. Der ist gänzlich hier verarmt, ergänzte nun der widrige Mensch; vorigen Winter wurde er hinaus getrieben und wird nun wohl schon gestorben sein. Und seine Tochter? fragte ich mit höchster Anstrengung. Gott weiß, sagte der Mensch, wo das Mädchen hingekommen sein mag; wie kann man es wissen, da Freunde und Feinde hier durchgezogen sind. Ich weiß nicht, wie ich das Haus verlassen habe; ich weiß nicht, was ich auf dem Wege hieher dachte und fühlte. — Mit dieser Qual im Herzen kam ich hier an. Alles kam mir nun feindselig vor, ja selbst der sichtbare Wohlstand empörte mich, denn ich dachte an die Entbehrungen meines Vaters; mir fiel es ein, daß vielleicht ein kleiner

Theil deſſen, was hier überflüſſig ausgegeben wird, das edelſte Geſchöpf erhalten hätte. Dunkel ſchwebte mir dabei vor, daß ich doch meinem Vater nicht einmal würde nützen können, und dieſe Gefühle brachten mich dahin, das Ende meines Lebens zu ſuchen. Können Sie nun die Stimmung begreifen, die mich dazu trieb, den Streit mit Ihnen zu beginnen? St. Julien drückte ſeine Hand, und der junge Graf fuhr fort: Ich war nicht ſo verſtockt, daß ich nicht dennoch mein Unrecht empfunden hätte; ich war entzweit mit mir ſelbſt; ich entzog mich den Blicken aller Menſchen und ſchweifte auf den Bergen umher, um in der Einſamkeit das Gleichgewicht wieder zu finden, das meine Seele verloren hatte; die Stürme meines Buſens wurden gekühlt, eine edlere Trauer ruhte mir im Herzen, und ich beſchloß ſchon auf meinem einſamen Spaziergange, mich näher gegen Sie zu erklären. Mit ſolchen Empfindungen kehre ich zurück und finde hier, begreifen Sie mein ſtaunendes Entzükken, die Freundin meines Herzens mit allen Zeichen des Wohlſtandes umgeben, blühender, ſchöner, als ich ſie jemals kannte. Ihr leuchtendes Auge goß den Strahl des Friedens in meine Seele, von ihren Purpurlippen erfuhr ich, wie ſie und ihr Vater ſchon am Rande des entſetzlichſten Abgrundes geſtanden hatten; hier vernahm ich, welche Hand ſie erhalten, daß mein Oheim wie ein edelfühlender Menſch

ihr Leid getheilt, wie ein milder Engel sie darin getröstet und wie ein helfender Gott sie mit starkem Arm daraus errettet hatte. Ich vernahm, mit welcher schonenden Großmuth meine gütige Tante das Werk ihres Gemahls vollendete; wie ihr edler, gebildeter Geist alle schönen Keime zu entwickeln strebt, die in Theresens Seele ruhen; ich erfuhr, wie dieß himmlische Geschöpf hier nur Liebe und Freundschaft umgeben, und sie heben und tragen auf den Wegen des Lebens. Liebe, Bewunderung, Entzücken durchbebten mein Herz, aber zugleich die brennende Scham über die verächtlichen Gründe, die mich dazu gebracht hatten, mich diesen Menschen feindlich gegenüber zu stellen. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen, ich wäre zu Theresens Füßen gesunken und hätte allen meinen Empfindungen Worte gegeben, wenn nicht meine Tante das holde Geschöpf in demselben Augenblicke von meiner Seite genommen hätte.

Und nun, mein theurer Freund, sagte St. Julien, werden Sie doch gewiß schon den Entschluß gefaßt haben, sich mit Offenheit an Ihren Oheim zu wenden, und werden eben so, wie ich, überzeugt sein, daß Sie einen väterlich helfenden Freund an ihm finden werden?

Es kann nicht sein, sagte der junge Graf, daß mein Oheim das Vermögen besitzt, welches zum Theil meinem Vater zukäme; sein edler Charakter würde ihn sonst längst be-

ſtimmt haben, Gerechtigkeit zu üben, und mein Vater ſchwebt gewiß darüber, wie über vieles Andere, im Irrthume; aber es ſei, wie es will, ich werde mit meinem Oheim über Alles ſprechen, und wenigſtens zwiſchen uns ſoll ein reines Verhältniß ſtattfinden.

St. Julien konnte den Entſchluß des jungen Grafen nur loben und erinnerte ihn nun daran, daß ſie ſchon lange aus dem Geſellſchaftsſaale entfernt wären und dieß leicht auffallen könnte.

In der That hatte der Graf die Abweſenheit der beiden jungen Männer bemerkt, die ihm bei der feindlichen Stellung, die ſie gegen einander annahmen, mancherlei Beſorgniſſe erregte; um ſo größer war alſo ſeine Verwunderung, als ſie Arm in Arm eintraten, und ihre Blicke wie ihre ganze Haltung zeigten, daß auf ein Mal eine innige Vertraulichkeit an die Stelle feindſeliger Kälte getreten war.

Der junge Graf näherte ſich ſeiner ſchönen Freundin von Neuem und fragte mit ſchmeichelnden Blicken: Darf ich nicht wiſſen, was meine Tante Ihnen ſagte, als ſie vorhin unſere Unterredung ſtörte? Warum ſollte ich Ihnen das nicht mittheilen dürfen, antwortete Thereſe, indem ſie die großen, dunkeln Augen mit dem Ausdrucke der reinſten Unſchuld zu ihrem Freunde erhob; die Gräfin ſagte mir: Ich werde gewiß, mein liebes Kind, Dich nicht mit unzeitiger Zudring-

lichkeit ſtören, wenn wir unter uns ſind und lauter wohlwollende Menſchen Dich umgeben; dann kannſt Du ohne Rückhalt Deinem Freunde alles mittheilen, was ihm wichtig ſcheint, aber hier, jetzt unter ſo vielen fremden Menſchen, iſt es beſſer, wenn Du keine ſo langen und angelegentlichen Unterredungen mit ihm führſt. Und Sie wünſchen den Rath meiner Tante zu befolgen? fragte lächelnd der Graf. Wenn es Sie nicht kränkt, wünſche ich es wohl, erwiederte Thereſe aufrichtig, denn die Gräfin behandelt mich ſo mütterlich, ihr Rath iſt ſo wohl gemeint, daß ich ungern davon abweichen möchte.

Da wir denn nicht viel mit einander ſprechen dürfen, ſagte der junge Graf, ſo werden Sie es mir doch gewiß nicht abſchlagen, mit mir zu tanzen? O gewiß nicht, rief Thereſe, ich habe mich ſchon lange darüber gewundert, daß Sie ganz weggegangen waren und nicht einmal Luſt bezeigten, mit mir zu tanzen. Und dahin ſchwebten Beide durch den Saal zum größten Erſtaunen des Grafen, der die Verwandlung ſeines finſtern Vetters gar nicht begreifen konnte und doch auch ſich nicht aufklären mochte, weil er eine lange vertrauliche Unterredung mit St. Julien in dieſer gemiſchten Geſellſchaft nicht ſuchen wollte.

So war unter Tanz, Spiel und heitern Geſprächen ein großer Theil der Nacht verſchwunden, und die Geſellſchaft

begab ſich nach dem Speiſeſaale zur Abendtafel. Die geſchmackvolle Verzierung der Tafel, die glänzende Beleuchtung, machten dem Haushofmeiſter eben ſo viel Ehre, als die Fülle der auserleſenen Speiſen und Getränke. Die feurigen Weine erhöhten die Heiterkeit der Gäſte, und auch die, welche ſich bis jetzt ruhig gehalten hatten, wollten nun durch Witz und muntere Einfälle ihren Zoll zur allgemeinen Freude beitragen. Freilich trafen nicht Alle immer das Beſte, und oft erhob ſich Gelächter aus ganz andern Gründen, als der beabſichtigte, welcher es erregte; aber doch umſchwebte die Freude die Tafel. Endlich neigte ſich auch dieſe Luſt zu Ende, und der Haushofmeiſter ſchenkte ſchon den perlenden Champagner ein; der Baron Löbau ſah mit ängſtlichen Blicken den Grafen an, der ihn ſogleich verſtand, ein Glas nahm und, indem er aufſtand, mit lauter Stimme rief: Auf das Wohl unſeres theuern Landesvaters, unſeres geliebten Königs, den uns Gott lange erhalten möge! Ein langer ſchmetternder Tuſch von Trompeten beſtätigte die ausgebrachte Geſundheit, und es war, als ob die Töne in jeder Bruſt das gleiche Gefühl der Liebe und Hingebung hervorriefen, Aller Augen glänzten in Thränen, alle Stimmen wiederholten die Worte, und ſelbſt der Baron Löbau, der die Sache wie eine Förmlichkeit betrieben hatte, fand unvermuthet eine Empfindung in ſeinem Buſen, die auch ſeine Augen befeuchtete. Er hatte ſich

nicht auf den Grafen verlaſſen und befürchtet, daß in Anſehung dieſes wichtigen Geſundheitstrinkens nicht die gehörige Anordnung getroffen ſein möchte, deßhalb hatte er es nicht verſchmäht, in einem unbeachteten Augenblicke den Haushofmeiſter aufzuſuchen und ihm ſelbſt das Nöthige aufzutragen, und blickte nun mit einem Gefühl von Stolz gleichſam in die Trompetentöne hinein, die er glaubte veranlaßt zu haben.

Nach der Abendtafel wollten noch Einige den Tanz zu erneuern ſuchen, aber auch die Luſt ermüdet den Menſchen, und da der Tag ſchon wieder zu dämmern begann, ſo trennte ſich die ermüdete Geſellſchaft.

XVIII.

Als nach einer Ruhe von einigen Stunden der Graf ſich wieder von ſeinem Lager erhoben hatte, ſäumte Dübois nicht, aus doppelten Gründen, ſogleich vor dem Herrn zu erſcheinen; zuerſt wollte er erfahren, ob der Graf mit der ganzen Anordnung des Feſtes zufrieden geweſen ſei, und dann glaubte er, daß es gut gethan ſei, wenn er ihm die Unterredung mittheilte, die er mit dem Knaben Guſtav gehabt hatte.

Als ihn der Graf erblickte, rief er: Ei, ei, guter Dübois, ſind Sie ſchon aufgeſtanden, nach der großen Anſtrengung, die Sie geſtern hatten? Sie ſollten ſich mehr ſchonen, Sie ſollten daran denken, daß Sie ſich uns noch lange er-

halten müſſen. Dübois lächelte entzückt über dieſe Güte und verſicherte, daß er gar keine Müdigkeit fühle, auch, fuhr er fort, ſtand mir der Knabe des jungen Herrn Grafen mit ſo vieler Gewandheit und Einſicht bei, daß ihm ein groſſer Theil des Lobes gebührt, wenn wir überhaupt Lob verdient haben.

Alles war vortrefflich, ſagte der Graf, jede Anordnung verſtändig; wie läßt ſich das auch von Ihnen anders erwarten; Sie haben in Paris eine ſo gute Schule gehabt; und Alles war ſo eingerichtet, wie ich es liebe; Jeder wohl verſorgt, auch der geringſte Gaſt beachtet, ein anſtändiger Ueberfluß ohne alle Prahlerei; durch Ihre Mühe war es ein ſo wohlgeordnetes Feſt, daß ich Ihnen recht ſehr dafür danke. Gewiß, ſagte der Haushofmeiſter, ich bin innig erfreut über die Zufriedenheit meiner hohen Herrſchaft, aber doch muß ich der Wahrheit gemäß eingeſtehen, daß ich mir ohne den lieben Knaben Guſtav gar nicht in dem Grade dieſe mir ſo theure Zufriedenheit hätte erwerben können.

Was iſt es mit dem Knaben, fragte der Graf, denn es ſcheint mir, daß Sie ſeiner nicht ohne Abſicht gedenken?

So iſt es, erwiederte Dübois und ließ ſich gern bereit finden, Alles, was er von dem Knaben wußte, mitzutheilen. Der Graf hörte nicht ohne Theilnahme deſſen traurige Geſchichte und ſagte, als ſie geendigt war: Wie bereit doch ein

Jeder iſt, dem Andern Unrecht zu thun; ich hätte meinem finſtern, kalten Vetter nicht ſo viel Menſchlichkeit zugetraut, und ich war ſehr geneigt, das für ſeinen Charakter zu erklären, was vielleicht nur die Folge eines eben erduldeten Unglücks ſein mag. Ich hielt es deßhalb für meine Pflicht, erwiederte Dübois, das Alles zu berichten, damit nicht vielleicht die Mitglieder eines verehrten hohen Hauſes durch Mißverſtändniſſe noch mehr von einander getrennt werden. Sie ſind ein verſtändiger Mann, ſagte der Graf mit Güte, und ich habe es oft mit Dank erkannt, daß Sie alles, was zu meinem Vortheil gehört, wie ein Freund berückſichtigen. Dieß iſt die Pflicht eines treuen Dieners, ſagte der alte Mann mit vor Rührung bebender Stimme, aber nicht immer wird dieſe Pflicht gegen ſo edle Herren ausgeübt. Ich bin ſo dreiſt geweſen, fuhr er ſich beherrſchend fort, dem Bürſchchen Guſtav den Gebrauch der Bibliothek zu geſtatten, ohne um Ihre Erlaubniß dazu erſt nachzuſuchen, wie ich hätte thun ſollen, aber die Geſchäfte des Tages verhinderten mich, und ich hoffe, der Herr Graf verzeihen mir dieſe Freiheit. Sie haben auch daran Recht gethan, mein guter Dübois, ſagte der Graf, wie ich alles, was Sie für den unglücklichen Knaben gethan haben, nur loben kann, und gewiß werde ich es nicht unterlaſſen, Ihre guten Abſichten mit ihm nach beſten Kräften zu unterſtützen. Das Wort war

gesprochen, welches Dubois von der Großmuth seines Herrn erwartet hatte, und er ging in jeder Hinsicht befriedigt hinweg. Kaum hatte der Haushofmeister den Grafen verlassen, als St. Julien mit ganz ungewöhnlicher Heiterkeit hereintrat. Sie wollten kein Friedensfest, rief er lachend, nachdem er den Grafen umarmt hatte, aber wenn Sie auch dabei bleiben wollen, das gestrige Fest nicht so zu nennen, so haben Sie doch meinen Frieden mit einem heftigen Feinde dadurch gestiftet und, setzte er mit Herzlichkeit hinzu, ihn in meinen aufrichtigen Freund verwandelt.

Dann wäre durch eine geringe Ursache eine große Wirkung hervorgebracht, sagte der Graf lächelnd, aber theilen Sie mir doch mit, wie die Verwandlung sich begeben hat, die ich schon gestern bemerkte.

St. Julien wurde ernsthaft und erzählte dem Grafen das ganze, anfänglich so feindliche und dann so rührend herzliche Benehmen des jungen Grafen; er theilte ihm Alles mit, was er von ihm selbst erfahren hatte, und sein Zuhörer konnte sich des Mitgefühls nicht erwehren.

Der arme junge Mann, rief er, als St. Julien geendigt hatte, er hat Vieles durch ein hartes Geschick erduldet und sehr Vieles durch die ungereimte Falschheit seines Vaters, der den eigenen Sohn hintergeht, um ihn zu Schritten zu bewegen, die ihn nur hätten herabwürdigen können.

Ich ſehe das deutlicher ein, als Sie, mein lieber Freund, und zweifeln Sie nicht, ich werde dem Vertrauen meines Vetters ſo begegnen, wie ich hoffe, daß es für uns Alle wohlthätig ſein ſoll.

Nur gedenken Sie meiner nicht dabei, ſagte St. Julien, denn ich weiß nicht, ob unſere junge Freundſchaft nicht dadurch erſchüttert werden könnte, wenn er darauf käme, zu glauben, ich habe ſein Vertrauen mißbrauchen wollen.

Sein Sie unbeſorgt, ſagte der Graf lächelnd, ich werde ja nicht den kaum geſchloſſenen Frieden ſtören wollen.

Die Geſellſchaft verſammelte ſich ſpät zum Frühſtück, und die heiteren Erinnerungen an den geſtrigen Tag wurden gehemmt und unterbrochen, weil man bemerkte, daß der junge Graf ſeine Gedanken auf andere, ernſthaftere Gegenſtände richtete, und daß auch ſein Oheim dieſen Dingen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte und hauptſächlich ein Geſpräch mit ſeinem Vetter einzuleiten ſuchte. Endlich nach beendigtem Frühſtück bat er dieſen, ihm in ſein Kabinet zu folgen, weil er ſich über manche Gegenſtände mit ihm zu unterreden wünſche. Der junge Graf folgte ſchweigend, nicht ohne peinliche Empfindungen, weil er nicht wußte, welche Wendung eine Unterredung nehmen würde, die er wünſchte und fürchtete.

Als ſie allein waren, ſagte der Graf: Ich glaube, mein

lieber Vetter, Sie haben es leicht bemerken können, daß Offenheit und Freimüthigkeit die Hauptzüge meines Charakters sind; ich befürchte nicht mich zu täuschen, wenn ich dieſelben Eigenſchaften bei Ihnen vorausſetze, es iſt uns alſo ohne Frage beiden gleich quälend, wenn wir eine Spannung zwiſchen uns erhalten, die vielleicht durch eine offenherzige Unterredung aufgehoben werden kann. Der junge Graf fand auf dieſe Anrede keine Antwort und begnügte ſich mit einer ſtummen Verbeugung. Ich will den Anfang des Vertrauens machen, fuhr ſein Oheim fort, da mich die weitere Bahn, die ich auf dem Wege des Lebens zurückgelegt habe, vielleicht geſchickter dazu gemacht hat, dieſe Aufgabe zu löſen. Ich glaube mich nicht zu irren, ſetzte er hinzu, wenn ich annehme, daß Sie mich durch Ihren Beſuch hier nicht bloß deßhalb erfreuen, um die Bekanntſchaft eines Verwandten zu machen, ſondern daß Sie dazu auch noch durch andere Gründe beſtimmt worden ſind. Ich kann nicht läugnen, ſagte der junge Graf mit einer Verlegenheit, die er nicht bekämpfen konnte, mein Vater hat mir mancherlei Aufträge gegeben, die es mir unendlich ſchwer fällt auszurichten.

Ich glaube, erwiederte ihm ſein Oheim, ich kann Ihnen die Eröffnung, die Sie mir machen müſſen, erleichtern, wenn ich ſage, daß mir im Ganzen der Inhalt Ihrer Sendung bekannt iſt. Ihr Vater beabſichtigt ſeit lange, Anſprüche

auf einen groſsen Theil meines Vermögens geltend zu machen, und die Kenntniſs dieſer Abſicht, die mir mein Rechtsfreund mittheilte, beſtimmte mich hauptſächlich hieher zu kommen, wo in einer ſo wichtigen Angelegenheit meine Gegenwart vielleicht unentbehrlich ſein konnte.

Ich kann nicht läugnen, ſagte der junge Graf, mein Vater iſt überzeugt, bedeutende Anſprüche zu haben.

Iſt es Ihnen bekannt, worauf er dieſe gründet? fragte der Graf.

Mein Vater iſt überzeugt, erwiederte ſein Vetter, daſs nach dem Tode Ihres Aeltervaters die Summe, welche Ihr Groſsvater dem ſeinigen hatte auszahlen ſollen, nie berichtigt worden iſt.

Ich kann Sie vom Gegentheil überzeugen, ſagte der Graf, und Ihnen das Dokument über die vollſtändig geleiſtete Zahlung vorlegen. Er reichte es ihm mit dieſen Worten hin und zog ſich etwas zurück, um ſeinem jungen Verwandten Zeit und Ruhe zum Leſen zu gewähren. Er beobachtete ihn während dieſes Geſchäfts und ſah, wie das Geſicht des jungen Mannes während des Leſens erbleichte und das Gefühl einer völligen Hoffnungsloſigkeit ſich auf ſeinen Zügen ausdrückte. Noch eine Zeitlang hielt er das Blatt zitternd in der Hand, und ſein Auge ruhte mit dem Ausdrucke der Verzweiflung auf den Buchſtaben, die alle ſeine

Erwartungen vernichtet hatten. Endlich nahm er sich zusammen und gab gefaßt seinem Oheim die Urkunde zurück. Es ist so, wie ich es schon früher ahnte, sagte er mit ruhiger Stimme, es war ein Irrthum meines Vaters. Ihr Vater, rief der Graf mit Heftigkeit und unterbrach sich selbst, er fühlte, wie hart es wäre, einem Sohne zu zeigen, wie weit sein Vater von der Bahn der Ehre abgewichen sei.

Mein Vater, ergänzte der junge Graf, muß seinen Irrthum schleunig erfahren, wenn auch dadurch alle seine Hoffnungen vernichtet werden; er muß es wissen, daß wir gar keine Rechte auf Ihr Vermögen haben.

Wenn ich auch zugeben muß, erwiederte sein Oheim, daß Sie diese Rechte in der That nicht haben, hören denn dadurch nothwendig alle Hoffnungen auf? Haben Sie, mein lieber Vetter, denn gar keine Rechte an einen Verwandten? Ueberrascht blickte der junge Graf empor, und sein Oheim fuhr freundschaftlich fort:

Hören Sie mich ruhig an. Ich bin in einer so glücklichen Lage geboren, daß ich von frühester Jugend an mehr hatte, als ich bedurfte, meine Neigungen waren mehr auf geistige Genüsse, als auf kostbare Vergnügungen gerichtet. Die Gräfin theilte meine Lebensansichten, und so wurde es bei mir ein Grundsatz, von dem ich niemals abwich, meine Ausgaben immer so einzurichten, daß sie bedeutend unter

meinen Einnahmen blieben; durch dieſe Einrichtung bin ich in der Lage, immer eine Summe bereit zu haben, die ich zum Vortheil eines Freundes verwenden kann, und wenn ich mich auch in mancher Hinſicht über Ihren Vater zu beklagen habe, ſo wäre es doch vielleicht beſſer geweſen, wenn ich mich ihm früher genähert hätte. Ich glaube, daß ſelbſt Sie, mein lieber Vetter, nicht einmal ganz die Gefahr ſeiner Lage kennen; er iſt nahe daran, ſich in die Hände eines Menſchen zu liefern, der ſein gegenwärtiges Unglück und die Bedrängniſſe, die in Folge des Friedens eintreten müſſen, dazu benutzen wird, um ihm ſein Vermögen zu entreißen. Ich erhielt geſtern dieſen Brief für Sie, es kann ſein, Ihr Vater ſchreibt Ihnen ſelbſt das Nähere; leſen Sie dieſes Schreiben und theilen Sie mir dann das Nöthige daraus mit, damit wir gemeinſchaftlich überlegen können, wie ſich am Beſten helfen läßt. Er reichte ihm mit dieſen Worten den am vorigen Tage vom Geiſtlichen empfangenen Brief und entfernte ſich, um ſeinen Vetter ungeſtört den vielleicht wichtigen Inhalt überlegen zu laſſen.

Erſtaunt, beſtürzt blickte der junge Graf ſeinem Oheim nach; mit wenigen Worten hatte dieſer ſeine ganze Lage geändert; er hatte es ausgeſprochen, daß er die Mittel beſitze, ihm zu helfen, und auch den Willen, ihm dieſe Hülfe zu leiſten, und dieß war ohne allen Prunk wie eine einfache

Handlung abgemacht. Das Leben lächelte ihm wieder entgegen, die gränzenloſe Noth ſeines Vaters und ſeiner Familie war gehoben, und Thereſens Bild ſchwebte eilig ſeiner Phantaſie vorüber. In dieſem Gedränge mannigfacher Empfindungen hielt er noch immer ſeines Vaters unentſiegelten Brief in der Hand, und ein zufälliger Blick darauf erinnerte ihn, daß er ihn leſen müſſe, um ſeines Oheims wohlthätige Abſicht befördern zu helfen.

Wie ganz anders aber wirkte dieſes Blatt auf die Gefühle des jungen Mannes. Es ließ ſich nicht verkennen, daß es in verzweiflungsvoller Stimmung geſchrieben war; in dieſer Angſt verrieth ſein unglücklicher Vater nur zu deutlich, daß er den Sohn getäuſcht habe, um ihn nur überhaupt zu einem Schritte gegen den Grafen zu vermögen; er rechnete auf deſſen heftigen, reizbaren Charakter und gab ihm viele unwürdige Mittel an die Hand, eine Summe, die er nannte, von dem Grafen auf jeden Fall zu erpreſſen, indem er dieſe Handlungsweiſe ihm nur als Erfüllung der Pflichten darſtellte, die der Sohn habe, das graue Haupt des Vaters vor ſchmachvoller Armuth zu bewahren, die kränkelnde Mutter und die noch unerwachſenen Schweſtern gegen das eindringende Elend zu beſchirmen. Wenn Du nun auch, beſchloß er dieß Schreiben, durch die Erfüllung dieſer Pflichten einige ſchmerzliche Stunden mit meinem Vetter, Deinem Oheim, hinbringen

mußt, so bedenke, daß Du durch diese kurze Selbstüberwindung von uns Allen den Jammer eines langen kummervollen Lebens abwenden kannst.

Der junge Graf fühlte sich durch dieß Schreiben vernichtet. Wie edel und einfach war sein Oheim, ihm vertrauend, entgegen getreten; mit welcher rührenden Freimüthigkeit hatte er die Hülfe eines Verwandten angeboten, und wie unwürdig zeigte sich sein Vater dieser Unterstützung. Mit brennendem Schmerz senkte sich die Ueberzeugung in seine Seele, daß der alte Vater die Achtung des Sohnes nicht verdiene; das bleiche Bild der leidenden Mutter stand rührend vor den Augen seines Geistes, und er verstand jetzt den schmerzlichen Zug um den wehmüthig-lächelnden Mund, und sein eignes, von heftigem Leid beängstigtes Herz machte sich Luft durch den klagenden Ausruf: Ach, Du arme, Du unglückliche Mutter!

Der Graf hatte erwartet, sein Vetter würde ihm bald folgen, um das Nöthige über das eingeleitete Geschäft zu verabreden; nachdem er aber lange vergeblich auf ihn gewartet hatte, kehrte er nach seinem Kabinet zurück und fand dort seinen jungen Verwandten in einem Zustande der Trostlosigkeit, der ihn erschreckte. Was ist geschehen, lieber Vetter? rief er ihm ängstlich zu; welch Unglück hat Ihre Familie betroffen? Der junge Graf saß an einem Tische,

auf den er die Ellbogen gestützt hatte, um das Gesicht in die flachen Hände zu versenken; er erhob sein bleiches Antlitz, als er angeredet wurde, und sagte mit zitternder Stimme: Ich verliere alles Zutrauen zu mir selber, Alles, was mir heilig war, fängt an mir ein Irrthum zu erscheinen, und ich möchte beinah wünschen, gar nichts Achtungswerthes im Leben mehr anzutreffen, um mich über mein Unglück zu trösten.

Wie kommen Sie zu so seltsamen Gedanken? fragte der Graf. Lesen Sie dieß Blatt, erwiederte sein Vetter, denn ich will Sie nicht hintergehen, wenn es mir auch als eine Pflicht befohlen wird, Sie müssen wissen, Wem Sie Ihre Hülfe anbieten.

Der Graf hatte den Brief gelesen und sagte mit Güte: Sie haben zu wenig in der Welt gelebt, mein lieber Vetter, deßhalb ist Ihr Gefühl so reizbar geblieben. Es ist gewiß ein großes, tief eingreifendes Unglück, wenn ein Kind die Einsicht bekömmt, daß der Charakter seines Vaters Schwächen hat, die das Unbedingte in der Achtung des Knaben aufheben, aber Sie sind ein Mann, Sie müssen mit dem Gedanken vertraut sein, daß die menschliche Natur überhaupt unvollkommen ist, und müssen daher diese Unvollkommenheit auch bei Ihrem Vater ertragen. Der junge Graf fand sich wenig durch diese Ansicht getröstet, doch beruhigte er sich nach und nach bei dem fortgesetzten Zureden seines Oheims.

Es ist vielleicht zu Ihrer aller Glück, schloß dieser endlich, denn dieß muß Sie bestimmen, die Leitung seiner Angelegenheiten nach und nach aus seinen Händen zu nehmen, ohne die Rücksichten zu verletzen, die Sie als Sohn ihm schuldig sind; und wenn Sie ihn von den Geschäften entfernen und jede Sorge von ihm abwenden können, so wird auch manches Nachtheilige, durch die Noth Erzeugte aus seinem Charakter schwinden.

Man kehrte nun beruhigter zu dem Briefe zurück, und der Graf ersah daraus, was er durch den Geistlichen schon wußte, daß eine bedeutende Summe sogleich nöthig sei, wenn das Vermögen seines Verwandten nicht in die Hände des alten Lorenz fallen sollte, und daß noch andere Unterstützungen erforderlich wären, um Ordnung in die Geschäfte zu bringen. Er rieth nun seinem Vetter, selbst zurückzureisen, mit der nöthigen Summe, um nur den alten Lorenz gleich aus dem Hause zu bringen; seinen Vater zu überzeugen, daß er durch kein Mittel der Gewalt oder List etwas erhalten könne, daß aber der Graf bereit sei, aus Freundschaft für den Sohn jeden erforderlichen Beistand zu leisten, daß aber auch dann dieser allein für Alles die Verantwortung übernehme und folglich die Geschäfte durch seine Hände gehen müßten.

Der junge Graf wollte den andern Tag abreisen, um

die wohlgemeinten Pläne seines Oheims in Ausführung zu bringen. Das ist unmöglich, rief der Graf; Sie müssen übermorgen das Friedensfest bei dem Baron Löbau mit feiern helfen, ich habe es ihm in Ihrem Namen versprechen müssen. Und soll denn meine arme Mutter so lange in der Angst erhalten werden? sagte sein Vetter, der den Vater nicht zu nennen wagte.

Das wäre grausam, schreiben Sie sogleich; wir senden einen Boten, und Sie ersparen sich zugleich die Verlegenheit, unangenehme Dinge mündlich zu sagen, die doch berührt werden müssen. Er fuhr nun fort seinem jungen Verwandten seine Rathschläge zu ertheilen, die diesem eben so mild als vernünftig erschienen. Und, schloß er, wenn Sie sich dann genaue Kenntniß von Ihrer Lage verschafft haben, dann kehren Sie zu mir zurück und bleiben wenigstens einen Monat bei mir, damit auch wir uns genauer kennen lernen, indem wir Ihre Geschäfte ordnen; und dann wollen wir auch gemeinschaftlich für das Fortkommen Ihres Knaben sorgen, von dem mir der gute Dübois so viel Rühmliches gesagt hat. Der junge Graf konnte nur einige Worte des Dankes stammeln; die heftige Rührung machte es ihm unmöglich, Ausdrücke für sein Gefühl zu finden, er verließ seinen Oheim, um auf den nahgelegenen Bergen umher zu schweifen und in der freien Natur die mannichfachen Empfindun-

gen der Liebe, der Achtung, der wiederauflebenden Hoffnung und des Schmerzes über seinen Vater, die in seinem Busen stürmten, zu besänftigen. Nach einer Stunde kehrte er beruhigter zurück und schrieb nun den peinlichen, aber nothwendigen Brief an seinen Vater, auf den der Bote schon wartete.

Am Nachmittage war die Luft so mild und still, daß er die Gesellschaft im Garten versammelt fand, als er von einem Besuch, den er beim Obristen Thalheim gemacht hatte, zurückkehrte. Der Prediger war ebenfalls gekommen, und ihm schallte Gelächter und die streitende Stimme des Arztes aus dem Garten entgegen. Es wird Niemand behaupten können, hörte er noch den Arzt empfindlich rufen, daß ich nicht die Fähigkeit hätte, den Takt der Musik zu hören und mich im Tanze danach zu richten.

Das behauptet auch Niemand, erwiederte St. Julien, es ist bloß die Standhaftigkeit Ihres Charakters, die Sie bestimmt, sich immer auf einer Stelle herum zu drehen. Ihre Dame mag dagegen thun, was sie will, Sie lassen sich nicht beherrschen, und wenn die Andern den Umkreis gemacht haben und endlich Alle wieder auf ihren Plätzen stehen, so nehmen Sie den Ihrigen mit besserem Rechte ein, als jeder Andere, weil Sie ihn so standhaft behauptet haben.

Sie sind ein Spötter, sagte der Arzt ärgerlich, und wenn Sie nicht ein Mensch wären, den ich aus dem Rachen des Todes errettet hätte, so würde ich ernstlich böse werden.

Und das würde mich ernstlich kränken, sagte St. Julien, indem er dem leicht versöhnten Gegner freundlich die Hand bot.

Es wäre traurig, sagte die Gräfin zu dem Arzt gewendet, wenn Sie das Friedensfest des Barons in Feindschaft mit Ihrem kaum hergestellten Patienten besuchen wollten, oder sich wohl gar durch ihn bestimmen ließen, das Tanzen aufzugeben.

Das werde ich nicht, rief der Arzt, es ist die Pflicht eines Jeden, zur Unterhaltung einer Gesellschaft nach besten Kräften beizutragen, die durch so viele Mühe und Anstrengung versammelt wird.

Und wie weise, sagte die Gräfin, hat es der gute Baron eingerichtet, daß er uns zwei Tage Ruhe zwischen den Festen gönnt, denn wer vermöchte die Last dieser Freuden zu ertragen, wenn sie ohne Erholung auf einander folgten.

Es ist das erste Mal, sagte St. Julien, daß ich Gelegenheit gehabt habe, die Zurüstungen zu einer großen Gesellschaft auf dem Lande zu beobachten, und ich habe bemerkt, daß eine solche Freude sich einigermaßen mit einer Schlacht vergleichen läßt; bedeutende Helden sind geblieben; ich sah, daß ein krummgehörntes, schwer hinwandelndes Rind der all-

gemeinen Freude sein Leben zum Opfer bringen mußte, aber doch haben die leichten Truppen am Meisten gelitten, das Gakeln im Hühnerhofe hat sich seit der großen Katastrophe bedeutend vermindert.

Die größte Beschwerde, bemerkte der Graf, verursacht bei solchen Gelegenheiten die große Menge Pferde und verschiedenartiger Bedienten, die alle wieder ihre Rangordnung unter einander haben, die anerkannt werden muß; die begleitenden Kammerdiener dürfen nicht mit den gewöhnlichen Bedienten vermischt werden; die Kutscher und Vorreiter trennen sich von diesen, die Kammerjungfern wollen höher geachtet werden als die Kinderwärterinnen, die auch bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen, und so gibt es in den unteren Zimmern zehn verschiedene Gesellschaften zu bewirthen, wenn sich eine in den Sälen des Hauses versammelt.

Störend ist es mir gewesen, sagte St. Julien, daß oft auf eine Dame mußte gewartet werden, wenn ein Tanz anfangen sollte, weil sie eben ihr Kind tränkte, oder daß aus den entfernten Zimmern sich zuweilen das Geschrei der Kinder vernehmen ließ, deren Bedürfniß die Mutter nicht befriedigen konnte, weil die Quadrille noch nicht beendigt war.

Es ist eine moderne Thorheit, sagte die Gräfin, daß die Frauen glauben, sie erfüllen eine wichtige mütterliche Pflicht, wenn sie ihre Kinder selbst tränken.

Wie! rief der Prediger, halten die Frau Gräfin dieß nicht für die erſte Pflicht einer Mutter?

Wenn eine Mutter, erwiederte die Gräfin, ihr Kind ſo ſehr liebt, daß ſie ihm die erſte Nahrung durchaus ſelbſt reichen will, ſo iſt dieß weder Tugend noch Pflicht zu nennen, die Mutter befriedigt bloß ihr eigenes Gefühl; es verſteht ſich, daß ich hier nur von den wohlhabenden Müttern ſpreche, denn wenn eine arme Frau von ſchwacher Geſundheit, ohne hinreichende Nahrung und Pflege, die letzten Kräfte aus Noth und Liebe aufopfert, und recht eigentlich ihr Kind ihr Leben ſaugen läßt, ſo iſt dieß ganz etwas anders; ich ſpreche bloß von unſeren Damen, und ich meine, wenn dieſe eine ſolche Pflicht übernommen haben, daß ſie ſie dann auch ganz erfüllen müßten.

Nun dieß thun doch wohl alle Mütter, erwiederte der Prediger.

Ich glaube, wenn eine dieſer Mütter, ſagte die Gräfin, eine Amme bei ihrem Kinde hätte, die es ſich beikommen ließe, eine Nacht hindurch tanzen zu wollen, daß ſie ſehr unzufrieden damit ſein würde; aber, wie geſagt, es iſt eine moderne Thorheit, und es wäre hart, wenn die jungen Frauen alle Luſt des Lebens aufgeben ſollten, weil ſie etwas unternommen haben, was ſich mit dieſer Luſt nicht vereinigen läßt.

Es iſt wahr, rief der Arzt, die Frauen ſind auf die

Häuslichkeit angewiesen von der Natur, dieß ist ihre wahre und einzige Bestimmung.

Das ist eine Behauptung, der sich gar nicht widersprechen läßt, sagte die Gräfin, ob ich gleich überzeugt bin, daß wir beide einen ganz verschiedenen Sinn damit verbinden.

Und ich denke, meinte der Prediger, der Begriff der Häuslichkeit ließe sich leicht feststellen, und es könnte nicht schwer fallen, die Pflichten einer Frau auseinander zu setzen, die hauptsächlich in hingebender Liebe bestehen. Ich habe es immer getadelt, daß bei der Erziehung der jungen Mädchen mehr darauf gesehen wird, daß sie glänzen sollen, als daß man sie zu künftigen Gattinnen bildet, die ihre Pflicht erfüllen könnten, die doch hauptsächlich darin besteht, den Mann zu beglücken.

Ich möchte nicht gern, sagte die Gräfin, einen oft geführten Streit von Neuem führen, es sind so unzählige Bücher geschrieben worden, die davon ausgehen, den Satz als unbestreitbar hinzustellen, daß die Frauen dazu da sind, die Männer zu beglücken, und deren Verfasser sich nur in Rathschlägen erschöpfen, wie dieß am besten zu bewerkstelligen sei, daß viel Muth dazu gehört, sich gegen die allgemeine Ansicht aufzulehnen.

Wie! rief der Prediger, ist es möglich, an der edelsten Bestimmung des Weibes zu zweifeln?

Würden Sie nicht finden, Herr Prediger, sagte die Gräfin, daß es eine seltsame Anmaßung wäre, wenn Jemand behaupten wollte, es sei die erste und heiligste Pflicht der Männer, ihre Frauen zu beglücken; sie wären eigentlich nur dazu da; und halten Sie den Schöpfer für so partheilich, daß er ein Geschlecht bloß dazu erschaffen haben sollte, damit das Andere beglückt wird? Ich glaube, daß sich beide Geschlechter ergänzen, daß aber beide ihre Selbstständigkeit bewahren müssen, und der größte Fehler in der weiblichen Erziehung liegt wohl darin, daß auf diese Selbstständigkeit wenig Rücksicht genommen wird und die armen jungen Mädchen nur für ihre künftigen Gatten gebildet werden.

Der Geistliche wollte die Gräfin unterbrechen, aber, ohne es zu bemerken, fuhr sie fort: Warum sollen die Talente, die Fähigkeiten und alle schönen Eigenschaften der Seele eines jungen Mädchens nicht eben sowohl ausgebildet werden, als die eines Knaben, schon um ihrer selbst Willen?

Dann würden wir also lauter gelehrte Frauen haben, bemerkte der Pfarrer mit spöttischem Lächeln.

So wenig, erwiederte die Gräfin, wie wir lauter gelehrte Männer besitzen, denn wo Neigung und Geistesfähigkeit nicht vorhanden ist, kann sie auch nicht ausgebildet werden; ja ich glaube zu Ihrer Beruhigung versichern zu können, fuhr die Gräfin fort, daß es mit sehr wenigen Aus-

nahmen gar keine gelehrte Frau geben kann, so wenig wie eine Künstlerin im wahren Sinne des Worts.

So geben also die Frau Gräfin hierin doch die Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts zu? fragte der Pfarrer.

Nicht weil ich glaube, erwiederte die Gräfin, daß die Fähigkeiten des einen Geschlechts an sich größer wären, als die des andern, aber hierin, glaube ich, entscheiden in der Natur begründete Verhältnisse. Gewöhnlich wird ein junges Mädchen zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre verheirathet, und ihre Erziehung ist damit beendigt. Ein junger Mann in diesem Alter lernt eben erst seine Seelenkräfte kennen und bildet sich selbstständig in der ihm angemessenen Richtung aus; er wählt dann seine Studien, sucht in den Geist der Wissenschaft einzudringen, die ihn besonders anzieht, und widmet ihr sein ganzes Leben. Eine Frau übernimmt, indem sie sich verheirathet, wenigstens in Deutschland die Pflicht, ihrem Hause vorzustehen, und die vielen kleinen Beschäftigungen und Sorgen zerstückeln so sehr das Leben, daß an eine ernsthaftes Studium kaum mehr zu denken ist. Mit der Geburt der Kinder treten neue Sorgen ein, und es kann eine Frau schon von Glück sagen, wenn sie so viel Geisteskraft behält, um sich nicht völlig zu vernachläßigen. Deßhalb kann auch selbst ein hervorragender Geist unter den Frauen nur Geringeres leisten, und was

wir an den Ausgezeichnetſten unſeres Geſchlechts anzuerkennen haben, wird immer vornehmlich durch Tiefe des Gefühls, durch einen ſcharfen beobachtenden Geiſt, durch ein glückliches Gedächtniß errungen ſein. Wenn alſo auch eine Frau ſich mancherlei Kenntniſſe gleichſam im Fluge erwerben kann, wenn ſie auch einen richtigen Blick für das Leben gewinnt, wenn ihr Selbſtbeobachtung manches Geheimniß der menſchlichen Natur erſchließt, ſo kann ſie eine höchſt intereſſante Erſcheinung, aber niemals eine Gelehrte ſein.

So würde alſo das Cölibat erfordertich ſein, um eine Gelehrte hervorzubringen, ſagte der Prediger.

Auch dann würde mit ſehr wenigen Ausnahmen nur unvollkommen der Zweck erreicht werden, ſagte die Gräfin. Was dem jungen Manne ſo leicht wird, iſt für eine Frau unmöglich, ſie könnte keine hohe Schule, keine öffentlichen Hörſäle beſuchen; es müßte alſo, da ſie ſich unter die Studenten nicht miſchen dürfte, ihr Vermögen ſo bedeutend ſein, daß ſie ſich die vorzüglichſten Lehrer auf andere Weiſe verſchaffen könnte, und dennoch würde ein ſolches, in der Einſamkeit getriebenes Studium immer unvollkommen bleiben und zur Einſeitigkeit führen, denn ſie müßte den lebendigen Austauſch der Gedanken mit gleich beſchäftigten Freunden entbehren, durch den die Ausbildung der Männer ſo ſehr befördert wird, und alle ihre Kenntniſſe heimlich erwerben,

um nicht als pedantisch und anmaßend verlacht zu werden; also wäre auch dieß ein sehr mühevoller und unsicherer Weg. Warum die Frauen in der bildenden Kunst niemals etwas ausgezeichnet Großes werden leisten können, ist, glaube ich, noch leichter einzusehen. Ein unüberwindliches Gefühl der Sittsamkeit wird das Studium der Natur verbieten, und ich glaube, alle Künstler sind darüber einig, daß ihnen dieß unentbehrlich ist. Bei dem Studium der Landschaft nach der Natur hindert wieder die bedingte Freiheit, denn es kann doch nur die Stelle beobachtet werden, wohin man in anständiger Begleitung spazieren gehen kann. Die Gedanken, welche die Seele auf einsamen Wanderungen nährt, muß eine Frau entbehren, und auch hier kann nur der Rath eines Lehrers leiten, statt daß die jungen Männer sich gegenseitig mit einander berathen, verlachen und bewundern, und so durch Wetteifer alle Kräfte des Geistes anregen. Auch liegt in der Seele der Frauen eine gewisse Schüchternheit, die die Ausübung einer jeden Kunst hindert; ich meine nicht die so oft äußerlich gezeigte, die nicht einmal immer wahrhaft ist, sondern diejenige, die es einer Frau unmöglich macht, das Tiefste, Wahrste, Wildeste und Größte, was ihre Seele denkt, auszusprechen. Ich halte es für unmöglich, daß eine Frau eine gewisse Jungfräulichkeit der Seele aufgeben kann, und deßhalb wird sie lieber die Tiefe ihres

Geiſtes verhüllen, als zeigen, und eben deßhalb wird ein feiner Geiſt bei den bedeutenden Hervorbringungen der Frauen die Tiefe dieſes Geiſtes vielleicht ahnen und oft bemerken, daß große künſtleriſche Anlagen in ihnen nicht zu verkennen ſind, aber ich zweifle, ob er irgend eine Hervorbringung als ein vollendetes Kunſtwerk wird bewundern können.

Es ſcheint aber, ſagte der Geiſtliche, als ob wir in einen Widerſpruch geriethen; erſt, glaube ich, verlangten die Frau Gräfin, daß unſere Töchter wie unſere Söhne ausgebildet werden ſollten, und nun geben Sie ſelbſt zu, daß dieß unmöglich iſt.

Ich glaube nicht, erwiederte die Gräfin, daß ich mit mir ſelbſt im Widerſpruche bin, ich glaube nur den Wunſch geäußert zu haben, daß, ſo wie man die jungen Männer um ihrer ſelbſt Willen erzieht, man dieſe Gerechtigkeit auch gegen das weibliche Geſchlecht üben ſollte. Daß die Erziehung an ſich verſchieden ſein muß, habe ich nicht läugnen wollen, und wenn ich glaube, daß keine Frau eine gründliche Gelehrte oder eine vollendete Künſtlerin ſein kann, ſo habe ich wiederum damit nicht ausdrücken wollen, daß ſchöne Geiſtesanlagen nicht ſo viel als möglich ausgebildet werden ſollten. Es wäre überhaupt zu wünſchen, daß die Erziehung der Töchter ernſthafter betrachtet würde, denn welche Meinung auch jeder Einzelne über die Stellung der Frauen

in der Welt haben mag, so wird man doch darin übereinkommen, daß die Erziehung der Kinder großen Theils in den Händen der Mutter ruht, und schon deßwegen sollte man diese gehörig ausbilden, damit sie ihre Söhne vernünftig erziehen könnten. Aber auch wenn man betrachtet, wie vieler Standhaftigkeit, Selbstüberwindung und Klugheit eine Frau selbst in den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens bedarf, so ist es unbegreiflich, daß man alle diese Eigenschaften als Pflichten von ihnen fordert, und zwar in einem Alter, wo den jungen Männern noch sehr Vieles nachgesehen wird, und doch so wenig dafür thut, durch eine vernünftige Ausbildung den Ernst in ihrer Seele zu erwecken, durch den allein alle diese Eigenschaften erworben werden können.

Der Geistliche schien dieß Gespräch mit Eifer fortsetzen zu wollen, der Gräfin aber däuchte es, als habe sie sich schon zu weitläuftig über einen Gegenstand geäußert, über den ihre Ansicht so sehr von der allgemeinen abwich, und sie nahm gern die Gelegenheit wahr, das Gespräch zu endigen, als der Obrist Thalheim die Gesellschaft vermehrte.

XIX.

Des andern Tages hatte sich der Graf mit seinem Vetter wieder in sein Kabinet zurückgezogen, er ging mit ihm noch ein Mal alle nöthigen Maßregeln durch, die zu ergreifen

ſein möchten, um die Güter ſeines Vaters zu retten, und händigte ihm eine bedeutende Summe theils baar, theils in Wechſeln ein, um nicht bloß die dringende Zahlung leiſten zu können, ſondern auch auf unvorhergeſehene Fälle gefaßt zu ſein und nun auch, wie der Graf noch bemerkte, etwas für den Knaben Guſtav thun zu können, über deſſen künftiges Schickſal die beiden Verwandten zugleich das Nähere beſtimmten.

Nachdem dieſe Geſchäfte beendigt waren, ging der junge Graf in den Garten hinunter, um in der Einſamkeit die mancherlei Gefühle zu ordnen, die ihn bei der unerwarteten Großmuth ſeines Oheims immer wieder von Neuem beſtürmten. In den dunkeln Gängen deſſelben traf er St. Julien, der ſchwermüthig darin auf und abging, und mit Wehmuth auf einen Brief blickte, den er eben empfangen hatte und noch in der Hand hielt. Als er den jungen Graf erblickte, reichte er ihm die Hand und ſagte: Es iſt vorbei, der anmuthige Traum iſt ausgeträumt, ich muß wieder zurück in das traurige, einſame Leben.

Was iſt Ihnen begegnet? fragte der junge Graf, was kann Sie in dem Grade traurig ſtimmen? Theilen Sie mir Ihr Unglück mit.

Ich bin wohl undankbar, ſagte St. Julien lächelnd, daß ich die Beweiſe der Liebe der zärtlichſten, beſten Mutter auf

eine Art empfange, daß meine Freunde sie für ein Unglück halten müssen. Lesen Sie selbst diesen Brief und Sie werden sehen, das, was man gewöhnlich Unglück nennt, enthält er nicht.

Der junge Graf fing den Brief zu lesen an, und nach den zärtlichsten Klagen einer Mutter über die Leiden eines geliebten Sohnes, sah er bald, daß sie so große Summen zum Gebrauche dieses Sohnes anwies, wie sie nur der Reiche mit Großmuth bestimmen kann. Der Graf dachte an seinen frühern Streit mit St. Julien und glaubte einen Augenblick, dieser habe ein Mittel gesucht, um' ihn auf eine etwas prahlende Weise von dem Ungrunde seiner damaligen Ansichten zu überzeugen; doch ein Blick auf seinen Freund belehrte ihn bald, daß dieser sich jetzt am Wenigsten mit solchen Gedanken beschäftigte. Er las daher den Brief weiter und fand, daß die Mutter die lebhafteste Dankbarkeit für den Grafen und seine ganze Familie ausdrückte; zum Schlusse bat sie den Sohn, sich nicht eher von dem Schlosse Hohenthal zu entfernen, bis sie selbst dort erscheinen würde, um der gräflichen Familie den Dank zu bringen, den ihr Herz so lebhaft empfände; bis dahin, hoffte sie, würden auch alle Verhältnisse so geordnet sein, daß der Sohn sie alsdann nach Frankreich zurück begleiten könne.

In der That, sagte der junge Graf, ich begreife nicht, wie dieser Brief Sie hat traurig stimmen können.

Muß ich denn nicht, rief St. Julien mit Heftigkeit, dieß Haus nun bald verlassen, in dem ich zuerst das Leben habe verstehen gelernt, und den Grafen, den ich wie einen Vater ehre, und die Gräfin, die ich wie eine Mutter zärtlich liebe, und — er schwieg, und eine brennende Röthe flammte auf seinen Wangen.

Und Emilie, ergänzte der junge Graf lächelnd, wie wollen Sie das Gefühl des Schmerzes bei der Trennung von ihr bezeichnen?

Wenn Sie es denn errathen, kaltblütiger Mensch, rief St. Julien, so können Sie es ja begreifen, was mich zur Verzweiflung bringt. Er stürmte nach diesen Worten hinweg und ließ den Brief in den Händen seines Freundes zurück.

Da der junge Graf die Nothwendigkeit fühlte, einen so wichtigen Brief wieder in den Händen dessen zu wissen, an den er gerichtet war, so suchte er St. Julien im Garten auf und fand ihn nach einer halben Stunde ruhiger, als er ihn verlassen hatte; dieser nahm den Brief zurück und sagte: Diese Tage, diese Wochen, bis meine Mutter ankömmt, sind noch mein, ich will also den Rest des Lebens genießen.

Ich begreife nicht, sagte der junge Graf, was Sie ei-

gentlich zur Verzweiflung bringt. Ich glaube nicht, daß sich Emilie so gegen Sie beträgt, daß Sie von dieser Seite gar keine Hoffnung hegen dürften. Ein Strahl der Hoffnung flammte bei dieser Bemerkung in St. Juliens Augen auf, und sein Freund fuhr fort: Daß mein Oheim Sie wie einen Sohn liebt, bemerkt ein Jeder; meine Tante bezeigt Ihnen täglich das Gefühl einer Mutter. Von Ihrer Mutter, die Sie mit Zärtlichkeit überhäuft, scheint es mir, haben Sie Widerspruch am Wenigsten zu befürchten; also, wo liegt denn Ihr Unglück?

Ihnen scheint Alles so klar und leicht, was mir zu entwirren so schwer däucht, erwiederte St. Julien. Haben Sie aber nicht selbst oft gehört, daß Emilie den Entschluß ausgesprochen hat, sich von der Gräfin nicht trennen zu wollen, und wenn ich zurück muß, wird sie mir dann nach einem Lande folgen, das diese zu verabscheuen scheint? Der Graf selbst, so hoch ich ihn ehre, wird er eine Verbindung mit mir gern sehen, da er doch an Deutschen Adelsvorurtheilen etwas hängt? Und wenn Alles glücklich gehen sollte, so bleibt doch der Schmerz unabwendbar, daß ich den Grafen und die Gräfin verlassen muß, und kann ich es wissen, ob ich nicht gezwungen bin, vielleicht einmal mit dem französischen Heer als Feind wiederzukehren?

Zuerst denke ich, sagte der junge Graf, thun Sie am

Westen, Ihre Mutter zu erwarten und dann meinem Oheim Ihr ganzes Vertrauen zu schenken; seine Welterfahrung und sein edles, liebevolles Gemüth werden Ihre Zukunft am Besten ordnen. Dieser Rath schien dem jungen Franzosen so vernünftig, daß er ihn ohne Einschränkung zu befolgen beschloß und sich vornahm, die Gegenwart in ungetrübter Heiterkeit zu genießen. Er vernahm es ungern, als ihm sein Freund eröffnete, daß er gleich nach dem Feste des Baron Löbau das Schloß zu verlassen gedenke; indeß tröstete ihn die Versicherung, daß die Abwesenheit nicht von langer Dauer sein würde.

Des folgenden Tages, als der junge Graf sich zum Feste des Baron Löbau ankleidete und sein Knabe ihm dabei Hülfe leistete, sagte er diesem: **Heute, mein lieber Gustav, leistest Du mir diesen Dienst zum letzten Mal.**

Wie! rief der Knabe erschreckt, wollen Sie mich von sich entfernen; was habe ich gethan, Ihre Unzufriedenheit zu verdienen?

Nichts, mein liebes Kind, erwiederte der junge Graf, aber ich will mir nicht mehr erlauben, Deine Liebe zu mißbrauchen und Dich selbst zu erniedrigen, da die Noth mich nicht mehr dazu zwingt. Er theilte ihm nun alle mit seinem Oheim verabredeten Pläne mit, schrieb ihm vor, wie er sich in der Zukunft zu betragen habe, und händigte ihm

mehrere Goldstücke ein, mit dem Auftrage, durch Dübois Beistand sich eine anständige Kleidung dafür zu verschaffen.

Der Knabe ging mit dem Golde in der Hand zu Dübois zurück, sobald der junge Graf seiner Hülfe nicht mehr bedurfte; sein Gefühl war überrascht, seine kühnsten Wünsche auf ein Mal befriedigt, und dieß Glück schien ihm so groß, kam ihm so unerwartet, daß er noch nicht den Muth sich zu freuen finden konnte.

Ist Dein Herr schon zur Gesellschaft in den Saal gegangen? fragte ihn Dübois, als er eingetreten war.

Ich habe keinen Herrn mehr, erwiederte der Knabe mit einigem Stolz, der Graf Robert aber ist in dem Saale, und Alle werden gleich zum Baron Löbau fahren.

Wie verstehe ich das, fragte der Haushofmeister; will der junge Graf Dich von sich entfernen?

Ach lieber Herr Dübois! rief der Knabe und die Thränen flossen ihm über die glühenden Wangen, Alles ist jetzt anders; mein guter, lieber Herr, doch so darf ich ihn ja nicht mehr nennen, das hat er mir streng verboten, er hat es ja mit Ihrem Grafen verabredet, daß ich wieder auf die gelehrte Schule soll, dann auf die Universität, damit ein rechter Gelehrter aus mir werden kann. Indeß er nach Hause reist in Geschäften, soll ich hier bleiben und in der hiesigen Bibliothek studiren; wenn er wieder kommt, will er

mich ſelbſt nach Breslau auf die gelehrte Schule bringen, und bis dahin ſoll ich Sie bitten, mir für dieß viele Geld gute Kleider zu verſchaffen, damit ich wie ſein Freund und Pflegeſohn dort erſcheinen kann, und ihn, meinen lieben Herrn, den ſoll ich nie mehr ſo nennen, ſondern Graf Robert, oder meinen Freund und meinen Beſchützer.

Ich habe es erwartet, mein Sohn, ſagte der Hausbofmeiſter, daß Dein Schickſal dieſe Wendung nehmen würde, und nun, da mein Graf ſich mit ſeinem Verwandten verſtändigt hat, kann ich für Dich thun, was in meinen Kräften ſteht, und brauche nicht mehr zu befürchten, Deinen Beſchützer dadurch zu beleidigen; behalte alſo nur das Geld, mein Söhnchen, es wird Dir auf der gelehrten Schule recht angenehm ſein, wenn Du gleich ein hübſches Taſchengeld mitbringſt, wofür Du Dir manches anſchaffen kannſt, was Du vielleicht ſonſt entbehren müßteſt, und überlaſſe es nur mir, Dich mit Wäſche und Kleidern zu verſorgen, und ich werde es ſchon ſo einrichten, daß ſich der junge Graf Deiner nicht zu ſchämen braucht.

Ach lieber Herr Dübois, rief der Knabe, wie gut ſind Sie, wie gut ſind hier alle Menſchen auf dem Schloſſe! Ach! hätte ich damals wohl hoffen können, daß ich ſolchen Beiſtand finden würde, als unſer Dorf verbrannt und mein Vater getödtet wurde. Ach, mein guter, lieber Vater! fuhr

er laut weinend fort, jetzt könnte ich ihm nun doch wieder Ehre und Freude machen, wenn er lebte und es sehen könnte, wie nun Alles wieder so gut wird. Ist es nicht traurig, daß ich so einsam in der Welt bin, daß Niemand mit Stolz mehr auf mich blicken wird, wenn ich mich auch noch so sehr anstrenge, kein Vater, keine Mutter, kein Bruder und keine Schwester, Alle sind dahin, Alles ist begraben!

Jetzt, sagte Dübois, gerührt von dem Schmerz des Knaben, mußt Du Deinem Beschützer Ehre zu machen streben.

Ach! erwiederte dieser, der Graf ist so gut, so milde gegen mich, aber er ist ein vornehmer Herr, er wird immer mein Wohlthäter bleiben, es wird ihn auch freuen, wenn ich etwas recht Tüchtiges lerne, weil er glaubt, daß es mir dadurch wohl gehen muß; aber welche Ehre kann ich ihm bringen? Welchen Stolz kann er empfinden, wenn er mich betrachtet, wenn ich auch alle Kräfte anstrenge und weit mehr als meine Kameraden leiste? Wenn Du ein recht großer berühmter Gelehrter wirst, antwortete ihm Dübois, so daß andere Gelehrte einmal Deine Lebensgeschichte schreiben, wenn sie dann berichten, wie Du verloren gewesen wärest und die Welt niemals Deine Kenntnisse zu ihrem Segen hätte benutzen können, wenn nicht der Graf Hohenthal als Dein Beschützer aufgetreten und Dich vom Verderben errettet hätte, so daß die Welt seiner Großmuth die Erhaltung eines aus-

zeichneten Geiſtes verdankt, glaubſt Du nicht, daß dann r Graf mit Stolz auf Dich blicken wird, daß Du ihm hre machen kannſt?

Und dann muß auch geſagt werden, rief der Knabe mit ühenden Wangen, indem er ſich in die Arme des Alten arf, wie Herr Dûbois für mich geſorgt hat, wie er mich s der Gemeinſchaft mit den Bedienten errettet hat, und les, alles, was Sie für mich gethan haben, muß erwähnt rden.

Mache nur, daß ich es recht bald erlebe, ſagte der gute te Mann, daß mein Name ſo ehrenvoll genannt wird, dann erde auch ich Dich mit Stolz betrachten; aber bedenke, daß Du erſt noch ſehr Viel lernen mußt, ehe wir alle dieſe Freude aben können.

Daran ſoll es gewiß nicht fehlen, rief der Knabe mit Begeiſterung, das werden Sie ſchon ſehen, ſo lange ich hier in, wie ich Tag und Nacht ſtudiren will. Er ging auch gleich, aus der Bibliothek die nöthigen Bücher zu holen, um ieſen löblichen Vorſatz auszuführen.

Die Geſellſchaft des Schloſſes Hohenthal legte den Weg um Baron Löbau in großer Heiterkeit zurück, denn obgleich er Himmel bedeckt war, ſo war der Tag doch mild, warm, nd der Weg führte durch anmuthige Thäler, die von kla- en Bächen durchrieſelt waren. Der Blick auf die nahen

Gebirge gewährte Mannichfaltigkeit, und das Geläute der weidenden Heerden erregte das Gefühl des Friedens ländlicher Einsamkeit.

Wenn ich mich auch ein wenig davor fürchte, sagte die Gräfin, einen großen Theil der Nacht für die Freuden der Geselligkeit aufopfern zu müssen, so ist es doch, als Spazierfahrt betrachtet, ein großer Genuß, den Weg durch diese Thäler zu machen.

Man gelangte endlich auf Heimburg an, und der Baron Löbau empfing seine Gäste mit sichtbarer Freude. Er hatte befürchtet, da sie später als die übrige Gesellschaft kamen, daß irgend ein Unfall sie überhaupt verhindern würde, ihr Versprechen zu halten, und dieß würde ihm aus vielen Gründen höchst kränkend gewesen sein; denn erstens hielt er den Grafen für den vornehmsten und reichsten von allen seinen Nachbarn, dann hatte er die Absicht, dessen Fest durch das seinige merklich zu überbieten, und endlich beabsichtigte er noch einen Plan auszuführen, von dem er hoffte, daß er ganz besonders zum Glanze seines Festes beitragen sollte.

Die Wolken von übler Laune also, die sich schon auf seiner Stirn gelagert hatten, zerstreuten sich, so wie der Graf mit seiner Gesellschaft den Saal betrat, und er wurde sehr heiter, als die Gräfin und Emilie aufrichtig die schönen Pflanzen und Blumen bewunderten, womit die Säle geschmückt

waren; verdrüßlich wurde er zwar wieder etwas, als einige Tropfen Regen fielen, und trat mit ſichtbarer Unruhe auf den Balkon hinaus; bald aber kehrte er beruhigt zurück, denn der Regen ließ ſogleich wieder nach. Seine näheren Bekannten ſchlugen nun der Geſellſchaft einen Spaziergang in den Park vor. Die Damen betrachteten ihre Kleider und wären gern zurück geblieben; da aber die ganze Geſellſchaft aufbrach, mußte man ſich fügen. Der Baron führte mit unendlicher Selbſtzufriedenheit den Zug an, leitete die Geſellſchaft in der That durch anmuthige Anlagen, die wohl befriedigt haben würden, wenn man ſie einfach, ohne immer zum Bewundern gezwungen zu werden, hätte beſuchen dürfen; da er ſelbſt aber ſich bei einer jeden ſchönen Ausſicht überraſcht und entzückt zeigte, und behauptete, daß er ſie jetzt zum erſten Male bemerkte, obgleich ſeine näheren Bekannten dieſe Ueberraſchung ſchon oft mit ihm getheilt hatten, ſo wurde das Vergnügen der Geſellſchaft ſehr vermindert. Auf dem Bache, der den Park durchſchlängelte, zeigten ſich von Zeit zu Zeit Kähne mit Menſchen, die beſchäftigt waren zu fiſchen. Der Baron ſchalt auf die Freiheit, die ſie ſich genommen hatten, machte aber gegen ſeine Gäſte die Bemerkung, daß die Unverſchämtheit dieſer Menſchen doch dazu beitrüge, in die Landſchaft Leben zu bringen, und daß er ſich gern ſeine Fiſche ſtehlen ließe, da dieſer Umſtand ſeinen

Gäſten zufällig den angenehmen Anblick des regen Lebens in den grünen Buchten verſchaffte. Die Gäſte lobten die Wirkung, die die Fiſcherkähne machten, und bewunderten die Großmuth des Barons, der ſich den Diebſtahl um der malerischen Wirkung Willen gefallen laſſe. Die Fiſcher ließen ſich mit Ruhe ſchmälen und brachten, nachdem ſie ihr Geſchäft vollendet hatten, die Fiſche in die Küche des Barons, wie es ihnen ſchon am vergangenen Tage war befohlen worden. Bei der weiteren Fortſetzung des Spaziergangs gerieth der Baron auf einmal außer ſich, denn eine Heerde auserleſen ſchönen Rindviehes weidete an dem Abhange eines Hügels; er beklagte ſich heftig über die Frechheit des Hüters, daß er ſich erlaube, die Heerde dorthin zu treiben und ſeine junge Anpflanzung dadurch zu zerſtören. Diejenigen unter den Gäſten, die den Baron weniger kannten, hielten ſeinen Zorn in der That für ernſtlich und fürchteten für den Hüter der Heerden; ſeine vertrauteren Bekannten aber machten ihn darauf aufmerkſam, welche ſchöne Wirkung die weidende Heerde zwiſchen den grünen Bäumen mache, und dieſe Bemerkung beruhigte ihn ſichtlich; er machte nun ſelbſt auf die Schönheit des Viehes aufmerkſam, auf den angenehmen Eindruck, den das Geläute der vielen Glocken mache, und unterließ es um ſo lieber auf die Bitte einiger Freunde, den Hüter rufen zu laſſen, um ihn auszuſchelten, weil er nicht

wiſſen konnte, ob der nicht in ſeiner Dummheit den erhaltenen Befehl als Entſchuldigung angeführt haben würde. Dieſe, wie der Baron behauptete, unangenehme Ueberraſchung war kaum vorüber, als ein anderer Gegenſtand ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Man hörte die Töne einer Flöte, die kunſtreich genug geblaſen wurde, um eine angenehme Wirkung im Freien zu machen, und bald entdeckte man auf einem ziemlich groſen Grasplatze weidende Schafe, deren Hüter, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der Virtuoſe war. Der Baron ließ es ſich nicht merken, daß er den jungen Menſchen hatte unterrichten laſſen, und bewunderte die außerordentliche Gabe der Natur mit allen ſeinen Gäſten.

Endlich war Alles erſchöpft, womit der Baron überraſchen und in Erſtaunen ſetzen zu können glaubte, und er führte ſeine Gäſte nach dem Schloſſe zurück. Man konnte wahrnehmen, daß er noch einen Gaſt erwartete, denn ſeine Stirn verdüſterte ſich, als er bemerkte, daß während des langen Spaziergangs Niemand angekommen ſei. Die jungen Leute erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Tanzes, aber der Baron ſuchte dieß zu verſchieben und zeigte lieber den Herren in der Geſellſchaft noch ſeine ſchönen Pferde, die von dieſen aufrichtig bewundert wurden.

Da nun aber durchaus nichts mehr zu zeigen war, ſo

ließ ſich der Anfang des Balles nicht mehr verſchieben, und eben wollte der Baron mit verdrüßlicher Miene die nöthigen Befehle deßhalb geben, als noch eine Equipage vorfuhr; ſichtlich erleichtert ging der Baron dem neuen Gaſte entgegen, den er für's Erſte in ein Seitenzimmer führte.

Die Gräfin hatte auf dieſe kleine Unruhe in der Geſellſchaft nicht geachtet; ſie hatte ein Geſpräch mit einigen Frauen angeknüpft und gab ſich mit höflicher Aufmerkſamkeit der Unterhaltung hin; es überraſchte ſie deßhalb, als der Baron mit der Zierlichkeit der Tage ſeiner Jugend und mit großer Freundlichkeit, ſeinen neuen Gaſt an der Hand, vor ihr ſtand. Meine theure Gräfin, meine edle Freundin, redete er ſie feierlich an.

Die Gräfin war aufgeſtanden, ein zweifelnder Blick ruhte bald auf dem Baron, bald auf deſſen Begleiter, und ſie beherrſchte mit Anſtrengung eine große Bewegung der Seele. Laſſen Sie den Frieden, der unſer Land beglückt, fuhr der Baron fort, auch in die Herzen der Einzelnen bringen; gönnen Sie mir das große Glück, etwas dazu beizutragen, Geſchwiſter, die ſo lange getrennt waren, wieder zu vereinigen; nehmen Sie einen Bruder wieder in Ihrem Herzen auf, und verherrlichen Sie durch eine aufrichtige Verſöhnung und eine herzliche Umarmung das Feſt des allgemeinen Friedens. Die Gräfin hatte ihren Bruder, den ſie ſo unerwartet nach vie-

ten Jahren wieder erblickte, nicht so gleich erkannt; ein heftiges Zittern bebte durch alle ihre Glieder und eine dunkle Röthe flammte auf ihren Wangen; ein Strahl des Zornes traf ihn aus den dunkeln Augen und ein unendlicher Schmerz zuckte um den festgeschlossenen Mund. Als er aber, nachdem der Baron seine Rede geendigt, wirklich mit geöffneten Armen vortrat und die Gräfin an seine Brust drücken wollte, trat diese auf einmal, bleich wie Marmor, einen Schritt zurück, die Lippen bewegten sich, aber kein Ton war vernehmbar; matt erhob sie abwehrend beide Hände und wäre leblos zu Boden gesunken, wenn nicht St. Julien und der junge Graf, die den Auftritt aus der Ferne beobachtet hatten, hinzugesprungen wären und sie in ihren Armen aufgenommen hätten. Der Baron, der mit Sicherheit eine Umarmung der versöhnten Geschwister erwartete, hatte den Musikanten befohlen, so wie sie die Umarmung bemerkten, einen lang anhaltenden Tusch zu blasen; als diese nun die Gräfin in St. Juliens Armen sahen, schmetterten Trompetentöne lange und anhaltend durch den Saal.

Der Graf war in den Seitenzimmern mit einigen Herren im Gespräch gewesen und kehrte mit ihnen nach dem Saale zurück, um die Ursache des Trompetengetöns zu erfahren. Er sah eben die ohnmächtige Gräfin in ein Nebenzimmer bringen und eilte dieser nach. Nur halb und ver-

werren konnte er die Urſache dieſes heftigen Auftritts erfahrenz er drängte den Baron, der ſich entſchuldigen wollte, unfreundlich zurück. Die Gräfin ſah aus wie eine Sterbende; der Arzt verlangte, ſie ſollte gleich hier zu Bett gebracht werden. Mit der letzten Anſtrengung verweigerte ſie dieß und verlangte den Wagen. Der junge Graf eilte ſogleich, ihn vorfahren zu laſſen, und Alle überſtanden mit großer Qual die wenigen Minuten, bis man die Gräfin in den Wagen bringen und den Rückweg nach Schloß Hohenthal antreten konnte.

Der Baron Löbau und ſeine Gäſte blieben erſtaunt über dieſe unerwartete Störung zurück, und als man die Sprache wieder fand, vereinigten ſich alle Stimmen, die Gräfin höchlich über ihr unverſöhnliches Gemüth zu tadeln, obgleich die Klügeren es nicht billigen konnten, daß der Baron dieſe Verſohnung wie ein Schauſpiel, um ſein Feſt zu verherrlichen, angelegt hatte. Der Bruder der Gräfin ſprach wenig und beſeufzte nur ſein Unglück, wodurch ihm jeder Verſuch der Annäherung an ſeine Schweſter ſeit vielen Jahren mißlungen ſei, aber viele der Gegenwärtigen tadelten im Stillen den letzten unſchicklichen Verſuch.

Dem Baron Löbau blieb endlich nichts übrig, als das Feſt fortgehen zu laſſen. Der Tag begann, aber es war ihm verdrüßlich, daß die beſten Tänzer und Tänzerinnen

der Gräfin gefolgt waren, denn nicht nur der junge Graf, St. Julien und Emilie hatten das Schloß des Barons verlassen, sondern auch der Obriſt Thalheim und deſſen Tochter. Indeß bewegte ſich die Jugend bald heiter durcheinander, und der Baron würde ſich von ſeiner Verſtimmung erholt haben, wenn nicht alle Feuerräder bei dem beabſichtigten Feuerwerke verſagt hätten. Ein Schwärmer fuhr unglücklicher Weiſe in einen Strohhaufen und zündete dieſen an, und der Baron vergaß alle Rückſicht für ſeine Gäſte, aus Angſt, daß die nah gelegenen Wirthſchaftsgebäude in Brand gerathen könnten. Ein vom Himmel herabſtrömender Regen endigte zwar bald dieſe Sorge, aber löſchte auch zugleich die Illumination aus, die zum Beſchluſſe das Feſt hatte verherrlichen ſollen.

So vielen Widerwärtigkeiten mußte ſein Geiſt erliegen, und er war ſelbſt froh, als ein Feſt nun zu Ende geführt war, von dem er ſich ſo viele Wirkung verſprochen, und das doch alle ſeine Erwartungen getäuſcht hatte.

Ende des erſten Theiles.

Evremont.

Zweiter Theil.

Druck von M. Breslauer in Breslau.

Evremont.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweiter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

1.

Der Graf war mit seiner Familie auf Schloß Hohenthal angekommen, und auch der Obrist Thalheim und seine Tochter waren dem Wagen gefolgt, weil der Zustand der Gräfin Alles beunruhigte. Auf dem Schlosse herrschte bei der unerwarteten Zurückkunft der Herrschaft große Verwirrung, denn die Dienerschaft hatte sich entfernt, um ihre eigenen Vergnügungen aufzusuchen, in der Ueberzeugung, daß sie die Herrschaft erst gegen den Morgen des kommenden Tages zu erwarten hätten; nur der Haushofmeister war gegenwärtig und der Knabe Gustav, der sich in Studien vertieft hatte. Emilie und Therese entkleideten die Gräfin und brachten sie zu Bette, während der bestürzte Dübois ausschickte, um die weibliche Dienerschaft zusammen zu rufen. Der Graf ging im Saale stumm auf und ab; ein finsterer Mißmuth ruhte auf seiner Stirn, und weder St. Julien noch der junge Graf wagten das Schweigen zu unterbrechen, denn

man sah wohl, daß nicht allein Theilnahme an dem Befinden der Gräfin diesen Mißmuth hervorrief, sondern daß ihn die Oeffentlichkeit des auf Heimburg stattgefundenen Auftritts tief verletzt hatte, und es zeigten sich auf seinem Gesichte Spuren von einem ihm sonst fast völlig fremden Groll, dessen Gegenstand er vielleicht selbst nicht mit Bestimmtheit anzugeben wußte.

Als die Gräfin zu Bette gebracht war, ging der Graf in ihr Schlafzimmer zu ihr. Er fand seine Gemahlin sehr entkräftet und den Arzt eifrig beschäftigt, alle Vorkehrungen für die Nacht zu treffen. Er hatte die Medikamente schon bereitet, deren Gebrauch er verordnete; er gab Dübois hundert Befehle, die dieser mit zitternder Stimme auszurichten versprach, indem er die thränenschweren Augen auf die Gräfin richtete; er verordnete, Wer die Nacht bei der Kranken wachen sollte, und schärfte es dringend ein, ihn sogleich zu rufen, wenn der mindeste Zufall eintreten sollte. Die Gräfin ließ sich schweigend Alles gefallen, fühlte sich aber sichtlich erleichtert, als der Arzt endlich das Zimmer verließ.

Der Graf trat nun an das Bett seiner Gemahlin, und indem er ihre Hand faßte, fragte er mit Theilnahme, ob sie sich besser fühle? Die dunkeln Augen der Gräfin richteten einen matten, aber forschenden Blick auf den geliebten Mann; sie las seine Gedanken und seine Gefühle auf der umwölkten

Stirn, und ſagte mit kaum hörbarer Stimme: Durch Ruhe wird mir beſſer werden, entziehen Sie mir nur Ihre Liebe nicht. Sie hatte dieſe Worte mit bebender Stimme geſprochen, und ihre zitternden Lippen drückten einen Kuß auf die Hand des Gatten, die noch in der ihrigen ruhte. Der Graf beugte ſich überraſcht nieder und küßte die leichenblaſſe Stirn ſeiner Gemahlin. Er zog ſich, wie ſie es wünſchte, zurück, damit ſie, wo möglich, in Einſamkeit und Stille die zu ihrer Erhaltung ſo nöthige Ruhe fände.

Er konnte St. Julien und ſeinem Vetter, die ſeine Zurückkunft mit Aengſtlichkeit im Saale erwartet hatten, wenig Tröſtliches ſagen, und Alle trennten ſich von einander und harrten mit peinlicher Unruhe dem kommenden Morgen entgegen.

Als der Graf ſeine Gemahlin verlaſſen hatte, winkte dieſe Emilien zu ſich und bat ſie dafür zu ſorgen, daß der Obriſt und Thereſe ſich nach Hauſe begeben möchten, damit nicht der alte Mann die Ruhe der Nacht entbehrte; und als Emilie zurück kam und ihr die Nachricht brachte, daß der Graf für die Erfüllung ihres Wunſches ſorgen würde, bat die Kranke, daß nun auch ſie ſich zur Ruhe begäbe, vorher aber alle Dienerſchaft aus dem Vorzimmer entfernen möge. Du weißt, mein Kind, ſagte ſie mit mattem Händedruck und hinſterbender Stimme, ich brauche nur Ruhe, um

mein Uebel zu besiegen. Emilie versprach Alles, und die Gräfin bat sie noch, die Vorhänge ihres Bettes zuzuziehen, damit weder das Nachtlicht, noch der Strahl des kommenden Morgens ihre Einsamkeit und Ruhe stören möge. Es geschah, wie die Kranke es verlangte, und ihre junge Freundin ging dann und befahl im Namen der Gräfin, daß Jedermann das Vorzimmer verlassen und sich zur Ruhe begeben sollte; nur Dübois winkte sie leise herbei und bat ihn zu bleiben. Er neigte sich bejahend und zeigte auf einen Armstuhl, in welchem er die Nacht hinbringen wollte. Sie hatte die Thür des Schlafzimmers geöffnet gelassen, damit der Alte während ihrer Abwesenheit auch das leiseste Geräusch hören könnte, und ging nun hinweg, um sich von dem Putze zu befreien, den sie für den Ball angelegt hatte und noch immer an sich trug. Dieß Geschäft war bald abgemacht; sie kehrte unbemerkt zurück, um auf dem Sopha im Schlafzimmer die Nacht hinzubringen, und rückte leise die Nachtlampe näher, um sich durch Lesen wach zu erhalten.

Bald aber wurde ihre Aufmerksamkeit ungetheilt auf die Kranke gerichtet, die, sich nun völlig einsam wähnend, ihrem gepreßten Herzen durch Klagen und Thränen Erleichterung verschaffte. Habe ich nicht Alles, Alles verloren? hörte sie diese mit leiser, zitternder Stimme zu sich selber sagen. Habe ich nicht das Gräßlichste erlebt? War ich nicht am

Rande des Wahnsinns und in der furchtbaren Verzweiflung, zwangen mich nicht heilige Gefühle, dieses Mannes rettende Hand zu ergreifen? Und nun! muß ich nun noch den letzten Halt im Leben, muß ich noch seine Achtung, sein Vertrauen und seine Liebe verlieren? Und muß ein unwürdiges Gaukelspiel die entsetzlichsten Bilder aus der Vergangenheit hervorrufen, um den so mühsam errungenen scheinbaren Frieden grausam zu zerstören?

Die Klagen gingen in rührende Gebete um Trost über und um Stärkung, um das Rechte thun zu können. Die Worte gingen endlich in einem leisen Schluchzen unter, und nach kurzer Zeit verstummte auch dieses. Emilie näherte sich leise dem Bette und öffnete behutsam den Vorhang; sie sah, daß die Gräfin aus völliger Entkräftung in Schlummer gesunken war, und hoffte, daß die Ruhe auf jeden Fall wohlthätig auf die Kranke wirken würde. Emilie kehrte nun zu ihrem Buche zurück, aber die fortwährende Stille, die ruhigen, obwohl matten Athemzüge der Gräfin beruhigten nach und nach ihr Gemüth, und die Natur übte ihr Recht aus. Sie empfand nun die Müdigkeit, die sie, durch mancherlei ängstliche Sorgen und Anstrengungen aufgeregt, früher nicht gefühlt hatte; unwillkührlich lehnte sich ihr Kopf in die Kissen des Sophas zurück, die Augenlieder senkten

ſich über die glänzenden Augen; die Gegenwart entſchwebte ihren Sinnen und bunte Traumbilder umfingen ihren Geiſt.

Die Gräfin war nach einigen Stunden erwacht und fühlte ſich etwas geſtärkt; ein langes, mit Ueberlegungen abwechſelndes Gebet ließ einen Entſchluß in ihrer Seele reifen, den ſie ſchon oft gefaßt, aber immer nicht den Muth gehabt hatte auszuführen. Sie öffnete die Vorhänge ihres Bettes mit ſchwacher, zitternder Hand, um zu ſehen, ob der Tag ſchon ſo weit vorgerückt ſei, daß ſie ohne große Störung durch ihre Klingel Jemanden herbeirufen könne, und ihre Blicke fielen auf Emilie, die, vom Schlummer geröthet, wie eine junge Roſe ruhte und den Strahl des Morgens zu erwarten ſchien, um alle Pracht der Schönheit zu entfalten. Gerührt betrachtete die Kranke die liebliche Geſtalt und erkannte mit Dankbarkeit die Liebe, die ſie beſtimmt hatte, den Schlaf der Nacht entbehren zu wollen, und lächelte, wie dennoch die Natur dieſe Liebe überwunden habe und der Schlummer ſie mit ſeinen ſüßeſten Banden umfinge. Emilie, rief ſie mit ſchwacher Stimme und bemerkte, als ihre junge Freundin aus leichtem Schlummer aufſprang, daß auch die Thüre des Schlafzimmers mit Behutſamkeit, ohne Geräuſch, halb geöffnet wurde und das greiſe Haupt des alten Hausbefmeiſters ſich hineinbeugte, deſſen treue Augen auf die leidende Herrin mit Liebe und Sorge blickten.

Auch Sie, mein guter Dúbois, rief die Gräfin, auch Sie haben die Ruhe der Nacht um meinet Willen verloren?

Ich danke Gott für die Gnade, erwiederte der alte Mann, indem die Thränen über seine bleichen Wangen floſsen, daß er unsere geliebte Herrin erhalten hat; was liegt an einigen Stunden Schlaf.

Die Gräfin winkte ihn zu sich und sagte gerührt: Versprechen Sie mir jetzt zur Ruhe zu gehen, mir ist um Vieles besser; Sie müssen es thun, damit ich mich nicht um Ihre Gesundheit ängstige. Der alte Mann küßte die ihm dargebotene Hand der Gräfin mit inniger Ergebenheit und entfernte sich, um die Ruhe zu suchen, weil sie es wünschte.

Emilie hatte sich dem Lager der Kranken genähert, und diese sagte nun: Zuerst, mein liebes Kind, schaffe alle Medikamente bei Seite; Du darfst wohl wissen, daß nicht die Verordnungen des Arztes meine Uebel heilen können, aber wir wollen ihn damit nicht kränken; sage nur, daß ich Alles, wie er es gewollt, gebraucht habe und ich mich viel besser fühle; daß ich aber nur ruhen wolle und durchaus Niemanden sprechen, auch ihn nicht, denn ich könnte ein Gespräch mit ihm jetzt nicht wohl ertragen.

Als Emilie diesen Wunsch der Gräfin erfüllt hatte und zu deren Lager zurückkehrte, fand sie die Kranke sehr bewegt und blickte erschrocken in das bleiche, mit Thränen bedeckte

Gesicht. Kehre Dich nicht an meinen Schmerz, sagte die Gräfin, indem sie mit schwacher Hand ihre junge Freundin zu sich zog, ich habe mir selbst eine Pflicht auferlegt, und ich muß, ich will sie erfüllen, wenn auch mein Herz darüber brechen sollte; wenigstens werde ich dann in Frieden mit mir selber sterben. Emilie kniete am Bette der Gräfin nieder und küßte die zitternde, magere Hand ihrer mütterlichen Freundin mit heißen Thränen. Die Gräfin streichelte die blonden Locken der Knieenden und sagte: Wir wollen uns nicht erweichen, mein gutes Kind, ich wollte Dich bitten, einen wichtigen Auftrag für mich auszurichten, suche Dich also zu fassen. Emilie erhob sich und stand da, erwartend, was die Gräfin von ihr verlangen würde. Nach einigem Zögern beschrieb ihr diese ein Kästchen, welches sie in ihrem Schreibtische verwahrte, und bat es ihr zu bringen. Emilie fand es bald und kehrte damit zu der Kranken zurück, die eine Feder daran drückte, worauf der Deckel aufsprang, und es ließen sich darin mehrere Papiere und ein kleines Bild bemerken, welches zu Emiliens Erstaunen eine große Aehnlichkeit mit St. Julien hatte. Die Gräfin bedeckte dieses Gemälde sogleich, nahm ein Paket Papiere heraus und ließ den Deckel des Kästchens wieder zufallen, und Niemand würde leicht die verborgene Feder gefunden haben, durch die es die Besitzerin zu öffnen verstand.

Die Kranke betrachtete ſinnend die Papiere in ihrer Hand und ſagte dann mit matter, aber entſchloſſener Stimme: Sobald der Graf aufgeſtanden iſt, begib Dich zu ihm und übergib ihm dieſe Papiere; bitte ihn, ſie alsbald zu leſen und, wenn er ſie geleſen hat, zu mir zu kommen, um mich ſogleich den Eindruck kennen zu lehren, den ſie auf ſein Gemüth gemacht haben. Bitte ihn um die Menſchlichkeit, mich nicht länger, als es nöthig iſt, in der fürchterlichen Qual dieſer Ungewißheit zu laſſen; ſage ihm, es ſei mein Vorſatz geweſen, daß er den Inhalt erſt nach meinem Tode erfahren ſollte, aber die Ereigniſſe des geſtrigen Tages hätten mir die Nothwendigkeit gezeigt, ihn ſchon jetzt damit bekannt zu machen. Gehe nun und richte dieß ſogleich aus, damit nicht die elende Feigheit der menſchlichen Natur mich beſtimme, meinen Vorſatz wieder zu ändern. Der Graf hatte ſein Lager nach wenigen Stunden, in denen er die Ruhe vergeblich ſuchte, wieder verlaſſen; es kämpften mancherlei Gefühle in ſeiner Seele; er fühlte ſich ſeiner Gemahlin ſo innig verbunden, er achtete ihren Geiſt, er ehrte ihren Charakter; es war die einzige Frau, die ihm jemals eine heftige Leidenſchaft eingeflößt hatte; dieſe hatte ſie nach kurzem Widerſtande durch die Verbindung mit ihm, wie er damals meinte, auf's Schönſte befriedigt. Sie hatte ihm nicht die gleiche Leidenſchaft geheuchelt, aber ihm ihre innige, zärtliche Freundſchaft verſichert.

Er durfte damals hoffen, in der Verbindung mit ihr ihr Herz lebhafter zu rühren; er ahnete das Glück, eine blühende Nachkommenschaft um sich zu sehen, und hoffte, die Mutter seiner Kinder würde dann ihre scheue Zurückhaltung aufgeben, und die gemeinsame Zärtlichkeit und Sorge würde sie mit ihm in inniger und herzlicher Liebe vereinigen. Wie ganz anders hatte sich Alles gestaltet. Ein heimlicher Gram nagte an dem Leben seiner Gemahlin und hatte sie verhindert, die Jahre der Jugend heiter zu genießen, und nicht einmal das hatte seine ausdauernde Liebe errungen, daß sie ihm ein Vertrauen geschenkt hätte, welches der alte sie begleitende Diener besaß; er überraschte sie oft in Thränen, wenn er ihr Freude hatte bereiten wollen, und nichts hatte sie vermocht, ihm den Quell der Thränen zu zeigen, den jener alte Diener kannte. In diesem innerlich nagenden Schmerze war sie früh verblüht, und auch die Hoffnung, einen Sohn als Stütze und Trost seines Alters heranwachsen zu sehen, war getäuscht worden, und er mußte sich gestehen, daß er sein ganzes Leben in trauriger Einsamkeit des Herzens hingebracht hatte. Er fühlte mit lebhaftem Schmerz, daß etwas Fremdes, Scheidendes zwischen ihm und seiner Gemahlin stehe, er mußte es sich sagen, daß, wie einig sie in allen edeln Empfindungen auch wären, wie sehr sie sich

gegenseitig schätzten und ehrten, doch die wahre innige Vereinigung fehle, die allein das Leben beglückt.

Es hatte ihn immer befremdet, daß die Gräfin jede Annäherung an ihren Bruder mit Widerwillen zurückgewiesen hatte, und tief im Herzen verletzte ihn jetzt der Abscheu, den sie öffentlich gegen diesen gezeigt hatte; auch erfüllte es ihn mit Unmuth, wenn er daran dachte, welche Gespräche nach diesem unangenehmen Auftritte in der Nachbarschaft entstehen würden; er zürnte über den Baron, der alles Dieß durch seine kindische Thorheit veranlaßt hatte, und grollte doch auch mit der Gräfin, die eine so unnatürliche Abneigung gegen ihren einzigen Bruder öffentlich gezeigt hatte.

In diesen verschiedenen Empfindungen, die in seinem Busen sich nicht ausgleichen und ordnen wollten, wurde er von seinem jungen Vetter überrascht, der, wie es verabredet war, reisen wollte, aber vorher noch über das Befinden seiner Tante Erkundigungen einzuziehen wünschte. Der Graf empfing ihn liebreicher als je, er fühlte inniger als sonst das Bedürfniß, Jemanden zu haben, der ihm angehörte, und er drang lebhaft in seinen jungen Verwandten, sobald als möglich zu ihm zurück zu kehren. Der junge Graf, obwohl er mit Dankbarkeit die Zuneigung erwiederte, die ihm so unverholen entgegen kam, wurde bestürzt über die Weichheit, die sein Oheim nicht beherrschen konnte; er fürchtete, um

die Gesundheit der Gräfin stehe es schlimmer, als man ihm sagte, und er nahm sich vor, sie wo möglich vor seiner Abreise noch zu sehen. Er verließ den Grafen, als Emilie eintrat, blieb aber im Vorzimmer, um durch diese die Erlaubniß zu erbitten, von seiner Tante Abschied zu nehmen.

Emilie richtete den Auftrag der Gräfin weinend aus. Es war ihr, als ob sie den Willen einer Sterbenden berichtete. Der Graf empfing das Paket mit bewegtem Gemüthe und erwiederte mit unbeherrschter Rührung, daß er dem Verlangen der Gräfin genau nachkommen werde. Er verschloß sich in sein Kabinet, sobald er allein war, um sein Wort zu erfüllen.

Als Emilie zur Gräfin zurückkehren wollte, traf sie auf den jungen Grafen, der ihr sein Anliegen vortrug; sie versprach ihm, seinen Wunsch der Gräfin mitzutheilen, machte ihm aber wenig Hoffnung zu dessen Erfüllung, weil die Kranke erklärt habe, daß sie zu schwach sei, selbst den Arzt zu sprechen, und vor allen Dingen Ruhe bedürfe. Es war also Emilien selbst überraschend, als die Gräfin nach kurzem Besinnen erklärte, daß sie den jungen Grafen sehen wollte, und Emilien bat, ihn sogleich herein zu führen. Dieser erschrak sichtlich, als er sich dem Lager der Kranken näherte und bemerkte, welche Verwüstung eine Nacht des Leidens hervorbringen kann. Die Gräfin bat ihn, sich neben ihr

Bett zu ſetzen, und ſagte, indem ſie ihm die Hand reichte: Sie wollen uns verlaſſen, mein lieber Vetter, ich weiß, es iſt nothwendig und Ihre Reiſe läßt ſich nicht aufſchieben; aber ich bitte Sie, eilen Sie recht bald zu uns zurück. Ich weiß, Sie haben geglaubt, daß ich Ihnen den Weg zu dem Herzen des Grafen verſchließe; Sie haben mir Unrecht gethan, es iſt nie ſo geweſen; mein Unrecht gegen Sie beſteht einzig darin, daß ich mich zu ſelbſtſüchtig in meinen eigenen Gram verloren habe und deßwegen nicht an die Verwandten meines Gemahls dachte; dieß Unrecht bitte ich Ihnen ab. Wenn Sie zurückkommen, werden Sie mich vielleicht beſſer finden, und dann, hoffe ich, werden Sie ſich wohl in dem Hauſe liebevoller Verwandten fühlen, und jedes Mißtrauen gegen mich und den Grafen wird ſchwinden. Vielleicht aber finden Sie mich bei Ihrer Rückkehr nicht mehr, vielleicht ſind dann ſchon alle meine Leiden geendigt; dann, mein theurer Vetter, dann bringen Sie ein kindliches Herz für Ihren Oheim mit und laſſen Sie ihn fühlen, daß er nicht verarmt an Liebe iſt, wenn auch mein Herz nicht mehr für ihn ſchlägt.

Der junge Graf wollte antworten, aber die Wehmuth beherrſchte ſeine Stimme. Die Gräfin ſchien ihm ſo krank, daß er in der That fürchtete, dieß ſeien die letzten Worte, welche dieſer Mund jemals zu ihm ſprechen würde; er beugte

sich über ihre Hand und benetzte sie mit heißen Thränen, indem er sie küßte. Lassen Sie uns jetzt scheiden, sagte die Kranke, indem sie die Hand des jungen Mannes schwach drückte. Ich darf nicht die letzten Kräfte meines Lebens in Rührung und Wehmuth auflösen, ich muß mich sammeln, um wenigstens noch ein Mal meinen Gemahl sprechen zu können. Nicht wahr, Ihr Versprechen habe ich, Sie werden sich mit Liebe an sein edles Herz schließen? Es soll die Aufgabe meines Lebens sein, rief der junge Graf, sein Wohlwollen zu verdienen. So leben Sie nun wohl, sagte die Kranke, vielleicht sehen wir uns wieder.

Der Himmel kann nicht so grausam sein, erwiederte der junge Graf, er wird uns allen Ihr theures Leben erhalten.

So lassen Sie uns denn in dieser Hoffnung scheiden, sagte die Kranke mit matter Stimme, und Emilie führte den jungen Grafen hinaus, der seine Bewegung nicht beherrschen konnte und in seine Begleiterin drang, ihm zu sagen, welche Hoffnung sie hege. Diese antwortete ihm nur mit Thränen und deutete mit der Hand nach oben, zum Zeichen, daß sie nur vom Himmel Hülfe erwarte. St. Julien hatte sich einige Mal im Vorzimmer der Gräfin gezeigt, um nach ihrem Befinden zu fragen, jetzt traf er auf den jungen Grafen, und dieser theilte ihm in heftiger Bewegung

die Unterredung mit, die er eben mit seiner Tante gehabt hatte. Beide Freunde trennten sich hierauf mit Thränen, und der junge Graf beschwor St. Julien, ihm einen Eilboten zu schicken, wenn der Zustand der Gräfin schlimmer werden sollte, da er aus Rücksicht für seine Eltern seine Reise nicht aufschieben dürfe.

St. Julien suchte den Grafen auf, um in dessen Nähe Trost in der quälenden Unruhe zu finden, die ihn zu zerstören drohte; dieser hatte sich in sein Kabinet verschlossen und war für Niemand zugänglich. Der bekümmerte junge Mann schlich nun zu Dübois, der ihn dadurch einiger Maßen aufrichtete, daß er ihm vertraute, wie die Gräfin schon oft in so bedenklichem Zustande gewesen sei, daß ihr aber Gott jedes Mal die wunderbare Kraft gewährt habe, sich durch den starken Willen der Seele wieder zu erheben, und daß er auch dieß Mal nicht verzage, wiewohl er zu den Mitteln des Arztes nicht das mindeste Vertrauen habe.

So schwach dieser Trost auch war, so ergriff ihn St. Julien doch als eine sichere Hoffnung; er konnte den Gedanken nicht fassen, daß die Gräfin aus dem Leben scheiden sollte; es schien ihm, als würden dadurch die Wurzeln seines eignen Daseins gestört.

Dübois kehrte nach dem Vorzimmer der Kranken zu-

rück und St. Julien begleitete ihn. Auf die leise Frage des Haushofmeisters erwiederte Emilie, die Gräfin sei ruhig, wolle aber Niemanden sprechen, als den Grafen, und auch diesen nur, wenn er von selbst käme, rufen sollte ihn Niemand. Der junge Mann hörte die ihm so theure Stimme, die Jederman den Eintritt versagte, er schlich also hinweg und suchte auf einem langen einsamen Spaziergange sein klopfendes Herz zu beruhigen.

Der Graf hatte das Packet aus Emiliens Händen empfangen, er hatte sich in sein Kabinet verschlossen, um es sogleich, wie seine Gemahlin es wünschte, zu lesen, und dennoch kam es ihm seltsam und fremd vor, daß er sich mit todten Buchstaben beschäftigen sollte, in den Augenblicken, da die Krankheit des theuersten Wesens ihm die Seele mit so lebhafter Unruhe erfüllte. Warum sollte er überhaupt lesen, was sie ihm mit wenigen Worten sagen konnte? In allen Dingen, auch hierin, schloß er seine Betrachtungen endlich, will ich ihr meine Liebe beweisen, ich will jedes andere Gefühl beherrschen, jeden anderen Gedanken verbannen und thun, was sie von mir fordert. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch, löste das Siegel, entfaltete die Blätter und las Folgendes:

II.

Wenn dieſe Blätter in die Hände meines Gemahls fallen, hob die Handſchrift der Gräfin an, dann hat vielleicht das Herz aufgehört zu ſchlagen, das ihn ſo innig liebte und ehrte, und dennoch nie den Muth finden konnte, ihn in die Tiefe des Jammers blicken zu laſſen, an dem es verblutete. Ach! nur zu gewiß iſt es, die erſte Falſchheit führt unſägliche Verwirrung herbei und kettet ein Unrecht an das andere. Hätte ich ſprechen dürfen vor unſerer Verbindung, wie mein Gefühl mich trieb', ich hätte mir ſelbſt und auch dem theuerſten Freunde meines Herzens all den Kummer erſpart, der aus dem Gefühle entſpringen mußte, daß ich ihn fortwährend über mich täuſchte. Hätte ich auch ſpäter geredet, ſo wäre dann vielleicht die Innigkeit auch eingetreten, die mir den dornenvollen Pfad des Lebens erleichtert hätte, aber die Furcht, daß mein theurer Gemal das erſte Verſchweigen nicht verzeihen würde, ſchloß fortwährend meine Lippen, und wir wandelten durch meine Schuld zwar neben einander, aber nicht mit einander auf dem Pfade des Lebens. Der tiefe Schmerz über dieß Unglück und über mein Unrecht, wodurch es herbei geführt worden iſt, beſtimmt mich, alle erlittenen Qualen noch ein Mal durchzufühlen und dieſen Blättern meine Leiden zu vertrauen, damit

ſie ein Mal, wenn auch erſt nach meinem Tode, meinen Gemahl das Weſen ganz kennen lehren, das ſo unglücklich an ſeiner Seite wandelte und ach! in der Verbindung mit ihm ſo glücklich hätte ſein können, wenn ſein früheres Leben ſich hätte anders geſtalten wollen. Sein großmüthiges Herz wird dann vielleicht meine Qual beweinen und das Verſchweigen dieſer Qual verzeihen.

Ich muß, um über mich ſelbſt vollkommenen Aufſchluß zu geben, der Jugend meiner Eltern erwähnen. Mein Vater war in ſeiner Jugend ein ſchöner Mann; er war einer der reicheren Edelleute und ſeine Umgebung hielt ihn für liebenswürdig. Ich habe kein Urtheil darüber, denn ich habe ihn in ſo früher Kindheit verloren, daß ſein Bild nur ſchwach in meiner Erinnerung dämmert. Er war Proteſtant, und die Aufklärung, die in der Zeit ſeiner Jugend ſich aller ausgezeichneten Menſchen bemeiſterte, ergriff auch ihn und ließ ihn in aller Religion nur eine weltliche Anſtalt ſehen, durch welche die Moralität des Volks erhalten und den Fürſten das Regieren erleichtert würde; bei dieſen Geſinnungen fiel es ihm nicht ein, daß die Religion jemals ein Hinderniß ſeiner Wünſche ſein könnte, und er überließ ſich der Liebe zu meiner Mutter, ohne nur daran zu denken, daß ſie der katholiſchen Kirche angehörte.

Meine Mutter war von beſchränkten Eltern geboren,

und ihre Erziehung wurde durch den Beichtvater ihrer Mutter geleitet; alſo war es begreiflich, daß ſie nur einen Weg zur Seligkeit kannte und außerhalb ihrer Kirche nur Verderben erblickte. Mein Vater ſetzte ſeine Bewerbungen fort und fand ſelbſt Mittel, den einflußreichen Beichtvater für ſich zu gewinnen, indem er mit jugendlichem Leichtſinn den beſchränkten Prieſter hoffen ließ, die Verbindung mit meiner Mutter könne ihn wohl beſtimmen, ſich in den Schooß der katholiſchen Kirche in der Zukunft aufnehmen zu laſſen; nur jetzt, gab er zu verſtehen, machten es ihm weltliche Rückſichten unmöglich, daran zu denken. Er erlaubte ſich dieſe Falſchheit ohne Vorwürfe ſeines Gewiſſens, denn ihm war die Religion überhaupt gleichgültig, und er betrachtete es als ein unſchuldiges Mittel, ſeinen Zweck zu erreichen, wenn er auf dieſe Weiſe einen Prieſter und durch ihn meine Mutter hinterging.

Es iſt natürlich, daß die Neigung meiner Mutter für meinen Vater mächtig in ihrem Herzen wuchs, da die Hoffnung ſich damit verband, ſein ewiges, wie ſein zeitliches Glück zu begründen, und es iſt begreiflich, daß auch die Eltern bald für einen Plan gewonnen wurden, den der Beichtvater unterſtützte. Mein Vater hütete ſich den Hoffnungen auf ſeine Bekehrung zu widerſprechen und ließ alle Schritte geſchehen, ohne eine andere Anſicht über die Religion der

Kinder auszusprechen, die aus dieser Ehe entspringen könnten, als die, welche von seinen Schwiegereltern angenommen wurde, und diese glaubten, daß die Kinder eines Mannes, der selbst sich mit der katholischen Kirche vereinigen wollte, nicht anders, als in den Grundsätzen dieser Kirche erzogen werden könnten.

Mit dieser Falschheit von der einen und Beschränktheit von der andern Seite wurde die Verbindung geschlossen, und meine Mutter sah wenige Wochen nach ihrer Vermählung trotz der Beschränktheit des Geistes, in der man sie hatte aufwachsen lassen, daß an eine Bekehrung meines Vaters nicht zu denken sei, und er verwundete ihr Herz, wenn er sich schonungslos darüber zu scherzen erlaubte, durch welche Mittel er sie gewonnen habe. Die Gesellschaft meines Vaters bestand aus jungen Leuten, die mehr oder weniger seinen Meinungen über Religion anhingen, und meine Mutter mußte oft Gespräche anhören, von denen sie in frommer Einfalt glaubte, ihr frevelhafter Inhalt müsse das Feuer des Zornes vom Himmel herunter auf die sträflichen Häupter der Leichtsinnigen rufen.

Mit Schmerzen sah der Beichtvater, wie gröblich er sich hatte täuschen lassen, und die Eltern der unglücklichen Frau suchten durch fromme Werke den Himmel wegen ihres Irrthums zu versöhnen. In dieser Lage der Dinge wurde die

Schwangerschaft meiner Mutter fast wie ein Unglück betrachtet, denn man fürchtete mit Recht, daß auch die Kinder der katholischen Kirche würden entzogen werden und so auch diese Seelen verloren gehen würden. Indeß wurde es nothwendig, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen, und wie man es befürchtet hatte, lachte mein Vater nur über die Hoffnung, daß er die Erlaubniß geben würde, seine Kinder katholisch zu erziehen. Man bediente sich selbst der List, um ihn dazu zu vermögen, sein stillschweigend gegebenes Versprechen zu erfüllen, indem man ihm vorstellte, da ihm alle Religion gleichgültig sei, so könne er ja leicht zugeben, daß die Mutter, die sich nicht zu seinen Ansichten erheben könne, den Trost habe, daß die Kinder ihren Glauben theilten. Mein Vater stellte die weltlichen Nachtheile dagegen auf, die seinen Kindern aus dem Bekenntnisse der katholischen Religion erwachsen müßten, und nach langem Unterhandeln konnte endlich nur mit Mühe erreicht werden, daß die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter aber dem Glauben der Mutter folgen sollten.

Jetzt stiegen eifrige Gebete zum Himmel empor, das Kind, welches meine Mutter noch unter ihrem Herzen trug, möge eine Tochter sein, ganz entgegen den gewöhnlichen Wünschen der Familien, die einen Sohn eifriger als eine Tochter zu erbitten pflegen. Auch diese Gebete erhörte der

Himmel nicht, und das Entzücken der jungen Mutter war mit Schmerz vermiſcht, als man ihr nach überſtandener Qual den neugebornen Sohn hinreichte. Die Freude des Vaters war laut und heftig, ein glänzendes Feſt ſollte die Taufe des Neugebornen verherrlichen, und mit innerlichem Schauder ſahen Mutter und Schwiegereltern den proteſtantiſchen Prediger die heilige Handlung verrichten. Der Beichtvater meiner Mutter tröſtete ſie mit dem Gedanken, daß noch nichts verloren ſei, weil die Taufe, in welcher Kirche ſie auch gefeiert werde, immer die gleiche Gültigkeit habe und es immer noch in der Macht meiner Mutter ſtände, die junge Seele dem wahren Heile zuzuwenden.

Dieſer Gedanke entzündete eine neue Hoffnung in der Bruſt der unglücklichen Frau und wendete ihre leidenſchaftliche Liebe dem Kinde zu, deſſen Seelenheil ſie gefährdet wähnte. Wenn ſie in blinder Zärtlichkeit ſich ganz dem Kinde hingab, alle ſeine Wünſche befriedigte, ſelbſt die, welche der verkehrteſte Eigenſinn ausſprach, ſo täuſchte ſie ſich ſelbſt und bildete ſich ein, es geſchähe, um ſich die Liebe des Sohnes um jeden Preis zu erhalten, um ihn durch dieſe Liebe ſpäter zum wahren Heil zu leiten; es entging ihr der Widerſpruch, daß ſie den ſpäter leiten wollte, von dem ſie ſich ſchon als Kind völlig beherrſchen ließ. Mein Vater zog das Kind ebenfalls an ſich, weil er ihn mit dem gewöhnlichen Stolz

der Väter als Fortpflanzer seines Namens betrachtete, und weil er den Plänen der Mutter, die er gar wohl bemerkte, entgegen wirken wollte, und so kam es, daß dieses Kind im frühesten Alter der unumschränkte Gebieter des Hauses war, dessen eigensinnigste Launen auch die Bedienten als Befehle zu betrachten sich gewöhnten.

So verwöhnt war dieses Kind sechs Jahre alt geworden, und als meine Eltern die Aussicht auf weitere Nachkommenschaft schon fast aufgeben zu müssen glaubten, fühlte meine Mutter zum zweiten Male die Hoffnung, einem Kinde das Dasein zu geben. War schon bei der ersten Schwangerschaft das Flehen um eine Tochter inbrünstig gewesen, so wurden jetzt weder Gebete noch Gelübde gespart, und meine Mutter gelobte dem Himmel, Falls er ihr eine Tochter schenken würde, sie dem Dienste des Himmels zu weihen, um in ununterbrochenen Gebeten die Bekehrung des Vaters wie des Bruders zu erflehen.

Dieß Mal wurden ihre frommen Wünsche erhört, und ich Unglückliche erblickte das Licht des Tages. Meine Mutter empfing mich mit Entzücken in ihren Armen, aber nicht als ein Kind legte sie mich an die mütterliche Brust, sondern als ein Sühnopfer, welches sie wähnte vom Himmel errungen zu haben; nicht um mein selbst Willen widmete sie mir ihre Sorge und Pflege, sondern weil ich nun da war, um

ein ganzes Leben hindurch für einen begünſtigten Bruder zu beten. Auch mein Vater begrüßte meinen Eintritt in's Leben nicht mit Liebe; er blickte mit Kälte auf mich, weil er die ihm unangenehme Verpflichtung hatte, mich in der katholiſchen Kirche erziehen zu laſſen, denn es ging ihm, wie vielen Freigeiſtern, die ich ſpäter kennen lernte, die alle Religion hinwegſpotten wollten und doch ihren Geiſt von den Feſſeln nicht löſen konnten, in denen die Sekte ſie hielt, in der ſie geboren waren.

War die Feierlichkeit bei der Taufe meines Bruders groß geweſen, ſo wurde um ſo ſtiller die heilige Handlung begangen, die mich auf katholiſche Weiſe zur Chriſtin weihte. Da mein Vater mich der Erziehung meiner Mutter und dem Einfluſſe ihres Beichtvaters überlaſſen mußte, ſo gewöhnte er ſich, mich von der Geburt an als ein ſeiner nicht würdiges Weſen anzuſehen, und betrachtete um ſo mehr, meinen Bruder als ſeinen Stolz und ſein Eigenthum, und ſo kam es denn, daß meine Erziehung von der früheſten Kindheit an ganz ſo eingerichtet wurde, daß ich dem Zwecke, wozu man mich beſtimmte, einem Bruder das Heil zu erringen, einſt vollkommen entſprechen könnte.

Ich war kaum fünf Jahre alt, als ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde das Leben meines Vaters in Gefahr brachte. Es war ihm nicht entgangen, welche Pläne meine

Mutter mit mir hatte, ob er gleich nicht ahnete, daß ich geopfert werden ſollte, um ſeine eigene wie meines Bruders Bekehrung zu erbeten; da ich aber ſeinem Gefühl völlig fremd blieb und er alle Neigung allein ſeinem Sohne zuwendete, ſo war ihm der Plan meiner Mutter in ſofern lieb, als meinem Bruder dadurch der ungetheilte Beſitz des Vermögens geſichert wurde, welches durch die Verwaltung meines Vaters bedeutend war vermindert worden. Da ihm der gefährliche Zuſtand ſeiner Geſundheit nicht verborgen bleiben konnte, ob er gleich von den Aerzten noch einige Zeit nach dem unglücklichen Sturze erhalten wurde, ſo richtete er ſein Teſtament ganz zum Vortheile meines Bruders ein, und da meine Mutter während ſeiner Krankheit einige Mal ſeine Bekehrung mit Hülfe des Beichtvaters verſucht hatte, ſo erregte dieß nicht nur ſeinen Zorn, ſondern auch die Sorge, daß nach ſeinem Tode derſelbe Eifer für die Seele meines Bruders ſich zeigen würde, und er ernannte einen Vormund aus der Zahl ſeiner Freunde, der meinen Bruder zu ſich nehmen und ſeine Erziehung leiten ſollte, damit, wie er unverholen äußerte, der Knabe nicht durch die Mutter den Händen der katholiſchen Prieſter übergeben werden möchte.

Meine unglückliche Mutter erfuhr alſo den doppelten Schlag des Geſchickes, daß ſie den Mann ihrer Liebe verlor, ohne, wie ſie meinte, ſeine Seele gerettet zu haben, und daß

gleich nach deſſen Tode ihr auch der Sohn entriſſen wurde, um deſſentwillen ſie nur noch lebte.

Da es nun durch die Entfernung des Knaben der trauernden Mutter unmöglich gemacht wurde, unmittelbar für ſeine Bekehrung zu wirken, in welchem Gedanken ſie einen ſchwachen Troſt beim Tode des Mannes gefunden hatte, ſo blieb nichts übrig, als mittelbar durch ihr und mein Gebet dahin zu wirken, und ich wurde zu allen geiſtlichen Uebungen ſchon in dieſer zarten Jugend angehalten.

Da es wie eine ausgemachte Sache betrachtet wurde, daß mein Leben dem Dienſte Gottes im Kloſter geweiht ſei, ſo hegte ich ſelbſt auch keinen andern Gedanken, und da meine Mutter den Einfluß lebensfroher Geſpielen fürchtete, ſo erzog ſie mich in völliger Einſamkeit; ich ſah beinah nur den Beichtvater und ſie; und als Grund für dieſe Zurückgezogenheit wurde ohne Hehl meine Beſtimmung zum Kloſterleben angeführt, ſo daß ich nicht Theil nahm an den wenigen Geſellſchaften, die meine Mutter beſuchte, und auch das Geſellſchaftszimmer verließ, wenn zuweilen Beſuch bei uns erſchien.

Ich fügte mich ohne Zwang und ohne Klage in dieſe Einſamkeit; ich lebte in Träumen, die meine Phantaſie erzeugte; ich bildete mir innerlich ein wunderbares, reiches Leben und hielt mich ſo für alle äußeren Entbehrungen ſchadlos. Mein lebhafter Geiſt, der mit nichts genährt wurde,

mußte alle Beſchäftigung in ſich ſelber ſuchen und führte mich oft an die Gränze des Wahnſinnes, denn ich glaubte ſelbſt an meine wachen Träume. Die einzige Störung dieſes einſamen, träumeriſchen Lebens trat ein, wenn uns mein Bruder, von ſeinem Vormunde begleitet, beſuchte. Der muntere Knabe verſpottete die werdende Nonne, und wenn er prahlend von der Heiterkeit ſeines Lebens erzählte, ſo regte ſich zuweilen die Sehnſucht in meiner Bruſt, Theil an ſeiner Freude zu nehmen. Auf meine Mutter machten dieſe Beſuche, nach denen ſie ſich ſo heftig ſehnte, jedes Mal den traurigſten Eindruck, und unſere Gebete in der Einſamkeit wurden verdoppelt, um eine Bekehrung zu erflehen, die immer zweifelhafter zu werden ſchien.

Mein Bruder hatte ungefähr das Alter von ſechzehn Jahren erreicht, als ich bemerkte, daß ſein Betragen gegen uns anders wurde. Er kam jetzt zuweilen allein, theils weil ſeinem Vormunde der Aufenthalt bei uns langweilig war, theils weil er glaubte, mein Bruder ſei ſo befeſtigt in ſeinen religiöſen Anſichten, daß die Mutter keinen Einfluß mehr auf ihn würde ausüben können. Dieſe Beſuche gewährten dieſer einen kaum mehr gehofften Troſt; mein Bruder ſpottete nicht mehr über meine Beſtimmung, ja er konnte mit Bewunderung von der Heiligkeit eines einſamen, Gott geweihten Lebens ſprechen; er ließ in ſolchen

Stunden meine arme Mutter hoffen, daß, sobald er das mündige Alter erreicht haben würde, er sich in den Schooß der katholischen Kirche würde aufnehmen lassen, und es bedurfte keiner großen Ueberredung, um die Mutter und den Beichtvater zu überzeugen, daß diese frommen Gedanken vor dem Vormunde verborgen gehalten werden müßten, damit dieser nicht den Sohn auf's Neue von der Mutter trennte. Die arme Frau hatte sich ohne große Kunst von dem Manne täuschen lassen, der ihre Liebe gewann, und ließ sich nun noch bereitwilliger von einem Knaben hintergehen. Sie bemerkte es nicht, daß sie diese frommen Aeußerungen jedes Mal mit ansehnlichen Summen bezahlen mußte, die mein Bruder von ihren Ersparnissen empfing. Mein Vater hatte meiner Muter ein sehr mäßiges Einkommen bestimmt, da aber ihre Eltern in der Zwischenzeit gestorben waren, so hatte sie durch die ihr zugefallene Erbschaft bedeutendere Mittel, und mein Bruder hatte nicht so bald Kenntniß von diesem Zuwachs, als er ihn für sich benutzte, durch eine Heuchelei, die der Beweis einer großen Schlechtigkeit gewesen wäre, wenn er diesen Kunstgriff nicht mit kindischem Dünkel für das Zeichen eines starken Geistes gehalten hätte, der sich erlauben dürfte, die Schwachheit einer bigotten Mutter auf diese scherzhafte Weise zu benutzen.

So hatte mein Bruder nach und nach das ganze Erbe

meiner Mutter erhalten, ehe er ſein mündiges Alter erreichte, und dieſe fing an die Entbehrungen zu fühlen, die ſie ſich aus Liebe für dieſen Sohn ſelbſt auferlegt hatte; doch machte ihr dieß keinen Kummer, denn für mich war geſorgt, indem ich aus der Welt ſchied, und ſie ſelbſt konnte dann bei dem geliebten, geretteten Sohne den Reſt des Lebens in heiliger Freude hinbringen. Ich war noch ſehr jung, aber ich ſah mit Befremden die bedenklichen Mienen, die mein Bruder zu ſolchen Träumen machte, wenn ſie ihm mitgetheilt wurden.

Ich war ungefähr funfzehn Jahr alt geworden, und meine Mutter fing ſich an ernſtlich darüber mit dem Beichtvater zu berathen, in welchem Kloſter ich meine Probezeit hinbringen ſollte, als ein Brief von einer Tante meiner Mutter ankam und unſerem Leben eine neue Wendung gab. Dieſe Tante hatte ſich mit einem bedeutenden Vermögen, die Schönheit der Natur zu genießen, nach der Schweiz zurückgezogen; ſie war alt und kinderlos, und forderte meine Mutter auf, mit mir zu ihr zu kommen, damit ſie ihr Leben nicht unter fremden Menſchen endigen müſſe, und verſprach zugleich, wenn meine Mutter dieſen Wunſch bereitwillig erfüllen wollte, ſie zu ihrer einzigen Erbin zu ernennen.

Niemand unterſtützte den Vorſchlag dieſer Tante eifriger als mein Bruder, und als meine Mutter die Beſorgniß

äußerte, daß er, getrennt von ihr, wieder lau werden und seinen heiligen Vorsatz aufgeben könne, versicherte er, daß er uns nach der Schweiz folgen würde, wo er, ohne Aufsehn zu erregen, leichter noch als im Vaterlande dieß Verlangen seines eignen Herzens stillen könne. Diese Aeußerung war entscheidend, und wir begaben uns auf die Reise zu der alten, reichen, lebenssatten Tante, wie sie von meinem Bruder genannt wurde.

Ich hatte unser Haus beinah niemals verlassen, meine Spaziergänge erstreckten sich nicht weiter, als bis in unsern Garten, dessen geschorene Hecken und regelmäßig abgetheilte Blumenbeete mir weiter keine Abwechselung gewährten, als daß ich die Blumen blühen und verblühen sah, und doch hatte ich selbst in diesem beschränkten Raume in der Unschuld meines Herzens unsägliche Freude genossen. Waren doch die Sommerlüfte warm und lind, glänzte doch der Himmel über mir, dufteten mir doch die Blumen entgegen, und meine Phantasie füllte die Gänge mit wandelnden Gestalten; wache Träume der lieblichsten Art umfingen häufig meinen Geist in diesem Garten, und eine bunte Mährchenwelt umgaukelte mich.

Die angetretene Reise nun entführte mich aus der engbeschränkten, bekannten Welt und zeigte mir zum ersten Male eine großartige Natur. Schon unsere vaterländischen

Berge, unſere üppigen Thäler und rieſelnden Bäche entzückten mein Herz, und ich dachte mit Beklemmung daran, daß ich von dieſer herrlichen Welt ſcheiden ſollte und wieder höchſtens in einem beſchränkten Garten würde verweilen dürfen. Aber als wir die Schweiz erreichten, war es, als ob mein Buſen ſich dehnte. Dieſe Seen, dieſe Berge, dieſe Thäler weckten ein Gefühl des Lebens in mir, das mir bis dahin fremd geweſen; ich fühlte, daß ich da ſei um mein ſelbſt Willen, und konnte mich nicht mehr als ein Weſen betrachten, welches für Andere dahin gegeben werden dürfe, und leiſe im Herzen regte ſich mir der Verdacht, ob mein Bruder auch ſolche Opfer verdiene. Mein trunkenes Auge ſchweifte unerſättlich über Berg und Thal, und meine Seele ſog das reinſte Entzücken in ſich. Aber indem ich mit himmliſcher Wonne das Leben fühlte, welches ſich ſo glänzend und neu vor mir ausbreitete, verſprach ich mir innerlich, leiſe, aber feſt, eine Welt nicht zu verlaſſen, deren Zauber, ſobald ich ihn kennen lernte, ſo mächtig auf mich wirkte.

III.

Wir hatten Luzern erreicht, in deſſen Nähe die Tante meiner Mutter ein herrlich gelegenes Landhaus bewohnte. Mit aufrichtiger Liebe wurden wir von der mehr als ſiebzigjährigen Frau empfangen, die das nahe Ende ihres ein-

sachen, schönen Lebens mit Ruhe und Heiterkeit erwartete, und sich durch die Gegenwart naher Verwandten gestärkt fühlte; aber dennoch ließ sich bald bemerken, daß ihre Hoffnung nicht vollkommen befriedigt war, und daß der beschränkte Geist meiner guten Mutter ihr die Unterhaltung nicht gewähren konnte, die sie in ihren einsamen Stunden durch das Beisammensein mit einer Verwandten erwartet hatte. Ihr wahrhaft frommer Sinn konnte eben so wenig damit zufrieden sein, daß ich schon vor meiner Geburt zum Opfer für einen Andern bestimmt war, und wenn sie die Ansichten meiner Mutter in dieser Hinsicht bekämpfte, so machte dieß deßhalb einen erschütternden Eindruck auf diese, weil sie keine frevelnde Freigeisterei bei ihrer Tante voraussetzen durfte, sondern sie in allen Handlungen ihres Lebens als fromme Katholikin verehren mußte.

Meine große Jugend erregte die Theilnahme dieser vortrefflichen Frau, und indem sie für meine Bildung zu sorgen beschloß und mich deßhalb mehr an sich zog, bemerkte sie mit Schrecken eine völlig verwahrloste Erziehung, und auf die Vorwürfe, welche sie meiner Mutter darüber machte, glaubte diese genügend mit der Frage antworten zu können, von welchem Nutzen mir weltliche Kenntnisse bei meinem künftigen Aufenthalte im Kloster sein könnten, und ob sie nicht im Gegentheil dazu dienen würden, in mir eine Sehn-

ſucht nach der Welt zu erregen, die ich beſtimmt ſei zu verlaſſen. Die Tante ſuchte ihr die Gefahr auseinander zu ſetzen, die darin liege, wenn ein ſo lebhafter, feuriger Geiſt als der meine gar keine Nahrung erhielte und alle Hülfsquellen in der künftigen Einſamkeit nur in ſich ſuchen müſſe, worauf meine Mutter auf Beichte und Gebet als die ſicherſten Stützen der Seele hindeutete.

Die Tante gab bald jeden Streit über dieſen Gegenſtand auf und benutzte ihre Ueberlegenheit des Geiſtes, um für mich, ohne weiter zu fragen, Lehrer in allen nöthigen Wiſſenſchaften anzunehmen, und da ſie mich zugleich zu allen frommen Uebungen anhielt, die die Kirche vorſchreibt, ſo konnte meine Mutter keinen Grund finden, ſich einer Einrichtung zu widerſetzen, von der die Tante behauptete, daß ſie ihr eine erheiternde Beſchäftigung im Alter gewähre.

Für mich begann in dieſer Zeit ein ſo glückſeliges Leben, daß vielleicht durch die Trunkenheit, in der mein Geiſt ſich befand, alle Fähigkeiten meiner Seele erhöht wurden und ſo die Bewunderung meiner guten Tante erregten. Meine Mutter konnte mich hier nicht auf das Haus beſchränken, denn die Herrin deſſelben begünſtigte den Umgang mit Perſonen meines Alters, die in unſerer Nähe lebten, und die anſtändige Freiheit der Sitten in der Schweiz erlaubten es uns, auf den nahen Bergen umher zu ſchweifen, und mit

den reinen Lüften sog ich die Kräfte des Lebens in mich; mein Geist erstarkte wie meine Glieder, meine Wangen röthteten sich, meine Augen leuchteten in der Fülle des Glücks und der Gesundheit. Die Zaubergärten der Poesie erschlossen sich um diese Zeit meinem Geiste und übten eine nie geahnete Gewalt auf meine Seele. Meine Mutter bemerkte mit Unruhe die Verwandlung, die mit mir vorging und die sie eine traurige Verweltlichung nannte; die Tante war in demselben Grade darüber erfreut.

Schon ehe wir in der Schweiz angekommen waren, hatte sich zwischen meiner Großtante und einem alten Franzosen ein freundliches Verhältniß gebildet, welches oft Beiden zum Trost gereicht hatte, der Tante in ihrer Einsamkeit und dem Franzosen in manchen Leiden der Gegenwart.

Herr Blainville, so nannte sich der alte Mann, hatte Frankreich verlassen müssen, weil sein vorurtheilsfreier Geist die Anzeichen der herannahenden Stürme erkannte.. Seine Stellung in der Nähe seines Monarchen hatte ihn vermocht, diesen auf seine gefährliche Lage aufmerksam zu machen und ihm die Möglichkeit des Unglücks zu zeigen, welches bald furchtbar hereinbrechen sollte. Anfangs verlacht wurde er bald angefeindet und als ein Anhänger verhaßter Systeme verdächtig gemacht, und er sah seine Freiheit um seiner treuen Anhänglichkeit Willen bedroht. Der entgegengesetzten

Partei war er ebenfalls verdächtig, weil er seinem Könige ergeben war, und so war er zu gleicher Zeit der Verfolgung des Hofes und dem Hasse des Volkes ausgesetzt, und hatte kaum noch Zeit, durch eine eilige Flucht einer Verhaftung zu entgehen, die sein Leben in Gefahr bringen konnte. Bei dieser unvorbereiteten Flucht konnte er nur sehr geringe Hülfsmittel mit sich nehmen, und er mußte mit seinem Vermögen einen Sohn und eine Tochter in Frankreich zurücklassen, für deren Schicksal er unaufhörlich fürchtete, und je deutlicher sich in den fortschreitenden Begebenheiten der Zeit erkennen ließ, daß er nur zu richtig die Uebel seines Vaterlandes voraus gesehen hatte, um so heftiger wurde seine Unruhe, und sein Herz wurde von den quälendsten Sorgen um das Schicksal seiner Kinder zerrissen, denn seine Phantasie spiegelte ihm die furchtbarsten Ereignisse vor. Es konnte seiner bejahrten Freundin nicht gelingen, ihn zu beruhigen. Eine furchtbare Revolution, pflegte er oft, wenn sie ihm Trost einsprechen wollte, zu sagen, bricht über mein unglückliches Vaterland herein, und ich weiß wohl, daß diese in der Zukunft für Frankreich, ja für ganz Europa die heilsamsten Früchte tragen kann, aber in der Gegenwart, wo alle Leidenschaften aufgeregt sind, wird sie wüthen wie ein furchtbarer Orkan, der zwar auch die Luft reiniget, aber Wehe dem, der ihm nicht ausweichen kann.

Endlich kam er eines Morgens mit triumphirender Miene in unſer Haus, von einem jungen Manne begleitet, welchen meine würdige Großtante mit herzlicher Freude als den jungen Blainville begrüßte. Sie wünſchte dem Vater aufrichtig Glück, daß durch die Ankunft des ſo heiß erſehnten Sohnes die Unruhe ſeines Herzens beendigt ſei, und fragte den jungen Mann mit Theilnahme nach ſeiner Schweſter. Er berichtete mit Kummer, daß es ihm unmöglich geworden ſei, für die Schweſter und ſich Päſſe zu erhalten, daß er gezwungen geweſen, ſich ohne Paß über die Grenze zu ſchleichen, welches er nicht habe bewerkſtelligen können, ohne Gefahren ſich auszuſetzen, denen ein junges Mädchen unmöglich könne preisgegeben werden; er habe alſo in Paris, wo ſie verborgen und in Sicherheit leben könne, auf's Beſte für ſie geſorgt, und da er ſelbſt bald zurück müſſe, ſo hoffe er dann vielleicht Mittel zu finden, auch ſie dem Vater zuzuführen.

Der junge Blainville ſchien durch meinen Anblick überraſcht, und es war nicht zu verkennen, daß er ſich vom erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft an mit Innigkeit mir zuwendete; ſein Vater ſchien ſeine Neigung durch ſeinen Beifall zu unterſtützen, meine Großtante wirkte ihr nicht entgegen, und meine Mutter ſchien ſie Anfangs nicht zu bemerken.

Wer jemals die Süßigkeit der Momente empfunden hat,

wenn zwei junge Herzen sich gegeneinander öffnen, um sich zu vereinigen, der wird es begreifen, daß es mir schien, als ob die Sonne nur in dem Herzen ruhte, deren glänzende Strahlen Alles um mich her beleuchteten und verschönten. Der alte würdige Blainville streichelte oft meine glühenden Wangen und nannte mich sein Kind, seine zweite Tochter, den Trost seines Alters. Ich begriff nicht, warum diese Schmeichelworte mir Thränen entlockten, und doch war ich so selig in diesen Thränen.

Meine Großtante und der alte Blainville hatten jetzt häufig lange Unterredungen mit einander, die ihre vertrauliche Freundschaft noch zu befestigen schienen, aber ich bemerkte, daß nach solchen Unterredungen die Tante oft besorgte Blicke auf meine Mutter richtete; endlich schien diese sich an die Gefühle ihrer Jugend zu erinnern, und sie begann die Gefahr, die ihren Plänen drohte, zu ahnen. Sie bereute nun das ihrer Tante gegebene Versprechen, mich nicht aus ihrer Nähe entfernen zu wollen, und wußte nicht, wie sie dieß erfüllen und doch zugleich ihrem Gelübde treu bleiben sollte. Endlich glaubte sie durch Aufrichtigkeit gegen Alle einem drohenden Uebel begegnen zu können. Sie ergriff also die erste schickliche Gelegenheit, um in des alten, wie des jungen Blainvilles Gegenwart zu erklären, daß sie mein Leben dem Heiland geweiht und mich deßhalb für das

Kloster bestimmt habe, und von ihrer gütigen Tante hoffe, daß sie mir erlauben würde, bald mein Probejahr anzutreten. Wie ein Donnerschlag wirkte diese Erklärung auf den jungen Blainville. Ich sah ihn erbleichen und hielt meine strömenden Thränen nicht zurück, der alte Blainville sah verlegen auf die Tante, die einen etwas zornigen Blick auf die Nichte richtete; aber diese blickte triumphirend, wie nach einem gewonnenen Siege, umher.

Die schöne Ruhe war aus unserm Kreise gewichen, aber dennoch war nicht erreicht worden, was meine Mutter im frommen Eifer für ihre Kirche und aus blinder Liebe für meinen Bruder wollte. Ich suchte die Einsamkeit, aber nicht bloß um meinen Thränen Luft zu machen, sondern um mich auch in dem Vorsatze zu bestärken, mich nicht für meinen Bruder opfern zu lassen. Ich entwarf manche Pläne, wie ich mich dem alten Herrn Blainville anvertrauen und seinen Rath benutzen wollte, aber wenn ich mit ihm zusammentraf, konnte ich den Muth nicht dazu finden.

Der junge Blainville hatte bald meine einsamen Spaziergänge entdeckt, und eine Erklärung, die vielleicht ohne die Aeußerungen meiner Mutter unsere Schüchternheit noch lange zurückgehalten hätte, vereinigte nun auf das Festeste unsere Herzen; wir gelobten uns mit allem Ungestüm der Jugendliebe ewige Treue, und hofften von der Zeit, von der

Güte meiner Großtante, von dem Einflusse des alten Blainville unser Glück; aber freilich konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieser niemals einem Plane seine Zustimmung geben würde, der offenbar das Recht einer Mutter verletzt hätte; von dieser Mutter aber konnten wir weder durch Bitten, noch durch Thränen etwas zu gewinnen hoffen, da das vermeinte Seelenheil eines geliebten Sohnes ihr wichtiger war, als das irdische Glück einer wenig geliebten Tochter, und so schlossen sich alle unsere Unterredungen mit hoffnungslosen Thränen, und nur Eins ward jedes Mal von Neuem beschlossen, in unserer Liebe ohne Wanken auszuharren.

Ich hatte dem jungen Blainville meine Vermuthung anvertraut, daß mein Bruder durch eigennützige Absichten bei seinem Handeln geleitet würde, und daß er die Bekehrung selbst, auf die meine Mutter so inbrünstig hoffte, nur vorspiegele, um mich in's Kloster zu verstoßen und so auch noch das kleine Erbe zu behalten, welches mein Vater mir ausgesetzt hatte, und wir beklagten um so schmerzlicher die Blindheit der Mutter, die mich diesem Bruder opfern wollte, als unvermuthet er selbst erschien und seine Ankunft uns zum Trost gereichte, was wir am Wenigsten erwartet hätten.

Als die erste Freude der Bewillkommnung vorüber war, erschrak meine Mutter, ihren Sohn so verändert zu finden;

die Blüte der Jugend war von seinen Wangen schon abgestreift, seine Gestalt zusammengesunken, obgleich er kaum zwei und zwanzig Jahre alt war, und er schob die Schuld der traurigen Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, auf den vielen Kummer, den ihm sein Vormund verursache, der, wie er behauptete, seine Neigung zur katholischen Religion entdeckt habe. Er trieb die Heuchelei so weit, daß wenig fehlte, und meine Mutter hätte ihn für einen Märtyrer des Glaubens gehalten. Der alte Blainville, der die Welt besser kannte, als sie, vertraute der Tante nach wenigen Tagen, daß ihm der junge Mann ein leidenschaftlicher Spieler zu sein schiene.

Es ließ sich bald erkennen, daß mein Bruder neue Summen von meiner Mutter zu erhalten wünschte, und daß diese so bedeutend sein mußten, daß sie ihre Kräfte überstiegen, denn sein Mißmuth ließ sich eben so wenig, als ihre Thränen verhehlen. Da der alte Blainville die Verhältnisse meiner Familie kannte, so gab er seinem Sohne einen Rath, der unser Glück herbeiführte. In Folge dieses Rathes nämlich suchte der junge Blainville sich meinem Bruder zu nähern, er bot ihm die Hülfe, welche die Mutter nicht gewähren konnte, und übernahm es zugleich, mich zu verpflichten, auf mein kleines Erbe Verzicht zu leisten, wenn er die

Mutter dazu bestimmen könne, in unsere Verbindung zu willigen.

Mit welchem frohen Erstaunen wurde mein Herz erfüllt, als mein Bruder sich mir nun liebreich näherte und den frommen Wahn der Mutter beklagte, der ohne Schonung meine Jugend opfern wollte; er segnete den Gedanken, der ihn zu rechter Zeit herbeigeführt hätte, um ein solches Unglück zu verhindern. Mir klangen diese Worte in seinem Munde so fremd, daß ich ihn Anfangs mit Mißtrauen betrachtete; er lächelte und sagte: wirst Du denn niemals Zutrauen zu mir gewinnen, meine gute Schwester? Ich beförderte den Plan der Mutter, weil ich glaubte, ein geistliches Leben sei Dein wahrer Beruf, Deine eigene Wahl; da mich aber Blainville, der mehr Vertrauen zu mir hat, als Du, eines Besseren belehrt hat, so werde ich die Mutter noch heute bestimmen, Eure Hände in einander zu fügen.

Da ich keine Kenntniß davon hatte, durch welche Mittel Blainville meinen Bruder bestimmt hatte, unser Glück zu befördern, so warf ich mich mit Thränen der Reue in seine Arme; ich gestand ihm die nachtheiligen Gedanken, die ich über ihn genährt hatte; ich bat ihn dieser innerlichen Beleidigung wegen um Verzeihung; ich überhäufte ihn mit Dank und Liebe, und war unendlich beglückt, als er mir großmüthig verzieh und sich meine Liebe gefallen ließ. Ich

ſchleunige Abreiſe ſo nöthig ſei, daß er nicht Zeuge meiner Verbindung mit ſeinem Sohne würde ſein können, da dieſe um eine Woche hätte aufgeſchoben werden müſſen, weil der Geiſtliche krank geworden ſei, der, wie er und meine Großtante wünſchten, den Segen über unſere Verbindung ſprechen ſollte.

In der That reiſte mein Bruder nach zwei Tagen ab, nachdem er die Summe von Blainville erhalten, die ihm dieſer zugeſichert hatte. Mein Schwiegervater liebte ſeinen Sohn auf das Zärtlichſte; er wollte nur ſein Glück, und da er ſah, daß dieß Glück ohne eine Verbindung mit mir nicht denkbar war, ſo that er Alles, um ſie herbei zu führen; aber da er mächtige Feinde in Frankreich hatte, da ihm dort noch eine Tochter lebte, um derent Willen er ſelbſt oder der Sohn dahin zurückkehren mußte, ſo war Vorſicht für ihn um ſo nöthiger, weil er, um ſeine Feinde zu täuſchen, das Gerücht hatte verbreiten laſſen, er ſei geſtorben. Er hatte alſo ſelbſt einen Aufſchub meiner Verbindung mit ſeinem Sohne veranlaßt, um meinen ungeduldigen Bruder zu entfernen, dem er ſeinen wahren Namen nicht anvertrauen wollte, der doch in dieſem feierlichen Augenblicke genannt werden mußte. Meine Mutter, deren Verſchwiegenheit er nicht vertraute, war nicht zu fürchten, denn ſie ſelbſt hatte erklärt, ihr Gefühl erlaube ihr nicht, bei meiner Trauung gegenwärtig zu ſein; da es

ihre liebſte Hoffnung geweſen ſei, mich als eine Braut Chriſti zu ſehen, ſo könne ſie mich zwar ſegnen, aber jede irdiſche Verbindung nur beweinen.

Zu meinem Befremden beſtritt Niemand dieſen Vorſatz, und als ich mit Thränen meine Mutter bewegen wollte, ihren Entſchluß zu ändern, führte mich meine Großtaute hinweg und ſagte: Laß Deine Mutter bei ihrem Entſchluſſe, es iſt für Alle der beſte, den ſie hätte faſſen können.

Der feierliche Tag war erſchienen; die Trauung ſollte in der Kirche eines nahen Dorfes ſtattfinden; meine Großtante begleitete mich dahin, Blainville kam in Begleitung ſeines Vaters und des Kammerdieners, den ich ihn immer wie einen Freund hatte behandeln ſehen; dieß waren die Zeugen, die gegenwärtig ſein ſollten.

Meine Großtante ſagte mir auf dem kurzen Wege: Ich habe Dich nicht lange allein ſprechen können in dieſen Tagen, weil ich nicht die Aufmerkſamkeit Deiner Mutter erregen wollte, und ſo bleibt mir nun keine Zeit, Dich gehörig vorzubereiten, und ich muß Dich nur bitten, nicht überraſcht zu ſein, wenn der Geiſtliche, der Euch verbindet, nicht den Namen Blainville ausſpricht, den Dein künftiger Gemahl und Dein Schwiegervater hier nur ihrer Sicherheit wegen führen; in ruhiger Stunde wirſt Du alles Nöthige von Beiden ſelbſt erfahren, ich kann Dich nur daran erinnern, daß Du den Mann

liebſt und nicht den Namen, auch daß Niemand eine Täuſchung beabſichtigt hat und in der gegenwärtigen ſchlimmen Zeit manche Vorſicht nöthig wird. Es kränkt mich, daß Du in dieſem wichtigen Augenblicke durch andere Gedanken zerſtreut wirſt, da Du nur fromme haben ſollteſt; aber doch konnte ich Dich nicht ganz unvorbereitet laſſen.

Ich hatte mich noch nicht von meinem Erſtaunen erholt, als unſer Wagen vor dem Eingange des Kirchhofes hielt, der die kleine Kirche umgab. Mein Verlobter wartete hier auf mich und führte mich zur Kirche; mein Gemüth war wunderbar bewegt, das kleine Gefolge, die beinah heimliche Trauung, die Ungewißheit über den Namen meines künftigen Gemahls, Alles verſetzte mich in eine ſo ängſtliche Spannung, daß ich das Feierliche der Handlung kaum empfinden konnte und vor Allem darauf lauſchte, welchen Namen der alte, ehrwürdige Geiſtliche ausſprechen würde, um den Mann, der ihn führte, mit mir zu verbinden, und überraſcht zuckte ich zuſammen, als er ihn unter dem Namen Graf Evremont fragte, ob er mich zur Gefährtin ſeines Lebens wähle.

IV.

Bis hieher hatte der Graf mit Spannung zwar, aber doch mit ruhiger Aufmerkſamkeit geleſen, der Name Evremont aber traf wie ein Blitzſtrahl ſeinen Geiſt, die Blätter

entfielen ſeiner Hand, und die Erzählung des General Clairmont gewann in dieſem Augenblicke ein furchtbares Licht.

Er ſah ſeinen unglücklichen Freund auf dem Schaffot; er erblickte ſeine Gemahlin im Gedränge des Volks; er ſah ſie die weißen Arme erheben, ſah den wahnſinnigen Ausdruck des Geſichts, er hörte innerlich ihren lauten durchdringenden Schrei und verhüllte, vor entſetzlichem Schmerze laut weinend, ſein Geſicht, und, ſo wunderbar iſt des Menſchen Gemüth, in dieſem ungeheuern Schmerze beklemmte doch zugleich die Beſchämung ſeine Seele, ſich ſeine Gemahlin ſo tief erniedrigt, vermiſcht mit dem Volke, als die Wittwe eines Hingerichteten zu denken. Er bedurfte eines langen Kampfes mit ſich ſelber, ehe er ſo viel Faſſung gewann, daß er die Blätter wieder ergreifen und dieſe unglückliche Geſchichte weiter verfolgen konnte. Die Erinnerung, mit welcher Pein ſeine Gemahlin ihn erwarten würde, gab ihm endlich den Muth dazu, und er kehrte zu dem Inhalte der verhängnißvollen Blätter zurück und las, wie die Gräfin den Fortgang ihrer Geſchichte folgendermaßen berichtete:

Mein Schwiegervater führte mich als die Gemahlin ſeines Sohnes in ſein Haus und benutzte die erſte ruhige Stunde, mir die Nothwendigkeit zu zeigen, ſeinen Namen zu verſchweigen. Er hatte beſchloſſen, ſeinen Sohn keiner Gefahr mehr auszuſetzen, ſondern, ſobald es ſich thun ließe, ſelbſt nach

Frankreich zurückzukehren, um seine Tochter und sein Vermögen in Sicherheit zu bringen, und er glaubte, er würde diesen Plan um so gefahrloser ausführen können, wenn Niemand seinen Tod bezweifelte. Ob ich gleich sehr jung war, sah ich die Wichtigkeit des Geheimnisses doch ein und begriff die Nothwendigkeit, alle unsicheren Zeugen bei meiner Trauung zu entfernen. Der alte Geistliche, welcher uns eingesegnet hatte, war der Beichtvater und Freund meines Schwiegervaters, also war auch auf dessen Verschwiegenheit zu zählen.

Ich war dem Herzen meiner Mutter niemals theuer gewesen, aber seit meiner Verheirathung behandelte sie mich völlig wie eine Fremde und richtete jeden zärtlichen, liebevollen Gedanken ohne Hehl auf meinen Bruder, dessen Mündigkeit sie sehnsüchtig herbeiwünschte, denn sie zweifelte nicht, daß er dann sein Versprechen erfüllen und seine Seele, wie sie es nannte, in Sicherheit bringen würde. Mich kränkte diese unverdiente Kälte, und dieß war der einzige Kummer, der damals wie ein Schatten zuweilen den hellen Glanz meines Glückes verdunkelte.

Ich empfand es eine kurze Zeit, wie glücklich der Mensch sein kann, um bald mit desto heftigerem Schmerz zu erfahren, welch furchtbares Leid das menschliche Herz zu ertragen vermag. Mein Schwiegervater liebte mich zärtlich und äußerte oft, wenn ein Franzose Frankreich vergessen könne, so

würde er ſich hier, umgeben von unſerer Liebe, vollkommen glücklich fühlen, beſonders wenn er die Tochter erſt mit uns vereinigt habe; aber ach! geliebte Kinder, ſeufzte er dann, der Himmel gewährt kein reines Glück, wir ſind doch immer aus unſerm Vaterlande verbannt. Der Sohn ſuchte ihn in ſolchen Stunden mit der Möglichkeit der Rückkehr zu tröſten. Es wird die Zeit einmal kommen, erwiederte er dann wohl, Frankreich wird ſeine Kinder wieder zu ſich rufen, aber ich werde dieſe Zeit nicht mehr erleben.

Unſer ſtilles Glück wurde durch den Tod meiner trefflichen Großtante getrübt; ſie endigte nach einer Krankheit von wenigen Stunden wie im ſanften Schlummer ein wahrhaft frommes Leben. Gleich bei unſerer Ankunft hatte ſie meine Mutter für ihre einzige Erbin erklärt und, wie ſie es verſprochen hatte, ihr Teſtament dieſem Zwecke gemäß eingerichtet. Später, als die treffliche Frau die ungerechte Vorliebe meiner Mutter für meinen Bruder bemerkte, wollte ſie zu meinem Vortheile eine Aenderung treffen, die jedoch immer verſchoben wurde, und ſo geſchah es, daß der Tod ſie überraſchte und die frühere Anordnung in Kraft blieb. Ich beweinte die geliebte Frau, die mir mehr Mutterliebe erwieſen hatte, als die Mutter, die mich geboren hatte; aber das zärtliche Flehen meines Gemahls ſchmeichelte meinen Kummer hinweg, er erinnerte mich an die Pflichten gegen ihn,

gegen seinen Vater, und ach! an das Pfand unserer Zärtlichkeit, das noch unter meinem Herzen ruhte und dem sich meine Seele mit dunkler, ahnungsvoller Liebe zuneigte.

Meine Mutter meldete meinem Bruder den Tod der Tante und forderte ihn auf, zu kommen und ihr bei den nun eingetretenen Geschäften beizustehen. Wie wir es erwartet hatten, folgte er bereitwillig diesem Rufe, um für meine Mutter die Erbschaft in Empfang zu nehmen, und diese erstaunte, als dieß Geschäft nach einigen Wochen beendigt war, den Nachlaß ihrer Tante so gering zu finden, daß sie nicht auf das ihr von meinem Vater ausgesetzte Einkommen, wie es ihr Vorsatz war, zu Gunsten meines Bruders Verzicht leisten konnte.

Nachdem mein Bruder die Geschäfte meiner Mutter geordnet hatte, verließ er uns, um ein Jahr in Paris zuzubringen, und dann nach seiner Rückkehr wollte er sein Vermögen aus den Händen seines Vormundes empfangen und, wie meine Mutter hoffte, den lang genährten Vorsatz ausführen, sich in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen. Wir alle sahen ihn mit Vergnügen nach dem Lande seiner Sehnsucht abreisen, denn Paris war ihm der Mittelpunkt der Welt, das Ziel seiner glühenden Wünsche, und er hatte es bis jetzt nicht erreichen können, weil ihm sein Vormund standhaft die Mittel dazu verweigerte.

Wenige Wochen nach der Abreiſe meines Bruders wurde unſer aller Glück erhöht, denn der Himmel ſchenkte mir einen Sohn, den der Großvater mit dankbaren Thränen gen Himmel hob, der Vater mit trunkenem Entzücken betrachtete und den ich, in ſelige Freude verloren, an meinen Buſen drückte. Gewiß begleitet die Liebe einer Mutter den Sohn unwandelbar durch ſein Leben, aber ſie wird ſich mit dem vorrückenden Alter in eine innige Freundſchaft verwandeln, die wehmüthige Zärtlichkeit einer jungen Mutter aber, den rührenden Stolz, die ahnungsvolle Liebe, die trunkene Hoffnung auf eine glänzende Ferne, dieſe Gefühle kann nur dunkel ahnen, Wer ſie nicht ſelbſt erlebt hat.

Mein Schwiegervater hatte ſcheinbar zufällig den Geiſtlichen bei ſich, der unſere Trauung vollzogen hatte; der Arzt, ein Freund, auf deſſen Verſchwiegenheit er ebenfalls zählen konnte, erklärte, das Kind ſei ſo ſchwach, daß es ſogleich getauft werden müſſe, ehe meine Mutter eingeladen werden konnte, der heiligen Handlung beizuwohnen, und ſo waren mein Schwiegervater und der Arzt die einzigen Taufzeugen, und der neugeborne Evremont wurde in der Taufe Adolph genannt.

Meine Mutter ſchalt den Arzt unwiſſend, als ſie das geſunde Kind erblickte, für deſſen Leben er gezittert hatte,

und der gutmüthige Mann ließ sich lächelnd den Vorwurf gefallen und sagte, er danke Gott für seinen Irrthum.

Glück und Frieden, die seligste Ruhe umspielten mein Leben, und meine zagende Seele sträubte sich, die Erinnerung von diesem hellen Punkte meines Daseins abzuwenden, um sich in die dunkele Tiefe grausenvoller Verzweiflung zu versenken.

Mein Sohn war ungefähr ein Jahr alt geworden, ich hatte ihn selbst genährt, denn meine eifersüchtige Liebe würde es mit Neid betrachtet haben, wenn sein erstes Lächeln sich einem fremden Wesen zugewendet hätte. Eine Aufwärterin, die meiner Mutter aus Deutschland gefolgt war, hatte sich seit meiner Verheirathung in meinen Dienst begeben, und diese wurde nun die treue und sorgfältige Wärterin des Kindes. Um diese Zeit fing mein Schwiegervater an, an manchen Uebeln zu leiden, die zwar für ihn beschwerlich waren, aber doch nicht sein Leben zu verkürzen drohten, und wir hielten es für unsere Pflicht, ihm mehr als je unsere Liebe und unsere Dienste zu weihen, um ihm sein Schmerzenslager erträglicher zu machen, aber eine schlimme Nachricht schreckte uns alle aus der Ruhe des Herzens auf. Ein Freund meines Schwiegervaters hatte Frankreich neuerdings verlassen und brachte die Kunde, daß die Schwester meines Gemahls sich aus ihrem Schutzorte habe entfernen müssen, weil

ihre Beſchützer ſelbſt, um wieder ſie verhängten Verfolgungen zu entgehen, aus Paris entflohen wären, ohne für ihre Schutzbefohlne zu ſorgen. Die Schrecken der nahen Revolution fingen um dieſe Zeit an fühlbar zu werden, das Volk fing an ſeinen Haß gegen den Adel thätlich zu zeigen, ſchon ſchien ſeine Wuth Opfer zu fordern, und jeder, der nicht den Muth hatte, alle in früheren Jahrhunderten erworbene Vorrechte aufzugeben, ſuchte ſein Haupt vor der drohenden Gefahr zu bergen. Wie viele Andere, ſo waren auch die Beſchützer meiner Schwägerin entflohen, und man erfuhr in dieſer Angſt um ein geliebtes Weſen nur, daß eine alte Dienerin des Hauſes ſie bei ſich in tiefſter Verborgenheit aufgenommen habe. Mein Schwiegervater war in Verzweiflung, daß ſeine Krankheit eine Reiſe unmöglich machte, und es wurde nach langem Kampfe beſchloſſen, daß mein Gemahl zum Schutze der Schweſter nach Frankreich zurückkehren ſollte. Ich erklärte, mich nicht von ihm trennen zu wollen, aber die Vorſtellungen meines Schwiegervaters, die Sorge für meinen Sohn, die Bitten meines Gemahls und vor Allem die Verſicherung ſeiner baldigen Rückkehr beſtimmte mich endlich, mich dem allgemeinen Wunſche zu fügen, und Evremont reiſte, von ſchmerzlichen Thränen und heißen Segenswünſchen begleitet, ab.

Ach! wie trübe wurden nun die Tage am Krankenlager

meines Schwiegervaters, dessen Zustand die Sorge um seine Kinder verschlimmerte; kaum gewährte mir das Lächeln der süßen Unschuld, mit dem mein Sohn seine dunkeln Augen zu mir erhob, einigen Trost! Die große Aehnlichkeit mit seinem Vater, den ich fern und in Gefahr wußte, erpreßte mir Thränen, so oft ich auf ihn blickte, und unser aller Angst wurde erhöht, als mein Bruder aus Frankreich zurückkehrte und alle Auftritte schilderte, die schon vorgefallen waren; aber dennoch hatte ihn Paris mit allen seinen Freuden so entzückt, daß er den Vorsatz aussprach, dahin zurück zu kehren, sobald er seine Geschäfte mit seiner Vormundschaft geendigt habe. Meine Mutter erinnerte ihn an seine Versprechungen, die ihr am Wichtigsten waren, und er erwiederte mit frechem Scherze, den die gute Mutter nicht verstand, Paris sei am Besten dazu geeignet, die Religion zu verändern, und sie sollte von ihm hören, sobald er wieder dort sein würde. Er beklagte es, daß er seinen Schwager nicht in Paris getroffen, und machte mir Vorwürfe, daß ich zurückgeblieben sei und so die Gelegenheit verloren habe, die Hauptstadt der Welt, wie er Paris nannte, kennen zu lernen.

Nach einem kurzen Aufenthalte bei uns verließ uns mein Bruder, dem die trübe Einsamkeit, in der wir lebten, peinlich und langweilig war, und wir hörten nun nichts aus

Frankreich, als was uns öffentliche Blätter meldeten, denn ein Briefwechsel wäre unsicher und gefährlich gewesen, und in vielen verzweiflungsvollen Stunden glaubte ich, Evremont sei schon als Opfer gefallen, und ich sah, daß dieselbe Sorge an dem Leben meines Schwiegervaters nagte. Viele gewaltsame Auftritte waren schon vorgefallen; die Bastille war erstürmt worden, und immer kehrte mein Gemahl noch nicht zurück. Das Kind, welches er auf den Armen der Wärterin zurück gelassen hatte, fing an seine Kräfte zu entwickeln und lernte den Namen Vater lallen, indeß wir fürchteten, der Vater sei ihm schon verloren.

In solcher Qual waren uns mehr als achtzehn Monate verstrichen und die Hoffnungslosigkeit hatte alle Kräfte unseres Geistes gelähmt. Dazu gesellten sich andere Sorgen; die Hülfsmittel meines Schwiegervaters fingen an sich zu erschöpfen, und wir lebten einer kummervollen Ungewißheit der Zukunft in jedem Sinne entgegen.

Noch ein Mal leuchtete ein Strahl des Entzückens in unser dunkles Schicksal. Wir hatten einen kummervollen Tag, wie viele vorhergehende, vollbracht und überlegten in der Stille des Abends, welchen Gefahren Evremont vielleicht habe erliegen müssen, als die Thür sich öffnete, und der, für dessen Schicksal wir noch eben fürchteten, gesund und heiter hereintrat. O! Wer vermöchte die rührende Freude

zu beschreiben, mit welcher der greise Vater den in voller Kraft der Jugend und männlicher Schönheit blühenden Sohn in seine Arme schloß. Wer vermöchte mein Entzücken nachzufühlen, als der langersehnte Vater an das Lager seines Kindes trat und behutsam die rosige Wange des kleinen Schläfers küßte, um den süßen Schlummer des holden Lieblings nicht zu stören. Ja noch ein Mal umspielte die reinste Freude mein Herz, und die Thränen meines Entzückens vermischten sich mit den Tropfen, die Liebe und Rührung aus den Augen des geliebten Mannes preßten.

Als wir uns so weit gesammelt hatten, daß wir seine Mittheilung vernehmen konnten, berichtete mein Gemahl, daß er Alles in Paris viel besser gefunden habe, als wir hätten hoffen dürfen. Er habe dem Gerüchte, daß sein Vater gestorben sei, nicht widersprochen, um mit mehr Sicherheit und Ruhe für unser aller Wohl sorgen zu können, denn wenn auch die Hofpartei jetzt zu schwach sei, um meinem Schwiegervater zu schaden, so sei dagegen die Volkspartei viel mächtiger geworden, die sich einbilden könnte, sie wolle in seiner Person einen Feind ihrer Ansichten bestrafen. Er selbst hatte überall die beste Aufnahme gefunden, und er durfte hoffen, daß, wenn er schleunig zurückkehrte, man seine Entfernung nicht erfahren und ihn also nicht auf die Liste der Emigrirten bringen würde. Das gesammte Ver-

mögen wollte er dann nach und nach in Sicherheit zu bringen ſuchen, wie er ſchon Vieles von den liegenden Gründen veräußert habe und die Summen, die er nicht gleich baar hätte erhalten können, durch die Anweiſung an einen Freund, dem der Vater vollkommen vertrauen konnte, ſicher geſtellt hätte. Bedeutende Summen, die er baar mitbrachte, erhöhten noch die allgemeine Zuverſicht; auch beruhigte er den alten Vater über die zurückgebliebene Tochter, für deren Sicherheit ebenfalls geſorgt war.

Für mich war ein Schreckensklang in dieſem Berichte; es wurde von meinem Gemahl mit Beſtimmtheit ausgeſprochen, daß er bald wieder nach Paris zurückkehren müſſe, und auch mein Schwiegervater ſah dieß als nothwendig an. Der Gedanke an eine neue Trennung war mir fürchterlich. Die Erinnerung an alle Leiden, an die qualvolle Angſt, an die Schreckniſſe, welche meine Phantaſie mir vorgeſpiegelt hatte, erregte in mir ein ſolches Entſetzen, daß ich nicht den Muth hatte, alle dieſe Empfindungen noch ein Mal zu erleben, und ich beſchloß im Stillen, mich nicht wieder von Coremont zu trennen.

Die Geſpräche zwiſchen meinem Gemahl und ſeinem Vater berührten in dieſer Zeit oft den Zuſtand äußerſter Aufregung, in dem ſich Frankreich damals befand, und Beide gaben zu, daß inmitten aller Ausſchweifungen, zu denen

das Volk sich verleiten ließ, große Kräfte und herrliche Talente sich zu entwickeln begannen, und mein Gemahl machte den alten Vater oft darauf aufmerksam, daß sie von angestammten Vorrechten nicht mehr aufzugeben brauchten, um in Frankreich ungestört zu leben, als sie hier freiwillig aufopferten, um unter fremdem Himmel, vergessen, ein dunkles Dasein zu fristen.

So zärtlich der Vater den einzigen Sohn auch liebte, so konnte dieser doch niemals diese Seite berühren, wie behutsam er es auch that, ohne den alten Grafen Coremont auf's Schmerzlichste zu verwunden, der sich dann wohl zu heftigen Vorwürfen hinreißen ließ und meinen Gemahl beschuldigte, daß auch er sich dem allgemeinen Schwindel hingäbe, und aus Verkehrtheit des Herzens sich mit dem Pöbel zu vermischen und sein edles Blut zu beschimpfen strebe.

Wenige Gespräche reichten hin, um meinen Gemahl zu überzeugen, daß dieß ein Punkt sei, über den er mit dem Vater nie seine Ansicht theilen würde, und daß es daher besser sei, Gespräche dieser Art gänzlich zu meiden und Alles zu thun, um der Neigung des Vaters zu entsprechen.

So waren zwei Wochen vergangen, als mein Gemahl daran erinnerte, daß er seine Rückreise nach Frankreich antreten müsse, wenn er es vermeiden wolle, daß seine Abwesenheit nicht bemerkt würde. Mein Schwiegervater gab die

Nothwendigkeit mit einem tiefen Seufzer zu, und Evremont blickte mit dem Ausdrucke des innigſten Schmerzes auf mich. Dieſer Blick gab mir den Muth, ſogleich beſtimmt zu erklären, daß ich mich nicht wieder von meinem Gemahl trennen würde.

Mein Schwiegervater hatte bemerkt, wie Viel ich während Evremonts Abweſenheit gelitten hatte, und lobte meinen Entſchluß, der meinen Gemahl mit dankbarer Freude erfüllte. Nun wurde beſchloſſen, wir ſollten die größte Behutſamkeit anwenden und uns den Weg offen laſſen, Falls ſich die Lage der Dinge geändert hätte, daß wir unter dem Namen Evremont nicht aufzutreten brauchten.

Der Arzt meines Schwiegervaters nahm den lebhafteſten Antheil an unſerer Sicherheit und verſchaffte uns Päſſe, worin wir als eine Schweizerfamilie, Namens Blainville, bezeichnet wurden; und als es nun endlich zur Abreiſe kam, beſtand der alte Graf Evremont darauf, daß ſein alter erprobter Diener, der mehr ſein Freund geworden, als ſein Untergebener geblieben war, uns begleiten ſollte, da ſeine Kenntniß von Paris, ſeine Einſicht und Treue uns von unſchätzbarem Nutzen ſein könne. Der gute Dübois trennte ſich mit Thränen von ſeinem geliebten, leidenden Herrn, deſſen Pflege er nun Fremden überlaſſen mußte, aber er erkannte es als Pflicht, bei dem gefährlichen Unternehmen des

jungen Grafen seinen Beistand nicht zu versagen, um wo möglich das Vermögen retten zu helfen und auch die Tochter in die Arme des Vaters zu führen.

Meiner Mutter mußte die Ursache unserer Reise verschwiegen werden, und hatte sie schon früher den sträflichen Leichtsinn meines Gemahls bitter getadelt, der ihn nach ihrer Meinung bestimmt hätte, Vater, Gattin und Kind zu verlassen, um sich in Paris allen Zerstreuungen hinzugeben, so konnte sie nun nicht Worte finden, die ihr hart genug schienen, um meine Lieblosigkeit zu schelten, die nun auch mich bestimmte, einem leichtsinnigen Gemahl zu folgen und einen leidenden Vater zu verlassen. Sie tadelte mit heftigen Worten dessen Schwäche, die ihn, wie sie glaubte, bestimmt hätte, seine Einwilligung zu einem unsinnigen Unternehmen zu geben, und ihr Unwille stieg auf's Höchste, als sie bemerkte, daß auch Dübois mit uns gehen sollte und so der alte Mann ganz verlassen bliebe. Sie sagte mir mit Härte, sie habe immer geglaubt, da ich meine Pflicht gegen Gott nicht habe erfüllen wollen, daß ich gegen Menschen nicht gewissenhafter sein würde. So schieden wir, von dem Segen meines Schwiegervaters, von seinen eifrigen Gebeten begleitet, und von meiner Mutter mit Kälte und Unwillen entlassen.

Wir erreichten zwar ohne Hindernisse Paris, unsere

Päſſe wurden überall als gültig anerkannt; aber wie ganz anders hatte ſich hier Alles in dem kurzen Zeitraume während meines Gemahls Abweſenheit geſtaltet. Die Erbitterung und die Zügelloſigkeit des Volkes war auf's Höchſte geſtiegen. Der Adel wurde verfolgt, und Wer ſein Vaterland verlaſſen hatte, wurde als ein des Todes ſchuldiger Verräther betrachtet, und auch Evremont war als ein ſolcher bezeichnet worden. Die noch nicht verkauften Grundſtücke waren eingezogen worden, und ſein Leben wurde bedroht. Wie ſegneten wir die Weisheit meines Schwiegervaters und ſeines Freundes, des wohlwollenden Arztes; wir konnten uns nun als die Familie Blainville durch Dübois Beiſtand eine einfache Wohnung in einer Vorſtadt miethen und lebten hier als Bürger mit beſchränkten Mitteln gänzlich zurückgezogen, ſo daß ich von den Herrlichkeiten der Hauptſtadt der Welt, wie mein Bruder ſie nannte, wenig bemerkte, und auch mein Gemahl verließ das Haus nur in der Dämmerung, von Dübois begleitet, um die nöthigen Geſchäfte zu beſorgen. Dieſe ſtrenge Eingezogenheit wirkte nachtheilig auf die Geſundheit meines Sohnes, und der herbei gerufene Arzt rieth uns, den Liebling unſeres Herzens, der bisher beinah immer in freier Luft gelebt hatte, auf ein Dorf zur Pflege zu geben, wie ſo viele Eltern in Paris es thäten, die für die Geſundheit ihrer Kinder beſorgt wären. Er rühmte uns zu dieſem

Zweck eine Wittwe an, deren Gewissenhaftigkeit er aus Erfahrung kannte.

Mein Herz blutete bei diesen Vorschlägen und ich sah mit Thränen auf meinen bleichen Knaben. Der Arzt verließ uns, und Dübois stellte mir vor, daß ich der Gesundheit meines Sohnes dieß Opfer schuldig sei und in Gefahr geriethe, wenn ich es nicht bringen wollte, dieß liebliche Kind zu verlieren; auch sei die Lage meines Gemahls so gefährlich, daß man selbst nicht dem Arzte mit Sicherheit einen häufigen Zutritt in unser Haus gestatten könne, ohne Unvorsichtigkeit und Verrath fürchten zu müssen.

Ich fügte mich allen diesen Gründen, die Evremont lebhaft unterstützte, und gab das Kleinod meines Herzens dahin. Dübois versicherte uns, daß er in Paris viel sicherer sei, als mein Gemahl, denn mehrere seiner ehemaligen Bekannten, ja selbst einige seiner Verwandten gehörten zu den heftigsten Jakobinern und waren als solche Magistratspersonen geworden, und sie hatten nicht so sehr alles menschliche Gefühl verloren, daß nicht ihr ehemaliger Freund und Verwandter einigen Schutz hätte finden sollen, aber ihr republikanischer Eifer ging so weit, daß er diesen nicht auf uns auszudehnen wagte.

Ach! wie schmerzlich blutete mein Herz, als ich mein Kind in Dübois Arme legte, es war, als ahnete ich das

entſetzliche Unglück, von dem ich betroffen werden ſollte, und der alte Mann war ſo ergriffen von meiner heftigen Rührung, daß er kaum vermochte, den als vernünftig erkannten Vorſatz auszuführen; doch ſiegte die Sorge für unſere Sicherheit über ſein Mitleid und er trug mein Kind hinweg.

Der Zuſtand in Paris wurde immer trüber und ängſtlicher. Wir wagten es nicht, am Tage meinen Sohn zu beſuchen, und es konnte nicht fehlen, daß es der Wittwe auffallend erſcheinen mußte, daß wir jedes Mal ſo ſpät Abends das Dorf erreichten, daß wir uns begnügen mußten, das ſchlummernde Kind zu betrachten, um uns von ſeinem Wohlſein zu überzeugen. Dübois warnte mich ernſtlich vor der Gefahr, die hieraus für Evremont entſpringen mußte, und auch dieſe Beſuche durften nicht oft wiederholt werden.

Es wäre gefährlich geweſen, die Schweſter meines Gemahls als Fräulein Evremont in unſer Haus zu nehmen, es wurde alſo die Uebereinkunft getroffen, daß ſie als Kammerjungfer bei mir ſcheinbar in Dienſt treten ſollte, und als ſolche lebte die ſchöne und reizende Adele ſeit einiger Zeit mit uns, und theilte unſere ſtrenge Zurückgezogenheit; aber es ergab ſich daraus eine Unannehmlichkeit, an die wir nicht gedacht hatten. Die Dienerin, welche mich begleitet hatte, hatte es ſchon ſehr aufgebracht, daß der kleine Adolph ihrer Pflege entriſſen worden war, und ſie fand ſich nun auf's Aeußerſte

dadurch beleidigt, daß die neue Kammerjungfer Vorzüge genoß, die ihr nie zu Theil geworden waren, und welche dieſe nach ihrer Meinung gar nicht verdiente; auch tadelte ſie mich laut darüber, daß ich jetzt noch eine Dienerin angenommen habe, da ich mein Kind nicht mehr bei mir hätte, und ſie doch ſehr gut mit allen Geſchäften allein fertig geworden ſei und das Kind auch noch gewartet habe. Es wäre dieſe ſchöne Einrichtung nur getroffen worden, weil wir nicht wüßten, wie wir Geld genug ausgeben ſollten: kurz, ſie ließ über dieſen Gegenſtand ihrer übeln Laune freien Lauf, und es bedurfte aller Klugheit und Gutmüthigkeit Dübois, um dieſe häuslichen Zwiſte in den Schranken des Anſtandes zu halten. Er beruhigte ſie zuletzt damit, daß er ihr vorſtellte, ich habe die junge Perſon zu mir genommen, um die franzöſiſche Sprache zu üben, und ſo ließ ſich endlich die treue, aber herrſchſüchtige Dienerin die Gegenwart der vornehmen Mamſell gefallen, wie ſie mit Bitterkeit die arme Adele nannte, und ihr Schelten über die Vermehrung unſeres Hausſtandes diente noch dazu, jeden möglichen Verdacht deßhalb von uns zu entfernen, denn ſie hatte nur zu ſehr das Bedürfniß, gegen Jedermann tadelnd darüber zu ſprechen und die angeblichen Gründe zu einer ſo unnützen Ausgabe lächerlich zu machen.

Uns Allen waren dieſe Verhältniſſe peinlich und jeder

ſehnte ſich darnach, die Rückreiſe anzutreten. Wir hatten uns bis jetzt frei von Verdacht erhalten, und ſelbſt die Fragen, welche hin und wieder an unſere deutſche Dienerin waren gerichtet worden, konnten uns nicht beunruhigen, denn ſie konnte nichts verrathen, weil ſie uns ſelbſt für das hielt, wofür wir in Paris galten.

So peinvoll waren zwei Jahre verſtrichen, in welchen wir das Ungeheuerſte erlebt hatten und nur wie durch ein Wunder ungefährdet geblieben waren. Mein Gemahl hoffte nun, nur noch eine kurze Zeit verweilen zu müſſen, um auch einen großen Theil des Vermögens mit ſich nehmen zu können, den ein treuer Freund ſeines Vaters ihm überliefern ſollte, und ſchon traf Dübois im Stillen alle Anſtalten zur Abreiſe und hatte auch Hoffnung, einen Paß für die ſo genannte Kammerjungfer zu erhalten, die ebenfalls für eine Schweizerin angeſehen werden ſollte, und ach! mit welcher Sehnſucht ſchlugen Aller Herzen dem Augenblicke dieſer Abreiſe entgegen.

Unſer einziger Vertrauter, welcher die Geldgeſchäfte für meinen Gemahl leitete, war das Haupt eines anſehnlichen Wechſelhauſes, und weil ihm mein Schwiegervater in früheren Zeiten die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, blieb er uns aufrichtig ergeben; aber ſo ſchlimm und gefahrvoll war die damalige Zeit, daß ſelbſt er meinen Gemahl dringend

bat, nie am Tage ihn in ſeinem Komptoir ſprechen zu wollen, weil er ſeinen Kaſſirern und Schreibern nicht das Leben eines theuern Freundes anvertrauen möge, Falls er von einem als Graf Evremont erkannt werden ſollte. Deßhalb ging mein Gemahl auch zu ihm nur in der Abenddämmerung und ſprach ihn dann nicht im Komptoir, ſondern in ſeinem Zimmer.

So ſtanden die Sachen, als ein unglückliches Geſchick es wollte, daß mein Bruder zum zweiten Male in Paris erſchien und unſerem treuen Dübois auf der Straße begegnete; es ließ ſich auf ſeine Erkundigung nicht abläugnen, daß wir noch in Paris wären, um ſo weniger, da ihm meine Mutter dieſe Nachricht ſchon mitgetheilt hatte, und eben ſo wenig konnte der alte Mann es vermeiden, dieſen Bruder zu uns zu führen, wie er verlangte. Er that es mit klopfendem Herzen und fand nur darin einige Beruhigung, daß der Leichtſinnige ſelbſt ſeinen Schwager nur unter dem Namen Blainville kannte.

Nach dem erſten Beſuche meines Bruders, der uns alle in Schrecken ſetzte, wurden die Anſtalten zur Abreiſe noch eifriger betrieben, denn außer der Sorge für uns ſelbſt, erfüllte es uns mit Unruhe, wie er die zunehmende Schwäche des alten Evremont ſchilderte, und er that dieß ohne Schonung, weil er glaubte, daß uns dieſe Nachrichten keinen

Kummer verurſachen würden, denn da wir, nach ſeiner und meiner Mutter Anſicht, den alten Mann um unſeres Vergnügens Willen leichtſinnig verlaſſen hatten, ſo ſetzte er keine groſſe Liebe für ihn bei uns voraus, und wir mußten ſeufzend ſchweigen, um uns durch unſere Vertheidigung nicht zu verrathen. Wir waren aber nun in unſerer Zurückgezogenheit nicht mehr die Herren unſerer Zeit; meine ſchöne Schwägerin, die reizende Adele, die mein Bruder für meine Kammerjungfer hielt, machte einen unwiderſtehlichen Eindruck auf ihn, und er brachte beinah alle Tage in unſerm Hauſe zu. Bei ſeinen häufigen Beſuchen mußte es ihm auffallen, uns immer zu Hauſe zu treffen, und da er eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen Adele und meinem Gemahle zu bemerken glaubte, ſo bildete er ſich ein, daß dieſen eine unerlaubte Neigung an das Haus feſſelte, und daß ich meine Zimmer kaum verließe, um die Beiden nicht unbewacht zu laſſen. Dieſes eingebildete Verhältniß gab ihm Gelegenheit, auf unſere Koſten witzig zu ſein, und wir mußten es geſchehen laſſen, um ihn nicht auf die rechte Spur zu leiten.

Endlich ſchien es, daß wir von dieſer Qual erlöſt werden ſollten. Mein Bruder kündigte uns an, daß er ſeine Abreiſe beſchloſſen habe, weil ſeine Gegenwart erforderlich ſei, um wichtige Geſchäfte in Anſehung ſeines Vermögens zu beendigen. Es hatte ſich ein Reiſegefährte gefunden,

dem er sich anschließen wollte, und alle Umstände schienen uns günstig; er hatte schon Abschied genommen und wollte den Nachmittag des folgenden Tages reisen.

Wir saßen am Morgen dieses unglücklichen Tages ruhig bei einander, ohne irgend eine Ahnung einer schlimmen Zukunft, als mein Bruder blaß und verstört bei uns eintrat. Er mußte nach kurzem Zögern meinem Gemahl vertrauen, daß er die Nacht in einem jener berüchtigten Spielhäuser zugebracht und nicht nur alles verloren habe, was er besaß, sondern auch noch eine beträchtliche Summe schuldig sei; der, an den er sie verloren, begleitete ihn und erwartete im Vorzimmer die Zahlung, und er beschwor meinen Gemahl, ihn aus diesem Labyrinthe des Unglücks zu erretten, denn in der Hitze des Spiels, aufgereizt durch seinen Verlust und durch den in der Verzweiflung getrunkenen Wein, hatte er sich Reden erlaubt, die sein Verderben herbeiführen konnten, wenn er nicht schleunig den noch in seinen Händen befindlichen Paß zu seiner Abreise benutzen konnte.

Egremont übersah nicht nur die Größe der Gefahr, in der mein Bruder schwebte, sondern er erkannte auch, wie nachtheilig für uns die Verbindung mit ihm werden könne. Alle diese Gründe bestimmten ihn, ihm eine Anweisung auf jenen Banquier zu geben, dem er vertrauen durfte, und er hoffte, dieser würde die angewiesene Summe sogleich aus-

zahlen. Unglücklicher Weise war das Bedürfniß meines Bruders so bedeutend, daß aus bester Absicht der wohlwollende Freund die Auszahlung zu verzögern beschloß, um meinen Gemahl vielleicht von einem leichtsinnigen Schritte dadurch abzuhalten, denn die große Eile und die verstörte Miene meines Bruders erregten in ihm den Verdacht, die Güte meines Gemahls möchte gemißbraucht werden, und er erwiederte daher auf die dringende Forderung der Zahlung, er müsse sich erst mit dem Bürger Blainville berechnen, dann sei er bereit Zahlung zu leisten.

Wie ein Verzweifelnder kam mein Bruder, von seinem Gläubiger begleitet, zurück und beschwor meinen Gemahl, ihn sogleich zu dem Banquier zu begleiten und die verlangte Berechnung abzuschließen, damit er noch diesen Tag reisen könne, denn seiner erhitzten Einbildung schwebte Gefängniß und Guillotine unaufhörlich vor.

Da er die Unbescheidenheit gehabt hatte, seinen Gläubiger bei uns einzuführen, so sah Evremont, daß die Gefahr eben so groß sei, wenn er entschieden darauf beständ, die Berechnung erst am Abende vornehmen zu wollen, als wenn er es wagte, sich ein Mal am Tage bei seinem Geschäftsfreunde zu zeigen, denn im ersten Falle könnte der ihn begleitende Gläubiger meines Bruders leicht Verdacht daraus schöpfen, daß mein Gemahl sich nicht am Tage zeigen wolle.

Er beſchloß alſo den unglücklichen Gang. Der wohlwollende Banquier richtete einen Blick des unwilligen Erſtaunens auf meinen Gemahl, als er begleitet von meinem Bruder und deſſen Gläubiger in ſeinem Komptoir erſchien. Hätten Sie mir geſchrieben, ſagte er verdrüßlich, daß die Sache ſo dringend ſei, ſo würde ich mich dazu verſtanden haben, die Summe noch zu zahlen. Die Berechnung mit Ihnen kann ich jetzt nicht vernehmen, da mich andere Geſchäfte drängen. Er gab ſeinem Kaſſirer Befehl, die Summe zu zahlen, und dieſer that es ſtillſchweigend, indem er kaum auf meinen Gemahl zu achten ſchien.

Wir athmeten frei, als wir meinen Bruder entfernt wußten, den Dübois hatte abreiſen ſehen. Dieſer gute vorſichtige Mann ging den Nachmittag deſſelben Tages, um eine andere entlegene Wohnung für uns zu ſuchen, da er glaubte, daß es beſſer ſei, nach den letzten Ereigniſſen einen von unſerem jetzigen Wohnorte entfernten Theil von Paris aufzuſuchen, wo wir wieder völlig unbekannt wären. Es war ein ſchoner, warmer Nachmittag; Adele war mit der deutſchen Dienerin zu Fuß ausgegangen, um einige Kleinigkeiten zu kaufen und ſich dabei ein wenig in der freien Luft zu bewegen; ich war mit Evremont im ſeligſten Frieden allein, und wir bildeten Pläne, wie wir nun bald in ungeſtörter Ruhe in der Schweiz unſerm Glück und unſerer Liebe

leben wollten; da auf einmal wurde ein Geräusch von vielen Tritten auf den Treppen laut, wir hörten mit Entsetzen das Getöse von Waffen; die Thür wurde aufgestoßen und Polizeibeamte drängten sich, von Wachen begleitet, in unsere friedliche Wohnung.

Ich war betäubt von dem furchtbaren Schreck; ich hörte nur dumpf, daß der Polizei-Beamte meinen Gemahl als Grafen Cvremont verhaftete; dunkel wie im Traume sah ich, daß unsere Papiere versiegelt und weggenommen wurden; ich war innerlich erstarrt, ich fühlte in diesem Augenblicke nichts; als aber der Polizei-Beamte auch mich berührte, um mich als seine Gefangene zu bezeichnen, da zuckte ein so heftiger Schmerz durch meine Brust, daß ich leblos niederfiel.

Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich meinen Gemahl nicht mehr. Die Ungeheuer hatten ihn während meiner Ohnmacht von meiner Seite gerissen, und ich hatte nicht einmal den letzten traurigen Trost, von ihm Abschied zu nehmen. Meine furchtbare Verzweiflung rührte selbst diese täglichen Diener der Grausamkeit, sie suchten mich auf ihre Weise zu beruhigen und gaben mir zu verstehen, daß man mich zu Cvremont führen, daß ich sein Gefängniß mit ihm theilen würde, und dieser Gedanke machte, daß ich ruhig wie ein Lamm folgte und mich führen ließ, wohin man wollte; dunkel schwebte mir der Tod als unvermeidlich vor, aber es

lag in diesem gräßlichen Augenblicke ein Troſt in dem Gedanken, daß wir zuſammen ſterben würden. Auf der Straße vor unſerer Wohnung hielt ein Wagen; ich ſtieg ohne Weigerung hinein und, dieſe Erinnerung iſt mir noch jetzt beinah die fürchterlichſte, ohne an mein Kind zu denken. Mich belehrte jetzt die Erfahrung, daß es einen ſo gewaltſamen Schmerz geben kann, der ſelbſt die heiligſten Gefühle zu vernichten vermag, denn auf dem Wege nach dem Gefängniſſe fiel es mir nicht ein einziges Mal ein, daß ich Mutter ſei, nur die Angſt um Egremont erfüllte meine ganze Seele.

Angelangt in dieſem Orte des Grauſens wurde ich beinah ohne Bewußtſein in ein großes, ſchwach erleuchtetes Gemach geführt, und dumpf hörte ich mit Schlöſſern und Riegeln die Thüre des traurigen Aufenthalts befeſtigen. Meine Augen ſchweiften irr umher, ich ſuchte die Geſtalt meines Freundes und ſah nur Weiber, die ſich wie dunkle Schatten vor meinen Blicken bewegten und deren Klagen in verworrenem Getön mir unverſtändlich ſummten. Eine weinende Stimme erhob ſich endlich lauter als die übrigen und rief mit ſchmerzlichem Tone: Ach meine armen Kinder! Dieſes Wort gab mir Leben, um mein Unglück zu fühlen, und Bewußtſein, um ſeine gräßliche Tiefe zu erkennen. Mein Kind! rief ich in ſchmerzlicher Klage, mein Sohn! mein Gemahl! und Thränen bedeckten mein Geſicht.

Es waren um dieſe Zeit die Gefängniſſe in Frankreich nicht allein mit Verbrechern angefüllt. Im Volke war nach langer Unterdrückung der unbändige Trieb nach Freiheit erwacht, dieſer wurde oft mißleitet und die edelſten Opfer bluteten dem neuen Götzen. Es waren in dieſem traurigen Aufenthalte einige Frauen, die mit wahrhafter Seelengröße ihr eignes Unglück und ihren wahrſcheinlich nahen gewaltſamen Tod auf einige Zeit vergeſſen konnten, und das Loos einer neuen Leidensgefährtin zu erleichtern ſuchten. Man machte in einem Winkel des Gemachs ein Lager für mich zurecht; Jede trug von dem ihrigen dazu bei; man ſuchte vor allen Dingen meine irren Gedanken auf einen beſtimmten Gegenſtand zu richten, man fragte mir die Geſchichte meines Leidens ab, und ohne dieſen menſchenfreundlichen Beiſtand, den ich, von Tod und Grauſen umgeben, fand, wäre ich wahrſcheinlich verloren geweſen, und eine ewige Nacht des Wahnſinns hätte vielleicht meine Seele umfangen.

Wie lange ich an dieſem Orte des Schreckens verweilte, weiß ich nicht. Ich hatte nicht Beſonnenheit genug, die Tage des Jammers zu zählen; die Gefährtinnen meines Elends verminderten ſich, ob ſie die Freiheit erlangten, ob ſie dem Tode hingegeben wurden, erfuhr ich nicht, ich gab in dumpfer Verzweiflung mich ſelbſt verloren und wünſchte den Tag herbei, an dem Frankreichs Boden auch mein unſchul-

diges Blut trinken würde, und fürchtete doch zugleich seine Schrecken.

Eines Morgens öffnete sich der Kerker und ich wurde aufgefordert, mich vor meine Richter zu stellen. Verzweiflung und Krankheit hatten die Kräfte meines Körpers erschöpft, ich begriff kaum mehr, was man von mir wollte; ich fühlte nur noch dunkel, daß jetzt der Todestag gekommen sei, und schwankte einer Leiche ähnlich dahin, wo man mich vor meine sogenannten Richter stellte. Man that verschiedene Fragen, deren Sinn ich nicht mehr im Stande war zu begreifen. Ich gab vermuthlich Antworten, doch weiß ich nichts von ihrem Inhalte. Ich hatte nur noch so viel Besinnung, daß ich das Ganze für eine Förmlichkeit hielt, die voran gehen mußte, ehe man mein Todesurtheil ausspräche, und ich erwartete mit einer Art von Ruhe diesen Spruch und schrak verwundert zusammen, als man mich für unschuldig und frei erklärte. Mit starrer Verwunderung blickte ich auf meine Richter und blieb vor den Schranken stehen; man machte mir bemerklich, ich könne den Gerichtssaal verlassen und es sei schicklich dieß zu thun, und ich blickte trostlos umher, denn ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Da trafen meine Augen auf das treue Antlitz Dübois, der sich zu mir drängte, meine Hand faßte und mich hinaus führte. Ich ließ es geschehen, und als die Luft des Him-

meis mich wieder anwehte, wollte ich reden, fragen; nur hier nicht, nur um Gottes Willen jetzt nicht, sagte der redliche Mann, und ich bemerkte nun, wie elend und abgemagert er aussah.

Er zog mich fort, er wollte einen Platz erreichen, um einen Wagen zu finden, da geriethen wir in ein Gedränge von Menschen, das uns gewaltsam mit sich fortschob. Dübois war nur mit mir beschäftigt, er suchte mir Platz zu machen, und ich, ermattet und geängstigt, hatte ein schwaches Verlangen, die Ursache des Gedränges zu erfahren. Ich blickte umher, mich blendete im hellen Sonnenscheine der Glanz von Waffen, ich bemerkte, daß durch diese Bewaffneten ein Raum von Menschen frei erhalten wurde, meine Augen trafen auf eine Maschine, die auf einer Erhöhung errichtet war und deren grausamen Gebrauch ich ahnete. Menschen standen auf dieser Erhöhung, und Gott im Himmel! ich erkannte meinen Gemahl. Einen Schrei der Angst stieß ich aus, vor dem ich selber erbebte, alle Kräfte strebten hin nach dem unglücklichen Opfer, dieß ist das letzte, was ich von meinem damaligen Zustande weiß.

V.

Ich weiß es nicht, wie lange ich, von Wahnsinn umfangen, mich selber und mein Kind nicht kannte. Ich er-

innere mich nur, daß ich eines Morgens, nach langem Schlaf, wie es mir schien, erwachte. Ich wollte mich erheben und fühlte zu meinem Erstaunen meine Glieder an mein Lager befestigt, ich blickte um mich und fand mich in einem kleinen, peinlichen Zimmer, vor dessen Fenstern Weinreben sich empor rankten, deren breite Blätter sich in der Seine wiegten, so daß ihr Schatten sich auf dem Lande bewegte. Neben dem einfachen Lager kniete ein alter Mann, der ein Gebetbuch in den Händen hielt und so eifrig betete, daß ihm die Thränen über die Wangen flossen. Ich blickte genau hin und strengte mein Gedächtniß an, um irgend etwas zu erkennen, wodurch ich an die Vergangenheit erinnert und die Gegenwart mir deutlich würde, denn mir war jede Erinnerung entschwunden. Nachdem ich den betenden Mann eine Weile betrachtet hatte, schien sich ein schwaches Licht in meinem Geiste aufzudrängen, und ich rief: Dübois! mit matter Stimme. O! nie werde ich es vergessen, mit welchem Ausdrucke seliger Freude der gute Mann mich ansah, wie inbrünstig er Gott dankte für dieß erste Zeichen wiederkehrender Besinnung. Ich fragte ihn, weßhalb man mich so quäle und mich an mein Lager befestigt habe. Mit Thränen winkte er eine Wärterin herbei, und man löste meine Bande auf.

Es erschien bald ein anderer Mann, in dem ich einen

Arzt erkannte; er zeigte ſich über meinen verbeſſerten Zuſtand ſehr erfreut und verſicherte, daß kaum ein Rückfall zu befürchten und man nun berechtigt ſei, bei meiner Jugend das Beſte zu hoffen.

Als wir wieder allein waren, fragte ich den alten Dûbois nach meinem Gemahl, und der Blick des Schmerzes, mit welchem er ſich abwandte und ſtumm die Hände rang, gab mir Beſinnung und Gefühl meines Leidens. Ich habe nie beſtimmt erfahren, welche Mittel Dûbois angewendet hat, um meine Freiheit zu bewirken; nur ſo viel habe ich nach und nach den Muth gehabt von ihm zu erfragen, daß ſich zwei von ſeinen Verwandten unter den Richtern befanden, und daß er es deßhalb wagen durfte, ſeinen Bitten noch durch andere Mittel als durch Worte Nachdruck zu geben; aber nie hat er mir vertraut, wie groß die Opfer waren, die er für mein armes Leben gebracht hat. Auch für meinen unglücklichen Gemahl hatte er ſich verwendet und Verſprechungen erhalten, die ihn zu Hoffnungen berechtigten; er hatte es ſogar erlangt, ihn im Gefängniß ſprechen zu dürfen, und dort hatte Evremont, der ſich über ſein Schickſal nicht täuſchte, ihm das feierliche Gelübde abgenommen, mich nie zu verlaſſen und ſein Leben meinem Beiſtande zu widmen. Ein neuer Aufſtand des Volkes hatte die ſchwache Hoffnung Dûbois vernichtet; man gab alle Gefangene, die

es mit dem verhaßten Namen der Aristokraten bezeichnete, Preis, und Evremont fiel mit vielen Andern.

Die Jugend übte ihr Recht; meine Kräfte begannen zurück zu kehren, und wenn ich auch in den Gedanken an meinen Sohn keinen Trost finden konnte, so fühlte ich doch die Pflicht, für ihn zu leben. Ich bat also Dübois, ihn zu mir zu bringen, weil ja nun kein Grund der Trennung mehr sei; auch verlangte ich Adele zu sehen, und ich fühlte einen wehmüthigen Trost in der Hoffnung, mit der Schwester den Gemahl zu beweinen. Dübois suchte mich durch mancherlei Vorstellungen von meinen Wünschen abzuleiten und ihre Erfüllung weiter hinaus zu schieben. Ich litt selbst zu sehr, als daß ich gleich die Leiden des alten Mannes bei diesen Gesprächen hätte bemerken können; endlich aber konnte mir die ganze Tiefe meines unermeßlichen Unglücks nicht länger verborgen bleiben.

Dübois war an jenem unglücklichen Tage nach der Abreise meines Bruders erst spät, nachdem er eine seinen Wünschen entsprechende Wohnung gefunden hatte, in der Absicht zurückgekehrt, uns noch denselben Abend dorthin zu führen. Wie groß war sein Entsetzen, als er unsere Zimmer leer fand und von dem Herrn des Hauses unser unglückliches Schicksal erfuhr. Er dachte in diesem Augenblicke nur an Evremont und an mich. Als er den ersten Schmerz be-

herrſcht und die nöthige Beſinnung wiedergefunden hatte, ſuchte er Erkundigungen darüber einzuziehen, nach welchem Gefängniſſe man uns gebracht habe, und ſich dann den Weg zu unſerer Befreiung zu bahnen. In dieſen Anſtrengungen gingen einige Wochen verloren, ehe er nur daran dachte, ſich nach meinem Sohne zu erkundigen. Von meiner Schwägerin und der deutſchen Dienerin glaubte er, daß ſie mit uns verhaftet wären, und ſo erfuhr er von ihrem Schickſal nichts. Als der gute alte Mann nach unſäglichen Bemühungen endlich das gewiſſe Verſprechen erhalten hatte, daß man mich des folgenden Tages unſchuldig und frei ſprechen würde, eilte er nach dem Dorfe, um meinen Sohn von ſeiner Pflegerin zurück zu nehmen und durch deſſen Anblick mich zu ermuntern, das Leben mit Standhaftigkeit zu ertragen. Aber ach! der bittre Kelch des Leidens war noch nicht geleert; er mußte hier erfahren, daß die Wittwe, welche meinen Sohn verpflegt hatte, vor zwölf Tagen geſtorben wäre, und Niemand wußte, was aus dem Kinde geworden ſei, nur ſo viel wußten die Nachbaren zu ſagen, daß ſie während der letzten kurzen Krankheit der Wittwe kein Kind bei ihr bemerkt hatten. Alle ferneren Nachforſchungen waren vergeblich, und es ſchien, als ob mit einem Schlage die ganze Familie Evremont vernichtet werden ſollte. Mit dieſem neuen entſetzlichen Schmerz in der Seele erſchien der

gute Dübois im Gerichtssaale, um wenigstens mich in Sicherheit zu bringen, und es gehörte die Kraft der Religion dazu, die in seinem Herzen lebte, daß er nicht beim Anblicke des unglücklichen Endes seines geliebten Herrn den Verstand verlor und in der Nacht des Wahnsinns, die meine Seele umgab, mich noch unterstützen konnte.

Der herbeigerufene Arzt war zweifelhaft gewesen, ob nach den entsetzlichen Erschütterungen meine Vernunft jemals wiederkehren würde, und Dübois hatte den edelmüthigen Entschluß gefaßt, sein Leben meiner Pflege zu weihen. Da er aber glaubte, daß er mir nicht alle Bequemlichkeiten würde verschaffen können, so wollte er sich zu dem Banquier begeben, den er als Vertrauten der beiden Grafen Evremont kannte, um von ihm einige Summen für meine Bedürfnisse zu erhalten. Aber auch von hier kehrte er trostlos zurück; er konnte nur erfahren, daß wahrscheinlich der Kassirer, welcher meinem Bruder die verlangte Summe ausgezahlt, meinen Gemahl erkannt und als ein heftiger Jakobiner unsere Verhaftung veranlaßt habe; der Banquier selbst sei, sobald er diese erfahren, mit seinen Hauptbüchern und allen baaren Summen aus Paris verschwunden, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen.

So waren denn alle Hoffnungen untergegangen, und Dübois brachte alles zusammen, was er besaß, verkaufte

jede Sache von Werth und miethete eine kleine Wohnung in der Vorſtadt, wohin er mich führte, indem er mich hier für ſeine Nichte ausgab. Die Fenſter unſerer Zimmer gingen in den an das Haus grenzenden Garten, und ſo war ich mit meinem Elende und meinem Pfleger ganz allein, und völlig von der Welt geſchieden. Dübois hatte die Behutſamkeit, mich nach und nach mit dem ganzen Umfange meines Unglücks bekannt zu machen, und zugleich an die Pflicht zu erinnern, die ich habe, den Reſt meines Daſeins dazu anzuwenden, um dem alten Grafen Evremont den Troſt zu gewähren, den er nur von mir nach dem Verluſte aller ſeiner Hoffnungen erwarten könne. Er gab es zu, daß dieß die letzte Pflicht ſei, die ich im Leben zu erfüllen habe, und billigte meine Abſicht, aus der Welt alsdann mich zurück zu ziehen.

Mein großes Unglück hatte mich muthlos gemacht, und Gedanken, die früher meine Seele von ſich gewieſen haben würde, beherrſchten jetzt meinen Geiſt. Ich glaubte zuweilen, daß ſich die Vorherſagung meiner Mutter erfüllt habe, die mir den Zorn Gottes verkündigt hatte, wenn ich ihr Gelübde unerfüllt ließe und mich dem Gott entzöge, dem ſie mich geweiht hatte. Meine matten, kraftloſen Gedanken kehrten immer wieder zu dieſer Vorſtellung zurück, und ich beſchloß, ſo bald mein Schwiegervater die Bahn ſeines trau-

rigen Lebens geendet haben und meines Beiſtandes nicht mehr bedürfen würde, das Gelübde meiner Mutter zu erfüllen. Ein einſam gelegenes Kloſter, eine enge Zelle und ein dunkles Grab waren die Gegenſtände meiner Sehnſucht, wenn mein Herz noch Sehnſucht empfinden konnte.

Meine Kräfte waren nach und nach ſo weit hergeſtellt, daß Dübois daran denken konnte, die Reiſe mit mir anzutreten. Während meiner langen Krankheit hatten ſich die Regierungsformen in Frankreich mehrere Male geändert, aber ſeinen Verwandten war es immer gelungen, Einfluß zu behalten, und ſo wurde es ihm möglich, die nöthigen Päſſe für ſich und ſeine Nichte, die Bürgerin Blainville, herbei zu ſchaffen. Der letzte Reſt des Vermögens des guten Alten mußte angewendet werden, um die Koſten der Reiſe zu beſtreiten, doch empfand ich hierüber keine Unruhe, da ich glaubte, der alte Graf Evremont würde jede Auslage bei unſerer Ankunft großmüthig erſetzen.

Ich ſchied alſo von Frankreich und ach, mit welcher Empfindung! Sein Boden hatte das edle Blut des geliebten Mannes getrunken, und meine Augen wendeten ſich mit Abſcheu und Entſetzen hinweg; und doch konnte mein Herz von dieſem verabſcheuten und geliebten Boden ſich nicht ganz losreißen, denn lebte mir nicht vielleicht noch hier ein ver-

lornes Kind, deſſen Spur ich vielleicht wieder fände, wenn ich bleiben dürfte?

Wir reiſten in der Nacht ab, denn Dübois fürchtete meine Erſchütterung, wenn ich die Straßen von Paris wieder erblickte, und ich ſchied mit heißen, ſchmerzlichen Thränen von der Stadt, die mein ganzes Glück vernichtet hatte. Je näher wir dem Ziele unſerer traurigen Reiſe kamen, um ſo heftiger wurde Schmerz und Angſt in meiner Bruſt; ich fürchtete den Anblick meines greiſen Schwiegervaters, mein Unglück lag wie ein Verbrechen auf meiner Seele; ich ſollte ihm ſagen: Ich komme allein, Dein Sohn iſt ermordet, Dein Enkel und Deine Tochter verloren. Ich fürchtete nicht die Kraft zu beſitzen, dieſe ſchwere Pflicht zu erfüllen, und ach! ich fürchtete vergebens; die Milde des Himmels hatte ihm das herbeſte Leiden erſpart, der Graf Evremont war geſtorben, ehe eine Kunde unſeres Unglücks zu ihm hatte dringen können.

Alle wichtigen Papiere hatte der Sohn in Händen gehabt, um das Vermögen aus Frankreich zu ziehen. Der Nachlaß des alten Grafen war alſo gering, und wurde durch die lange Krankheit und die Beerdigung erſchöpft, ſo daß Dübois keine Hoffnung auf Erſatz hatte, aber der alte treue Mann beweinte nur ſeinen Herrn, ohne an einen andern Verluſt zu denken.

Meine Mutter fand ich ganz nah dem furchtbaren Abgrunde der Armuth, in den Alter, Schwäche und Krankheit eine verlassene Wittwe versenken können, und meine Seele schauderte bei ihrer kleinmüthigen Verzweiflung. Die Liebe zu meinem Bruder, die sie früher so ungerecht gegen mich gemacht, hatte sich in den glühendsten Haß verwandelt; er hatte ihr nach und nach Alles abgenommen, und nun, da sie keine andern Hülfsmittel mehr hatte, als das ihr von meinem Vater ausgemachte Einkommen, zahlte er auch dieses nicht und gab die Mutter dem bittersten Elende Preis. So lange mein Schwiegervater lebte, theilte er seine Hülfsmittel mit meiner unglücklichen Mutter; durch seinen Tod aber war sie der letzten Stütze beraubt, und mein Bruder schilderte ihr seine eigne schlimme Lage, und sagte ihr bestimmt und kalt, daß er nichts für sie thun könne, und wenn auch der alte Herr Blainville gestorben sei, so lebe ihr ja doch ein reicher Eidam, der sie leicht zu sich nehmen und unterstützen könne. Die Religion hatte er nicht geändert und bat die gekränkte Mutter, ihn mit dieser thörichten Zumuthung zu verschonen.

In dieser Lage wendete Dübois das Letzte an, um für unsere nächste Zukunft zu sorgen, und schob die Ueberlegung, wie sich unser Leben gestalten sollte, für die nächsten Wochen zurück, indem er mich bat, mich zuerst von den Anstrengun-

gen der Reiſe zu erholen und meine Mutter in ihrer verzweiflungsvollen Stimmung einigermaßen zu beruhigen. Ich, mit dem entſetzlichſten Weh im Herzen, ſollte Ruhe und Troſt gewähren, da ich ſelbſt nur Seufzer und Thränen hatte, aber dennoch fand die arme unglückliche Mutter Troſt in meiner Liebe, und als ob ſie ihre frühere Ungerechtigkeit gut machen wollte, wendete ſie mir nun die zärtlichſte Neigung zu. Indem wir in dieſem traurigen Zuſtande lebten, hatte mein Bruder den Leichtſinn, Ihnen, mein theurer Graf, Briefe an ſeine Mutter und an ſeinen Schwager zu geben, deſſen Tod er nicht wußte und den er wieder in der Schweiz vermuthete, und ſo betraten Sie unſer Haus. Ich hatte es nicht über mich vermocht, mein Herz zu zerreißen und meiner Mutter den ganzen Zuſammenhang meiner traurigen Geſchichte zu erzählen; ſie wußte bloß, mein Gemahl und mein Sohn ſeien geſtorben, und ſie glaubte keine Unwahrheit zu ſagen, wenn ſie mich Ihnen als die Wittwe Blainville vorſtellte. Ich war es gern zufrieden, dieſen Namen zu behalten und das entſetzliche Unglück meines Lebens im Verborgenen zu tragen, denn ſo konnte mich doch kein rohes Wort verletzen. Im Geheim bemühte ſich Dübois immer noch, etwas von meinem Sohn zu erfahren, aber jede Spur ſeines Daſeins war verſchwunden.

Ich weiß es, mein theurer Freund, ich trat Ihnen bleich,

wie ein Marmorbild entgegen, mit tiefem Kummer im Herzen, voll Abscheu gegen eine Welt, die ich mich zu verlassen sehnte, und dennoch machte dies vom Schicksal vernichtete Wesen Eindruck auf Ihre Seele und fesselte Ihr Herz. Ach! und ich erkannte mit Dankbarkeit die zarte Aufmerksamkeit eines edeln Gemüths; ich fühlte den milden Trost der Freundschaft, und ein dämmerndes Licht fiel in meine Seele und zeigte mir als schwachen Schatten einen fernen Reiz des Lebens. Ich weiß nicht, ob meine Mutter durch das erlittene Unglück scharfsichtiger geworden war, aber sie bemerkte zuerst Ihre wachsende Neigung und gründete die Hoffnung ihres Alters darauf. Ich gestehe es jetzt, mein edler Freund, mich erfüllte damals der Gedanke an jede andere Verbindung, als die ich glaubte mit dem Himmel geschlossen zu haben, mit Entsetzen, und ich zog mich unwillkührlich von Ihnen zurück und brachte meine Mutter dadurch zur Verzweiflung, die sich nun um ihre letzte Hoffnung betrogen sah. Wenn Sie ahnen könnten, was ich damals litt, Ihr edles Herz würde mich beklagen. Bitten, Thränen, Vorwürfe und Verwünschungen wendete mit wilder Leidenschaftlichkeit meine Mutter an, um mich Ihren Wünschen geneigt zu machen, und ich mußte mir gestehen, daß ihr von Alter, Krankheit und Gram geschwächter Körper diesen zerstörenden Empfindungen nicht lange würde widerstehen können.

Ich glaube, mein theurer Freund, Sie hatten damals eine zu ſtrenge Anſicht von der weiblichen Würde, und bei verſchiedenen Geſprächen, die zu meiner Qual über die franzöſiſche Revolution geführt wurden, äußerten Sie ſich hart über die Frauen, die auf irgend eine Weiſe daran Theil genommen hatten, und als ich ein Mal bemerkte, daß wohl ein hartes Schickſal eine Frau darin verflechten könne, erwiederten Sie mit großer Heftigkeit, daß dieß für eine edle Frau ein unermeßliches Unglück ſein würde, denn ein ſolches männliches Handeln und Leiden würden jeden Reiz der Weiblichkeit vernichten, wie es ja auch Frauen ſo roh machen kann, fügten Sie hinzu, daß ſie fähig ſind, nachdem ſie kaum den Mann begraben haben, der auf dem Schaffot verbluten mußte, einem andern die Hand zu reichen, und ihm Zärtlichkeit und Liebe zu verſprechen, da ihre Seele nur Schauder und Entſetzen ſollte fühlen können. Mir würde eine ſolche Frau, ſchloſſen Sie damals, abſcheulich bleiben, ſo lange ich lebte, und ich begreife nicht, wie irgend ein Mann anders fühlen kann.

Dieſe Worte, die vielleicht nur ein augenblickliches Gefühl Ihrer Seele, vielleicht nur eine Verſtimmung bezeichneten, haben uns beide, mein geliebter Freund, um das reine Glück des Lebens gebracht. Ich, die ich die Pläne und Wünſche meiner Mutter kannte, betrachtete dieſe mit Weh-

muth, denn mir ſchien jetzt Alles beendigt. Ich beſchloß nun, ewig über mein Schiſal gegen Sie zu ſchweigen, aber mich auch entſchieden von Ihnen zurückzuziehen, um nicht Hoffnungen zu nähren, die nicht erfüllt werden konnten, denn nach Ihrem eigenen Geſtändniß mußten Sie ja aufhören, mich zu lieben, wenn ich im Stande wäre, Ihnen die Hand zu bieten, nachdem ein entſetzliches Unglück mir den erſten Gemahl entriſſen hatte, und nur, indem ich Sie über mich täuſchte, hätte ich mir Ihre Liebe erhalten können.

Ich ſah die Nothwendigkeit ein, meiner Mutter das Unglück meines Lebens in ſeiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen, damit ſie ſich entſchlöſſe, Hoffnungen, die ſie mit Entſchiedenheit nährte, aufzugeben. Ich erfüllte dieſe ſchwere Pflicht, deren Ausübung mich zu vernichten drohte. Meine Mutter, im Erſtaunen über das ihr völlig Neue und Unerwartete, hatte noch die Grauſamkeit, mich mit Klagen und Vorwürfen über dieß lange liebloſe Schweigen zu beſtürmen, und bemerkte ihre Härte erſt, als ſie mich wie ſterbend vor ihr nieder ſinken ſah. Jetzt erwachte ihre Liebe wieder, und die Verzweiflung, in der ich ſie erblickte, als ich wieder zur Beſinnung kam, gab mir den Muth, zum Troſte der Mutter das Leben zu ertragen.

Damals ahneten Sie nicht, mein theurer Freund, wie tröſtend und wie quälend mir Ihre zärtliche Sorge während

der Krankheit war, die mich als Folge der ſtürmiſchen Auftritte mit meiner Mutter befiel. Es konnte mir nicht mehr verborgen bleiben, daß Sie ſich mit leidenſchaftlicher Liebe entſchieden hatten, Ihr Geſchick an das meine zu knüpfen, und ſobald es meine Kräfte erlaubten, bat ich meine Mutter, Sie mit der Geſchichte meines Lebens bekannt zu machen.

So willſt Du mir denn hartnäckig um einer Grille des Grafen Willen alle Hoffnungen auf ein ruhiges Alter rauben? fragte meine Mutter mit Thränen. Können Sie wollen, entgegnete ich, daß ich einen edeln Mann hintergehen ſoll? Was nennſt Du hintergehen? fragte meine Mutter. Wie Ihr Euch alle vereinigtet, mir die Wahrheit zu verſchweigen und ich nicht einmal den Namen meines Eidams kannte, habt Ihr alle und die fromme Tante an der Spitze daran gedacht, daß Ihr mich hintergingt? Hat es Euch allen einen Seufzer, eine Thräne gekoſtet, mir das Geſchick meines Kindes zu verheimlichen? Und wenn Dir dieß damals keine Sünde ſchien, worin liegt denn nun das Unrecht, wenn Du dem zweiten Gemahl die Todesart des erſten verſchweigſt.

Dieſe ſeichten Gründe meiner Mutter konnten meine Empfindung nicht ändern, aber ich fühlte, daß jeder Streit mit ihr, die entſchloſſen war, ihre Anſicht nicht aufzugeben,

fruchtlos ſein würde, und ich wollte lieber aus ihren eignen Gefühlen ſie bekämpfen und ſagte alſo: Die Verbindung mit dem Grafen, theure Mutter, können Sie ſelbſt ja nicht wünſchen, da er Proteſtant iſt. Ich habe darüber, ſagte meine Mutter, anders denken gelernt, und obgleich ich Deinen Bruder nicht mehr liebe, ſo würde ich dennoch verzweifeln, wenn ich mir ſagen müßte, ich habe ein Kind für die ewige Verdammniß geboren; kann alſo mein Sohn als Proteſtant die Seligkeit finden, ſo mag dieß meinem künftigen Gidam, den ich als beſſer und edler erkenne, noch leichter gelingen.

Ich wollte meiner Mutter antworten, und da ſie bemerkte, daß ich mich ihren Gründen nicht fügen würde, wählte ſie ein anderes ſicheres Mittel. Ehe ich reden konnte, kniete ſie an meinem Lager nieder, faßte meine Hände und ſagte, indem ihre Thränen über die von Kummer gebleichten Wangen floſſen: Wenn Du denn nicht um Deiner Willen Deine unglückliche Geſchichte verſchweigen willſt, mein geliebtes Kind, ſo thue es um meiner Willen; in Deiner Hand liegt nicht bloß das Glück Deines eigenen Lebens, auch die Ruhe einer elenden, unglücklichen Mutter. Zwei Kinder habe ich geboren, eines hat mein Herz zertreten und die flehende Mutter von ſich geſtoßen; ſoll ich Euch beide, ſoll ich auch Dich vor Gott verklagen, daß Du der ver-

ſchmachtenden Mutter keine Hülfe leiſten willſt? Nein, o nein! rief ich, in Jammer und Thränen vergehend, mein Loos ruht in Ihren Händen, wenden Sie es, wie Sie wollen. Mit Entzücken drückte mich die Mutter an ihre Bruſt und ließ mich in ihre Hand einen feierlichen Eid ſchwören, Ihnen mein erlebtes Unglück zu verſchweigen.

So, mein theurer Graf, wurde unſere Vereinigung geſchloſſen, und da ich über die Hauptſache zu ſchweigen gelobt hatte, ſo war es mir gleichgültig, daß ich mit Ihnen als Wittwe Blainville verbunden wurde, und meine Mutter war beruhigt, da ſie auf behutſame Erkundigungen, die ſie durch ihren Beichtvater eingezogen hatte, erfuhr, die Ehe ſei vollkommen gültig, mein Familienname ſei die Hauptſache bei dieſer neuen Verbindung. Meine Mutter hatte einen Augenblick den Gedanken, meinen Bruder als Zeugen bei unſerer Vermählung einzuladen, und auch Sie fanden es natürlich, und ich ſah wohl Ihr Erſtaunen, als ich mit Schauder und Entſetzen erklärte, daß ich dieſen Bruder, die Quelle alles meines Unglückes, nie wieder ſehen wollte.

So wandelten wir nun neben einander, und je mehr ich Ihr ſchönes Herz, Ihren edeln Charakter kennen lernte, um ſo drückender wurde mir die ausgeübte Falſchheit. Meine Mutter dankte mir in jeder einſamen Stunde für das Glück, welches ſich durch die liebende Sorge des neuen Ei-

dams über den Rest ihrer Tage breitete, und ihre Aengstlichkeit ließ mich das Versprechen der Verschwiegenheit jeden Tag erneuern; ja in der Sorge, die sie dafür trug, dieß Glück nicht wieder zu verlieren, ging sie so weit, daß sie von mir die schwärzeste Undankbarkeit forderte und verlangte, ich sollte Dübois, diesen Retter meines Lebens, gegen den sie selbst die größten Verpflichtungen hatte, von mir entfernen. Umsonst war es, daß ich ihr jeden Tag wiederholte, ein Wort von mir sei hinreichend, des guten Alten Zunge auf ewig zu fesseln, sie wiederholte mir ewig: Du hast früher Deiner Mutter nicht vertraut, und nun vertraust Du Dein und mein Glück einem Diener.

Mein Herz hatte zu grausame Schläge erlitten, die Kraft der Jugend war gebrochen, es konnte kein leidenschaftliches Gefühl des Glücks mehr durch meinen Busen zittern; mir war nur die Fähigkeit geblieben, den Schmerz auf diese Weise zu empfinden, aber die milde Wärme einer zärtlichen Freundschaft, die sanftere Empfindung einer grenzenlosen Verehrung erfüllte meine ganze Seele, und Sie, geliebter Freund, würden nicht so oft schmerzlich über die Kälte meines Herzens geklagt haben, wenn ich Ihnen in freier Hingebung, ohne Rückhalt, mein Gefühl hätte zeigen können; aber die schönsten Augenblicke innigen Vertrauens wurden mir gestört, jeder Erguß der Herzens gehemmt durch

den Gedanken: er kennt Dich nicht, er darf Dich niemals kennen, damit er Dich nicht verabſcheut. Ich ſah es, Sie waren nicht glücklich in unſerer Verbindung, und der nagende Schmerz darüber gab mir die Bitterkeit, die ich eben ſo oft gegen Andere, als gegen mich ſelbſt wendete; und in dem Grade, wie ich die Liebe Anderer dadurch von mir entfernte, wurde ich unzufriedener mit mir ſelbſt. Sie, geliebter Freund, hatten Geduld mit allen dieſen Schwächen, Sie hofften mein Herz von ſeinem langen Grame zu heilen, und als meine Mutter in unſern Armen verſchieden war und ihre letzten Worte uns gedankt hatten für die zärtliche Kindesliebe, die wir ihr bewieſen, da glaubten Sie, mein theurer Gemahl, durch Zerſtreuung auf Reiſen meinen Kummer überwinden zu können. Sie waren verwundert, meine Abneigung gegen Frankreich zu bemerken, und wir gingen nach Italien. Es giebt wohl keinen Schmerz des Lebens, der ſich unter dem milden Himmel Italiens nicht gelindert fühlte. Unſer eigenes reges Daſein, unſer perſönliches Schickſal ſcheint uns kleiner da, wo eine große Vergangenheit jeden Augenblick ihre ernſte, erhabene Sprache zu uns redet, und ich fühle, ich wäre in Italien ruhiger geworden, wenn es möglich wäre, daß eine Mutter aufhören könnte, ein verlornes Kind zu beweinen.

Ich vermochte Dübois, fortwährend geheime Nachfor-

schungen anzustellen, und ich erwartete mit gleicher Unruhe das Gelingen wie das Mißlingen derselben, denn wenn er nun auch das kaum denkbare Glück gehabt hätte, meinen Sohn aufzufinden, mit welcher Stirn wollte ich Ihnen mein so lange verhehltes Schicksal dann noch vertrauen, und würde mir nicht dieses späte, erzwungene Bekenntniß noch gewisser Ihre Liebe rauben, als ein freiwilliges vor unserer Verbindung? Und je mehr Jahre verflossen, je ängstlicher mußte ich mir die Frage wiederholen, wenn ich nun endlich einen Sohn wiederfände, erwachsen unter fremdem Einflusse, ob er mir dann noch die Kindesliebe bieten könne, nach der mein einsames Herz sich sehnte, und ob nicht vielleicht ein gespenstisches Wesen vor mir stehen würde, durch das Blut in seinen Adern mein eigen und durch alle Empfindungen seiner Seele mir fremd.

Diese nie ruhende innere Qual war der Grund, weßhalb meine Gesundheit sich nie wieder befestigte, und Sie mußten die Hoffnung, Vater zu werden, aufgeben und entbehrten um meinet Willen auch dieß Glück, wie beinah jede andere Freude des Lebens, und ich mußte mir gestehen, daß ich mit der innigsten Neigung, mit der zärtlichsten Freundschaft dennoch nichts anders vermocht habe, als Sie um jede Hoffnung und um jede schöne Heiterkeit des Lebens zu brin-

gen, da Sie in einer andern Verbindung wahrscheinlich glücklicher gewesen wären.

Mit zitternder Hand und mit unsäglichen Thränen habe ich diesen Blättern die ganze Tiefe meines Unglücks vertraut, und Ihr schönes Herz wird die Fehler und Irrthümer verzeihen, die unser Leben getrübt haben, und mit Rührung der treuen Gefährtin gedenken, deren innigste Neigung Sie dennoch nicht beglücken konnte, weil das Vertrauen unseren Herzen fehlte.

VI.

Der Graf hatte die von seiner Gattin an ihn gerichteten Blätter nun alle gelesen und er blieb an dem Tische sitzen, auf welchen er die Ellenbogen stützte, das Gesicht in beide Hände senkend. Es stürmten so viele verworrene Empfindungen durch sein Herz, daß sein Geist lange nicht Klarheit und Ruhe gewinnen konnte, um sich darüber zu erheben. Das schreckliche, unverschuldete Unglück seiner Gemahlin erschütterte ihn bis in die innerste Seele; aber diesem Gefühle war dennoch eine mißmüthige Beschämung beigesellt, wenn er sie sich im Gefängnisse unter dem Volke oder wahnsinnig dachte. Das Schicksal des hingerichteten Gemahls, seines eigenen Freundes, erpreßte ihm Thränen, und dennoch wendete sich seine Seele mit Widerwillen ab, wenn er die Wittwe

dieſes Unglücklichen als ſeine Gattin denken wollte. Ein inniges Mitleid mit ſich ſelber wurde durch die wehmüthige Betrachtung in ihm erweckt, daß er in der That nie glücklich geweſen ſei und das Gefühl ſeines Unglücks immer im Buſen getragen, aber immer betäubt habe, durch Reiſen, durch Studien, durch Geſellſchaften. So drängt ſich mir denn auf einmal die vernichtende Klarheit auf, dachte er innerlich, daß ich mein ganzes Leben in Wahn und Täuſchung verloren habe; eine krankhafte Leidenſchaft beſtimmte mich den Beſitz einer Frau zu erſtreben, die ich niemals wahrhaft beſeſſen habe, die mit jugendlicher Innigkeit einen Andern liebte, deſſen Bild noch in ihrem Herzen lebt und deſſen Ende mich mit Schauder erfüllt. Sie wurde nicht Mutter, um mir Freude des Lebens und Troſt im Alter zu gewähren, und ihre mütterliche Zärtlichkeit wendet ſich mit fortwährendem Gram auf ein verlornes, mir fremdes Weſen, das, wenn es noch lebt, vielleicht in niedrigen Verhältniſſen erwachſen, die Mutter beſchimpft, die es geboren, und mich zugleich, der ich mit dieſer Frau verbunden bin. Ja ich bin ſehr, ſehr unglücklich, ſagte er endlich laut, und ſeine Thränen träufelten zwiſchen den Fingern hindurch und fielen auf die von der Hand ſeiner Gattin beſchriebenen Blätter nieder. In dieſer kummervollen Stellung blieb der Graf eine Zeitlang ſitzen, bis er endlich ſich mit männlicher Kraft

erhob und edlere, großmüthigere Empfindungen Raum in seiner Bruſt gewannen. So zahle ich denn, wie jeder Andere, ſagte er mit Bitterkeit zu ſich ſelbſt, den Tribut der menſchlichen Schwäche; ich denke mit Selbſtſucht nur an mich; ich bemitleide nur mich und vergeſſe undankbar alle ſchönen Stunden, die ich in dieſer Verbindung durchlebte, und den Schmerz der unglücklichen Frau, die mir endlich ihren Kummer vertraut, wie die Angſt, mit welcher ſie erwartet, welchen Eindruck dieß Bekenntniß auf mich machen wird. O! Wohl hatteſt Du Recht, Du Arme, die Du meine Schwäche kennſt, zaghaft ein Vertrauen zurück zu halten, das noch jetzt ſo verkehrte Empfindungen in meinem Buſen weckt. Und könnte ich denn, fragte er ſich, noch jetzt, ohne zerſtörenden Schmerz, die Verbindung mit dieſer Frau aufgeben; würde es nicht auch mich vielleicht vernichten, wenn der Tod ſie mir entriſſe? Habe ich jemals einen Menſchen gekannt, der meine Eigenthümlichkeit ſo verſtanden, mich mit ſo zärtlicher Freundſchaft geliebt hätte, als ſie? Kann ich dieß Weſen aus meinem Leben hinweg denken, ohne das Leben von allem Reize für mich zu entblößen? Und was iſt es denn nun eigentlich, was mein Herz von ihr abwenden will? Doch hauptſächlich die Hinrichtung meines unglücklichen Freundes, und der ängſtigende Widerwille wird doch mir unbewußt nur dadurch erzeugt, daß die Seele

beſchimpfende Verbrechen und öffentliche Hinrichtung immer verbunden denken will. Aber ſind nicht grade die Edelſten als Opfer gefallen, und ſoll ſich ein kleinliches Gefühl unverändert erhalten, wenn ein furchtbares Geſchick wie mit Meereswogen ſich heran wälzt, alle Dämme, die Sitte, Geſetz und Religion zum Schutze der Menſchen errichtet haben, brauſend durchbricht und alles ihm entgegen ſtehende Leben verſchlingt? Und hat ſie denn nicht das Ungeheuerſte erduldet, ſetzte er mit Wehmuth hinzu, und hat ſie dieſen wilden Schmerz nicht ertragen, ohne den eignen Werth zu verlieren? Blieb nicht in ihrer Seele, neben ihrem Kummer, Raum für jede edle Empfindung, und bin ich klein genug, dieſen wahrhaften Heldenmuth zu verkennen? Und iſt es denn nicht möglich, daß noch Alles beſſer wird? Jetzt gehört ſie mir im vollen Vertrauen, an meiner Bruſt wird ihr lange gepreßtes Herz nun freier ſchlagen, ich kann kräftiger, als ſie es vermochte, die Spuren des verlornen Kindes aufſuchen, deſſen Herz vielleicht ſeiner Eltern würdig iſt, der alsdann auch mir ein Sohn ſein und die Tage meines Alters verſchönern kann. Nein, ich bin nicht unglücklich, ſchloß der Graf ſein langes Selbſtgeſpräch, und neuen Muth und neue Hoffnung drückten ſeine edeln Züge aus, und mild leuchteten die noch von Schmerzensthränen feuchten Augen.

Die Gräfin hatte ſich ſelbſt die Pflicht auferlegt, es

äußerlich ruhig zu erwarten, ob der Graf liebevoll zu ihr zurückkehren würde, nach dem Bekenntniſſe ihres Unrechts gegen ihn. Sie hatte die Vorhänge ihres Bettes zuziehen laſſen und faltete nun zum ſtillen, leidenſchaftlichen Gebet die Hände, ſie krampfhaft feſt in einander ſchließend, und flehte inbrünſtig in Gedanken um das Ende ihrer Leiden und ihres Lebens, wenn ſich das Herz des Grafen, durch ihr langes Schweigen beleidigt, von ihr abwenden ſollte. Sie hatte eine peinliche Stunde gehabt, und rief endlich Emilie mit ſterbender Stimme herbei und bat ſie, im Vorzimmer des Grafen zu erkunden, ob er noch in ſeinem Kabinet verſchloſſen ſei, aber ihn auf keinen Fall zu rufen. Emilie berichtete, der Graf ſei in ſeinem Kabinet und kein Laut vernehmbar. Nach einer qualvollen Viertelſtunde wurde ſie mit demſelben Auftrage abgeſendet und kam mit derſelben Antwort zurück. Der Zuſtand der Gräfin wurde immer beunruhigender; Fiebergluth und Leichenbläſſe wechſelten auf ihrem Geſichte, und die heftigen Schläge ihres Herzens hoben und ſenkten die Decke ihres Lagers. Als Emilie zum fünften Male mit demſelben Auftrage abgeſchickt wurde, nahm ſie ſich vor, den Grafen auf jeden Fall zu ſprechen, um ihn mit dem gefährlichen Zuſtande ſeiner Gemahlin bekannt zu machen, und eben näherte ſie ſich in dieſer Abſicht der Thüre, als er ſein Kabinet öffnete. Der Graf trat heraus und

fragte mit Heftigkeit: Was macht meine Gemahlin? Sie lebt, erwiederte die weinende Emilie, aber ihr Zuſtand — — Er hörte nichts mehr; das eine Wort hatte ihm genug geſagt, um ihn mit höchſter Angſt nach dem Schlafzimmer der Kranken eilen zu laſſen. Er ſchlug mit Heftigkeit den Vorhang des Bettes zurück, und die flehenden Augen der Gräfin, ihre zitternden zu ihm emporgehobenen Hände erfüllten ihn mit der ſchmerzlichſten Wehmuth. Mein theures, mein geliebtes Weib! rief er aus, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß. So haſt Du mir vergeben? ſagte die Gräfin mit kaum hörbarer Stimme. Es war das erſte Mal, daß ſie ihren Gemahl mit Du anredete, und dieſe einzige Sylbe, die er ſich früher ſo oft geſehnt hatte aus ihrem Munde zu vernehmen, rührte ihn nun als Zeichen völligen Vertrauens auf's Innigſte. Er konnte in dieſem Augenblicke nicht daran denken, die Geſundheit ſeiner Gattin zu ſchonen und erregende Geſpräche zu vermeiden. Die leidenſchaftlichſten Ergüſſe des Herzens, die zärtlichſte Selbſtanklage, die großmüthigſte Vergebung wechſelten in ſchnell und heftig geführten Geſprächen mit einander ab, und der Arzt würde befürchtet haben, daß der ſchwache Faden des Lebens der ſo lange leidenden Frau durch dieſe Erſchütterungen zerreißen müßte. Sie ruhte auch beinah vergehend in den Armen des Grafen, aber der Balſam des Troſtes ſenkte

ſich mild in ihre Bruſt. Sie blickte mit reinem Vertrauen in das treue Auge des leidenſchaftlichen Freundes, der die Bilder eines glücklichen, genußreichen Lebens vor ihr entfaltete, aber ſelbſt in dieſer Aufregung des Gemüths Beſonnenheit genug behielt, keine Hoffnung erregen zu wollen, daß der verlorne Sohn noch gefunden werden könnte; denn ob er ſich gleich vornahm, die eifrigſten Nachforſchungen nach ihm anzuſtellen, ſo ſchien es ihm doch grauſam in der Mutter Hoffnungen zu erwecken, die er vielleicht niemals erfüllen könnte.

Der innigſte Bund wurde zwiſchen beiden Gatten in dieſer Stunde geſchloſſen, und die Ruhe, die an die Stelle der gewaltſamen Spannung trat, die das Herz der Gräfin bis auf dieſen Augenblick geängſtigt hatte, wirkte höchſt vortheilhaft auf ihre Geſundheit; ſie verſprach dem Grafen, ſich zu ſchonen und, um ſich für ihn, zu deſſen Glück ſie nothwendig ſei, zu erhalten, den Vorſchriften des Arztes Folge zu leiſten.

Getröſtet, indem er Troſt ertheilte, verließ der Graf, mit ſich zufrieden, das Gemach ſeiner Gemahlin, nachdem er noch dem eben eingetretenen Arzte mit zärtlicher Rührung die höchſte Sorge für die Kranke empfohlen hatte. Im Vorzimmer traf er Dübois, der mit ängſtlicher Spannung ihm entgegen ſah und ein Wort über den Zuſtand der Kranken

vernehmen wollte. Dem Grafen flogen ſchnell, wie er den alten Mann erblickte, alle Bilder deſſen, was er gethan und gelitten, vor den Augen des Geiſtes vorüber, und wie ihn die treuen Augen in nie geſehener Aufregung ängſtlich betrachteten, rief er mit vor Wehmuth zitternden Lippen: Mein guter alter Dübois! und ſtreckte ihm die Hand entgegen, die der alte Mann faßte, um ſie zu küſſen; der Graf aber zog ihn heftig in ſeine Arme und hielt ihn einige Sekunden feſt an ſeine Bruſt gedrückt. Der Haushofmeiſter wußte nicht, wie ihm geſchah, und er ſtand und ſah dem Grafen noch nach, als dieſer ſchon lange das Zimmer verlaſſen hatte.

Am andern Morgen, als alle heftig aufgeregten Empfindungen durch die Ruhe der Nacht wieder beſänftigt waren, ließ der Graf den Haushofmeiſter zu ſich rufen und ſagte ihm mit höchſter Güte: Ich weiß es jetzt erſt, mein guter Dübois, wie Viel ich Ihnen ſchuldig bin; die Gräfin hat es mir vertraut, was Sie für ſie gethan und gelitten, und daß ich außer der Erhaltung ihres mir ſo theuern Lebens Ihnen vielleicht noch große Summen ſchuldig bin, die Sie ausgelegt und nicht zurückerhalten haben; laſſen Sie uns alſo darüber nun aufrichtig ſprechen, damit Sie wenigſtens Ihr Eigenthum nicht verlieren, wenn wir Ihnen auch niemals Ihre Liebe und Treue vergelten können. Der alte

Mann sah den Grafen mit Ueberraschung an, und Thränen traten in die gutmüthigen Augen und flossen über die gefurchten Wangen. So ist mir denn endlich der Trost geworden, rief er aus, daß die Frau Gräfin ihr Herz dem edelsten Gemahl geöffnet hat, und der lange verschwiegene Gram wird nun nicht mehr heimlich an der Wurzel ihres Lebens nagen. Ja, gnädiger Herr Graf, fuhr er fort, wir haben Viel, entsetzlich Viel gelitten, und ich kann nicht zweifeln, daß Gott in dieser furchtbaren Zeit mein Leben nur deßhalb erhalten hat, damit ich der unglücklichen Frau nützlich sein konnte; dieß ist mir gelungen, und dafür danke ich dem Himmel täglich. Was ich damals an Geld ausgegeben, ach gnädiger Herr Graf! Welches Herz hätte wohl so verworfen sein und in solchen Stunden des höchsten Jammers daran denken, oder die armseligen Summen zählen können; doch bin ich überzeugt, daß die Frau Gräfin mir Alles längst vielfach ersetzt hat, und ich habe in dieser Rücksicht nichts zu fordern.

Wenn Sie denn also nichts annehmen wollen, sagte der Graf gerührt, so geben Sie wenigstens jeden Dienst im Hause auf und leben Sie als ein Freund mit uns, dem wir unsere Dankbarkeit werden zu beweisen streben.

Und warum wollen der Herr Graf mir meine Funktion abnehmen? fragte der Haushofmeister lächelnd.

Weil ich meinen Freund nicht zum Diener erniedrigen will, sagte der Graf, indem er die Hand des alten Mannes drückte.

So hoch mich dieß Wort auch ehrt, versetzte Dübois mit großer Bescheidenheit, so erlaube ich mir doch zu bemerken, daß ich nicht einzusehen vermag, worin meine Erniedrigung bestände, wenn ich bei meiner gewohnten Beschäftigung bleibe. Ich glaube, es hängt von der Art ab, wie ein Geschäft betrieben wird, ob es edel oder unedel zu nennen ist, und wenn die wichtigsten Aemter im Staate mit knechtischer Seele, bloß des eigenen Gewinns wegen, verwaltet werden, ohne den freien Antrieb der wahren Vaterlandsliebe und innigen Verehrung für den Monarchen, so ist derjenige, der sie ausübt, mag er äußerlich so hoch stehen, wie er will, doch ohne wahre Erhabenheit in meinen Augen; und wenn ich voll ehrfurchtsvoller Liebe aus freiem Antriebe meines Herzens mein Leben dem Dienste einer edeln Herrschaft widme, und wenn mein treues Auge darüber wacht, daß bei Ihrem großen Haushalte Ihre Einkünfte nicht verschwendet werden und Ihnen so die Mittel bleiben, unendlich viel Gutes zu thun, so habe ich Antheil an allem Guten und Großen, was auf diesem Wege erreicht werden kann, und ich fühle mich durch meine Beschäftigung nicht erniedrigt.

Sie haben Recht, sagte der Graf, durch die Wahrheit

in den einfachen Worten des alten Mannes überraſcht. Handeln Sie ganz, wie Sie wollen, nur verſprechen Sie mir, keine Anſtrengung zu übernehmen, die Ihnen bei Ihrem Alter nachtheilig ſein könnte. Der alte Mann verſprach dieß willig und ſagte dann: die Wahrheit meiner Anſicht iſt mir durch unſern guten Guſtav erſt recht deutlich geworden. Er wird gewiß einmal ein ausgezeichneter Gelehrter, daran läßt ſich bei ſeinem großen Fleiß gar nicht zweifeln, und er war ſchon ein halber Student, als ſein edler Beſchützer ſich ſeiner annahm. Sind ihm denn dadurch ſeine Vorzüge genommen, daß er aus freiem Antriebe ſeinem väterlichen Freunde alle Dienſte leiſtete, die dieſer bedurfte, ſo lange ihm die Mittel fehlten, es anders einzurichten, und müſſen wir den Knaben nicht um ſo höher achten, der ſolcher Liebe fähig war?

Sie haben Recht, ſagte der Graf, und ich freue mich, ſo oft ich den jungen Menſchen in der Bibliothek antreffe. Seine Beſcheidenheit, ſein feines Weſen zeugen von der guten Erziehung, die er früher gehabt, und ſobald mein Vetter zurückkommt, wollen wir alle drei für ſein weiteres Fortkommen ſorgen. Der Haushofmeiſter fühlte ſich für alles, was er jemals gethan, durch dieß Wort des Grafen mehr als belohnt, der ihn dadurch aus der Reihe der Diener empor hob und ihn gleichſam neben ſich ſtellte, und ſeine Liebe wuchs

in dem Maße, wie ihm sein verehrter Herr sein Vertrauen zuwendete, ihm eröffnend, daß er entschlossen sei, dem Schicksal des jungen Evremont auf's Eifrigste nachzuforschen und, wenn er ihn gefunden, ihn wie seinen eignen Sohn zu betrachten. Der alte Dubois gab alles an, was nur irgend auf eine Spur führen konnte, um den Verlorenen zu entdecken, und zerfloß beinah in Thränen, weil er dadurch gezwungen war, alles erlittene Unglück der Familie Evremont sich in's Gedächtniß zurückzurufen. Der Graf suchte ihn, nicht ohne eigne Rührung, zu trösten, und Beide kamen darin überein, daß vor der Gräfin alle Nachforschungen geheim gehalten werden müßten, damit sie nicht Hoffnungen Raum gäbe, durch deren Nichterfüllung ihr Herz um so tiefer verwundet werden müßte.

Nach diesem langen Gespräche trennten sich Beide vollkommen befriedigt, und der Graf eilte, sich nach dem Befinden seiner Gemahlin zu erkundigen. Die Kranke hatte eine sanfte Ruhe genossen, und zu des Arztes Erstaunen zeigten sich alle Spuren einer schleunigen Besserung. Die Gräfin hatte in dieser ernsthaften Krankheit, wie er meinte, allen Eigensinn verloren, sie brauchte die vorgeschriebenen Mittel regelmäßig, und der Graf war so zärtlich besorgt, daß er den Arzt immer wieder angelegentlich bat, ja alle Sorgfalt für ihre Wiederherstellung anzuwenden. Schon den nächsten

Abend hatte St. Julien den Troſt, eine Stunde am Krankenbette in Geſellſchaft des Grafen, Emiliens und ihrer Freundin Thereſe zubringen zu dürfen, und die Kranke war zwar ſehr ermattet, aber ſo ruhig und heiter, wie er ſie nie geſehen, und die innige zärtliche Vertraulichkeit der beiden Gatten machte ihn nun erſt darauf aufmerkſam, daß früher eine gewiſſe Spannung zwiſchen ihnen geherrſcht hatte.

Die unermüdete Sorgfalt des Arztes, verbunden mit der größeren Ruhe des Herzens, welche die Kranke jetzt genoß, hatte bald jede Gefahr entfernt, und die Gräfin konnte nach kurzer Zeit ſchon täglich einige Stunden außer dem Bette verweilen; ihre Kräfte nahmen ſichtlich zu, und nach dem Verlaufe von ſechs Wochen erlaubte ihr der Arzt endlich, das Krankenzimmer zu verlaſſen und an der gemeinſamen Tafel zu ſpeiſen. Dieß war ein Feſt der Liebe für alle Hausgenoſſen, und der Graf hatte zur Feier dieſer erfreulichen Begebenheit den Obriſten Thalheim, ſeine Tochter und auch den Prediger eingeladen. Der Arzt hatte ſich im Stolz über die Geneſung der Gräfin, die er ganz allein als einen Triumph ſeiner Kunſt betrachtete, ein faſt deſpotiſches Anſehn über die Kranke angemaßt, welches ſich dieſe mit lächelnder Geduld gefallen ließ, und ſo begleitete er ſie nach dem Speiſeſaale, wo ſie von allen Anweſenden mit freudiger Rührung, als dem Leben wiedergegeben, begrüßt wurde.

Bei Tische drängte sich der Arzt in ihre Nähe, nicht, wie er versicherte, aus thörichtem Hochmuth, sondern seiner Pflicht gemäß, damit er ihr die Speisen widerrathen könne, die ihm schädlich dünken würden; er übte aber eine so strenge Kritik, daß er der Gräfin beinah nichts erlaubte zu berühren. Die Kranke hatte sich immer geduldig seinen Verboten unterworfen, als aber die Tafel beendigt war, sagte sie scherzend: Aber, lieber Herr Doktor, Sie sind mit mir heut eben so streng verfahren, wie der Arzt mit dem Sancho Pansa, nachdem er endlich Gouverneur der längst versprochenen Insel geworden war, und bei der Wiederkehr meiner Gesundheit fällt mir diese Strenge beinah eben so beschwerlich, als ihm.

Niemand konnte begreifen, weßhalb dieser Scherz den Arzt so heftig beleidigte, daß er mit glühendem Gesicht und halb zugedrückten Augen, die im Zorn feurig blinkten, rief: Ich weiß, es herrscht jetzt die sonderbare Mode, die von müßigen Köpfen ersonnenen Narrheiten in die ernsthaftesten Angelegenheiten zu mischen, aber niemals hätte ich geglaubt, daß ich mit dem wahnsinnigen Don Quixote oder mit dem Bauer Sancho verglichen werden könnte. Vergeblich bemühte sich St. Julien ihm deutlich zu machen, daß ihn Niemand mit dem edeln Ritter oder seinem braven Stallmeister verglichen habe, sondern mit dessen gelehrten Arzt. Er blieb zornig und antwortete nicht mehr, bis der Graf selbst ihm

ein Glas Wein einſchenkte und ihn ermahnte, an dieſem ſchönen Tage verſöhnlich zu ſein und auf das Wohl der wieder hergeſtellten Kranken zu trinken; doch auch jetzt folgte er zwar der Aufforderung mit allen Uebrigen, aber man ſah, daß er immer noch Verdruß im Herzen hegte. Der Graf erhob jetzt ſein Glas, indem er ſagte: Und nun auf Ihr Wohl, liebſter Herr Doktor, deſſen Kunſt und treuer Sorge wir den heutigen frohen Tag verdanken. Jetzt ſchwanden die Wolken des Verdruſſes von ſeiner Stirn, und er blickte wie ein ſiegender Held umher.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat die Gräfin zu ihm und ſagte: Sie müſſen mir heute, da ich mich durch Ihren Beiſtand ſo wohl und heiter fühle, einen Scherz verzeihen und als Zeichen aufrichtiger Verſöhnung ein Andenken nicht verſchmähen. Sie zog einen Ring vom Finger und bot ihn dem Arzte an, der die Brillanten, die nun an ſeinem Finger glänzten, mit demſelben Gefühl betrachtete, wie ein junger Offizier das erſte Ehrenzeichen. Der Graf trat nun hinzu und überreichte ihm eine ſehr ſchön gearbeitete goldene Doſe, weil der Arzt ſich ſeit Kurzem auch das Tabackſchnupfen angewöhnt hatte. Emilie näherte ſich und überreichte ihm die ſchönſte feine Wäſche, Thereſe bot ihm einen von ihr ſelbſt gearbeiteten Geldbeutel dar, und St. Julien überreichte ihm, trotz ſeines, beinah zu großen Ab-

scheus gegen alles Tabackrauchen, eine so außerordentlich verzierte, schöne Tabackspfeife, daß dieß Geschenk des Werthes wegen zwar ernsthaft, der Auszierung halber aber scherzhaft gemeint schien. Der Arzt blickte in verlegener Freude umher; Stolz über seine anerkannten Verdienste, dankbare Rührung über diese öffentliche Anerkennung und auch Freude über den Werth der Geschenke bestürmten sein Herz dermaßen, daß ihm Thränen in die Augen traten und er nicht gleich Worte finden konnte, die ihm schicklich dünkten, seine Gefühle auszudrücken. Er küßte rasch hinter einander die Hände aller Damen, und in der Hast ergriff er auch einige Male die Hand eines Herrn und würde sie in der Blindheit seiner freudigen Eile ebenfalls geküßt haben, wenn ihm nicht ein kräftiger Druck jedes Mal seinen Irrthum gezeigt hätte, wodurch denn seine Verlegenheit noch vermehrt wurde.

Dem Prediger war es bei diesem kleinen Feste nicht entgangen, daß die frühere Spannung, die er so oft zwischen dem Grafen und seiner Gemahlin bemerkt hatte, völlig verschwunden und an die Stelle formeller Höflichkeit eine herzliche Innigkeit getreten war. Er sah es leicht ein, daß die Krankheit der Gräfin als Folge des Zusammentreffens mit ihrem Bruder zu betrachten sei, aber eben so wenig, wie er begreifen konnte, wodurch dieß Zusammentreffen so erschütternd gewirkt habe, vermochte er einzusehen, wie durch die-

sen öffentlichen Auftritt, der dem Grafen nur unangenehm sein konnte, eine größere Herzlichkeit zwischen beiden Gatten wäre herbeigeführt worden. Er konnte sich ruhig in Nachdenken über die ihm unerklärliche Erscheinung versenken, denn seine Unterhaltung wurde nicht in Anspruch genommen, weil Emilie, Therese und St. Julien mehrere Musikstücke dreistimmig eingeübt hatten und mit diesem kleinen Konzerte die Genesung der theuern Kranken feiern wollten.

Die Gräfin erbebte zwar bei dem Tone von St. Juliens Stimme sichtbar, faßte sich aber bald und gab sich ruhig dem Genusse hin, den die zärtlichste Anhänglichkeit ihr bereitet hatte, und gestand sich innerlich, daß das Leben noch Reiz für sie haben könne, und daß selbst der Schmerz der Erinnerung den giftigsten Stachel verloren habe, da ein treues Herz ihn mit ihr theilte, und sie sich nicht mehr der Verheimlichung und Falschheit schuldig wußte.

Der Abend begann schon zu dämmern und man hatte während der fortgesetzten Musik das Rollen der Räder eines vorfahrenden Wagens nicht bemerkt, so daß Allen unerwartet der junge Graf Hohenthal in den Saal trat. Ein allgemeiner Ausruf der Freude begrüßte den Neuangekommenen; doch wurde diese sogleich gemäßigt, als man die Blässe seines Gesichts und die Kleidung tiefer Trauer wahrnahm, wodurch ein erlebtes Unglück des neuen Gastes angedeutet

wurde. Mit sichtbarem Gefühl bezeigte dieser der Gräfin seine Freude über ihre Genesung; ein Strahl wehmüthigen Entzückens leuchtete in seinen Augen, als er Theresens Hand küßte, welche die seinige mit unverhehlter herzlicher Neigung drückte, mit gleichem Feuer erwiederte er St. Juliens stürmische Umarmung, und mit kindlichem Gefühl die väterliche Begrüßung des Obristen und seines Oheims. Was macht Ihr Vater, theurer Vetter? fragte dieser halb leise. Ich habe ihn vor wenigen Tagen begraben, sagte der junge Graf mit vor Rührung wankender Stimme; ich glaubte, Sie hätten die Anzeige seines Todes schon erhalten. Nein, erwiederte der Graf mit Bestürzung, mir ist Ihr Unglück völlig fremd, und es erschüttert mich um so mehr, da es mich daran erinnert, wie nahe daran ich selbst war, den schmerzlichsten Verlust zu erdulden.

Jedermann fühlte, daß es unschicklich sein würde, in den Ton lauter Freude jetzt wieder einzustimmen. Die Unterhaltung wurde also ernsthafter und die Gesellschaft trennte sich früher, als wohl ohne die Ankunft des jungen Grafen geschehen wäre. Als dieser den Saal verlassen und sein Zimmer betreten hatte, kam ihm ein junger Mensch entgegen, in dem er nicht eher seinen Gustav erkannte, bis er sich laut weinend in seine Arme warf. Freudig überrascht, drängte ihn der junge Graf von seiner Brust zurück, um

ihn zu betrachten. Nein! rief er endlich aus, nimmermehr hätte ich geglaubt, daß wenige Wochen einen Menſchen ſo zu ſeinem Vortheile verändern könnten; ſage mir doch, wie haſt Du es angefangen, daß Du während meiner Abweſenheit ganz das Anſehen eines jungen Kavaliers gewonnen haſt.

Wenn das iſt, ſagte der junge Menſch, ſo kommt es wohl daher, daß mir Herr Dübois ſo außerordentlich gute Kleider hat machen laſſen; die Frau Gräfin hat mir die feinſte Wäſche geſchenkt, und der Herr Graf gab mir vor wenigen Tagen dieſe goldene Uhr, damit ich, wie er ſagte, meine Studien regelmäßig einrichten könne; dabei habe ich noch alles Geld, das Sie mir ſchenkten. Das iſt Alles ganz gut, ſagte der junge Graf, aber woher haſt Du den Anſtand, die vortreffliche Haltung.

Das kommt denn wohl, meinte ſein junger Freund lächelnd, von dem luſtigen Herrn St. Julien, zu dem Herr Dübois viel von mir geſprochen hat, und der mich nun, ſeit das Leben der Gräfin außer Gefahr iſt, täglich reitet und mich dabei tanzen, reiten und fechten lehrt. Ich verſichere Sie, fuhr er, plötzlich in Rührung übergehend, fort, hier im Schloſſe ſind lauter vortreffliche Menſchen, die Bedienten abgerechnet; aber Herr Dübois meint, die wären beinah nirgends ſo gut, wie ſie oft in Büchern geſchildert werden,

und verzeihen Sie mir, wenn auch Herr Dübois nicht so vornehm ist, als sie Alle, so ist er gewiß einer der Besten hier im Schlosse.

Ich glaube es Dir, erwiederte der junge Graf, und es schmerzt mich, daß ich ihm früher Unrecht gethan habe; ich sehe, er handelt wahrhaft väterlich gegen Dich.

Sie haben das rechte Wort ausgesprochen, erwiederte der Jüngling; wie ein Vater sorgt er für mich, und der Rath, den er mir giebt, ist jedes Mal so weise, daß ich blind vor Undankbarkeit sein müßte, wenn ich ihn nicht befolgen wollte. Es war hier eine trübe Zeit im Hause, so lange die Gräfin so gefährlich krank war. Der Graf sprach mit Niemandem; Herr Dübois zehrte sich ganz ab vor Kummer; Herr St. Julien und Fräulein Emilie weinten mit einander, so oft sie sich sahen, Herr Dübois ermahnte mich, mit ihm für das Leben der Gräfin zu beten, und ich that es auch aus vollem Herzen und Gott verstand uns Beide, obgleich er katholisch und ich protestantisch betete; endlich erholte sich zu unserer aller Freude die Frau Gräfin. Da sagte mir vor wenigen Tagen Herr Dübois: Der Graf will durch ein kleines Fest die Genesung seiner Gemahlin feiern und hatte sich vorgenommen, Dich an diesem frohen Tage zum ersten Male an seinen Tisch zu nehmen, ich habe ihm dieß für jetzt widerrathen, und ich will Dir, mein lieber

Sohn, die Gründe ſagen, weßhalb ich dieß that, damit Du ſiehſt, daß ich es wohl mit Dir meine. Kein Menſch iſt Herr ſeines Geſchickes, wir können nichts thun, als, was uns auferlegt wird, mit Anſtand tragen und, indem wir verſtändig unſere Verhältniſſe ordnen, die ſchlimmen nach und nach beſiegen. Du, mein liebes Kind, haſt dieß Haus unter ungünſtigen Umſtänden betreten, die ganze Dienerſchaft beleidigte Dich, indem ſie Dich für ihres Gleichen hielt; wenn Du jetzt auf ein Mal an der Tafel ihres Herrn ſpeiſeſt, ſo müſſen ſie Dich zwar bedienen, aber Du kannſt denken, mit welchem Neide und innerem Grimm, und es läßt ſich nicht berechnen, welche Kränkungen Dir durch ihre Bosheit entſtehen können. Wenn Du uns aber jetzt verlaſſen haſt und uns dann nach einiger Zeit als Student beſuchſt, dann iſt ein Zwiſchenraum zwiſchen Deiner bedrückten Lage und der neuen Erſcheinung; auch hat ſich die Dienerſchaft dann wohl zum Theil verändert, Du haſt ſchon mehr Anſprüche in der Welt; dann ſpeiſe an des Grafen Tafel und ich will Dich gern ſelbſt bedienen. Ich erſchrak vor dieſem Worte, denn wäre es nicht eine wahre Gottloſigkeit, wenn ich die Unverſchämtheit hätte, mich von dieſem ehrwürdigen Manne bedienen zu laſſen? Ich ſagte ihm dieß auch und verſicherte ihn, daß ich ihm die Dienſte eines Sohnes bis an mein Lebensende leiſten würde. Er umarmte mich or-

deutlich gerührt, als ob mein Gefühl etwas Besonderes wäre, und so wurde beschlossen, daß, so lange ich jetzt noch hier bleibe, ich fortfahre, bei ihm zu speisen und zu wohnen.

Der junge Graf hatte diesen Bericht nicht ohne Rührung vernommen und beschloß, dem alten Manne seinen Dank für dessen freundliche Güte zu bezeigen. Mit großem Ernst aber untersagte er seinem jungen Freunde jede persönliche Dienstleistung, und dieser mußte es halb mit Kränkung, halb mit Stolz betrachten, wie ein fremder Bedienter, der mit ihm gekommen war, den jungen Grafen entkleidete, und er verließ, durch eine herzliche Umarmung beglückt, seinen edeln Beschützer, um ihn der Ruhe, die er bedurfte, zu überlassen.

VII.

Es hätte zwar der junge Graf Hohenthal nach einer eiligen, etwas angreifenden Reise der Ruhe bedurft, um so mehr, da er in der jüngst vergangenen Zeit Vieles erlebt hatte, wodurch seine Kräfte erschüttert waren, aber eben diese Erfahrungen in seinem innern, wie in seinem äußern Leben waren so inhaltsschwer, daß Gedanken von der wichtigsten Art und die wichtigsten Pläne lange den Schlummer von seinem Lager scheuchten, und er den Tag herbei wünschte, um eine geheime, ernste Unterredung mit seinem Oheim zu

ſuchen, und doch wußte er nicht beſtimmt, was er ihm ſagen wollte oder durfte.

Als der junge Graf vor etwa ſechs Wochen das Schloß Hohenthal mit ſchwerem Herzen verlaſſen hatte, um zu ſeinen Eltern zu reiſen, wurde er auf dieſem Wege von ängſtigenden Sorgen und beunruhigenden Gedanken gequält, das Leben der Gräfin war in Gefahr und er hatte, wie es jedem edeln Menſchen zu ergehn pflegt, eine um ſo größere Theilnahme für dieſe Frau gewonnen, als er ihr Unrecht gethan und ſie ſogar in ſeiner dumpfen Verzweiflung beleidigt hatte, und es erfüllte ihn daher ihr Zuſtand mit lebhaftem Kummer. Auf der andern Seite beunruhigte ihn nicht nur die Lage ſeiner Eltern, die ganz von dem Wohlwollen ſeines Oheims abhing, ſondern er mußte auch mit Schmerzen daran denken, welche Schritte ſein Vater von ihm verlangt hatte, um dieſen Oheim zum Beiſtande zu vermögen, Schritte, die, indem er ſie nur dachte, die Röthe der Scham auf ſeine Wangen trieben. Endlich geſellte ſich zu allen dieſen Sorgen durch einen Zufall noch eine andere, die für den Augenblick die ängſtlichſte wurde. Es zerbrach nämlich ein Rad ſeines Wagens, und dadurch wurde er mehrere Stunden aufgehalten. Da er nun die Zeit ſeiner Reiſe genau berechnet hatte, ſo fürchtete er, ſein Vater würde ſchon nachtheilige Verbindungen eingegangen ſein, ehe er mit der ängſtlich

erſehnten Hülfe erſchiene, denn er konnte ſein Vaterhaus nicht an dem Abende erreichen, welchen er als den ſpäteſten ſeiner Ankunft bezeichnet hatte, ſondern erſt am Nachmittage des folgenden Tages eintreffen. Er fand ſeine Mutter allein, die ihm ungewöhnlich bleich, mit verweinten Augen entgegen trat. Gottlob! daß Du kommſt, rief ſie, indem ſie ihn mit Thränen umarmte, es iſt der letzte Augenblick, wenn Du Hülfe bringſt, wo ſie uns nützlich werden kann. Der junge Graf beruhigte die leidende Mutter und fragte dann nach dem Vater. Du kommſt wie ein Engel des Troſtes, erwiederte die Mutter noch immer weinend und berichtete nun, daß der alte Lorenz und ſein Sohn erklärt hätten, daß ſie noch heute abreiſen würden, wenn das beabſichtigte Geſchäft nicht noch an dieſem Tage zu Stande käme, und daß der Vater, voll Mißtrauen gegen ſeinen Verwandten, alle Hoffnung aufgegeben habe, da der Sohn nicht zur verſprochenen Zeit eingetroffen ſei, und nun krank, mit Verzweiflung im Herzen, eben mit den Beiden herum fahre, um ihnen alle Vortheile des Gutes zu zeigen, das ihnen noch dieſen Abend übergeben werden ſollte.

O, Mutter! rief der junge Graf ſchmerzlich bewegt, hätte mein Vater ſich mit offenem, redlichem Vertrauen an ſeinen edeln Verwandten gewendet, niemals wäre unſere Lage ſo drückend geworden, daß ſie ihn ſo tief erniedrigt hätte, mir

Rathſchläge zu geben, die mein Gefühl mir verbietet zu wiederholen.

Du haſt Recht, ſagte die trauernde Mutter, ja hätte Dein unglücklicher Vater nur die Hälfte des Scharfſinns daran gewendet, auf rechtlichen Wegen ſeine Umſtände zu verbeſſern, den er darauf gerichtet hat, ſein Schickſal durch Mittel zu bezwingen, die ich beweinen muß, ſo glaube ich, wir würden ohne Kummer unſere Lage betrachten; aber dennoch, geliebter Sohn, beurtheile den armen Mann nicht zu hart, denn er iſt mir ein treuer Freund und Euch ein liebender Vater, und der Kummer nagt ja eben an ſeinem Leben und bringt ihn vor der Zeit in's Grab, daß er nichts für uns alle thun kann.

Wenn uns der Vater liebt, ſagte der junge Graf finſter, ſo ſollte er nicht Handlungen begehen oder fordern, die uns zwingen, für ihn zu erröthen.

O! ſtill mein Kind, erwiederte die ſanfte Mutter, Dein Herz ſchlägt noch mit Jugendkraft, Du kannſt es noch nicht wiſſen, wohin ein feindliches Geſchick den Menſchen bringen kann. Dein Vater hat in der Jugend mit aller Gluth und Kraft des Herzens geliebt, ihm wurde Erwiederung geheuchelt, indeß ſeine Empfindung verſpottet und er mit dem ſchnödeſten Eigennutz betrogen wurde, und zwar durch einen Freund, dem er ſich mit ganzer Seele vertraute. Seine ein-

zige Schweſter, bedeutend älter als er, war längſt verheirathet, als die ältern ſtarben, und der Schwager benutzte als Vormund das Vermögen, indeß Dein Vater ſeine Jugend in Dürftigkeit hinbrachte, ſich in Schulden verwickelte, die, als er mündig wurde, ſich ſo drückend zeigten, daß er die Einſicht gewann, er ſei genußlos verarmt, denn was ihm nach der Theilung mit ſeinem Schwager blieb, hatte er in immerwährender durch Dürftigkeit und Noth erregter Herzensangſt ſchon im Voraus ausgegeben, und wenn ſeine Schulden bezahlt werden ſollten, behielt er nichts übrig. Wo er ſich hinwendete um Unterſtützung, wurde er mit Kälte, als ein Verſchwender, dem man nicht vertrauen könne, zurückgewieſen und ſeine Schulden, denen ſeine Verwandten mit Eifer nachſpürten, als Beweiſe gegen ihn gebraucht. In dieſer Bedrängniß wendete er ſeine Augen auf mich und wählte, nicht aus Liebe, ſondern aus Noth, mich zur Gefährtin ſeines Lebens, und hoffte durch die einzige Tochter eines reichen Handelsherren ſeine geſunkenen Vermögensumſtände wieder zu heben. Meinem Vater ſchmeichelte vielleicht der Gedanke, daß eine Gräfin aus ſeinem einzigen Kinde werden ſolle, und da er nicht gewohnt war, die Anſichten Anderer zu vernehmen, ſo befahl er mir, Deinen Vater als meinen Bräutigam zu betrachten, und beſtimmte den Tag der Vermählung. In der That fiel es mir auch nicht ein, daß ich

befugt ſei, Einwendungen zu machen, und der Tag unſerer Verbindung erſchien und wurde auf's Glänzendſte gefeiert. Es ſchien, als ob Wohlſtand und Glanz mit mir in unſer Haus gezogen wären; mein Vater gab die nöthigſten Summen bei unſerer Vermählung ſogleich und verlangte, Dein Vater ſollte nach drei Monaten ein Verzeichniß einliefern von allen Schulden und allen Bedürfniſſen, dann wolle er Alles berichtigen und unſere Haushaltung, wie er ſagte, auf einem ſolideren Fuße einrichten. Jetzt erſchienen dieſelben Freunde und Verwandten, die Deinen Vater in ſeiner Bedrängniß mit Kälte abgewieſen hatten, und wünſchten ihm Glück, ſie wurden unſere täglichen Gäſte, und erſchöpften ſich in Herzlichkeit und zuvorkommender Liebe; man fand mich höchſt liebenswürdig, man lobte es, daß ich bei dem großen Reichthume meines Vaters doch gar keine Anſprüche mache, kurz, Dein Vater wurde noch ein Mal mit allen Menſchen verſöhnt und überredete ſich, er habe ſich geirrt und in ſeiner bittern, durch die Noth erzeugten Stimmung die Menſchen mit zu feindlichen Blicken betrachtet. Aber ach! wie bald brach dieß ſcheinbare Glück zuſammen. Ein großes Handlungshaus in England fiel, und ſein Sturz zog den eines Amerikaniſchen und mehrerer Hamburger nach ſich, mit denen mein Vater in Verbindung ſtand, und er war ſchon zu Grunde gerichtet, ohne es zu ahnen, als er meine Hoch-

zeit so glänzend feierte. Er konnte den Schreck nicht überwinden und wurde vom Schlage getroffen, als er die Nachricht seines Unglücks erhielt. Acht Wochen nach meiner Verheirathung wurde er begraben. Jetzt wurde Alles gerichtlich bei meinen Eltern versiegelt, und die Armuth übte dort ihre furchtbare Gewalt, wo eben noch Glanz und Ueberfluß geherrscht hatten. Mein Vater hatte von mehreren Verwandten meiner Mutter Gelder in seiner Handlung, und diese waren so vorsichtig gewesen, sie mit unterschreiben zu lassen, und jetzt so schamlos, die Kleider und Wäsche meiner unglücklichen Mutter verkaufen zu lassen, um sich bezahlt zu machen, und die arme Frau wäre ohne Obdach gewesen, wenn nicht Dein Vater, der die Verbindung mit mir nur geschlossen hatte, um Vermögen zu erlangen, ihr sein Haus und seine Unterstützung angeboten hätte.

Ach, mein Sohn! wie schnell verloren sich alle die Freunde, die Dein Vater während seines kurzen Glückes besessen hatte, als meine Mutter bei uns einzog und unsere Dürftigkeit theilte. Die Besuche hörten auf, und wenn unsere Einsamkeit zuweilen gestört wurde, oder wenn wir gezwungen waren, Besuche zu machen, so suchte man Gelegenheit, über Mißheirathen zu sprechen, die nie zum Guten ausschlagen könnten; und meine sanfte Seele empörte sich, wenn ich diese rohen Menschen, deren mangelhafte geistige Bildung

ich nur bemitleiden konnte, ſo reden hörte. Dein Vater aber wurde durch ein ſolches Betragen auf's Aeußerſte erbittert und beſchloß, jedes Mittel anzuwenden, um ſeine Umſtände wieder zu verbeſſern. Er ſtudirte die Landwirthſchaft eifrig, aber ihm mangelten die Mittel zu den nöthigen Auslagen und die beſten Pläne konnten deßhalb nicht gelingen. Dieß zog ihm den Spott ſeiner Nachbaren zu, die viel zu beſchränkt waren, als daß ſie ſeine Einſichten hätten beurtheilen können; aber die Verläumdung that ihre Wirkung und unſere Lage wurde immer ſchlimmer. Mehrere Kinder waren geboren, die unſere Sorge vermehrten. Jetzt, da die ganze Welt uns feindlich gegenüber ſtand, gewann Bitterkeit und Verachtung gegen die Menſchen die Oberhand in Deines Vaters Bruſt. Er hatte nicht die heldenmüthige Kraft der Tugend, die uns über jedes Mißgeſchick erhebt; und da er Urſache gefunden hatte, die Menſchen ſo tief zu verachten, ſo glaubte er auch der Selbſtachtung nicht mehr zu bedürfen. Sie beten nichts an als ihr armſeliges Vermögen, pflegte er oft zu ſagen; ſie werden ſich von der kleinſten Summe nicht freiwillig trennen, um ihren nächſten Verwandten vom Verderben zu erretten: ſo muß man ſie durch jedes Mittel der Klugheit zum Beiſtande zu zwingen ſuchen. Seine Kenntniß der Rechte wie ſeine Ueberlegenheit des Geiſtes führten ihn in der That auf manche Mittel, bald

von dem Einen, bald von dem Andern eine Summe als Darlehen zu erpressen, die unsern Untergang verschob, aber es konnte nicht fehlen, daß sich nun alle, die seine Achtung niemals verdient hatten, herausnahmen, Deinen Vater zu verachten; und ach! die allgemeine Stimme übte eine so traurige Gewalt, daß er auch die Achtung der Besseren verlor. Er wollte sich überreden, daß ihm dieß gleichgültig sei, aber ich sah wohl, wie der Kummer darüber an seinem Leben nagte. Meine Mutter war längst gestorben nnd Dein Vater hatte uns durch alle von ihm angewendeten Künste nur ein höchst dürftiges Leben gefristet; Deine Schwestern wuchsen, von allen Menschen zurückgesetzt, beinah ohne alle Erziehung heran, und wir waren auf's Aeußerste getrieben, als derselbe Lorenz, der jetzt Deines Vaters Vermögen an sich zu bringen strebt, hier erschien und, nachdem er einige Stunden sich in's Geheim mit Deinem Vater unterredet hatte, sich wieder entfernte. Jetzt, sagte hierauf Dein Vater mit großer Heiterkeit zu mir, jetzt will ich meinen hochmüthigen Vetter wohl zwingen, mir beizustehen; bald werde ich die Mittel dazu in meinen Händen haben, und Du, mein unglückliches Weib, brauchst dann nicht mehr in Noth mit unsern armen Kindern zu vergehen. Wie flehentlich bat ich ihn damals, auf der Bahn des Rechten zu bleiben und sich offen, mit Vertrauen an diesen Verwandten

zu wenden. Er lachte mit Bitterkeit über meinen Rath und fragte mich, ob wir noch nicht Demüthigungen genug erfahren hätten, ob ich nach neuen lüstern sei?

Wie einen Bettler würde er mich abweisen, sagte er, wenn ich ihn freimüthig bäte, mir von seinem Ueberflusse Unterstützung zu gewähren, aber mit größtem Danke wird er einen Theil seines Vermögens aufopfern, wenn er fürchten muß, noch weit mehr zu verlieren.

Meine Thränen flossen nun im Verborgenen, denn ich wußte wohl, daß ich Deinen Vater zur Aenderung seiner Ansicht nicht würde bewegen können. Nach einiger Zeit erschien der alte Lorenz von Neuem und brachte ein Pergament, wofür er eine ansehnliche Summe verlangte. Ich hörte es wohl, wie ihm Dein Vater alles geben wollte, was sich noch an Silber oder sonst an Sachen von Werth im Hause befand, aber dieß Alles betrug nur noch eine unbedeutende Summe. Auf Verschreibungen wollte sich der Alte vollends nicht einlassen, indem er behauptete, ein solcher Handel könne nur gegen baares Geld abgeschlossen werden. Dein unglücklicher Vater war so in Verzweiflung, daß ich glaubte, er würde jede Rücksicht vergessen und es versucht haben, dem alten Lorenz die Schrift, auf die es ihm ankam, mit Gewalt zu entreißen, wenn nicht in diesem Augenblicke der Prediger ge-

kommen wäre, dem wir, wie vielen Andern, ſchuldig ſind, und der alſo höflich empfangen werden mußte.

Der alte Lorenz benutzte dieſen günſtigen Augenblick, um ſich zu entfernen, und ſagte mit widrigem Lächeln, daß er nach einigen Wochen wieder anfragen wollte, ob der Herr Graf ſeine Dienſte noch wünſche. Von jetzt an zehrte Dein Vater ſich ſichtlich ab in dem leidenſchaftlichen und fruchtloſen Beſtreben, die Summen zuſammen zu bringen, die gefordert wurden, ehe der Alte die Schrift ausliefern wollte. Er erfuhr, daß ſein Verwandter den ungetreuen Kaſtellan entlaſſen hatte, und dieß erregte in ihm eine lebhafte Freude, denn er hoffte nun mit geringeren Koſten ſeinen Zweck zu erreichen. In der That bot ihm der alte Lorenz die Schrift nun für die Hälfte der früher geforderten Summe an, aber auch ſeine herabgeſtimmte Forderung zu befriedigen war unmöglich, weil er ſich nur gegen baares Geld zur Auslieferung des Verlangten verſtehen wollte.

In dieſer ſorgenvollen Zeit vermehrte der Krieg unſer Unglück und der Friede vollendete es, denn Du, mein geliebter Sohn, kehrteſt krank und des Dienſtes entlaſſen zu uns zurück. Dein Vater wagte nun einen verzweifelten Verſuch; er kannte Dich zu gut, als daß er es nur hätte unternehmen mögen, Dir ſeine Anſichten mitzutheilen, er wußte, daß Du dann ſein Begehren nicht erfüllen würdeſt, er ließ

Dich alſo glauben, Dein Oheim ſei gegen uns im höchſten Unrecht, und ſchickte Dich ab, eine Ausgleichung mit dieſem ungerechten Verwandten zu verſuchen. Da er überzeugt war, die Schrift, durch die ſich Dein Oheim gegen ſeine Forderung ſicher ſtellen konnte, ſei noch in den Händen des alten Lorenz, ſo glaubte er, daß jener, wenn er ſie vermiſte, ſich auf einen Vergleich einlaſſen würde, und da er es für unmöglich hielt, daß der alte Lorenz es wagen könnte, die aus dem Archive entwendete Schrift zurückzuliefern, ſo erregte es in ihm eine Art von Freude, auch dieſen zu überliſten und ſeinen Diebſtahl nun doch zu benutzen, ohne ihm etwas dafür zu bezahlen, da er ſich ſo unbeugſam gegen jeden Vorſchlag gezeigt hatte.

Ich weinte und betete im Stillen, Gott möge uns aus dieſem Drangſal erlöſen, als der alte Lorenz von Neuem bei uns erſchien, aber dieß Mal in ganz veränderter Geſtalt auftrat. Er verſicherte auf Deines Vaters ängſtliche Frage, er habe die bewußte Schrift bei ſich zu Hauſe und ſie ſtehe demſelben unter den früher ausgeſprochenen Bedingungen zu Dienſten, aber jetzt, da er durch glückliche Unternehmungen ſeines Sohnes in Wohlſtand verſetzt ſei, komme er, um uns Dienſte anderer Art zu leiſten. Er kannte unſere gefährliche Lage ganz; er wußte, welche Forderungen Deinen Vater bedrängten, und machte nun die Dir bekannten Anträge. Dein

Vater verſprach ihm darauf einzugehen, wenn Deine Reiſe zu Deinem Oheim, die nun beſchloſſen wurde, fruchtlos ſein ſollte. Mit ſpöttiſchem Lächeln willigte der Alte und mit hochmüthigter Verachtung ſein übermüthiger Sohn in dieſen Vorſchlag ein.

Du reiſteſt ab, und unſere unwürdigen Gäſte fingen an ſich ganz wie die Herren des Schloſſes zu betragen, und ihr Uebermuth wuchs, je mehr ſie bei einem längeren Aufenthalt die Noth bemerken mußten, die uns bedrängte. Dein Vater ertrug Alles ſtandhaft und erwartete mit letzter Anſtrengung ſeiner moraliſchen Kraft Deine Rückkunft: da, mein geliebter Sohn, erſchien Dein Bote und vernichtete alle unſere Hoffnungen. Was Du von der großmüthigen Geſinnung Deines Oheims ſchriebſt, glaubte Dein Vater nicht, er meinte, Du hätteſt Dich durch aleißneriſche Reden täuſchen laſſen; daß ſein Verwandter ſich wieder im Beſitz der entwendeten Schrift befand, brachte ihn zur Verzweiflung, denn er ſah nun keinen Grund mehr, weßhalb er uns helfen ſollte, und er weinte untröſtlich eine ganze Nacht hindurch über unſern unvermeidlichen Untergang. Am andern Morgen machte er dem alten Lorenz Vorwürfe darüber, daß er die Schrift ſeinem ehemaligen Herrn gegen ihre Abmachung ausgeliefert habe. Der alte Heuchler antwortete aber mit ſchändlicher Dreiſtigkeit: Gott hat es nicht haben

wollen, mein Herr Graf, daß Sie auf dieſe Weiſe wieder zu Vermögen kommen ſollten, ich bot Ihnen die Schrift erſt für vierhundert Dukaten an, dann wollte ich ſie Ihnen in Betracht Ihrer Umſtände für zwei hundert Dukaten laſſen; da Sie aber auch darauf nicht eingehen konnten, ſo entſchloß ich mich, ſie meinem vorigen Herrn, deſſen Vater ich ſchon gedient hatte, und für den ich alſo noch immer Anhänglichkeit fühlte, für hundert Dukaten zurück zu geben, und ſeitdem ich hier bin, ſehe ich ja auch deutlich genug, daß Sie mir ſogar dieſe geringe Summe nicht hätten zahlen können. Tröſten Sie ſich alſo, gnädiger Herr Graf, es hat nicht ſein ſollen; Sie wiſſen wohl, Wer da hat, dem wird gegeben werden, und Wer da nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat; das lehrt uns ſelbſt das Evangelium.

Dein Vater ertrug die Pein dieſer letzten Tage in düſterem Schweigen; es kam keine Klage mehr über ſeine Lippen, nur als er geſtern um Mitternacht ſein Lager ſuchte, drückte er meine Hand und ſagte: Wir ſind verloren, unſer Sohn iſt nicht gekommen; bis morgen Mittag wollen die Schurken nur noch warten, Nachmittag alle Einrichtungen des Gutes betrachten und den Abend den Kontrakt abſchließen; dann muß ich ihnen die Wohnung hier nach wenigen

Wagen überlassen und Gott weiß, wo wir unser Haupt hinlegen werden.

Du kannst es denken, geliebter Sohn, sagte die Mutter, indem sie den jungen Mann von Neuem umarmte, mit welcher Qual ich den heutigen Tag verlebt habe, bis Du mir endlich wie ein Engel des Trostes erschienst.

Könnte auch ich nur Trost in dem Allen finden, sagte der junge Graf, indem er mit tiefem Kummer in die weinenden Augen der Mutter blickte. Ich bringe Ihnen vollständige Hülfe, und zwar von dem Manne, gegen den mein Vater sich mit nichtswürdigen Gaunern vereinigte, um ihn zu betrügen. O, Mutter! können die Wogen des Weltmeers diesen Flecken von dem Namen eines Edelmannes abwaschen?

Glaube mir, erwiederte die Mutter, ich fühle sein Unrecht wie Du, aber sei mild, bedenke sein Unglück; der alte Mann hat Alles eingebüßt, Vermögen, Gesundheit, die Achtung seiner Mitbürger und seiner selbst; soll er ganz verzweifeln, wenn er sieht, daß er auch die Liebe seines Weibes und seiner Kinder verloren hat?

Der junge Graf schwieg und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, bis das Geräusch eines vorfahrenden Wagens Beide aufschreckte. Sie trockneten schnell die herabströmenden Thränen und gingen dem Vater entgegen, der, wie der

Sohn mit Schmerzen bemerkte, nur mit Mühe aus dem Wagen ſtigen konnte, weil ſeine Füße geſchwollen waren. Sein Geſicht war bleich und entſtellt, er athmete ſchwer aus beklemmter Bruſt und konnte, auf den Arm des Sohnes geſtützt, durch heftiges Huſten gehindert, nicht ſo ſchnell die Treppe erſteigen, wie ſeine zitternde Eile es verlangte; er ſah mit ſcharfen Blicken abwechſelnd in die verweinten Augen der Mutter und des Sohnes, die ihm ſchlimme Vorzeichen zu ſein ſchienen. Der alte Lorenz blickte mit lauerndem Lächeln von dem jungen Grafen auf ſeinen Sohn, und dieſer erwiederte den Blick des Vaters durch ein ſpöttiſches Zucken des Mundes. Alles dieß entging dem alten kranken Grafen nicht, der ſich um ſo mehr beeilte, ſein Zimmer am Arme des Sohnes zu erreichen, deſſen Zorn beim Anblicke des beinah vernichteten Vaters ſchwand. Sie hatten endlich die Treppe erſtiegen, und der Vater zog den Sohn in ſein Kabinet und ſagte, indem er noch deſſen Arm umſchloſſen hielt, in heftigſter Angſt: Sprich es nur aus, zögre nur nicht, Du bringſt nichts, wir ſind verloren.

Könnte doch dadurch Alles gut werden, ſagte der Sohn, indem er beide Hände des Vaters faßte, daß ich Ihnen vollſtändige Hülfe bringe. Wie war das, ſagte der Vater, indem er, durch den freudigen Schreck ermattet, ſich in einen Lehnſtuhl ſenkte, haſt Du die nöthigen Summen?

Ich habe alles erhalten, was wir brauchen, erwiederte der Sohn, und zwar ohne Anstrengung, ohne Künste. O mein Vater, wie sehr haben wir den besten der Menschen verkannt. Laß das jetzt, rief der Vater, indem ein Strahl der Freude in seinen erlöschenden Augen aufblitzte, wir wollen uns schnell die beiden Schurken vom Halse schaffen, die mich ganz wie ihres Gleichen behandelt haben. Ach, mein Vater! seufzte der Sohn. Laß alle Erklärungen, rief der Vater, wenn die Beiden aus dem Hause sind, dann wollen wir über Alles sprechen. Er wollte sich schnell erheben, um dieß sogleich auszuführen, aber der Husten, der ihn von Neuem überfiel, verhinderte ihn an der Ausführung seines Vorsatzes. Es währte eine halbe Stunde, ehe der Kranke sich von der Anstrengung des heftigen Hustens erholen konnte. Ich habe mich um der Schurken Willen heute noch erkältet, sagte er endlich, und dieß wird mir um so nachtheiliger, da ich schon krank war, ehe wir in den Wagen stiegen; aber komm nur, wir wollen sie nun gleich abfertigen. Er erreichte, auf den Arm des Sohnes gelehnt, den Saal, in dem die Mutter mit dem alten Lorenz und dessen Sohne ein gleichgültiges Gespräch zu führen suchte. So krank der alte Graf sich auch fühlte, so richtete er sich doch stolz empor und sagte mit vornehmer Höflichkeit zu den Beiden: Es thut mir leid, meine Herren, daß Sie sich so

lange vergeblich bei mir aufgehalten haben, da aus unsern früheren Plänen nichts werden kann, weil ich gesonnen bin, meinem Sohn die Güter zu übergeben, und ich beklage nur, fügte er spöttisch lächelnd hinzu, daß Sie sich heute die unnütze Mühe gemacht haben, Alles in meiner Wirthschaft zu betrachten, die Sie niemals führen werden.

Der alte Lorenz so wohl, als sein Sohn waren nach dieser Erklärung sichtlich bestürzt, aber da sie fühlten, daß alle ferneren Versuche vergeblich sein würden, ging der Sohn hinweg, um seinem Bedienten zu befehlen, die Pferde anspannen zu lassen. Nicht eine Sylbe wurde gesprochen, um diesen Vorsatz zu verhindern, obgleich die Abenddämmerung schon eintrat, und beide unwürdige Gäste mußten sich von dem Schlosse entfernen, das sie schon wie ihr Eigenthum betrachtet hatten.

Gottlob! rief der alte Graf, als sie das Haus verlassen hatten, nun ist die Luft wieder rein, aber ich fühle mich krank und ermattet, ich will mich zur Ruhe begeben und Thee im Bette trinken, das wird mir wohl thun, und dann sollst Du, mein Sohn, mir Alles erzählen. Der junge Graf zog die Klingel, um einen Bedienten herbei zu rufen, aber wie heftig er dieß auch in kurzen Zwischenräumen wiederholte, so zeigte sich doch Niemand, um den Kranken zu entkleiden. Der Sohn ging endlich selbst, um einen Diener aufzusuchen,

aber ſeine Mühe war vergeblich. Von der zahlreichen Dienerſchaft war Niemand zu finden. Es hatte ſich in dieſem Hauſe ein Jeder nach und nach ſo viele Freiheiten genommen, und ſo viele Dienſtleiſtungen von ſich abzulehnen gewußt, daß zwar viele Menſchen darin waren, die ernährt werden mußten, aber niemand, der wahrhaft nützlich geweſen wäre. Da man ihnen allen den Lohn ſchuldig bleiben mußte, ſo fanden ſie Mittel, ſich auf andere Weiſe bezahlt zu machen, und indem ihre Forderung jeden Monat anwuchs, konnten ſie um ſo trotziger bei jedem Tadel, den die Herrſchaft auszuſprechen wagte, erwiedern: Zahlen Sie mir meinen Lohn aus, ſo verlaſſe ich Ihren Dienſt ſogleich. Der junge Graf ſeufzte bei dieſer fühlbaren Zerrüttung des ganzen Hausweſens, und dachte an die edle Einfachheit und Ordnung in dem Hauſe ſeines Oheims.

Da er ſeinen Zweck gänzlich verfehlte und keinen Diener fand, ſo kehrte er zu ſeinem Vater zurück, den er im heftigen Fieberfroſt zitternd fand; die Mutter war hinunter gegangen, um Thee zu beſorgen, denn auch dieß machte Schwierigkeit, da es etwas früher als gewöhnlich geſchehen ſollte. Der Zuſtand des alten Grafen erregte das innigſte Mitleid des Sohnes, er führte den alten Mann nach dem Schlafzimmer und leiſtete ihm ſelbſt die nöthige Hülfe, um ihn zur Ruhe zu bringen. Indeß hatte die Mutter jemanden ge-

funden, der Thee beſorgen wollte, und der Kranke fühlte ſeinen Zuſtand bald merklich durch Ruhe und Wärme erleichtert. Jetzt erzähle mir, ſagte er nun zum Sohne, wie es Dir gelungen iſt, Deinen Oheim zum Beiſtande zu bewegen. So wie ich ihn mit unſerem Bedürfniſſe bekannt machte, erwiederte der junge Mann, war er zu jeder Hülfe bereit.

Wie! ſagte der Vater in heftiger Bewegung, er ſchlug Dir nicht zuerſt Alles ab, er ließ Dich nicht zwanzig Mal Deine Bitte wiederholen, um ſich, an Deiner Erniedrigung ſich ergötzend, nach und nach etwas abpreſſen zu laſſen?

Nichts von allem Dem, erwiederte der Sohn; er gab mir die nöthigen Summen, um hier einigermaßen Ordnung hervorzubringen, und trug mir auf, ſo bald als möglich mit einer vollſtändigen Berechnung unſerer Bedürfniſſe wiederzukehren, damit er uns gründlich helfen könne. Und was ſagte er zu meinen Anſprüchen? fragte der Kranke, indem die Röthe der Scham auf ſeinen Wangen brannte.

O mein Vater, antwortete mit dem Ausdrucke höchſten Schmerzes der Sohn, er zeigte mir, daß wir keine haben, wie ich Ihnen dieß ſchon in meinem Briefe meldete, und legte mir zur Beſtätigung eine Schrift vor, die Sie nicht in ſeinen Händen glaubten.

Der Kranke wendete ſich ſeufzend ab und antwortete nicht, worauf der Sohn nach kurzem Schweigen ſeine Hand

ergriff und im Tone milden Vorwurfs ſagte: Sie haben, mein Vater, in dieſem Verwandten den edelſten, beſten Menſchen verkannt und ſich Mittel gegen ihn anzuwenden erlaubt, deren Gebrauch für Sie ſelbſt ſchmerzlich und beſchämend ſein muß, und mich ſchon um deßwillen unglücklich macht, weil ich als Ihr Sohn, der immer mit Ehrfurcht zu Ihnen ſollte reden können, dieſe Worte des Vorwurfs ausſprechen muß.

Der Kranke wendete ſich um, richtete ſich mit heftiger Bewegung auf und ſagte dann nicht ohne Bitterkeit: Ich weiß es aus eigner Erinnerung, daß die Jugend nichts ſo freigebig bietet, als Achtung auf der einen und Verachtung auf der andern Seite, und daß ſie häufig in beiden Fällen Unrecht hat. Mißverſtehe mich nicht, fuhr er eifrig fort, da er ſah, daß der Sohn antworten wollte: es kann ſein, ja ich glaube es ſelbſt, daß ich Deinem Oheim Unrecht gethan habe, aber kann dieß wohl beweiſen, daß ich überhaupt im Irrthume gegen die Menſchen und im Unrecht gegen ſie bin, wenn er eine Ausnahme von der Regel macht und Du vielleicht unter hunderttauſenden nicht noch einen finden wirſt, der auf gleiche Weiſe handelt? Die Menſchen haben mein Herz zerfleiſcht, wohin ich mich wendete. In glücklichen Tagen hat mich Betrug, Bosheit, Neid und Mißgunſt verletzt, in unglücklichen wurde ich durch Härte, Spott und Verachtung gekränkt. Ich fand nicht eine Ausnahme,

nicht einen einzigen Freund, was konnte ich denn alſo in dieſen Menſchen lieben und achten? Glaube mir, ſetzte er mit milderer Stimme hinzu, wenn die Tugend des Menſchen auch nicht ſelbſt eine Zufälligkeit iſt, ſo hängt ſie doch faſt immer von zufälligen Umſtänden ab. Wäre ich ſo glücklich geweſen, in meiner Jugend einen wahren Freund, einen wohlwollenden Verwandten anzutreffen, ſo hätten ſich meine Vermögensumſtände herſtellen laſſen, und indem ich nach meiner Neigung ohne Sorgen hätte leben können, hätte ich auch die gewöhnliche Liebe und Achtung für die Menſchen behalten, denn ihr wahres verächtliches Inneres hätte ich dann niemals erkannt und durch die fortgeſetzte Täuſchung wäre ich im Frieden mit mir ſelbſt erhalten worden. Du biſt darin glücklicher als ich, ſetzte er hinzu, indem er dem Sohn liebevoll die Hand reichte, Du haſt angetroffen, was ich durch Gebet und Thränen in der Unſchuld meiner Jugend oft herbeirufen wollte, und die ſogenannte Tugend in Deiner Bruſt wird nicht durch ein ſo trübſeliges, gramvolles Leben erſchüttert werden, wie ich es habe erdulden müſſen. Ich weiß es, Du wirſt, wenn Du auch Mitleid mit mir haſt, meinen Worten dennoch nicht Glauben ſchenken, und ich zürne Dir deßhalb nicht, ja es freut mich ſelbſt um Deinetwillen, denn Du wirſt die Achtung der Menſchen und Deiner ſelbſt dadurch bewahren, und glaube mir, es iſt ein

Unglück, deſſen Tiefe Du nur ſchaudernd ahnden kannſt, das Gefühl dieſer Achtung zu verlieren.

Hätte der Sohn auch ſo hart ſein mögen, die Anſicht des Vaters zu bekämpfen, die dieſer ſich gewiſſermaßen zum Troſte aufzuſtellen bemühte, ſo würde dieß ſchon durch den ſich plötzlich verſchlimmernden Zuſtand des Kranken unmöglich geworden ſein. Die lange, leidenſchaftliche Rede hatte den alten Grafen angegriffen; ein heftiger Huſten war die Folge, der ſich mit einem Blutſturz endigte. Die Mutter und der Sohn waren in Verzweiflung, aber der Anfall ließ zu ihrem Troſte bald nach, und der Sohn verlangte nun, es ſollte zum Arzte mit größter Eile geſendet werden. Es wird nichts helfen, ſagte der Kranke mit erſterbender Stimme, und die Thränen der Mutter beſtätigten ſeine Anſicht. Warum, fragte der Sohn, was kann ihn hindern? Wir haben öfter nach ihm geſchickt, ſagte die kummervolle Mutter, aber immer vergeblich, vermuthlich weil wir ihm einen früher geleiſteten Beiſtand noch nicht haben bezahlen können. Die Flammen des Zornes rötheten die Wangen des Sohnes, und er verſtand ein ſchwaches Lächeln des Kranken, das ihn an die Menſchenkenntniß ſeines Vaters erinnern ſollte.

Ich werde ſelbſt hinfahren und ihn gewiß mitbringen, ſagte der Sohn entſchloſſen und verließ die Eltern, um Bediente aufzuſuchen, die ſich nun endlich eingefunden hatten.

Indeß nach seinem Befehle ein leichter Wagen angespannt wurde, nachdem er noch erst die Einwendungen mit einiger Heftigkeit beseitigt hatte, die der Kutscher erheben wollte, kamen seine Schwestern von einem Besuche beym Prediger nach Hause und begrüßten mit lärmender Freude den Bruder, indem sie sich auf wilde, unordentliche Art von den hindernden Hüten und Mänteln befreiten. Er umarmte Beide herzlich, aber es war ihm nicht möglich, die von der Sonne gebräunten Gesichter, die wenig geschonten Hände und Arme, die Wildheit der Gebehrden ohne Schmerz zu bemerken. Ihn erschreckten die lauten, heftigen Stimmen und innig betrübten ihn all die Zeichen einer vernachläßigten Erziehung, indem er an Thereſe und Emilie dachte, deren natürliche Schönheit durch eine anständige Haltung und edle Gebehrden gehoben wurde. Er ermahnte die sorglosen Schwestern, leise aufzutreten und den kranken Vater nicht durch ihre lauten Stimmen zu erschrecken. So ist der Vater krank? fragten sie ängstlich, und die großen unschuldigen Augen schwammen in Thränen. Habt Ihr denn das noch nicht bemerkt, fragte der Bruder, durch die gutmüthige Trauer in den unschuldigen Gesichtern bewegt. Er ist seit einigen Tagen nicht wohl, erwiederte die ältere Schwester, aber er sagte selbst, es hätte nichts zu bedeuten. Ich fahre jetzt zum Arzt, versetzte der Bruder, wenn ich mit ihm zu-

rück komme, dann werden wir hören, ob der Zustand unſeres Vaters bedenklich iſt. Er verließ die Schweſtern und warf ſich in den Wagen, um in möglichſter Eile den Beiſtand herbei zu ſchaffen, der in dieſem Augenblicke ſo wichtig war, da er nicht ohne Grund die Wiederholung des Blutſturzes fürchtete. Der eine Meile entfernte Arzt war bald erreicht, indeß der junge Graf wurde nur kalt von ihm empfangen, er machte Einwendungen dagegen, mitzufahren, er verlangte, der junge Mann ſolle ihm den Zuſtand ſeines Vaters ſchildern, ſo wolle er die nöthigen Mittel verſchreiben. Als ihm aber von dem jungen Grafen die früher geleiſtete Hülfe freigebig bezahlt und die gleiche Freigebigkeit für den jetzigen Fall zugeſichert wurde, änderte er ſeine Anſicht und entſchloß ſich ſelbſt mitzufahren, um den Kranken zu ſehen.

Aus tiefſter Bruſt ſeufzend, trat der bekümmerte Sohn an der Seite des ihn begleitenden Arztes den Rückweg an. Die Bemerkungen ſeines Vaters beſchäftigten ſeine Seele, und er konnte es ſich nicht abläugnen, daß die Empfindungsweiſe und die Lebensanſicht eines Jeden wenigſtens zum Theil von ſeiner äußern Lage abhängig ſei. Wie ſoll mein Oheim, dachte er, die Menſchenverachtung meines Vaters nur verſtehn, da der verächtlichſte Eigennutz ſich dem Einen ohne Rückhalt zeigt, weil er nichts glaubt gewinnen zu können

und also nichts zu schonen braucht, indeß er sich dem Andern ewig verbirgt, weil er seiner Befriedigung gewiß ist und sich ihm auf diese Weise als Anhänglichkeit, aufrichtige Freundschaft, Anerkennung des Verdienstes und Gott weiß für welche Tugend verkauft.

Der ihn begleitende Arzt ahnete nicht, daß er das finstere Nachdenken des jungen Mannes veranlaßt hatte, und glaubte, die Besorgniß für den Vater allein in dessen einsylbigen Worten zu erkennen; er suchte ihm also Muth einzusprechen, und der junge Graf würde sein Bestreben dankbar erkannt haben, wenn er sich nicht hätte gestehen müssen, daß nur der befriedigte Eigennutz die Menschlichkeit in der Brust des Arztes erweckt habe. Der Rückweg wurde mit derselben Schnelligkeit gemacht, die man angewendet hatte, den Arzt zu erreichen, obgleich der Kutscher laut genug bemerkte, damit der junge Graf es hören sollte, die Pferde würden wohl umfallen, wenn sie der Stall erreichten, da sie so wenig Haser bekämen und doch übermäßig angestrengt würden.

Man hatte endlich die kleine Reise vollendet, und der Arzt fand den Kranken zwar nicht ohne Fieber, aber doch schlummernd; auch hatte sich der Blutsturz nicht erneuert, und er glaubte hierauf beruhigende Hoffnungen gründen zu können. Der ängstliche Sohn drang hierauf in den Arzt,

einige Tage zu bleiben, um den Gang der Krankheit zu beobachten, und dieser willigte ohne Schwierigkeit ein.

Die Blicke der Mutter waren etwas ängstlich bei diesen Einrichtungen, und der Sohn bemerkte bei der dürftigen Abendmahlzeit die Ursache dieser Aengstlichkeit, und seine Seele wurde mit innigster Wehmuth über die traurige Lage seiner Eltern erfüllt, als deren Opfer der Vater eigentlich sei, und die sich während seiner Abwesenheit so sehr verschlimmert zu haben schien.

Es war von dem Arzte bekannt, daß er eine gute Tafel liebte, und der junge Graf entschuldigte die Mangelhaftigkeit des heutigen Mahles mit der Unruhe, die des Vaters Krankheit verursacht habe. Als noch die nöthigen Verordnungen für die Nacht gegeben waren, zog sich der Arzt in ein nahes Zimmer zurück, damit er sogleich gerufen werden könnte, wenn ein bedenklicher Zufall eintreten sollte. Der besorgte Sohn hieß die ältere Schwester am Bette des Vaters verweilen und winkte die Mutter hinaus, um ihr zu vertrauen, daß er gleich des andern Tages eine neue Ordnung des Hauses einzuführen gedächte. Er erkundigte sich bei der Mutter, welche sie für die brauchbarsten von den vielen unnützen Bedienten hielte, und erklärte, diese für's Erste behalten und alle andern entlassen zu wollen. Die Mutter weinte Freudenthränen, als sie vernahm, daß der

Sohn auch dazu die Mittel von dem verkannten Oheim empfangen hatte, auch daß er alle Bedürfnisse im Hause sogleich befriedigen und die nöthigen Vorräthe sogleich anschaffen könne. Die von der Mutter genannten Bedienten wurden aufgezeichnet, die weibliche Dienerschaft sollte ganz erneuert werden, denn von dieser, versicherte sie, müsse sie am Meisten leiden.

Es war spät geworden, und der junge Graf warf sich in den Kleidern auf sein Bett, weil er am frühen Morgen die Verbesserung des Hauswesens beginnen wollte. Er stand um drei Uhr nach kurzem Schlummer zu diesem Endzweck auf und wollte einen Diener selbst rufen, um nicht vielleicht durch das Herbeiströmen aller, wenn er die Klingel zöge, ein unnützes Getöse im Hause zu erregen; doch diese Sorge war vergeblich.

Es war kein Mensch im Hause und auch die Ställe waren leer, und als sich endlich ein schlaftrunkener Knabe fand, erfuhr der junge Graf auf seine Erkundigung, daß im nächsten Dorfe eine Hochzeit sei, wohin sich die ganze Dienerschaft begeben habe, indem sie sich der Pferde zu diesem Zweck bedient hätte.

Ein Trinkgeld machte den Knaben munter, der nun abgesendet wurde, um die freche Dienerschaft von ihrer Belustigung abzurufen, und nach einer Stunde kamen sie zu

Fuß und zu Pferde zurück, und verfügten sich mit einiger Verlegenheit auf das Zimmer des jungen Grafen, wie es ihnen befohlen war. Auf seine Vorwürfe über ihre Unverschämtheit erfolgte ihre gewöhnliche Antwort, daß man ihnen ihren Lohn auszahlen und sie entlassen möchte, wenn man mit ihren Diensten nicht zufrieden sei. Als aber dem ersten, der dieß Wort gesprochen hatte, der Wunsch erfüllt und ihm ernstlich angedeutet wurde, binnen einer Stunde das Schloß zu verlassen, traten die andern schüchtern bei Seite, baten um Verzeihung und gelobten ernstlich Besserung. Der junge Graf nahm nun die beabsichtigte Reinigung vor, die frechsten Trunkenbolde wurden entlassen, und die Verabschiedeten wie die Bleibenden bezahlt. Einem Jeden wurde sein Geschäft angewiesen und ihnen ernstlich versichert, daß ein Zeichen des Ungehorsams, eine unehrerbietige Miene ihre Verabschiedung sogleich veranlassen würde.

Dem Jäger wurde befohlen, Wild herbei zu schaffen; Andere mußten für Fische sorgen; aus dem nächsten Städtchen wurde Wein und andere Bedürfnisse gebracht, und zugleich das bei einem dasigen Juden verpfändete Silbergeräth zurückgenommen, und so wurde es möglich, zur innigen Freude der Mutter, dem Arzte anständige Mahlzeiten anzubieten und ihn auch in dieser Hinsicht zu befriedigen. Im Vorzimmer wartete beständig ein Diener, und die lei-

feſte Bewegung der Klingel rief ihn herbei, um die Befehle der Herrſchaft ehrerbietig zu vernehmen.

Der Kranke war erwacht und betrachtete lächelnd die Sorgfalt, mit welcher der Arzt ſich für ſeine Herſtellung bemühte, die ehrerbietig aufwartenden Bedienten, den veränderten Ton des ganzen Hauſes. Nicht wahr, fragte er den Sohn etwas ſpöttiſch, Du erkennſt die Macht des Geldes? Wie war ich verlaſſen, verhöhnt, von den Bedienten ſelbſt vernachläſſigt; Du bringſt dieß Zaubermittel, und ſiehe die Verwandlung. Aber ſage mir doch, fuhr er fort, ich habe die Nacht daran gedacht, da Dein Oheim ſo bereit iſt, ſeine Schätze mitzutheilen, ſo hat wohl der junge Franzoſe, von dem uns der alte Lorenz erzählte, ſchon beträchtliche Summen im Voraus genommen auf die ihm für die Zukunft beſtimmte Erbſchaft.

Ach, mein Vater! erwiederte der Sohn, indem die Erinnerung an beſchämende Auftritte ſeine Wangen röthete, zu welchen erniedrigenden Schritten hat mich auch in dieſer Hinſicht Ihre falſche Anſicht verleitet. Der junge Mann iſt weit davon entfernt, meinen Oheim mißbrauchen zu wollen. Er iſt ein edler, feuriger, liebenswürdiger Menſch, der die Liebe des Oheims verdient und ſie auf's Zärtlichſte erwiedert, aber deſſen Geld nicht bedarf, davon habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen; er erhielt große Sum-

men von ſeiner Mutter und würde ſie bei der Freundſchaft, deren er mich würdigte, im Falle mein Oheim mir meine Bitte abgeſchlagen hätte, mit mir getheilt haben; wenn ich mich hätte entſchließen können, ihn darum zu erſuchen.

So, ſo, ſagte der Kranke, nun und der franzöſiſche Hausbofmeiſter, iſt der auch ſo tief in Edelmuth verſunken?

Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten ſoll, erwiederte der Sohn gereizt. Ich wollte nur, wir hätten hier jemanden, der ſo treu, ſo uneigennützig, mit wahrer Ergebenheit für ſeine Herrſchaft die Wirthſchaft verwaltete, wie dieſer gute alte Mann, den der Oheim mit Recht nicht wie einen Diener, ſondern wie einen Freund behandelt, und der ſich doch nie in dieſem Verhältniß überhebt, und ſo nahe er ſeiner Herrſchaft auch durch die Liebe, mit der er ihr ergeben iſt, ſtehen mag, ſich doch äuſſerlich immer in ehrerbietiger Ferne hält.

Das iſt wahr, ſagte der Kranke ſpöttiſch, die Hofhaltung Deines Oheims liefert ja ein Abbild des himmliſchen Paradieſes; er thront ja recht in glänzender Herrlichkeit auf ſeinem Schloſſe, und ſammelt alles Schöne und Edle um ſich her. Nun und die Damen, fuhr er fort, ſie ſind wohl auch frei von allem verwundenden Stolz, von aller kleinlichen Eitelkeit und Ziererei; ſie verehren wahrhaft den groſſen Mann und täuſchen ihn nicht durch ſcheinheilige Lüge, um ihn zu

betrügen, indem ſie innerlich über ſeine Anmaßung lachen; nicht wahr, mein guter Sohn, fragte er mit ſcheinbarer Treuherzigkeit, ſie ſind eben ſo edel, eben ſo trefflich, wie alles Uebrige auf Schloß Hohenthal?

Der Sohn konnte den Zorn über die ſchnöde Undankbarkeit des Vaters nicht mehr bewältigen und war im Begriffe, etwas Heftiges zu erwiedern, als die Mutter ihre Hand ſanft auf ſeinen Arm legte und ſagte: Du ſiehſt, daß Dein Vater ſich heut um Vieles beſſer befindet als geſtern, da er ſelbſt heiter werden und ſcherzen kann. Der Kranke fühlte das Unziemliche ſeiner Reden und ſagte in einer Anwandelung von Reue: Ich fühle es ja ſelbſt, wie vielen Dank ich Deinem Oheim ſchuldig bin, durch ſeinen Beiſtand iſt es mir wenigſtens ſo gut geworden, ruhig und mit Anſtand ſterben zu können, obgleich es mir nie ſo wohl geworden iſt, ſo zu leben; aber die langen Jahre des Duldens, des Zornes, des Kummers haben mein Herz verhärtet und mit Bitterkeit erfüllt; es wird mir deßhalb nicht ſo leicht, wie Du glaubſt, zu den Empfindungen der Jugend zurückzukehren, die Du die beſſeren nennſt. Hätte ich früher nur einen einzigen Menſchen angetroffen, der mir großmüthige Liebe bewieſen hätte, ſo würde ich den Glauben an die Menſchen nicht verloren haben. Sein Auge traf, indem er dieß ſagte, den kummervollen, von Thränen umſchleierten Blick der Gattin;

er bot ihr die Hand und sagte nicht ohne Rührung: Dich habe ich freilich getroffen, Du gute, treue Seele; ein Befehl bestimmte Dich, Dein Geschick mit dem meinen zu verknüpfen, und dennoch ist Deine Liebe und Treue in unwandelbarer Sanftmuth mein eigen geblieben auf dem langen, dornenvollen Wege des Lebens, den wir mit einander wandeln mußten; aber Deine Liebe konnte nicht mein Schicksal bezwingen, Du konntest mir keine Hülfe bieten.

Die Bewegung des Gemüths und das viele Sprechen erregte den gefährlichen Husten des Kranken, so daß der Arzt herbeieilte und, nachdem der Anfall vorüber war, das häufige Sprechen untersagte und vor allen Dingen Ruhe des Gemüths empfahl.

Als die Familie wieder allein war, sagte der Kranke spöttisch: Die Ruhe des Gemüths hat er mir immer ganz besonders empfohlen, und jetzt wird es mir auch möglich, dieß Recept zu benutzen. Aber wenn die täglichen Sorgen des Lebens mich niederbeugten, und ich den Meinigen weder Nahrung noch Kleider, so wie sie es bedurften, verschaffen konnte, wenn an jedem Posttage zwanzig Mahnbriefe und gerichtliche Verfolgungen mich ängstigten, wenn ich mich meiner Dürftigkeit wegen überall verachtet und selbst von den Bedienten vernachläßigt sah, wenn ich in unserer drückenden Noth immer neue Verluste entstehen sah, weil ich sie auch nicht

durch die kleinſte Auslage abwenden konnte: wie ſollte ich es denn da möglich machen, die Gemüthsruhe mir anzueignen, die der gute Arzt ſo nothwendig findet?

Der Sohn bat den Vater, ſich jetzt aller Sorgen zu entſchlagen und, da nun hoffentlich Alles beſſer gehen würde, der Vorſchrift des Arztes zu folgen und auch das Sprechen zu vermeiden, um nicht den Huſten zu reizen. Der Kranke fügte ſich willig dieſer Bitte, und der Sohn verließ das Krankenzimmer nicht ungern, weil die Denkungsart ſeines Vaters ihn im innerſten Herzen verwundete. Er hielt es jetzt für ſeine Pflicht, das angefangene Werk zu vollenden und nach der Anleitung ſeines Oheims Ordnung in alle Zweige der Wirthſchaft zu bringen; er ließ alſo den Verwalter rufen, der willig mit ihm in alle Zweige der Verwaltung einging und ihm mit herzlichem Bedauern alle Nachtheile zeigte, die im Laufe des Jahres durch den Mangel aller Vorräthe und durch die Unmöglichkeit, Auslagen zu machen, hatten entſtehen müſſen, und der junge Graf konnte leicht berechnen, daß die Familie ſeines Vaters allein von dem, was auf dieſe Weiſe verloren worden war, anſtändig hätte leben können. Der Verwalter ſtimmte ſeiner Anſicht mit vollkommener Ueberzeugung bei und machte ihn noch auf die Nachtheile aufmerkſam, die dadurch hatten entſtehen müſſen, daß keiner von den Beamten hatte bezahlt werden können. Der junge Graf

nahm hiebei Gelegenheit zu fragen, wie viel er selbst zu fordern habe. Es ergab sich, daß er seit vier Jahren keinen Gehalt bekommen hatte, und er versicherte, er würde dem gnädigen Herrn gewiß nicht beschwerlich gefallen sein, wenn die Noth ihn nicht dazu gezwungen, und da man gehört habe, daß die Güter verpachtet werden sollten, so habe er als Vater von acht Kindern die Pflicht gehabt, für diese zu sorgen. Der junge Graf verstand ihn nicht und fragte ihn, ob er etwas von seinem Vater erhalten habe. Mein gnädiger Herr Graf, erwiederte der alte Mann, seit vier Jahren nicht einen Heller, deßhalb zwang mich die Noth und Sorge für acht unerzogene Kinder, unbescheiden zu sein. Es fiel dem jungen Manne wohl auf, ihn trotz der so oft erwähnten Noth so überaus gut gekleidet zu sehen, indeß da er in allen Verhältnissen so wohl unterrichtet schien und so guten Willen zeigte, so entließ er ihn mit der Versicherung, er würde ihn bald in seiner Wohnung aufsuchen, um das Nähere mit ihm zu verabreden. Er schickte ihn hinweg, um ihm nicht seinen Geldvorrath sehen zu lassen, weil er für's Erste nur die Hälfte seiner Forderung zu befriedigen gedachte, denn die Berichtigung der ganzen Rechnung würde eine zu empfindliche Lücke in seinen kleinen Schatz gemacht haben. Er folgte also dem Verwalter nach einer Viertelstunde und suchte ihn in seiner Wohnung auf, um die Noth des guten

Alten, von der er ihm ſo viel vorgeſprochen, ſogleich zu mildern.

Er traf ihn mit acht ſehr wohlgekleideten Kindern, die ein Privatlehrer eben in verſchiedenen Wiſſenſchaften unterrichtete, und es drängte ſich dem verwunderten jungen Grafen die Bemerkung auf, daß der gute, rechtliche Verwalter, wie er ſich ſelbſt nannte, andere Mittel haben müſſe, den Aufwand ſeiner Haushaltung zu beſtreiten, als ſeinen rückſtändigen Gehalt. Er konnte die große Verlegenheit des Alten nicht begreifen, mit der er ſeinen zweijährigen Gehalt als die Hälfte ſeiner Forderungen empfing, ſo wenig als die wiederholten Verſicherungen, daß er den gnädigen Herrn Grafen nicht gedrängt haben würde, wenn die Güter nicht hätten verpachtet werden ſollen.

Wenige Stunden darauf löſte ſich aber dieſes Räthſel. Es traf nämlich eine gerichtliche Zuſchrift an den alten Grafen ein, die Mutter und Sohn zu leſen beſchloſſen, ohne ſie dem Kranken mitzutheilen, um ihm unnöthigen Verdruß zu erſparen. Aus dieſem Schreiben nun ergab ſich, daß der gute alte Verwalter bei den Behörden mit der Bitte eingekommen war, die Erndten ſeines Herrn zu ſeinem Vortheile in Beſchlag zu nehmen, bis er befriedigt ſei, ehe die Güter dem Pächter übergeben würden.

Der junge Graf war ſo aufgebracht, daß er dem Ver-

walter sogleich das noch rückständige Geld auszahlen und ihn in derselben Stunde entlassen wollte; die Mutter aber widerrieth ihm diese übereilte Maßregel, und er sah selbst ein, daß es besser sei, nicht in der ersten Hitze zu handeln, sondern alle Rechnungen genau durchzugehen, ehe er einen Mann entließe, der es verstand, vier Jahre mit einer zahlreichen Familie anständig ohne alle rechtlichen Einkünfte zu leben.

In solchen Beschäftigungen gingen mehrere Tage hin. Der Arzt hatte das Schloß verlassen, weil die Besserung des Kranken sichtlich fortschritt, und der junge Graf dachte schon daran, nach Schloß Hohenthal zurück zu kehren und dem Oheim Bericht über Alles, was er gethan, abzustatten. Er wurde an der Ausführung dieses Vorsatzes nur dadurch gehindert, daß einige von seinen Kameraden, die, wie er, verabschiedet waren, ihn besuchten und erst in behutsamen Gesprächen, endlich mit offenem Vertrauen ihm Entwürfe und Pläne mittheilten, die seine eignen Angelegenheiten ihm klein und unbedeutend erscheinen ließen, und seine Seele mit einer Gluth erfüllten, die er vor Allem vor seinem Vater verbarg. Die Rettung des Vaterlandes schien möglich auf dem Wege, den man ihm zeigte. Preußens alter Kriegsruhm konnte sich erneuern, ja schöner, herrlicher wieder aufblühen, als jemals. Diese Träume konnten wirklich werden,

wenn alle treuen Herzen ſich in der Stille vereinigten und dem edeln Könige, der ſein Schickſal mit erhabener Milde trug, wie dem bedrängten Vaterlande ihr Blut und Leben weihten.

Auch um über dieſe Pläne einer innigen Verbindung aller Treuen mit ſeinem Oheime ſich zu berathen, ſehnte ſich der junge Graf nach Hohenthal, und um, wie er ſich leiſe geſtand, die lang genährte Zärtlichkeit für die liebenswürdige Thereſe dem väterlichen Freunde zu vertrauen; denn bei ſeines Vaters Lebensanſichten und deſſen feindlichem Spott über Armuth und uneigennützige Liebe konnte es ihm nicht einfallen, mit ſeinem nächſten Anhörigen über ſeine Neigung zu ſprechen.

In dieſer Stimmung erwartete er mit Sehnſucht den Arzt, um ſeine Meinung über den Kranken zu vernehmen und danach ſeine Reiſepläne zu bilden, als dieſer eines Abends einen neuen und viel heftigeren Anfall des Blutſturzes erlitt, der die ganze Familie in Schrecken verſetzte. Der Arzt wurde herbeigerufen, der dieß Mal nicht zögerte zu kommen, aber ſeine bedenklichen Mienen, als er den Kranken erblickte, ſo wie ſeine viel ſtrengern und ängſtlicherern Vorſchriften ließen das Schlimmſte befürchten. Er verließ das Schloß nicht mehr und widmete dem alten Grafen alle Sorge und alle Aufmerkſamkeit, aber keine menſch-

liche Kunst konnte die Wiederholung des Uebels verhindern, und der alte Graf deutete sterbend auf seine weinende Frau und die jammernden Töchter, indem er matt die Hand des Sohnes drückte, und sein Geist entschwand der körperlichen Hülle.

Mit inniger Trauer schloß der Sohn die Augen des dahingeschiedenen Vaters und führte die weinende Mutter von dem Sterbebette hinweg. Er empfahl den Schwestern, ihren Jammer zu mäßigen und durch verdoppelte Liebe die Mutter zu trösten. Er selbst durfte sich keiner unthätigen Trauer überlassen, weil die Sorge für die Familie, deren Haupt und einzige Stütze er nun geworden war, seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Als das Nothwendigste geordnet und die irdischen Reste seines Vaters zur Erde bestattet waren, eilte er nach Schloß Hohenthal, um den Rath seines Oheims in höchst wichtigen Angelegenheiten zu vernehmen.

VIII.

Nach kurzem Schlummer erhob sich der junge Graf von seinem Lager, um noch vor dem Frühstücke den Oheim aufzusuchen, den er in seinem Kabinet mit der Durchsicht vieler Papiere beschäftigt fand. Der junge Mann eilte, seinem väterlichen Freunde Bericht darüber abzustatten, wie er die

Angelegenheiten seines Vaters habe ordnen wollen, als dessen Tod sie zu seinen eigenen gemacht habe. Er sprach mit Rührung von seines Vaters traurigem Leben und suchte die Ansicht des Oheims über dessen Charakter dadurch zu mildern, daß er sich zu zeigen bemühte, wie unglückliche Verhältnisse ihn zur Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung geführt hätten. Wir thun gewiß immer gut, erwiederte ihm der Oheim, wenn wir alle Erscheinungen im äußeren Leben als unsichere Zeichen des wahren Innern betrachten und unser Urtheil über die Menschen mild sein lassen, wenn wir auch nicht alle ihre Handlungen zu rechtfertigen vermögen.

Dieß würde uns aber zum völlig unthätigen Dulden führen, versetzte sein junger Freund.

Gewiß nicht, erwiederte der Graf; denn die Milde, mit welcher ich den Menschen betrachte, der mir Unrecht zufügen will, braucht mich noch nicht zu bestimmen, seine Ungerechtigkeit zu erdulden, wenn ich mich auch ohne Haß dagegen vertheidige; ja, ich kann mich über eine empörende Handlung höchlich erzürnen, ohne darum den, der sie ausübt, geradezu zu hassen.

Doch glaube ich, versetzte der junge Graf, daß es Verhältnisse gibt, in denen der Haß eine wahre Tugend wird, und ich meine, es liegen uns viele Gründe ganz nahe, die

alle beſſeren Gemüther beſtimmen ſollten, ſich in dieſer Empfindung gegen unſere Unterdrücker zu vereinigen.

Und warum nicht lieber in der entgegengeſetzten für unſer Vaterland und unſern edeln König? fragte der Graf. Oder meinen Sie, fuhr er fort, als er ſah, daß ſein Verwandter ſchwieg, daß der Haß kräftiger wirkt, als die Liebe?

Nein, ſagte der junge Graf, aber das iſt nicht zu verkennen, daß er ſich jetzt lauter ausſpricht.

Wenn dieß iſt, erwiederte ſein Oheim, ſo kann man ihn mit Klugheit für edle Zwecke benutzen, ohne ihn zu theilen.

Zu dieſer Höhe der Tugend kann ich mich nicht erheben, rief der junge Graf; ich haſſe alle Franzoſen von ganzem Herzen und will meine beſten Kräfte daran ſetzen, ſie zu vernichten.

Haſſen Sie auch St. Julien und Dübois? fragte der Graf, und ſein Verwandter blickte verwirrt vor ſich nieder und ſagte endlich: Dieſe machen eine Ausnahme; ſie ſind weit davon entfernt, den Druck zu billigen, den uns ihre Landsleute mit ſo empörender Anmaßung empfinden laſſen.

So laſſen Sie uns denn, ſagte der Graf, den Uebermuth, die Anmaſſung haſſen und alle Kräfte anwenden, um von dem unwürdigen Druck, unter dem wir leiden, uns zu befreien. Daß dieß nicht ohne gerechten Zorn gegen die

Unterdrücker geſchehen kann, iſt natürlich; aber warum wollen Sie deßhalb der unedeln Empfindung des Haſſes Raum in Ihrer Bruſt geſtatten? Der Zorn kann den Menſchen erheben, der Haß wird ihn immer ungerecht machen und deßhalb erniedrigen.

Ich verſtehe nicht ſo fein zu unterſcheiden, ſagte der junge Graf, ich fühle nur, wie glühend ich Napoleon haſſe, und kann mir dieſe Empfindung nicht abläugnen, ſetzte er mit einiger Heftigkeit hinzu, obgleich ich fürchten muß, daß ſie mich in Ihren Augen erniedrigt.

Der Haß, ſagte der Graf, iſt eine eben ſo wunderbare Empfindung in der Bruſt des Menſchen, wie die Liebe; ja Sie können mit dieſer Gluth des Herzens gar nicht haſſen ohne eine Beimiſchung von Liebe und Bewunderung für den gehaßten Gegenſtand.

Wie! rief der junge Graf überraſcht, ich ſollte Napoleon lieben?

Mißverſtehen wir uns nicht, ſagte ſein Oheim. Sie erkennen ohne Zweifel viele Vorzüge des Geiſtes in Napoleon, Sie müſſen ihn als Feldherrn oft bewundern und als Staatsmann zuweilen achten, und es erregt eben Ihren Haß, daß er die Vorzüge des Geiſtes und das Glück ſeiner Waffen mißbraucht, um die Welt mit Krieg zu verheeren, die Völker zu unterdrücken und im Uebermuthe ſeines Glückes

den heiligſten Empfindungen Hohn zu ſprechen. Würden Sie in dem allgemeinen Feinde gar nichts Achtungswerthes finden, ſo würden Sie Ihr Gefühl nicht ſelbſt glühend nennen, ſondern ein kalter, auf Verachtung begründeter Haß würde Ihre Bruſt erfüllen, und dieſer würde alles Andere eher, als eine Begeiſterung gegen den gemeinſamen Feind hervorrufen.

Unſer Geſpräch hat uns weit von dem Gegenſtande abgeführt, ſagte der junge Graf, den ich zu berühren wünſchte.

Ich glaube nicht, erwiederte ſein Oheim, denn ich bezweifle nicht, mein lieber Vetter, daß Sie ſeit Kurzem zu einem Bunde gehören, der ſich vorzüglich auf Tugend gründen will, und darum haben wir uns wohl nicht zu weit von unſerm Gegenſtande entfernt, wenn wir gemeinſchaftlich überlegen, welche Art von Zorn oder Haß mit der Tugend im Bunde ſein kann.

Da ſein junger Verwandter mit Beſtürzung ſchwieg, ſetzte der Graf hinzu: Ich will Ihnen kein Geheimniß entreißen und bin auch hiezu um ſo weniger berechtigt, als ich, um jedes Mißverſtändniß zu vermeiden, zugleich erklären muß, daß ich nach meinen Grundſätzen zu keiner geheimen Geſellſchaft gehören kann.

Sie würden ſich alſo ausſchließen, fragte ſein Verwand-

ter mit Bestürzung, wenn alle Edeln sich zu vereinigen strebten, um einen Zustand zu endigen, der uns alle erniedrigt?

Keineswegs, sagte der Graf, und ich hoffe noch den Zeitpunkt zu erleben, wo ich es beweisen kann, daß mein ganzes Vermögen und der letzte Tropfen meines Blutes meinem Könige und meinem Vaterlande gehören; aber ich bin nicht für geheime Gesellschaften, obgleich ich es einsehe, daß Verhältnisse eintreten können, in welchen sie beinah nothwendig werden, und ich nicht so blind bin, nicht erkennen zu wollen, wie schwer, ja beinah unmöglich jetzt ein öffentliches Zusammentreten der Guten sein würde; das traurige Ende des unglücklichen Palm hat uns gezeigt, wie weit die Machthaber im Stande sind zu gehen. Aber auch im gegenwärtigen Augenblicke kann ich solche Vereinigung nur wie ein nothwendiges Uebel betrachten.

Es ist mir diese Ansicht um so mehr befremdend, sagte der junge Graf, als ich die Ueberzeugung habe, daß die bedeutendsten Staatsmänner entweder selbst an dieser Verbindung Theil nehmen oder sie doch wenigstens beschützen.

Sie haben vielleicht eine ähnliche Ansicht von der Lage der Dinge, wie ich, erwiederte der Graf.

Auch kann eine Verbindung kaum eine heimliche genannt werden, sagte sein junger Verwandter, die in allen ihren Be-

ſtrebungen von den einſichtsvollſten Staatsmännern gekannt und gebilligt wird.

Eben darum, erwiederte ſein Oheim, wird ſie, geleitet von dieſen Männern, in der nächſten Zeit unendlich viel Gutes leiſten. Aber wenn die Drangſale der Gegenwart vielleicht beſiegt ſein werden, wird ſie ſich dann ruhig auflöſen, wenn der angegebene Zweck erfüllt iſt, oder wird ſie fortbeſtehen wollen, um andere Zwecke, die ihr jezt fremd ſind, zu verfolgen? Dieß iſt eine Frage, die Sie mir nicht beantworten können, und dieß iſt die Urſache, weßhalb ich mich unmittelbar nicht anſchließen und durch keinen Eid mit einer Geſellſchaft verbinden kann; auch bin ich nicht mehr jung genug, um unbedingt fremden, unbekannten Obern folgen zu können, da ich ſeit lange gewohnt bin, nach eigener Einſicht zu handeln.

So wäre denn die Hoffnung meiner Freunde und meine eigene auf Ihren Beiſtand vergeblich? ſagte der junge Graf.

Das nicht, erwiederte ſein Oheim, wenn ich auch nicht unmittelbar zu Ihrer Verbindung gehöre, ſo bin ich doch von ganzem Herzen bereit, jeden einzelnen guten Zweck, den Sie zu erreichen ſtreben und mir mittheilen wollen, damit ich beurtheilen kann, ob auch ich ihn für gut halte, aus allen Kräften zu unterſtüzen, beſonders wenn Sie mir verſprechen

wollen, ſich ſogleich von dieſer Verbindung zu trennen, ſo bald der jetzt angegebene Zweck, die Befreiung des Vaterlandes von den Franzoſen, erreicht iſt.

Wenn das erreicht iſt, ſagte der junge Graf mit glühenden Wangen, wofür wir alle bereit ſind, unſer Blut bis auf den letzten Tropfen zu vergießen, wenn wir unſer Vaterland vom fremden Drucke befreit ſehen, wenn unſer König wieder in der Mitte ſeiner Unterthanen mit Ruhe und Sicherheit für das Wohl Aller wachen, und Milde und Gerechtigkeit üben kann, dann bedarf es keiner Verbrüderung mehr, und gewiß kehren dann Alle wieder ruhig unter den Schutz der Geſetze zurück.

Habe ich Ihr Wort, daß wenigſtens Sie ſo handeln werden? fragte der Graf. Gewiß, erwiederte ſein Verwandter, indem er die dargebotene Hand des Oheims ergriff. Unter ſolchen Bedingungen, ſagte dieſer, können Sie mich gewiſſermaßen als ein Ehrenmitglied Ihrer Vereinigung betrachten, deren von mir gekannte und gebilligte Abſichten ich aus allen Kräften unterſtützen werde, und deren jetziges hochwichtiges Beſtreben ich keineswegs verkenne.

Es wurde über dieſen in der damaligen Zeit höchſt wichtigen Gegenſtand noch Vieles geſprochen und erörtert, und der Graf ſagte endlich: Nachdem wir nun ſo viel über öffentliche Angelegenheiten geſprochen haben, ſollten Sie mir

denn nichts über Ihr eigenes Glück zu vertrauen haben? Der junge Graf bekannte seinem Oheim die lang genährte zärtliche Neigung für die schöne Therese und den Vorsatz, ihr seine Hand anzubieten, obgleich er ihr kein glänzendes Loos versprechen könne. Der Oheim billigte sein Gefühl für ein zärtliches, edles Wesen, dessen Neigung für seinen Verwandten er lange errathen hatte. Er freute sich über eine Verbindung, die, wie er glaubte, Beide beglücken müsse, und schloß endlich, indem er lächelnd sagte: Und nun lassen Sie auch mich Ihnen einen Plan mittheilen, den ich seit einiger Zeit mit stillem Vergnügen innerlich ausbilde, und der Ihr häusliches Glück und Ihr öffentliches Wirken vereinigt fördern könnte. Der junge Graf erwartete mit Spannung, was sein Oheim ihm mittheilen wolle, und dieser fuhr fort: Sie haben, mein lieber Vetter, so vieles Trübe im Leben erduldet, daß dieß einigermaßen in Ihren Charakter überzugehen droht; deßhalb wäre es mein Rath, daß Sie ein Jahr Ihres Lebens daran wendeten, diesen Trübsinn wieder los zu werden und von der Welt etwas mehr kennen zu lernen, als den engen Raum, auf dem Sie sich bis jetzt unter ungünstigen Umständen bewegt haben. Dabei könnten Sie die Gesinnungen in Deutschland mit Behutsamkeit zu erforschen streben, vielleicht auch Verbindungen knüpfen, die in der Zukunft für Ihre Pläne dienlich wären; zugleich

könnten Sie ſich die nöthigen Kenntniſſe von der Landwirthſchaft verſchaffen, einen tüchtigen Mann in dieſem Fache zu Ihrem Beiſtande auffinden, und wenn Sie mit einem ſolchen nach einem Jahre zurückkämen, dann würde ich Ihnen meine Güter zur Verwaltung übergeben und die Bedingungen natürlich ſo einrichten, daß Ihnen bedeutende Mittel bleiben, Ihre Pläne zu verfolgen; dann könnten Sie Neuerungen einführen, ohne aufzufallen; Sie könnten die Schulen verbeſſern und die Jugend in den Waffen üben, und käme die Zeit, ſo könnten Sie die jungen Landleute von meinen und Ihren Gütern wohl bewaffnet und wohl geübt dem Könige zuführen, und an deren Spitze ſelbſt für unſer aller Wohl fechten.

Der junge Graf war entzückt über dieſen Plan, nur betrübte es ihn, daß er ſich von Neuem von ſeiner ſchönen Freundin trennen ſollte. Auch für dieſe, ſagte ſein Oheim, iſt ein Aufſchub ihrer Verbindung heilſam. Das arme Kind hat ſo vielen Druck des Lebens erduldet, daß ihre Geſundheit darunter gelitten hat; laſſen Sie dieſe ſich jetzt erſt wieder befeſtigen und gönnen Sie ihr die Zeit, unter Anleitung der Gräfin ihre Bildung zu vollenden, die ſie, durch ungünſtige Umſtände verhindert, früher hat verſäumen müſſen, und die ſie um ſo weniger entbehren kann, da ſie die Leitung eines

Hauſes, die Sorge für eine entſtehende Familie ohne den Beiſtand einer erfahrnen Mutter übernehmen muß.

Der junge Graf umarmte mit dankbarem Entzücken ſeinen gütigen Oheim und ging freudig in deſſen wohlwollende Pläne ein. Es wurde nun noch beſchloſſen, die Mutter des jungen Grafen und ſeine Schweſtern in Breslau wohnen zu laſſen, damit die Erziehung der letzteren dort vollendet werden könne, und der junge Graf ſowohl, als ſein Oheim faßten den ernſten Entſchluß, jede unnütze Ausgabe zu meiden, um den Ueberſchuß ihrer Einkünfte zum Wohle des Vaterlandes verwenden zu können. Zuletzt erinnerte noch der Graf ſeinen Vetter an die Nothwendigkeit, die ſtattgefundene Unterredung dem Obriſten Thalheim in ſo weit zu verſchweigen, in wie weit ſie das Wohl des Vaterlandes betraf, weil bei deſſen heftiger Liebe für den König und daraus entſpringendem heftigem Haß gegen deſſen Feinde nicht Vorſicht genug von ihm zu erwarten war, und er alſo leicht, ohne es zu wollen, in freudiger Hoffnung Dinge verrathen könne, die durchaus verſchwiegen bleiben mußten.

Von neuen entzückenden Hoffnungen erfüllt erſchien der junge Graf mit ſeinem Oheime zum Frühſtück im Saal, wo man Beide ſchon erwartete. Aber er konnte nicht Theil nehmen an heiteren Geſprächen; er ſehnte ſich nach der Einſamkeit und verließ deßhalb die Geſellſchaft bald, um auf einem lan-

gen einſamen Spaziergange die mannigfachen Gefühle in ſeinem Buſen gegen einander auszugleichen. Zum erſten Mal lachte ihm das Leben in heiterem Glanze entgegen, die Sehnſucht ſeiner Liebe, die er bis jetzt nur zaghaft zu nähren gewagt hatte, ſollte nun auf's Schönſte befriedigt werden, und zugleich zeigte ſich ihm ein Weg, ſeine begeiſterte Liebe für ſeinen König und ſein Vaterland thätig zu beweiſen, und er fühlte in dem Maße den perſönlichen Haß in ſeiner Bruſt ſich mildern, als ſich ihm die Mittel zeigten, ſeiner Liebe genug zu thun; ſo daß er ſich leiſe im Inneren geſtehen mußte, daß ſein Oheim wohl Recht haben möge in ſeiner Andeutung, daß Liebe und Zorn vereinigt zu Thaten begeiſtern können, der Haß aber eigentlich durch das Gefühl der Ohnmacht erzeugt wird. Er dachte an ſeinen unglücklichen Vater, an deſſen feindliche Stimmung gegen alle Menſchen, und wie auch deſſen Haß aus dem Gefühle entſprungen ſei, daß er ſich nicht aus den ihn bedrückenden Verhältniſſen loszuwinden vermöge. Ach, armer Vater! ſeufzte er, wenigſtens darin hatteſt Du Recht, daß ſich mein Loos glücklicher geſtaltet, und daß es nicht Tugend in mir iſt, wenn mein Herz wärmer für die Menſchen ſchlägt, als das Deine, von Allen mißhandelte. Mit Beſchämung dachte er daran zurück, in welcher feindlichen Stimmung er das Haus ſeines Oheims das erſte Mal betreten hatte, dem er nun Alles

verdanken ſollte, die beglückende Befriedigung ſeiner innigen Liebe und die ſtolze Hoffnung, die ſeinen Buſen erweiterte und ſchwellte, ſo oft ſie in ſeinem Geiſte Raum gewann, daß er einſt an der Spitze von Braven dem gemeinſamen Feinde entgegen rücken und zur Befreiung des Vaterlandes beitragen würde.

Er hatte ſich, vertieft in ſolche Gedanken, weit vom Schloſſe entfernt, ohne es zu bemerken, und ſuchte nun den Rückweg durch anmuthige, enge Schluchten, indem er dem Laufe der Bäche folgte. Er erreichte endlich die Ebene wieder, bemerkte aber, daß er ſich dem Garten ſeines Oheims von der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes her näherte. Ein Diener, der den kürzeren Weg zu einer nahe gelegenen Mühle gehen wollte, öffnete eben die Hinterthüre, die auf eine mit Bäumen bewachſene Wieſe führte, und der junge Graf benutzte die Gelegenheit, den Garten von dieſer Seite zu betreten. Wie er durch die ſchattigen Gänge hinging, hörte er mit Befremden ganz in der Nähe Schüſſe fallen, und als er ſich eilig der Gegend näherte, woher der ihn beunruhigende Schall kam, mäßigte er bald ſeine Schritte, denn er hörte St. Juliens Gelächter und erreichte auch bald eine kleine Ebene, die durch eine leichte Einfaſſung von dem übrigen Garten getrennt war, und die St. Julien zum Platze für Waffenübungen beſtimmt zu haben ſchien, denn er und

der junge Guſtav waren eben damit beſchäftigt, nach dem Ziele zu ſchießen, und St. Juliens Gelächter erſcholl jedes Mal, ſo oft der junge Menſch fehlte. Der junge Graf hielt ſich nah verborgen und bemerkte, daß St. Julien meiſterhaft ſchoß, mit ſicherer Hand und geübtem Auge beinah niemals fehlte, daß aber auch ſein junger Freund nicht ſo viel Spott und Tadel verdiente, wie ihm durch ſeinen wohlwollenden Lehrer zu Theil wurde. Jetzt iſt genug Pulver verdorben, hörte er St. Julien endlich ſagen, jetzt zu den andern Waffen, und die Rapiere wurden von Beiden ergriffen, und hier erndtete der Schüler ſelbſt von ſeinem Meiſter Lob. Der junge Graf hatte der Waffenübung eine Zeitlang mit Theilnahme zugeſehen, ehe er ſeine Gegenwart bemerken ließ. Er betrachtete mit einem ſonderbaren Gefühle den Eifer, welchen der junge Franzoſe anwendete, ſeinem aufmerkſamen Schüler den Gebrauch der Waffen zu lehren, und konnte ſich nicht enthalten, ſchaudernd an die Möglichkeit zu denken, daß dieſer die erlernten Vortheile ein Mal gegen den Lehrer ſelbſt anwende. Ja er dachte daran, daß er ſelbſt, wenn ſeine Sehnſucht erfüllt werden ſollte, dann auch dem Freunde feindlich gegenüber ſtehen müſſe, und betete innerlich, daß nie eine Nothwendigkeit eintreten möge, die ihn zwänge, ſein Schwert gegen deſſen Bruſt zu richten.

Um dieſen peinlichen Gedanken los zu werden, machte

er ſeine Gegenwart bemerklich, indem er St. Julien rief. Dieſer warf die Waffen von ſich und ſchwang ſich mit Leichtigkeit über die niedrige Umzäunung; nun! rief er dem Freunde zu, haben Sie die Grillen auf den Bergen gelaſſen, die heute Morgen Ihre edeln Gedanken beſchäftigten, und kann man wieder Antworten erwarten, wenn man Sie anredet?

Zunächſt, ſagte der junge Graf, danke ich Ihnen, daß Sie ſich für die Ausbildung meines jungen Freundes bemühen.

Ach, das thun wir gegenſeitig, ſagte St. Julien, Der dort iſt gegen mich gerechnet ein Gelehrter, er ſteht mir mit den Gaben ſeines Geiſtes bei, und ich ſuche ihm das Aeuſſerliche beizubringen, und ich wollte nur, ihm gelänge es mit mir ſo gut, wie mir mit ihm; denn betrachten Sie nur, wie er ganz das ſchulmeiſterliche Anſehen unter meinen Händen verloren hat; aber auch ich mache ihm wenigſtens keine Schande, ja bei dem neulichen Konzert legte ich durch ſeinen Beiſtand ſelbſt Ehre ein, denn er hatte mir meine Stimme vortrefflich eingeübt.

So verſtehſt Du Muſik? fragte der junge Graf überraſcht.

Mein Vater war ein ſo gelehrter Muſiker, erwiederte der junge Menſch mit Beſcheidenheit, daß er Kantor an der Hauptkirche der gröſten Stadt hätte ſein können, und er hat

mich früh angehalten, Generalbaß und Kontrapunkt zu ſtudiren; ich hatte nur in der letzten Zeit keine Gelegenheit Muſik zu üben und habe darum die Fertigkeit im Spielen verloren.

Das iſt nicht wahr, rief St. Julien, ich habe ſeit einigen Tagen ein Inſtrument auf meinem Zimmer und weiß darum, wie gut er ſpielt.

Ach lieber Herr St. Julien, ſagte der junge Menſch, Sie verſtehen zu wenig von Muſik, als daß Sie es recht beurtheilen könnten, ob ich gut ſpiele.

Der junge Graf konnte ſich des Lächelns über dieſe Treuherzigkeit nicht erwehren; St. Julien aber brach in ein lautes Gelächter aus; nein, mein Lieber, rief er, dieſe deutſche Aufrichtigkeit müſſen Sie ſich abgewöhnen, wenn Sie nicht gar zu oft gezwungen ſein wollen, die durch meinen Unterricht erworbenen Fechterkünſte zur Vertheidigung Ihrer Worte anzuwenden.

Ich wollte Sie ja nicht beleidigen, ſagte der junge Menſch verwirrt.

Ich bin auch nicht beleidigt, erwiederte St. Julien, denn ich habe zu viel Selbſterkenntniß, als daß ich nicht einſehen ſollte, daß Sie Recht haben; aber man iſt es doch in der feinen Welt nicht gewohnt, die Mängel des Nächſten ſo offenherzig rügen zu hören; übrigens, fuhr er, gegen den jungen Grafen gewendet, fort, bin ich ſchon ſelbſt ſo ehrlich

gewesen, meine geringe Kenntniß und sein großes Verdienst öffentlich einzugestehen, denn ich konnte nicht das allgemeine Lob, wie gut ich neulich meine Stimme in unserm Konzert ausgeführt habe, ganz allein auf meine Rechnung hinnehmen, ich entdeckte also den Damen den heimlich mir geleisteten Beistand, und es wurde beschlossen, daß der junge würdige Mann die Stelle eines Kapellmeisters bei unsern musikalischen Uebungen übernehmen soll; aber er weigert sich hartnäckig, wie ich auch auf ihn einrede, und er muß doch nachgeben, denn ich habe den Damen seinen Beistand versprochen.

Weßhalb willst Du denn diese Gefälligkeit nicht haben, fragte der junge Graf den Jüngling. Weil der alte gutmüthige Aristokrat Dübois tausend Einwendungen hat, rief St. Julien, die Frage an des jungen Mannes Statt beantwortend.

Ich werde Dübois bitten, sagte der junge Graf, meiner Tante seine Ansicht mitzutheilen; wenn sie ebenfalls seiner Meinung ist, so können wir weiter nichts thun; wenn sie aber Deine Theilnahme an der Musik wünschen sollte, so wirst Du Dich gewiß nicht weigern, Deine Freunde zufrieden zu stellen. Gewiß nicht, rief der Jüngling, sobald die Frau Gräfin es befiehlt und Herr Dübois nichts dagegen hat.

In der That, sagte St. Julien lächelnd, wenn ich nicht von Natur bescheiden bin, so wird diese Aufrichtigkeit mich doch nach und nach dahin bringen, es zu werden. Er zeigt

ganz unverhohlen, daß meine Bitten nichts wiegen in der Schale, auf der er ſeine Handlungen abmißt.

Dieſer ſcherzhafte Streit wurde durch einen Bedienten unterbrochen, der St. Julien aufſuchte, um ihm einen Brief abzugeben, der eben mit der Poſt gekommen war.

Von meiner Mutter! rief dieſer freudig überraſcht und verließ die Freunde, um in der Einſamkeit die Worte der Liebe zu leſen, die eine zärtliche Mutter an ihn richtete.

Der junge Graf unterrichtete nun den Jüngling Guſtav davon, daß er mit ſeinem Oheim den Plan zu deſſen fernerer Ausbildung verabredet habe. Für's Erſte ſollte er nach Breslau, um auf der daſigen gelehrten Schule die lange unterbrochenen Studien fortzuſetzen, und dann auf eine Univerſität, die er ſelbſt wählen könne. Sein Beſchützer nannte ihm die für ihn beſtimmte jährliche Summe, die weit des dankbaren Jünglings Erwartungen übertraf. Ich werde ſelbſt nur noch einige Wochen hier bleiben, ſchloß der junge Graf, und dann eine Reiſe antreten; deßhalb bitte ich Dich, ſo lange ich jetzt hier bin, auch zu bleiben, denn es würde mir wehe thun, wenn Du Dich ſo ſchleunig von mir trennen wollteſt.

Bin ich denn nicht Ihr Eigenthum, rief der Jüngling, indem er ſich ſeinem edeln Beſchützer in die Arme warf; wäre ich nicht ohne Sie verloren, wahrſcheinlich im Elend umge-

kommen? Und nun wollen Sie mich bitten, da Sie doch wiſſen, daß jedes Wort, jeder Wink von Ihnen mir Befehl und Geſetz iſt?

Vergiß nicht, ſagte der Graf bewegt, daß ich Deiner Liebe und Pflege ebenfalls mein Leben verdanke; Verbindlichkeiten alſo, die wir gegen einander haben, ſind einander gleich, und Du mußt Dich nicht wie einen Untergebenen, ſondern wie meinen Freund betrachten, der nur darum von mir abhängt, weil ich älter als er und dadurch berechtigt bin, ſeine Schritte zu leiten.

Dieſe freundliche Unterredung wurde durch St. Juliens Rückkunft unterbrochen, der ſich mit ernſten Mienen und feuchten Augen den beiden Freunden näherte. Leſen Sie, ſagte er zu dem jungen Grafen, indem er ihm den eben erhaltenen Brief hinreichte, Sie werden ſehen, das ſchöne Leben hier iſt bald geendigt, und Gott weiß, wohin mich mein Schickſal führt. Der junge Graf nahm den Brief, und indeß er ihn las, ging St. Julien ſchweigend in einem Baumgange auf und ab.

Die Mutter des jungen Franzoſen berichtete ihm in dieſem Briefe, daß ſie die perſönliche Bekanntſchaft des Generals gemacht habe, zu deſſen Regiment er gehöre, und daß dieſer die Gefälligkeit gehabt habe, ihr zu verſichern, daß aus ſeiner langen Abweſenheit vom Regimente kein Nach-

theil für ihn erwachſen ſolle, indem ſie einzig ſeinen gefährlichen Wunden und der damit verbundenen Krankheit zugeſchrieben werden ſollte. Der Kommandant der Feſtung würde den Befehl erhalten, ihn als einen wegen Wunden und Krankheit zurückgebliebenen Kriegsgefangenen von der preußiſchen Regierung zurück zu fordern, und ihm dann noch einen Urlaub für zwei Monate gewähren zur völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit. Nach Ablauf dieſer Zeit müſſe er ſich aber bei ſeinem Regimente einfinden, deſſen Beſtimmung unbekannt ſei, das aber vermuthlich nach Italien gehen werde.

Vor Ablauf dieſer Zeit, ſchloß die Mutter, würde ſie unfehlbar auf Schloß Hohenthal erſcheinen, um ſeinen edeln Freunden zu danken, und in der Geſellſchaft des geliebten Sohnes nach Frankreich zurückreiſen.

Die Blicke des jungen Grafen ruhten noch ernſt auf dem geleſenen Blatte, als St. Julien wieder zu ihm trat, um den Brief zurück zu nehmen. Nicht wahr, fragte er ſeinen Freund, es kränkt Sie auch, daß wir ſobald uns trennen ſollen? Ja wohl, ſagte der junge Graf mit einem tiefen Seufzer, und Gott weiß, wie wir uns noch einmal gegenüber ſtehen müſſen.

Sie werden doch nicht fremde Dienſte nehmen wollen, um gegen uns zu fechten? fragte St. Julien überraſcht. Gewiß nicht, verſetzte ſein Freund mit bitterem Lächeln.

Nun dann ist keine Gefahr verhanden, sagte St. Julien leichtsinnig, daß wir uns gegenseitig erschlagen müßten, denn Preußen kann nicht mehr wider uns, sondern muß mit uns sein, und auf diesen Fall wären wir ja Freunde und Waffenbrüder.

Junger Mann, erwiederte sein Freund, indem er beide Hände auf die Schultern des jungen Franzosen legte, ich wollte, Sie hätten etwas deutsches Blut in den Adern, dann würden Sie ahnen, was noch alles in dem dunkeln Schooße der Zukunft ruht; doch wozu, fuhr er, sich selbst unterbrechend, fort, sollen wir noch Schreckbilder aus der Ferne herbeirufen, da unsere Trennung an sich betrübend genug ist.

Ja wohl, seufzte St. Julien; mit welchen Schmerzen werde ich von hier scheiden. Indem er dieß sagte, blickte er in die Ferne, und sein Freund bemerkte, indem er ebenfalls die Augen dahin richtete, Emilie und die Gräfin, die durch einen langen Baumgang sich dem Platze näherten, auf welchem die jungen Männer versammelt waren, die sogleich den Damen entgegen gingen. Der Jüngling Gustav wollte sich zurückziehen, aber St. Julien bemerkte selbst in seinem Schmerze dessen Absicht. Er faßte deßhalb seinen Arm und zwang ihn so, sich ebenfalls den Damen entgegen zu bewegen. Emilie bemerkte den Kummer in den Augen St. Juliens, und ihr ängstlich fragender, theilnehmender Blick

wirkte zauberhaft auf den jungen Mann. Die Wolken des Kummers ſchwanden und das reinſte Entzücken leuchtete aus ſeinen Augen. Die Gräfin war heiter und fragte nach den erſten Begrüßungen lächelnd: Nun, haben Sie Ihren Kapellmeiſter geneigt gefunden, die erſten Proben zu Ihrem großen Konzert heut Nachmittag zu leiten?

Er ſchlägt mir hartnäckig allen Beiſtand ab, erwiederte St. Julien, wenn ihm Dübois nicht die Erlaubniß dazu ertheilt.

Ich habe mit Dübois ſchon darüber geſprochen, ſagte die Gräfin gütig; er ſieht es ein, daß es eine Thorheit wäre, wenn man um kläglicher Rückſichten Willen in ſeinem Hauſe nicht ſein eigner Herr ſein wollte.

Nun, ſagte St. Julien mit einem gutmüthig ſchadenfrohen Blick auf Guſtav, der Sieg wäre alſo mein, und heut Nachmittag iſt trotz Dübois Weisheit die erſte Probe.

Wenn Sie auch über mich ſpotten, erwiederte der Jüngling empfindlich, ſo bleibe ich doch dabei, daß ich nichts gegen Herrn Dübois Rath unternehmen werde. Er iſt viel zu gütig gegen mich geweſen, als daß ich ohne Undankbarkeit anders handeln könnte. Sie haben Recht, ſagte die Gräfin, indem ſie ihm gütig die Hand reichte, die der Jüngling mit großer Ehrerbietigkeit küßte. Ich achte ſelbſt Herrn Dübois ſo hoch, daß ich nichts thun möchte, was ihn krän-

ken könnte, und ich würde lieber auf ein Vergnügen Verzicht leisten, als ihm einen Kummer verursachen, und Herr St. Julien denkt im Grunde eben so, wie ich.

Ja wohl, rief dieser mit inniger Empfindung, ich glaube, ich bin ihm noch mehr Dank schuldig, als unser Freund Gustav, und mich freut es, setzte er lächelnd hinzu, daß er ihm erlaubt, die Würde unseres Kapellmeisters anzunehmen, denn sonst, sehe ich, hätten wir doch wohl darauf Verzicht thun müssen.

St. Julien konnte sich nicht entschließen, die schöne Heiterkeit auf Emiliens Stirn durch die Nachricht zu trüben, daß er bald würde scheiden müssen; auch schienen ihm zwei Monate in diesem Augenblick noch ein langer Zeitraum, in welchem jede Stunde eine neue Art von Freude brächte, so daß er selbst sich den Genuß nicht trüben wollte. Er beschloß aber, dem Grafen den Brief seiner Mutter mitzutheilen, weil nun doch bald auf die Forderung des französischen Kommandanten der Festung * * * von der preußischen Regierung demselben die Weisung zukommen müßte, den bezeichneten Kriegsgefangenen zu stellen.

So war also nun der Jüngling Gustav, der als ein armer Knabe auf Schloß Hohenthal angekommen war, zum Erstaunen der Bedienten, erst von ihnen abgesondert, dann wie ein junger Edelmann gekleidet, endlich in den Saal ih-

rer Herrſchaft eingeführt worden, und er nahm Theil an deren Geſellſchaft und an ihren Vergnügungen. Die große Kenntniß der Muſik, die er vor Allen voraus hatte, wurde nicht bloß St. Julien nützlich, ſondern auch den Damen, deren Singübungen er beſſer zu leiten verſtand, und den Bitten der ſchönen Thereſe gelang es ſogar, daß der junge Graf ſich entſchloß, die fehlende Baßſtimme zu übernehmen; aber freilich verurſachte er bei ſeinem gänzlichen Mangel an muſikaliſcher Kenntniß dem jungen Kapellmeiſter die meiſte Beſchwerde, der gerade eine Ehre darin ſuchte, daß ſein Beſchützer ſich beſonders auszeichnen ſollte.

So ſchwanden die ſchönen Herbſttage dahin unter abwechſelnden Spaziergängen, Vorleſungen und muſikaliſchen Uebungen, und der Jüngling Guſtav fehlte nie in dem freundlichen Kreiſe, der nur durch den Prediger, den Arzt und den Obriſten vermehrt wurde, denn der Graf hatte ſich von aller Geſellſchaft zurück gezogen und als Grund offen die Nothwendigkeit des Erſparens angegeben, weil das Vaterland ſo vieler Opfer bedürfe, und er bemerkte oft, daß es ein peinliches Gefühl ſei, ſich unnütze Ausgaben zu erlauben, indeß, ſagte er, unſer erhabenes Königshaus ein ſo edles Beiſpiel des Entſagens giebt. Es war dieß gewiß die innere Empfindung des Grafen, aber er benutzte die Gelegenheit auch gern, ſich von dem Umgange mit dem benach-

barten Adel zurück zu ziehen, denn es war ihm nicht unbekannt geblieben, wie viele Gespräche über seine Gemahlin der unangenehme öffentliche Auftritt zwischen derselben und ihrem Bruder bei dem Friedensfeste des Baron Lobau veranlaßt hatte.

St. Julien theilte dem Grafen den Brief seiner Mutter mit, und beide Männer sahen seufzend ein, daß die Trennung nothwendig und nah sei. Der Graf gestand sich trauernd, daß er die Lücke nicht auszufüllen vermöchte, die durch des jungen Mannes Entfernung in seinem Herzen entstehen würde, aber er verschwieg diesen Kummer, und so waren Alle scheinbar heiter und Jeder suchte dem Andern den Schmerz über die nahe Trennung zu verbergen, um die letzten Stunden des Beisammenseins in ungetrübtem Frohsinn zu genießen.

IX.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag im Herbste des Jahres achtzehnhundert und sieben, als der Doktor Lindbrecht nach einem mäßigen Spaziergange seinen Freund, den Pfarrer, besuchte und sich an dessen Theetisch in der Ecke eines Sophas behaglich lehnte, um aus der von St. Julien erhaltenen Pfeife den Rauch in gelinden Wolken im Zimmer zu verbreiten. Das auffallend große, goldne Mundstück der-

ſelben, ſo wie die überladene Verzierung mit Ketten, Quaſten und Schnüren in allen Farben, ſagte ſeinem Geſchmacke zu. Lächelnd betrachtete er oft den funkelnden Brillanten an ſeinem Finger, nahm zuweilen aus der auf dem Tiſch ſtehenden goldnen Doſe Tabak und zog die ſchon zu weit hervorſtehende feine Wäſche noch ein wenig mehr heraus, indem er mit gutmüthigem Hochmuth ſeinem Freunde erzählte, der Graf habe nach der Geneſung der Gräfin ſeinen Gehalt anſehnlich vermehrt und St. Julien außer dem Geſchenk zum Andenken ihn noch für die Heilung ſeiner Wunden großmüthig belohnt, ſo daß ich mich jetzt, ſchloß er, für einen reichen Mann halten und vielleicht bald an eine vernünftige Heirath denken kann.

Der Pfarrer ging eben im Kopfe alle ſeine Bekannten durch, die er vielleicht zu dieſer Verbindung empfehlen könnte, als der Schulze des Dorfes mit Geräuſch eintrat, den Sonnenſchein der Heiterkeit in allen Mienen. Der kräftige Landmann überſah in der Freude das ſtrenge Geſicht ſeines Seelſorgers, womit dieſer den lauten, unehrerbietigen Eintritt tadeln wollte, und rief: Gott ſegne Sie, Herr Prediger! Meine Mutter hatte Recht, als ſie ſagte: Peter, geh Du zum Herrn Pfarrer, der ſchafft Deine Baſe heraus, mag ſie ſtecken, wo ſie will; dieß Wort der guten alten Frau iſt wahr geworden, Sie haben die Baſe herbeigeſchafft.

In der That, fragte der Geistliche, wird sie kommen?

Sie ist schon hier, erwiederte der Schulze freundlich, und als eine vornehme Madame ist sie angekommen, sie wird auch gleich hier bei Ihnen sein, sie wollte selbst mit Ihnen über die Erbschaft sprechen. Sehen Sie, da kommt sie mit meiner Mutter und ihrer Tochter. Der Pfarrer trat zum Fenster und auch seine Gattin kam neugierig herbei, so wie alle Kinder; nur der Arzt blieb in philosophischer Ruhe in seiner bequemen Lage, denn ihn regte die Neugierde wenig an, die Verwandte eines Plebejers, eines Bauern zu sehen.

Die Frau des Predigers lächelte ein wenig über den überladenen und für ihr Alter nicht anständigen Putz der Ankommenden, der aber doch von großer Wohlhabenheit zeigte. Eine ziemlich wohlbeleibte Frau näherte sich mit etwas zu weit ausgreifenden Schritten dem Pfarrhause; ihr Kleid von hellfarbiger Seide hatte sie etwas hoch aufgehoben, um nicht im Gehen gehindert zu werden; die blaufarbigen Bänder der Haube flatterten im Winde und mischten sich mit rothen Rosen, die den Kopfputz verzierten. Die Mutter des Schulzen war in ihrer sonntäglichen Kleidung, und Beiden folgte ein junges, weißgekleidetes Mädchen, deren großer Strohhut ihr Gesicht nicht bemerken, aber deren sehr schlanke Form auf große Jugend schließen ließ. Der Pfarrer wußte nicht recht, ob er den Ankommenden wie sei-

nes Gleichen entgegen gehen oder den Eintritt der Verwandten eines Bauern ruhig erwarten ſollte. Er entſchied ſich für das Letztere, doch that es ihm alsbald leid, als er mehrere Schnüre echter Perlen um den ſonnverbrannten Hals der Eintretenden bemerkte.

Die drei Frauen hatten das Wohnzimmer des Geiſtlichen betreten, und die Fremde ſagte mit etwas durchdringender Stimme: Nehmen Sie es nicht übel, Herr Prediger, daß wir Ihnen beſchwerlich fallen. Der Arzt hatte ſich um die Ankommenden nicht gekümmert und war, in Gedanken verſunken, ſitzen geblieben. Der Ton der Stimme aber, mit welcher die wenigen Worte geſprochen wurden, zuckte wie ein elektriſcher Schlag durch alle ſeine Nerven, und er ſprang auf und ſtand nahe vor der Angekommenen, ohne daß er es wußte. Dieſe betrachtete ihn einen Augenblick, ſchlug die Hände zuſammen und rief: Iſt es möglich, kann es ſein, muß ich den Haſenfuß hier antreffen? Der Arzt ſprang beleidigt zurück. Na, ſei Er nicht böſe, rief die Fremde, indem ſie ihm die Hände entgegenſtreckte und ſich nicht bemühte, die Thränen zurück zu halten, die reichlich über ihre vollen, braunrothen Wangen floſſen; Er wird ſich ja nun wohl die Hörner abgelaufen und von einer Tante, die es gut mit ihm meint, ein Wort vertragen gelernt haben?

aber schon bereit, sich zurück zu ziehen; denn wenn sie auch ihre vornehmen Verwandten mit Stolz betrachteten, so wußten sie doch, daß sie sich dem Geistlichen nicht als Gesellschaft aufdrängen konnten. Der Arzt konnte sich noch immer in das, was ihm begegnet war, nicht recht finden, und der Prediger suchte das Gespräch auf die Angelegenheiten und auf die Begebenheiten der Frau Professorin zu leiten. Sie war, wie alle Leute ohne Erziehung, gleich bereit, auf Beides offenherzig und umständlich einzugehen, und erzählte: Wie ich in Gießen vor funfzehn Jahren eintraf und nach meinem Vaterlande zurückkehren wollte, beschädigte ich mich beim Absteigen vom Wagen so stark am Fuße, daß ich nicht weiter konnte und einige Wochen da bleiben mußte, um das Bein zu heilen. Während der Zeit hatte ich einige gute Freunde gefunden, die mir sagten, ein gewisser Professor, der sich vor lauter Gelehrsamkeit um nichts Anders bekümmern könne, suche eine Haushälterin, auf deren Treue er sich verlassen könne, denn er sei ein Mann von Vermögen. Ich sagte zu mir, was willst du zu Hause machen? Das Bauernleben bist du doch nicht mehr gewohnt und suchst dann doch wohl wieder einen Dienst, also besser gleich hier geblieben. So geschah es dann und ich nahm die Stelle bei dem guten alten Manne an; aber, lieber Herr Prediger, was war bei dem für eine Wirthschaft! Jeder bestahl ihn,

Jeder betrog ihn, ſeine Kollegia wurden ihm nicht bezahlt, ſein Geld nahmen ihm Heuchler und Betrüger ab, kurz, es ging Alles drunter und drüber. Ich konnte das nicht mit anſehen. Zu ſeinem Beſten zankte ich mich mit ihm alle Tage, aber es half nichts, er konnte ſich nicht ändern. Ich ſtellte ihm hundert Mal vor, daß er auf dieſem Wege ein verlorner Mann ſei, und rieth ihm, eine Frau zu nehmen, die Gewalt über ihn habe und ihn in Ordnung halten könne, denn ich als ſeine Haushälterin könne darin nichts thun. Seine Blutſauger lachten mich nur aus, wenn ich ſein Geld eintreiben wollte; er ſah Alles ein, gab mir Recht, aber konnte ſich immer nicht entſchließen. Endlich hatten wir uns ein Mal wieder tüchtig gezankt und ich ſagte ihm, wenn er keine Frau nehmen wolle, ſo würde ich auch nicht bei ihm bleiben, denn ich könne die unordentliche Wirthſchaft nicht länger mit anſehen. Da ſagte der gute Mann, was brauche ich denn in der Ferne zu ſuchen, was mir ſo nahe im Wege liegt. Wir können uns ja gleich ſelber heirathen, meine gute Leonore, wenn es nöthig iſt, eine Frau zu nehmen, um Ordnung im Hauſe zu haben. Ich war anfänglich ganz beſtürzt über ſeine Rede; wie ich es aber gehörig überlegt, fand ich, daß er ganz recht hätte. Ich erkundigte mich, ob er nahe Verwandte habe. Niemanden, ſagte er, als einen Schweſterſohn, der bald hieher auf die Univerſi-

tät kommen wird, um unter meiner Anleitung Theologie zu ſtudiren, und für den ich wie ein Vater zu ſorgen denke. Nun, dachte ich, für den wird es auch beſſer ſein, wenn er zugleich eine Mutter findet, denn ich dachte nicht, Herr Prediger, wie ich mich mit dem alten Herrn Profeſſor zu deſſen Beſtem verheirathete, daß uns Gott noch Kinder ſchenken würde. Na, wie geſagt, ſo gethan, wir waren ein Paar, ehe der Trotzkopf dort ankam. Ich ſah es wohl, dem war die Frau Baſe nicht recht, nicht vornehm genug, aber ich dachte, das wird ſich ſchon geben; findet er nur täglich ſeinen Tiſch gedeckt und gute Klöße in der Suppe, ſo wird er wohl einſehen, daß ſein Oheim vernünftig darin gehandelt hat, für eine Pflegerin im Alter zu ſorgen. Aber der Menſch war wie verhext; je mehr ich ihm Alles nach dem Munde einzurichten ſuchte, um ſo gröber wurde er und blinzte immer tückiſcher mit den kleinen Augen. Das bemerkte ſelbſt mein guter Mann, der ſonſt auf wenig achtete, und ich hatte oft genug zu thun, um ihn zufrieden zu ſprechen. Ich ſagte ihm oft: Jugend hat keine Tugend, wenn er mehr zu Verſtande kommt, wird ihm der dumme Hochmuth vergehen. Aber es wurde täglich ſchlimmer. Endlich ſchrieb er gar meinem Manne, daß er umſatteln und auf die Doktorei ſtudiren wolle. Sie wiſſen, Herr Prediger, jeder Menſch liebt ſeine Profeſſion, und ich dachte,

meinen alten Mann würde der Schlag rühren, wie er den Brief las, denn Der hatte ſchon das Verſprechen erhalten, daß man ihn in eine ſchöne Pfarre einſchieben wolle, wenn er ausſtudirt haben würde. Lorchen, ſagte der gute Mann zu mir, ich fürchte für meine Geſundheit, wenn ich den Undankbaren ſpreche; übernimm Du es, ihm ſein Unrecht zu zeigen. Ich that das gern für den alten Mann und wollte dem Springinsfeld zeigen, daß er ſein Stipendium und Alles verlieren müßte, wenn er nicht geiſtlich bliebe. Aber der war grob wie ein Kannibale und führte ſo anzügliche hebräiſche Redensarten, von denen er behauptete, ſie ſtänden in der Bibel, daß mir endlich, wie er gar dem Apoſtel Paulus ſeine Grobheit zuſchieben wollte, auch die Galle überlief und ich ihm tüchtig meine Meinung ſagte.

Am andern Morgen war der Brauſekopf auf und davon, und wir weinten hinterdrein, und ich weinte noch mehr, wie meine Tochter nach wenigen Tagen geboren wurde, denn nun konnte er nicht Gevatter ſtehen bei dem Kinde, wie ich ich es immer mit ſeinem Oheim ausgemacht hatte. Mein guter Mann ſah, wie mich das Alles kränkte, und ſchrieb nach Jena an einen guten Freund, den er dort hatte, und der richtete es ſo ein, daß dem Neffen alle Unterſtützung zukam, die er durch uns bekommen konnte, bald als Geſchenk für eine glückliche Kur, bald auf andern Wegen, ſo

daß wir wußten, es ginge ihm dort nichts ab. Er blieb lange in Jena, ohne uns weiter zu schreiben, als ein Mal. Mein seliger Mann wartete immer auf Briefe und dachte ihm dann zu vergeben; denn für ihn schickte es sich doch nicht, mit der Vergebung aller Grobheit dem Neffen entgegen zu kommen; wer aber nicht schrieb, das war der übermüthige Patron, und so blieb es viele Jahre, bis man auf ein Mal meinem alten Manne meldete, der Vogel sei ausgeflogen. Er war aus Jena verschwunden und Niemand wußte, wo er geblieben war. Ich weiß nicht, fuhr die gute Frau ernsthaft, den Kopf schüttelnd, fort, ob mein lieber Vetter alle die Thränen verdient hat, die sein guter seliger Oheim um seinet Willen weinte. Vor zwei Jahren, wie der gute Mann sein Ende nahe fühlte, sagte er zu mir: Lorchen, wenn Du meinen Neffen auffinden kannst, so laß ihm doch aus meinem Nachlasse die Bibliothek und die Naturaliensammlung zukommen, wenn Du es glaubst, daß unser Kind es entbehren könne. Ich antwortete ihm, unsere Marie würde, wenn sie die Jahre hätte, wohl ohne die Bücher und all den Kram einen guten Mann finden, und ich wollte es dem Neffen geben. Er fragte mich, ob er darüber etwas aufzeichnen solle; ich antwortete aber, daß es ihm bewußt sei, daß ich keine Heidin wäre, und daß es keiner Schreiberei bedürfe, um seinen Willen zu erfüllen. Dar-

auf iſt Sein Oheim geſtorben, lieber Vetter, und Er kann alles das Zeug nun haben.

Wie, rief der Arzt erſtaunt, die ganze Bibliothek, das ganze Naturalienkabinet?

Alles, erwiederte ſeine Verwandte, die Bücher, die Steine, die ausgeſtopften Vögel und andern Thiere. Es hat mir Mühe genug gekoſtet, alles das Vieh zu erhalten, und Gott weiß, ob nicht doch die Motten die Kreaturen gefreſſen hätten troz des vielen Pfeffers und Lavendels, der daran gewandt wurde, wenn ſich nicht ein Paar von meinen Herren Kollegen der Sache angenommen hätten. Sie waren immer Freunde des Seligen geweſen und hatten auch ſeine Liebhabereien, und ſo wurde Alles erhalten.

In der That, ſagte der Arzt gerührt, ich erkenne die Großmuth der werthgeſchäzten Frau Baſe, ganz wie ich ſoll.

Na, was faſelt Er nun wieder von Großmuth, lieber Vetter, erwiederte ſeine Verwandte gutmüthig; der Selige wollte ihm das alles gönnen, alſo kommt es ihm zu, und es wäre ſchlecht von mir geweſen, wenn ich es ihm hätte verderben laſſen. Er verliert ſo dadurch, daß uns Gott ein Kind beſcheert hat, aber wenn er ſich nach etlichen Jahren ordentlich aufführt, ſo kann er mein Schwiegerſohn werden mit der Zeit, und dann bekommt er mehr, als ohne mich der alte Mann, ſein Oheim, nachgelaſſen haben würde, nicht

einmal das zu rechnen, ſetzte ſie mit einer ſtolzen Bewegung des Kopfes hinzu, was ich hier noch erbe.

Frau Baſe, Ihre Güte — — ſtammelte der Arzt

Na, na, das iſt nur ſo in's Blaue geſprochen, unterbrach ihn dieſe. Meine Marie hat noch lange Zeit, das braucht Ihn nicht zu binden und mich auch nicht.

Die ſchlanke Marie, ein Kind von dreizehn Jahren, betrachtete neugierig den Arzt, den ihre Mutter ſo ohne Umſtände als den künftigen Bräutigam bezeichnete, indeß dieſer, verlegen erröthend, an ſeinem Buſenſtreif zupfte. Es flogen ihm alle Vortheile dieſer Verbindung ſchnell durch den Kopf, aber auch die ihm höchſt anſtößige Verwandtſchaft mit Bauern, die daraus entſpringen müſſe. Er richtete die halb zugedrückten Augen ſcharf auf das junge Mädchen, deren feine Geſtalt nichts Bäueriſches hatte, aus deren blaſſem Geſicht ihn die große Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Oheim rührend anſprach. Er beſchloß alſo zu überlegen, zu prüfen und dann wie ein Mann ſein Schickſal zu beſtimmen. Daß er ſelbſt ſeiner vermuthlichen Braut mißfallen könne, fiel ihm gar nicht einmal ein.

Die Baſe hatte durch den Gedanken an eine mögliche nähere Verbindung mit dem Vetter eine noch lebhaftere Theilnahme für dieſen gewonnen, und fragte ohne Umſtände nach allen ſeinen Verhältniſſen, worauf ſie lauter befriedigende

Antworten erhielt. Der Prediger miſchte ſich in dieß Geſpräch und hoffte durch die nun anweſende ehemalige Dienerin der Gräfin Vieles über deren frühere Verhältniſſe zu erfahren. Er ſagte alſo: Da Sie, meine werthe Frau Profeſſorin, in Ihrer Jugend die Baronin Schlebach und ihre Tochter auf Reiſen begleitet haben, ſo werden Sie ſich ja freuen, die Letztere hier wieder zu begrüßen. Was! rief die Angeredete, indem ſie aus großer Ueberraſchung von ihrem Sitze aufſprang, iſt die Frau von Blainville hier? Frau von Blainville, wiederholte der Prediger verwundert, ich meine die Gräfin Hohenthal, die Gemahlin des hieſigen Gutsherrn.

So lebt ſie alſo und hat ſich wieder verheirathet? fragte die Wittwe des Profeſſors. Nun, ſetzte ſie mit Rührung hinzu, ich muß die Gnade Gottes preiſen, daß er mir auch dieſen Wunſch gewähren will, ſie vor meinem Ende wieder zu ſehen; ich habe mir vergebliche Mühe genug gegeben, ſie wieder aufzufinden.

Alſo war die Gräfin ſchon ein Mal verehelicht, ſagte der Prediger, der ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen konnte.

Haben Sie das nicht gewußt? fragte die Fremde mit einem ſcharfen Seitenblicke. Nein, erwiederte der Geiſtliche, es iſt mir überhaupt Manches auffallend geweſen; die Familie ſcheint Vieles zu verſchweigen, und ſelbſt die ver-

traute Dienerschaft theilt das geheimnißvolle Wesen, denn der Haushofmeister Dúbois ist eben so zurückhaltend wie seine Herrschaft. So ist der gute alte Dúbois auch hier, rief die Fremde in freudiger Ueberraschung. Sie kennen ihn also? fragte der Prediger auf's Neue. Wie sollte ich nicht, rief mit Thränen in den Augen die Frau Professorin, indem sie vor Verwunderung die Hände zusammen schlug. Du große Güte! morgen am Tage gehe ich auf's Schloß, sie alle zu besuchen; Du mein Heiland! das hätte ich nicht gehofft, auch den guten Alten wieder zu finden nach so vielem Unglück, er war ja schon damals alt.

Sie werden uns ja vieles Interessante mittheilen können, Frau Professorin, sagte der Geistliche sehr freundlich. Sie äußerten sich verwundert darüber, die Gräfin lebend zu wissen, Sie drückten sich so aus, als ob sie Ihnen verloren gegangen wäre; das klingt ja Alles recht sonderbar und könnte wohl die Neugierde erregen. Die Befragte richtete abermals einen scharfen Blick auf den Geistlichen und erwiederte mit der Frage: Hat Ihnen denn die Gräfin das nicht alles selbst erzählt? Keine Sylbe, erwiederte der Pfarrer, und auch hier unserm Freunde, der doch der Arzt des Hauses ist, sind alle Verhältnisse desselben fremd. So, erwiederte die Frau Professorin trocken, wenn das ist, so ist es ein Zeichen, daß die Frau Gräfin darüber nichts sprechen

will; denn Sie, mein lieber Herr Prediger, haben eine so dreiste Art zu fragen, daß man es sich schon recht fest vornehmen muß, wenn man ein Geheimniß bei sich behalten und Ihnen verbergen will. Ich will nun gerade nicht damit sagen, daß sich das für einen protestantischen Geistlichen schickt. Wenn Sie katholisch wären, so wäre es was Anders, denn die haben ihren Götzendienst und ihre Ohrenbeichte, aber wir guten Christen brauchen Gottlob unsern Priestern nicht Alles zu sagen.

Verlegen und empfindlich erwiederte der Pfarrer: Nach Ihrer Antwort muß ich glauben, daß Sie mir eine recht böse Absicht zutrauen, wenn ich aus Theilnahme mich nach den Verhältnissen der Gräfin erkundige.

Nehmen Sie es mir nicht übel, erwiederte die Base des Schulzen, ich bin mein Lebelang treu gewesen, und was die Gräfin für gut gefunden hat Ihnen zu verschweigen, werden Sie von mir auch nicht erfahren.

Der Geistliche war auf's Aeußerste verletzt, daß diese Frau mit bäuerischer Gradheit ihm seinen Fehler so treuherzig vorrückte; zugleich mußte er sich tadeln, daß er sie für zu einfältig gehalten, da er vermuthlich alles, was er wissen wollte, hätte erfahren können, wenn er nicht geglaubt hätte, hier ohne alle Umstände geradezu gehen zu dürfen. Er schwieg also verdrießlich. Der Arzt hatte auf diese Un-

terredung seines Freundes mit seiner Base wenig geachtet. Sein eigenes Schicksal beschäftigte ausschließend seine Gedanken. Der Besitz einer bedeutenden Bibliothek, eines ansehnlichen Naturalienkabinets beglückte sein Herz. Er dachte daran, wie er dieß alles wolle hieher kommen lassen, und dabei fiel ihm die Nothwendigkeit ein, ein eigenes Haus zu haben, wenn er seine Schätze recht genießen wollte. An diesen Gedanken knüpfte sich der andere, daß alsdann eine Frau im Hause nothwendig sein würde, und er blinzelte so oft nach der schlanken Marie hinüber, daß diese trotz ihrer großen Jugend erröthete. Auf solche Weise war die Unterhaltung den Frauen überlassen, und die Frau des Predigers vertiefte sich mit der Base des Arztes bald in ein Gespräch über häusliche Einrichtungen, welches immer wärmer und lebhafter wurde, je mehr beide Frauen ihre gegenseitigen Einsichten erkannten, und man wechselte laut und lebhaft mit Fragen und Rathschlägen ab, worauf die beiden anwesenden Männer nicht zu achten schienen, sondern gedankenvoll und stillschweigend Tabak rauchten, indeß die jungen Mädchen in dieser langweiligen Umgebung nicht recht wußten, was sie mit sich anfangen sollten.

Wie ein Sonnenstrahl durch den Nebel dämmert, so wurde die drückende Langeweile, die sich auf die Gesellschaft zu lagern begann, ein wenig durch einen rasch vorfahrenden

Wagen zerſtreut, deſſen zierliche, der neuſten Mode entſprechende Form ſich im hellen Mondenſchein bemerken ließ. Der Prediger eilte erſtaunt den neuen Gäſten entgegen, denen ein gut gekleideter Diener den Schlag des Wagens öffnete, worauf ein junger, ſehr zierlich gekleideter Mann herausſprang, dem ein alter etwas mühſam folgte. Der Herr ſei gelobt, der uns ſo weit geführt hat, ſagte dieſer mit heuchleriſcher Stimme, und der Prediger erkannte den alten Lorenz. Er war zweifelhaft, wie er ihn aufnehmen ſollte, als dieſer mit großer Unbefangenheit auf ihn zutrat und ihm die Hand mit Vertraulichkeit bot, die der Prediger, überraſcht, nicht ausſchlug. Wir fuhren ſo nahe bei Ihnen vorbei, lieber Herr Prediger, begann Lorenz, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, Ihnen meinen Beſuch zu machen, um ſo weniger, da auch mein Sohn ſehr wünſchte, Ihnen nach ſo langer Zeit ein Mal wieder ſeine Achtung zu beweiſen. Die Neugier, dieſen Sohn zu ſehen, war in dem Augenblick das überwiegende Gefühl des Predigers, und er nöthigte die Angekommenen höflich, einzutreten. Der junge Mann näherte ſich mit leichten Schritten und ſicheren Gebehrden den Frauen, um ſie zu begrüßen, und nach einigen höflichen Worten, mit denen er ſeinen ſpäten Beſuch bei der Frau des Predigers entſchuldigte, muſterte er mit dreiſtem Blicke die Gruppe der jungen Mädchen, von welchen keine ſeinen beſonderen Beifall zu erhal-

ten schien. Er fuhr sich hierauf mit den weißen Fingern durch die schwarzen Locken, ordnete vor dem Spiegel ohne Umstände seine Halsbinde und gesellte sich zu den Männern.

Der Prediger konnte sein Erstaunen weder beherrschen noch verbergen, indem er seine neuen Gäste betrachtete. Jede Spur von Armuth war verschwunden; die feinsten Kleider trug heute der alte Lorenz statt des abgetragenen Ueberrockes, dessen er sich noch vor Kurzem bediente. Sie waren seinem Alter angemessen, aber doch nach der Mode; den kahlen Scheitel deckte eine künstliche Perücke, und statt des im Walde geschnittenen Steckes diente ihm jetzt ein mit einem goldenen Knopfe versehenes Rohr als Stütze.

Der Arzt war durch das Geräusch der Eintretenden ebenfalls aufgeregt worden, und indem er die neu Angekommenen begrüßte, betrachtete er mit scharfen, stechenden Blicken den jungen Mann, der seine großen schwarzen Augen dafür höchst ruhig auf ihn richtete.

Irre ich nicht, redete ihn der Arzt mit vor Zorn flammenden Wangen an, so habe ich schon ein Mal die Ehre gehabt, Ihnen zu begegnen. Ich wüßte nicht, antwortete der junge Lorenz; ich bin jetzt erst kurze Zeit wieder hier im Lande. Indem er diese Antwort höchst gleichgültig gab, nahm er aus einer goldenen Dose ruhig Tabak.

Der Arzt ergriff ſeine eigene, viel ſchönere goldene Doſe, und indem er heftig auf den Deckel ſchlug, rief er mit funkelnden, halb zugekniffenen Augen: Ich dächte doch, Sie müßten ſich erinnern, was in Krumbach vorfiel, als ich Sie dort in der Schenke traf.

Ich halte mich nicht anders in Schenken auf, ſagte der Andere verächtlich, als wenn auf Reiſen meine Pferde Ruhe bedürfen, und ſo kann es wohl ſein, wenn Sie ſolche Orte beſuchen, daß Sie mich ein Mal in der in Krumbach vorhandenen getroffen haben, denn mein Weg hat mich mehrmals durch dieſes Dorf geführt.

Und Sie hätten ganz vergeſſen, ſagte der Arzt, indem er nahe auf ihn zutrat, was Sie damals alles ſprachen, als ich durch mein Pflichtgefühl getrieben die Schenke beſuchte, aus Menſchlichkeit, die der Arzt niemals verläugnen darf, denn Wehe dem, der ſich zu vornehm dünkt, an das Schmerzenslager zu treten, mag es ſtehen, wo es will. So können Sie mich in Schenken und an noch niedrigeren Orten antreffen, wenn Pflicht und Menſchenliebe es mir gebietenz wenn ich aber zu meiner Erholung unter Menſchen gehe, ſo werden Sie mich immer in der beſten Geſellſchaft finden, zu der ich gehöre.

Es iſt gut, daß Sie mir das ſagen, antwortete der junge Lorenz gleichgültig, denn Ihre unnütze, unbegreifliche

Heftigkeit würde mich das zum Beispiel nicht haben errathen lassen.

Der Arzt bemühte sich nun ebenfalls gleichgültig zu sprechen uud fuhr deßhalb mit schlecht unterdrückter Heftigkeit fort: Es scheint also, Sie haben rein vergessen, was Sie damals über den Grafen Hohenthal sprachen, über seine Ergebenheit gegen die Franzosen, über den verwundeten Herrn St. Julien, dessen Leben ich mit Mühe erhalten hatte und der ein Spion sein sollte, der arme Mensch, der weder sprechen, noch sich rühren durfte damals; jezt, Gottlob! ist er hergestellt und kann sich selbst verantworten. Haben Sie das alles ganz aus Ihrem Gedächtnisse vertilgt?

Wenn ich damals in der That solche Ansichten hatte, erwiederte der junge Lorenz mit unzerstörbarer Ruhe und Gleichgültigkeit, so habe ich sie gewiß mit allen, die etwas von den Verhältnissen des Grafen wußten, getheilt, und ich sehe nicht ein, was Sie darin beleidigen kann, und wenn Sie wirklich zur guten Gesellschaft gehören, wie Sie versichern, so werden Sie selbst einsehen, daß es nicht passend ist, mich in einem fremden Hause über eine Ansicht, die Ihnen unrichtig scheint, mit Heftigkeit zur Rede zu stellen. Nach diesen sehr ruhig gesprochenen Worten ließ er den kampflustigen Arzt stehen und nahm einen gleichgültigen Antheil an dem Gespräche seines Vaters mit dem Prediger.

Der alte Lorenz hatte dem Geiſtlichen ſchon auf ſeine gewöhnliche heuchleriſche Weiſe mitgetheilt, daß er ein kleines Gut für's Erſte gepachtet habe, daß er aber wohl hoffen dürfe, es werde in Jahresfriſt das Eigenthum ſeines Sohnes werden, der für jetzt eine Stelle als Privatſekretair bei einem bedeutenden franzöſiſchen Generale annehmen würde, der mit ſeinen Truppen noch ſo lange in Preußen verweilen würde, bis die Kontributionen alle abgetragen wären; und es iſt dieß eine vernünftige Einrichtung, ſchloß der alte Heuchler, und Gott möge ſeinen Segen dazu geben, denn mein Sohn kann dem Herrn General nützlich ſein in tauſend Fällen, weil er die Rechte ſtudirt hat, und kann auch wiederum manchem Freunde dienen, der die Hülfe eines Landsmannes bei dem Herrn General brauchen ſollte.

Es entgingen die ſchlechten Gründe dem Pfarrer nicht, welche die Handlungen des Sohnes wie des Vaters beſtimmten, und er betrachtete den jungen Mann mit mißtrauiſchen Blicken, als er ſich in das Geſpräch miſchte.

Die Baſe des Arztes redete dieſen an und begann ihm Mancherlei von ihrem verſtorbenen Gemahl zu erzählen; dadurch lenkte ſich die Unterhaltung ohne Zwang auf die Bibliothek und das Naturalienkabinet, und ging endlich auf merkwürdige Krankheitsfälle über, die dem Arzte vorgekommen

waren, und die sie sich umständlich erzählen ließ, so daß dessen üble Laune gänzlich schwand und er nach dem Abendessen, von ihr aufgefordert, mit Vergnügen diese Verwandte, die er sich eingestand verkannt zu haben, nach Hause zu begleiten versprach. Als sie nach einem formellen Abschiede von dem Prediger und dessen Familie, und einer kaum merklichen-Verbeugung gegen Lorenz und dessen Sohn nun den Arm ihres Neffen gefaßt hatte und im hellen Mondenscheine der friedlichen Wohnung des Schulzen zuwandelte, sagte sie gutmüthig scheltend: Er hat immer noch seinen unvernünftigen Trotzkopf, Vetter; was fing Er nur für unnütze Händel mit einem Menschen an, der ihn in's Unglück bringen kann? So wie ich hörte, daß der alte Vater dem Prediger ohne Scham und Scheu erzählte, daß sein Sohn ein Franzose wird, so fing ich nur gleich mit Ihm an Allerlei zu reden und ließ mir geduldig vorerzählen, wovon ich kein Wort verstehe, damit Er nur nicht wieder mit dem schlechten, jungen Menschen in Zank und dadurch in Unglück gerathen sollte; aber sei Er für die Zukunft vorsichtig, versprech Er mir das. Sie meinen es gut mit mir, sagte der Arzt nicht ohne Bewegung. Das habe ich immer gethan, erwiederte seine Verwandte, und umarmte und küßte ihn herzlich, da sie das Haus des Schulzen erreicht hatten. Die schlanke Marie reichte dem Vetter die Hand, die dieser höflich küßte, wor-

über das junge Mädchen lebhaft erröthete, und die Verwandten trennten sich in der wohlwollendsten Stimmung.

Der Prediger hatte den Verdruß, daß Lorenz und sein Sohn nicht die mindeste Anstalt machten ebenfalls aufzubrechen, und er war gezwungen ihnen ein Nachtlager anzubieten, damit er sich selbst zur Ruhe begeben könnte, und dieß wurde von Beiden wie eine Sache, die sich von selbst verstände, angenommen.

X.

Der Arzt hatte am Morgen des nächsten Tages den ihm etwas beschwerlichen Auftrag seiner Base zu besorgen, und der Gräfin ihre Ankunft und ihren Besuch für denselben Vormittag zu melden; denn wie sehr er sich auch mit dieser Verwandten innerlich versöhnt hatte, so kostete es ihm doch Viel, seinen Hochmuth zu besiegen, und sie als Verwandte und zugleich als die ehemalige Dienerin der Gräfin zu bezeichnen. Diese war sichtlich erschreckt und erfreut durch die unerwartete Nachricht, und suchte, sobald sie nur Fassung gewann, den Arzt auf eine geschickte Art über alle beim Prediger geführten Gespräche auszufragen, aber ihre Unruhe wurde nicht gehoben, denn jenes Seele war besonders davon erfüllt, wie heldenmüthig er sich nach seiner Meinung dem Verräther, dem jungen Lorenz, gegenüber benommen hatte.

Er hatte die Gräfin kaum verlaſſen, als dieſe Dübois rufen ließ, um ihm das Unerwartete mitzutheilen und ihn zu bitten, die ehemalige Dienerin zuerſt zu empfangen, um ihr die nöthige Schonung zu empfehlen. Der alte Mann war bereit zu thun, wozu ſein eigenes Herz ihn trieb, und er begab ſich hinunter, um die Ankommende zu empfangen, ehe ſie einen Diener des Hauſes ſprechen konnte, denn der Haushofmeiſter kannte aus früheren Zeiten ihre große Redſeligkeit und konnte nicht wiſſen, ob die Veränderung ihres Standes ſie zurückhaltender gemacht haben würde. Seine Geduld wurde auf keine lange Probe geſtellt; denn kaum war eine Viertelſtunde verfloſſen, ſo nahte ſich die Erwartete im höchſten Putz mit großen Schritten. Die Tochter folgte der Mutter, denn es gelang ihrer Anſtrengung nicht, ſich in gleicher Linie mit derſelben zu erhalten, und kaum hatten Beide die Schwellen des Hauſes überſchritten, als die Mutter, ihren alten Freund erblickend, ihren Shawl heftig zurück warf, ſo daß er zur Erde fiel, und mit einem lauten Ausrufe der Freude ihn zu umarmen eilte. Dübois erwiederte dieſe Zeichen der Freundſchaft Anfangs mit Herzlichkeit; da aber die oft wiederholten Umarmungen ihn beinah zu erſticken drohten, und die ſchallenden Küſſe ein ſpöttiſches Lächeln auf den Geſichtern einiger hinzugetretenen Bedienten hervorriefen, ſo entzog er ſich höflich den Armen, die ihn

umſchloſſen, und bat ſeine Freundin, erſt bei ihm einzutreten, ehe ſie ihren Beſuch bei der Gräfin ablegte. Bereitwillig folgte die Baſe des Arztes dieſer Einladung, von der Tochter begleitet, die den Shawl der Mutter vom Boden aufgehoben und ihn ihr ruhig wieder umgelegt hatte.

Der Haushofmeiſter bewirthete ſeine Gäſte mit einem Frühſtück, während deſſen er der Wittwe des Profeſſors alles abfragte, was er zu wiſſen begehrte, und ihr rathen konnte, ſo gelinde als möglich ihrer ehemaligen Herrſchaft mitzutheilen, was dieſe wiſſen mußte. Unter Strömen von Thränen war die Unterredung geführt worden, und die geduldige Marie ſaß während ihrer langen Dauer einſam am Fenſter eines andern Zimmers, wohin ſie die Mutter, nachdem ſie dieſelbe mit Kuchen und Chokolade verſorgt, verwieſen hatte, um ungeſtört mit ihrem alten Freunde zu ſprechen.

Endlich war das Frühſtück geendigt und das Nöthige verabredet; die Thränen wurden getrocknet, der Shawl in die gehörigen Falten gelegt, und der Haushofmeiſter bot ſeiner Freundin den Arm, führte ſie mit höflicher Aufmerkſamkeit die große Treppe hinauf und geleitete ſie in die Zimmer ihrer ehemaligen Herrſchaft.

Die Gräfin trat ihnen entgegen. Meine gute Freundin, rief ſie, indem ſie die ehemalige Dienerin erblickte, und wollte ſie umarmen; dieſe aber ergriff mit Heftigkeit beide

Hände der ehemaligen Gebieterin, die sie abwechselnd mit Küssen bedeckte und mit Thränen überströmte. Sobald die Gräfin ihre Hände befreien konnte, umarmte sie die Wittwe des Professors und sagte: Wie freut es mich, meine Liebe, Sie wieder zu sehen und nach so vielen Jahren zu finden, daß die Zeit den Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen, nicht geschwächt hat.

Mitten in ihrer Rührung wurde die Base des Arztes empfindlich und sagte: Millionen Thränen habe ich um Ihretwillen geweint und gewiß nicht verdient, daß Sie mich nun so fremd behandeln, und mich nicht mehr Du nennen und Leonore, wie in früheren Zeiten so viele Jahre hindurch.

Mein Herz ist darum nicht weniger warm, sagte die Gräfin, indem sie die Hände der erzürnten Frau drückte, aber dieß muß um Ihretwillen so bleiben; auch würde sich Ihr Neffe, der Arzt, gekränkt fühlen, wenn es anders wäre.

Nun ja, erwiederte besänftigt dessen Base, den Thoren kenne ich ja mit seinem Hochmuthe. Lassen Sie uns überhaupt jetzt nicht von solchen Kleinigkeiten sprechen, sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, meine gute Leonore. Sie kennen mein Unglück; haben Sie mir gar nichts Tröstliches zu sagen?

Die Wittwe des Professors ward durch diese Frage auf ein Mal wieder in den tiefsten Schmerz versenkt. O Gott!

rief sie aus, was haben Sie alles leiden müssen, und wie hat der Kummer Sie vor der Zeit alt gemacht; wie mager sind die schönen weißen Hände geworden, und wo ist die herrliche Farbe geblieben? Blühten Sie doch wie eine Rose, und es war ganz natürlich, daß der gute Herr Blainville so verliebt blieb, ob Sie gleich schon lange verheirathet waren.

Meine Liebe, sagte die Gräfin aus beklemmter Brust, schonen Sie mich mit Erinnerungen, durch die Sie mich tödten können.

Die Professorin weinte und sagte unter heftigem Schluchzen: Sie haben Recht, ach! Sie haben Recht, aber ich kann den Schmerz nicht bezwingen, wenn ich Sie ansehe.

Reden Sie nicht von mir, sagte die Gräfin mit großer Anstrengung, sprechen Sie von dem Schicksale des unglücklichen Kindes.

Ich weiß ja nichts von dem kleinen Herrn, klagte die Wittwe des Professors und sammelte sich endlich so weit, um, von Thränen und Klagen unterbrochen, ihrer ehemaligen Herrin erzählen zu können, wie sich ihr Schicksal gestaltet hätte, nachdem sie die Gräfin verloren. Diese, obgleich zerschmettert von dem Worte der Dienerin, durch das ihre letzte dunkle Hoffnung verloren zu gehen schien, bezwang dennoch ihr Gefühl und hörte mit ängstlicher Aufmerksam-

keit den Bericht, um doch vielleicht noch eine ſchwache Spur des Verlornen darin zu finden.

Ach! hob die ehemalige Dienerin ihre Wehklage an, wie war uns zu Muthe, mir und der Mamſell Adele, als wir damals in Paris unſern Einkauf gemacht hatten und nun ruhig nach Hauſe gegangen waren. Mein Gott, mein Gott! als wir die offenen Thüren erblickten, als wir ankamen, die geöffneten Schränke und die grauſige Unordnung. Ihr ſchöner Hut lag auf dem Boden, und es hatte Jemand mit ſchmutzigen Füßen darauf getreten, der Wirth des Hauſes ſtand im Wohnzimmer und ſchalt uns, ſo wie wir ankamen, ſchändliche Ariſtokraten; ich wollte ihm antworten, wie ſich's gehörte, denn ich hatte franzöſiſch genug dazu in der Gottvergeſſenen Stadt gelernt, aber Mamſell Adele rief heftig: Wo iſt Herr Blainville und ſeine Gemahlin? Herr Blainville, wiederholte plötzlich der Wirth, von dem weiß ich nichts, der Vaterlandsverräther, der verkappte Graf iſt, wo er hingehört, im Gefängniſſe. Mein Bruder, mein unglücklicher Bruder! ſchrie Mamſell Adele in Verzweiflung, und wurde bleich und ſtarr wie eine Leiche. So groß mein Schmerz war, ſo ging mir doch ein Licht auf, und ich war recht böſe, daß Sie mir die Sache nicht gehörig vertraut hatten, ich hätte nichts verrathen und hätte den gehörigen Reſpekt vor Mamſell Adele haben können, ſtatt, daß ich ſie

geärgert hatte, wo ich konnte, denn ich hielt sie für hochmüthig und von Ihnen begünstigt, und ich dachte, ich wollte sie dadurch aus dem Dienst treiben, denn sie kam mir unnöthig im Hause vor. Jetzt sah ich das alles anders ein durch dieß einzige Wort, das sie im Unglücke und im Schrekken ausgesprochen.

O mein Gott! seufzte die Gräfin und bedeckte ihre überströmenden Augen mit den Händen. Die rohe, aber gutmüthige Erzählerin sah, welche Schmerzen ihre Worte erregten, und zog mit sanfter Gewalt die Hände der ehemaligen Herrin von den weinenden Augen derselben zurück, um sie mit Küssen und mit warmen Thränen zu bedecken. Weiter, meine Liebe, sagte die Gräfin mit zitternder Stimme, um Gottes Willen fahren Sie fort.

Ja, weiter in der unglücklichen Geschichte, rief die Wittwe des Professors, Sie wissen nicht, wie mir das Herz blutet, wenn ich an all den Jammer und Trübsal denke. Ich wußte nicht, was ich mit Ihrer armen Schwägerin anfangen sollte, die bleich und starr da saß, ohne zu weinen, ohne zu reden, ja ohne ein Glied zu rühren. Ich war ganz allein mit ihr, der Hausherr hatte uns wieder verlassen, und ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, denn ich hatte nicht den Muth, die Arme zu verlassen und einen Arzt zu rufen. Endlich brachte ich sie doch wieder etwas zur Besinnung, sie sprang

nun auf ein Mal auf, faßte heftig zitternd meinen Arm und sagte leise: Komm, wir müssen meinen Bruder aufsuchen. Ich war bereit und wir stürmten der Thüre zu, ohne zu wissen wohin. In der Thüre begegnete uns ein alter Herr, den das arme Fräulein Adele zu kennen schien. Mit gerungenen Händen fiel sie vor ihm auf die Knie und rief: Helfen Sie, retten Sie! Der gute Mann weinte selber und sagte: zuerst müssen Sie fort von hier und zwar sogleich, damit Sie nicht ebenfalls verhaftet werden, denn alsdann würde es noch schwieriger werden, etwas für Ihren Bruder zu thun. Ich fürchte, der Herr des Hauses ist schon ausgegangen, die Anzeige zu machen, denn ich traf ihn nicht zu Hause, deßhalb lassen Sie uns eilen. Als ich diese Worte hörte, kam mir schnell von Gott der gute Gedanke, daß Ihnen nicht damit geholfen wäre, wenn uns die unmenschlichen Jakobiner einsperrten, und ich sagte also dem guten alten Manne, der sich unserer annehmen wollte, daß man Mamsell Adele gar nicht fragen müsse, denn sie sei so außer sich, daß der Hausherr mit der Wache kommen würde, ehe sie nur begriffe, wovon die Rede sei. Der verständige Mann sah das ein, und wir faßten jeder die arme Weinende unter einem Arm und brachten sie mit Gewalt die Treppe hinunter in den Wagen des alten Herrn, und der Schurke, der Wirth, behielt nichts als das leere Nachsehen, wenn er mit seinen

Jakobiniſchen Machen wird angekommen ſein. Wie lange wir gefahren ſind, weiß ich nicht, denn ſowohl ich, als unſer alter Begleiter, wir waren während des Weges nur bemüht, die arme Mamſell Adele ein wenig zu beruhigen, aber Gott weiß, es gelang uns ſchlecht. Endlich hielt der Wagen vor einem kleinen Hauſe in der Vorſtadt; der alte Herr hieß mich ausſteigen und ging mit mir in dieß unſcheinbare Haus, das, nachdem er drei Mal leiſe geklopft, geöffnet und hinter uns ſogleich wieder verſchloſſen wurde. Eine alte Frau kam uns entgegen, und ich hörte wohl, wie mein Führer ihr auftrug, für mich auf's Beſte zu ſorgen, aber um Gottes Willen mich nicht ausgehen zu laſſen, weil wir alle durch meine Unvorſichtigkeit unglücklich werden könnten. Als er mich verlaſſen wollte, fragte ich, was aus Fräulein Adele werden ſollte. Er antwortete mir, wir dürften nicht zuſammen bleiben, es wäre für uns beide ſicherer, wenn Jede einen andern Zufluchtsort fände, er ſei ein Freund ihres Hauſes und ſorge für unſer aller Beſtes mit großer eigener Gefahr.

Ich hatte lange genug unter den Heiden in Paris gelebt, ich konnte alſo wohl einſehen, daß wir behutſam ſein müßten, und fügte mich in mein Schickſal. Als ich mit der guten Frau allein war, hatte ich Zeit genug, über unſer Unglück nachzudenken, und ich brachte die ganze Nacht weinend und jammernd zu, denn nun, da die größte Angſt vorbei

war, dachte ich auch an unſern kleinen Herrn. Endlich am Abende des andern Tages kam der Herr wieder, der mich hieher geführt hatte, und ſagte mir, er würde mich des andern Abends um dieſelbe Zeit abholen und zu einer deutſchen Herrſchaft bringen, die mich als Kammerjungfer mitnehmen und in Frankfurt am Main zurücklaſſen wolle, von wo ich meine Heimath leicht erreichen könne. Ich fragte nach Ihrem Schickſale. Er trocknete ſich die Thränen und ſagte, man müſſe auf Gottes Beiſtand hoffen, er könne mir nichts darüber ſagen. Als ich nach Fräulein Adele fragte, antwortete er etwas ungeduldig, er könne mir weiter keine Nachricht geben, als nur die Verſicherung, daß ſie außer Gefahr ſei, und ich ſollte froh ſein, daß er auch mich in Sicherheit bringen wollte. Ich fragte ihn, ob ich nicht noch ein Mal auch unſerer Wohnung zurück gehen könne, um meine Sachen abzuholen, die dort alle zurück geblieben waren. Er wurde hierauf recht grob und ſagte, es ſei ein Zeichen großer Dummheit, daß ich um der Lumpen Willen dahin zurück zu gehen dächte. Er beſänftigte ſich aber bald und befahl mir, ich ſollte bis zum nächſten Abende zuſammenrechnen, wie viel der ganze zurückgelaſſene Kram werth ſei, er wolle ihn mir baar bezahlen, ich ſolle aber weder mich, noch ihn deßhalb unglücklich machen. Ich war damit zufrieden und fragte ihn nicht weiter nach unſerm kleinen Herrn, denn ich dachte

mir ſchon, daß er doch nicht aufrichtig antworten würde. Kaum aber hatte er das Haus verlaſſen, ſo fing ich an die alte Frau, die es bewohnte, mit Bitten und Thränen ſo lange zu beſtürmen, bis ſie ſelbſt zu weinen anfing und mir zu helfen verſprach; denn da ſie mich nicht recht verſtand, ſo glaubte ſie, der kleine Herr ſei mein eigenes Kind, und ich ließ es geſchehen, daß ſie es glaubte, und gab gern zu, daß ſie mich für eine leichtſinnige Dirne hielt, damit ſie mir nur helfen möchte. In aller Frühe des nächſten Morgens drückte ſie mir einen Hut tief in's Geſicht hinein, hing einen Schleier darüber, gab mir einen Mantel, und nachdem ſie ſich eben ſo angethan hatte, verließen wir das Haus, nahmen auf dem nächſten Platze einen Wagen und ſo ging es fort nach dem Dorfe. Gott, wie ſchlug mein Herz auf dieſem Wege, theils aus Angſt, daß man uns verhaften möchte, theils aus Verlangen nach dem lieben Kinde. Wir erreichten glücklich das Dorf, wir fanden das Haus, aber nur zu neuem Jammer. Die Pflegerin unſers kleinen Herrn lag im hitzigen Fieber, von dem Kinde war nichts zu ſehen. Die Weiber, die die Kranke warteten, ſagten mir, ein alter Herr habe am vorigen Tage das Kind abgeholt und es zu einer Dame in einen Wagen gehoben, die nach des alten Mannes Ausſage die Mutter des Kindes geweſen ſei. Ich dachte einen Augenblick, Sie ſelbſt hätten Ihr Kind abge-

holt, aber ich besann mich bald, daß es nicht so sein könnte, denn Sie würden auch mich wieder zu sich genommen haben, wenn Sie frei gewesen wären. Es war nun nichts weiter zu thun, als den Rückweg mit Thränen anzutreten und den Abend zu erwarten. Als es dunkel geworden, kam der alte Herr richtig, wie er es versprochen. Ich hatte indeß meine Rechnung für Lohn und Kleider gemacht, wie er es verlangt hatte. Er bezahlte mir Alles und schenkte mir noch hundert Franken zur Reise. Da ich ihn in so gütiger Stimmung sah, so wagte ich es, ihm mein Leid mit unserem Kinde zu vertrauen. Er wurde sehr böse und schalt auch die alte Frau, daß wir gegen seinen Befehl das Haus verlassen hatten; als ihm diese aber, um sich zu entschuldigen, sagte, daß sie meinen Jammer und meine Thränen nicht mehr hätte mit ansehen können, weil ein Stein hätte durch meine Klagen bewegt werden müssen, da wurde er wieder sanftmüthig und sagte, da ich so große Treue für meine Herrschaft zeigte, so wolle er die Unbesonnenheit vergeben, und übrigens müsse ich zu meinem Troste glauben, daß Gott ein unschuldiges Kind nicht würde untergehen lassen, wenn ich es auch nicht mehr bei seiner Pflegerin gefunden habe. Das war alles, was ich mit Bitten und Flehen über den kleinen Herrn erfuhr, und ich mußte nun mit dem unbekannten Herrn fort, der mich zu meiner neuen Herrschaft brachte, die keinen kein

Wort mit mir sprach. Mit dem frühesten Morgen ging es aus Paris hinweg. Wir reisten Tag und Nacht, bis wir Gießen erreichten. Hier ließen sie mich zurück, und ich hatte nicht einmal erfahren, mit Wem ich die Reise gemacht hatte. Weil ich mir den Fuß beschädigt hatte, mußte ich in Gießen einige Zeit bleiben, und da fügte es Gott, daß ich an meinen alten Professor gerieth. Wie ich mit dem verheirathet war, vertraute ich ihm unser ganzes Schicksal an, denn er war eine treue Seele und ich dachte, er würde vielleicht etwas auskundschaften können über Ihr Schicksal oder über unsern kleinen Herrn. Er schrieb nun nach allen Weltgegenden hin und hatte überall seine gelehrten Freunde, die ihm allerlei Lappalien meldeten, was sie ihre wissenschaftlichen Forschungen nannten, aber das, was mir am Herzen lag, forschte keiner aus. Die Schweizer schrieben ihm, der alte Herr Mainville und Ihre Frau Mutter wären todt; von Ihnen wußte man nichts, und die Franzosen konnten von dem kleinen Herrn gar nichts ausspüren, und so mußte ich mich in Gottes Willen ergeben und dachte gar nicht mehr, daß ich Sie jemals wieder sehen könnte, und hier nun schenkt mir Gott die unvermuthete Freude. Und das bin ich doch eigentlich dem hiesigen Prediger schuldig, denn hätte er nicht in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß ich mich hier einer Erbschaft wegen zu melden hätte, so wäre es mir wohl nie-

mals eingefallen, diese Reise zu unternehmen, und wenn mein alter Professor noch lebte, so würde er auch nun einsehen, daß er Unrecht hatte, darüber zu lachen, wenn ich mir aus den Zeitungen nichts vorlesen ließ, als solche Bekanntmachungen und Anzeigen, wo allerlei Sachen verkauft wurden; denn, sagen Sie selbst, was geht mich Bonaparte an, und was brauche ich noch über die Franzosen zu hören? Die habe ich hinlänglich kennen gelernt und den Krieg fühlt man genug, wenn er da ist, man braucht sich nicht um den zu bekümmern, der in der Ferne geführt wird. Solche Anzeigen aber haben ihren Nutzen, und man sollte nicht darüber lachen, wenn vernünftige Menschen sie lesen. Mir wird diese einflüßige Neugierde, wie mein seliger Mann meine Leserei nannte, manchen schönen Thaler einbringen, denn ich erhalte nun dadurch die mir zukommende Erbschaft.

Die Gräfin hatte mit ängstlicher Aufmerksamkeit den Bericht ihrer ehemaligen Dienerin vernommen, und sie fand einen schwachen Trost darin. Sie wußte doch nun bestimmt, daß ihre Schwägerin sowohl, als das geliebte Kind in den schrecklichsten Augenblicken ihres eigenen Lebens nicht umgekommen waren. Sie konnten beide leben, und es konnte vielleicht dem Grafen gelingen, diese schwachen Spuren zu verfolgen und die Verlornen aufzufinden. Sie dankte daher der ehemaligen Dienerin für die von ihr bewiesene Treue

und bat sie, während ihres hiesigen Aufenthaltes auf dem Schlosse zu wohnen. Die Wittwe des Professors nahm dieß Anerbieten mit Dankbarkeit an und sagte: Es ist nicht Hochmuth von mir, aber erstlich bin ich froh, wieder in der Nähe meiner ehemaligen Herrschaft zu sein, und dann habe ich mir das Bauernleben so abgewöhnt, daß ich es nicht lange bei den guten Leuten, meinen Verwandten, würde aushalten können.

Die Gräfin bat nun, sie möchte ihre Zimmer gleich in Besitz nehmen und alle ihre Sachen nach dem Schlosse bringen lassen, damit bei der Mittagstafel sie sich schon ganz als Hausgenossin fände.

Ich bemerke, rief die Professorin, Sie verlangen, ich soll an Ihrer Tafel speisen, und als die Gräfin dieß bejahte, fuhr sie fort: Nimmermehr werde ich mich dazu entschließen, und wenn ich mir auch das Bauernleben abgewöhnt habe, so habe ich doch keinen dummen Hochmuth bekommen. Sie sind lange Jahre meine Herrschaft gewesen, das werde ich nicht vergessen. Ja, ich habe mich nicht einmal zu der Gesellschaft der andern Professorsfrauen gehalten, wie mein seliger Mann noch lebte, denn ich sah es recht gut, daß ich ihnen zu gering war; ich war ihnen nicht fein, nicht gelehrt genug, aber mit aller ihrer Gelehrsamkeit hatten es ihre Männer nicht so gut, wie mein alter lieber Mann.

Der konnte ohne Sorgen leben, brauchte sich um nichts zu kümmern und hatte doch Alles im Ueberfluß, und wenn die Herren Professoren bei uns speisten, so gestanden sie alle aufrichtig, bei uns sei der beste Tisch. So lebten wir still und ruhig; ich pflegte meinen Mann, und hielt mein Kind zur Kirche und Schule an, und sorgte dafür, daß meine Marie früh die Wirthschaft lernte und nicht tausend unnütze Thorheiten. Deßhalb setzten die andern Professorentöchter das arme Kind auch zurück, denn mir fiel es nicht ein, daß es nöthig sei, daß sie in allen Sprachen Liebesbriefe zu schreiben verstehen müsse; eben so wenig braucht sie mit einem Schaut oder mit einer Trommel zu springen, oder auf allen Instrumenten zu klimpern. Auch ist es kein Unglück, wenn sie nicht alle Spielereien zu machen versteht, die im Grunde kein Mensch braucht, denn ich habe gesehen, daß die vornehm erzogenen Mamsellen nachher vor lauter Gleichsamkeit ihr Haus nicht regieren konnten und mit allen ihren feinen Arbeiten nicht verstanden, wenn es Noth that, ein Hemd für ihren Mann und ihre Kinder zuzuschneiden.

Sie mögen im Ganzen Recht haben, sagte die Gräfin, obwohl ich fürchte, Sie gehen zu weit, was Ihre Tochter anbetrifft; doch Sie sind mir ein so lieber Gast, daß ich wünsche, Sie möchten sich in meinem Hause einrichten, wie es Ihnen am angenehmsten ist.

Wenn Sie mir das erlauben, sagte die Professorin, so werde ich bei meinem alten Freunde Dübois speisen, und meine kleine Marie mögen Sie an Ihren Tisch nehmen, damit sie Manieren lernt, denn da ich sie in der Zukunft mit dem Doktor zu verheirathen wünsche und der so viel auf seine Lebensart hält, so wäre es mir lieb, wenn sie darin nicht hinter ihren künftigen Mann zurückbliebe.

Die Gräfin lächelte, indem sie die Bitte ihrer ehemaligen Dienerin bewilligte, und Dübois, der herbei gerufen wurde, erhielt den Auftrag, die Zimmer im untern Stockwerk der neuen Bewohnerin anzuweisen; zugleich theilte ihm die Gräfin scherzend mit, daß die Frau Professorin seine Gesellschaft der ihrigen vorzöge und an seiner Tafel zu speisen wünsche. Mit großem Ernst erwiederte der Haushofmeister, daß er die Ehre, so ihm seine Freundin erweise, zu schätzen verstehe. Nun, nun, sagte die Wittwe des Professors, sprechen Sie nur nicht mit so großem Respekt, wissen Sie nicht mehr, wie oft sie mich ausgescholten haben, wie wir noch Kameraden waren.

Die Gräfin wünschte die Tochter der Professorin zu sehen, und Dübois eilte, die stille, geduldige Marie herauf zu führen, die während der langen Unterredung zwischen ihrer Mutter und der Gräfin ruhig am Fenster in Dübois Zimmer gesessen hatte.

Als der Haushofmeister das Zimmer verlassen hatte, trat St. Julien ein, um ein Buch von der Gräfin abzuholen, welches sie ihm am vorigen Tage versprochen hatte. So wie die Professorin ihn erblickte, wurde sie bleich und schlug die Hände zusammen. Als der junge Mann die Gräfin anredete, schien seine Stimme einen ähnlichen Zauber, wie sein Anblick auf die ehemalige Dienerin zu üben, denn sie seufzte tief auf und wurde glühend roth. St. Julien, der die Bewegung der Fremden bemerkte, ohne zu ahnen, daß er sie veranlasse, glaubte, sie habe ein Gesuch bei der Gräfin, und verließ deßhalb bald das Zimmer, um durch seine Gegenwart nicht zu stören.

Wer ist dieser junge Mann? rief die Professorswittwe außer sich, die Hände der Gräfin ergreifend, als sie allein waren.

So fällt Ihnen die große Aehnlichkeit auch auf? fragte die Gräfin mit zitternder Stimme, indem Thränen über ihre Wangen flossen.

Mein Gott, mein Gott! rief die Professorin bebend, es ist ja Herr Blainville, wie er leibte und lebte, sogar das Zucken des Mundes, womit er das Lachen unterdrückte, wie er mich in meiner Alteration bemerkte.

Die Gräfin hatte kaum noch Zeit, ihre ehemalige Dienerin mit den Verhältnissen des jungen Mannes bekannt zu

machen und sie zu bitten, von allen Leiden, die sie mit einander erlebt hätten, nichts dem Prediger anzuvertrauen, weil es für sie kränkend sein würde, wenn diese Schmerzen ein Gegenstand allgemeiner Gespräche werden sollten, und die Wittwe des Professors hatte kaum feierlich versprochen zu schweigen, als die Tochter derselben blöde und zitternd eintrat, und sich furchtsam der Gräfin näherte, um ihre Hand zu küssen, wie es ihr früher die Mutter befohlen hatte.

Die Gräfin fühlte Mitleid mit dem armen Kinde, das, offenbar durch eine übel angebrachte Strenge der Mutter unterdrückt, kaum zu athmen wagte. Sie sprach gütig mit dem eingeschüchterten jungen Mädchen, konnte aber doch nichts als einzelne Sylben von ihr als Antwort gewinnen. Sie machte hierauf der Mutter den Vorschlag, ihre Tochter ganz bei Emilie wohnen zu lassen, weil junge Mädchen besser zu einander paßten, als zu bejahrten Frauen. Die Professorin fühlte sich geschmeichelt und gab ihre Einwilligung, worauf die Gräfin Emilie zu sich bitten ließ, um ihr ihre neue Freundin vorzustellen. Diese betrachtete mit Theilnahme das zitternde Kind, und die Wittwe des Professors sagte, nachdem sie Emilie mit einem scharfen Blick betrachtet hatte, zur Tochter: So kannst Du denn gleich hier bleiben; ich werde allein zu meinem Vetter, dem Schulzen, zurück gehen und unsere Sachen herschaffen lassen, damit wir

noch heute in Ordnung kommen. Die Worte hatte sie mit Härte und Trockenheit an die Tochter gerichtet. Hierauf trat sie zu Emilie, faßte ihre Hand und sagte, mit einer Thräne im Auge: Ich lasse gern mein Kind bei Ihnen, Sie sehen gut und milde aus, und werden eine Waise nicht verspotten, wenn sie auch die feinen Manieren nicht hat, die ich ihr nicht habe geben können und der selige Professor auch nicht. Der gute Mann verstand nichts von Kindererziehung, obgleich er dicke Bücher darüber schrieb.

Emilie drückte die Hand der rohen, aber guten Frau und sagte: wenn Ihre Tochter mir Vertrauen schenken will, so werde ich sie als meine liebe Freundin betrachten.

Lieber Gott, erwiederte die Professorin, was hat so ein Kind zu vertrauen? Das wäre ja ein Unglück, wenn die schon ihre Geheimnisse hätte.

Die Gräfin konnte das Lächeln über dieses Mißverständniß nicht unterdrücken und sagte: Lassen Sie Ihre Tochter ohne alle Sorge bei uns, meine liebe Freundin, und eilen Sie, sich Ihrem Wunsche gemäß einzurichten, damit ich die Freude habe, Sie bei mir recht bald einheimisch zu sehen.

Die Professorin ging und es ließ sich bemerken, daß die blöde Marie nach der Entfernung der Mutter tief aufathmete und sich sichtlich erleichtert fühlte. Sie ließ sich nun

auch zum Sprechen bewegen, und obgleich sie in allen Kenntnissen selbst für ihr Alter zurück zu sein schien, so ließ sich doch eine natürliche Munterkeit des Geistes, ja selbst eine Anlage zur Schalkhaftigkeit nicht verkennen, und man bemerkte deutlich, indem sie über ihre häuslichen Einrichtungen sprach, daß sie mit der von der Mutter erhaltenen Erziehung nicht so zufrieden war, wie diese es zu verdienen glaubte, sondern es regte sich in dem jungen Mädchen eine lebhafte Sehnsucht nach allen ihr versagten Kenntnissen, und sie hüpfte fröhlig an Emiliens Hand hinweg, indem sie ihr Glück pries, sich zum ersten Male in ihrem Leben ohne die Gegenwart der Mutter einer jungen Freundin gegenüber zu befinden.

Die Wittwe des Professors besorgte mit gewohnter Thätigkeit ihre Geschäfte und bezog schon vor der Mittagstafel die von Dübois auf dem Schlosse für sie eingerichteten Zimmer. Der Hausbofmeister hatte für seine Freundin auf's Beste gesorgt, und sie fand Alles bequem und sauber eingerichtet, auch ein zu ihrer Bedienung bestimmtes Mädchen. Er war ihr auch beim Auspacken uud Ordnen ihrer Kleider behülflich und führte sie dann nach dem Zimmer, wo er für sich und seine Gäste die Tafel hatte bereiten lassen, und wo er ihr seinen jungen Freund Gustav vorstellte. In Eintracht setzten sich diese drei zu Tische, und heitere, unge-

zwungene Gespräche würzten das Mahl. Dübois bediente mit ächt französischer Höflichkeit seine Freundin, für die er ein ungeheucheltes Wohlwollen empfand, der junge Gustav fand sich durch das Beispiel des Haushofmeisters zu gleicher Aufmerksamkeit bewogen, und Beider Bestrebungen wurden von der Wittwe des Professors dankbar anerkannt. Da aber Dübois sie immer Madame anredete, so folgte sein junger Freund auch hierin seinem Beispiele, und dieß verdüsterte, nachdem es einige Male geschehen war, sichtlich die Stirn der Frau Professorin. Mit auffallendem Verdruß wendete sie sich zu dem jungen Menschen und sagte mit ziemlicher Heftigkeit: Mein lieber junger Herr, wenn mich Herr Dübois Madame nennt, so hat das nichts auf sich, wir sind alte Freunde, auch wissen die Franzosen nicht, was sich schickt; sie kennen keinen Unterschied und nennen Alles gradeweg Madame, ein Fischerweib und ihre Königin oder Kaiserin, aber ein Deutscher muß Lebensart lernen, und daher können Sie mich immer nach meinem Titel Frau Professorin nennen, denn selbst der Neid muß es meinem seligen Manne lassen, daß er ein gelehrter Professor war.

Der junge Mann schwieg mit Bestürzung, und Dübois sagte lächelnd: Vergeben Sie mir meinen Fehler, wertheste Freundin, wodurch unser Freund auch zum Irrthum verleitet wurde. Ich werde mir die französische Unhöflichkeit

abgewöhnen und den Ihnen zukommenden Titel nicht mehr vergessen.

Gott bewahre, rief seine Freundin, zwischen uns bleibt es beim Alten, aber die Jugend muß anständig erzogen werden, meinen Sie das nicht auch? Freilich, freilich, sagte Dübois lächelnd, und nicht wahr, mein Sohn, fuhr er, zu Gustav gewendet, fort, Du wirst die erhaltene Lehre nicht wieder vergessen? Der Jüngling neigte sich beistimmend, und die Heiterkeit kehrte zu der kleinen Gesellschaft zurück, die ohne weitere verdrießliche Störung ihre Mahlzeit beendigte. —

XI.

Die schüchterne Marie hatte im obern Stockwerke im Speisesaale an der Tafel Platz genommen und hielt sich ängstlich an der Seite ihrer Beschützerin Emilie. Sie konnte ihre Blödigkeit nicht überwinden, und wagte weder zu essen noch ein Wort zu sprechen, so gütig sie auch von allen Seiten aufgemuntert wurde. Die Gräfin bat am Ende, Jedermann möge sie ungestört lassen, weil diese Blödigkeit nur durch die Zeit zu überwinden sei, wo sie sich dann von selbst verlieren würde. Der Arzt fühlte sich gekränkt durch das ungeschickte Betragen seiner Verwandtin und vermuthlichen künftigen Braut; doch tröstete er sich mit dem Gedanken,

daß sie eigentlich noch ein Kind sei, dessen Fähigkeiten unter seiner Leitung ausgebildet werden könnten.

Der Obrist Thalheim und seine Tochter, so wie der Prediger nahmen Theil an dem Mittagsmahle, welches durch heitere, freundschaftliche Gespräche zu Mariens Qual verlängert wurde, die erst dann wieder frei athmete, als man endlich die Tafel aufhob.

Emilie und Therese beschlossen nach der Tafel einen Spaziergang in den Garten zu machen und forderten ihre neue Freundin auf, sie zu begleiten. Herzlich froh, aus dem Saale zu entkommen, schloß sie sich gern an, und Emilie fragte, als sie in den dunkeln Baumgängen auf und ab gingen, weßwegen sie denn unter lauter wohlwollenden Freunden so ängstlich gewesen sei. Mein Herz war aus großer Ehrerbietung so beklommen, antwortete das unschuldige Kind. Der Graf meint es gewiß gut mit Jedermann, aber er hat so vornehme Augen, daß mir bange wurde, so oft er mich ansah; vor der Frau Gräfin fürchte ich mich schon weniger, denn sie ist eine Frau, aber auch der junge Herr Graf sieht so vornehm ernsthaft aus und dann der alte Herr Obrist so majestätisch. Wie er hat gewiß der alte König von Preußen ausgesehen, von dem er so viel spricht. Glauben Sie mir, ich kam mir recht unverschämt vor, daß ich mich unterstand, mit allen den Herren zu Ti-

ſche zu ſitzen, und ich weiß nicht, weßhalb ſie alle den Herrn St. Julien ſo zu lieben ſcheinen, denn der hat doch gewiß ein ſchlechtes Herz.

Wie kommen Sie darauf? fragte Emilie überraſcht.

Bemerkten Sie denn nicht, erwiederte Marie, wie er immerfort meinen Herrn Vetter, den Doktor, zum Beſten hatte, und doch ſagt er ſelbſt, daß er ihm das Leben gerettet hat.

Aber können Sie denn läugnen, fragte Thereſe, daß der Doktor etwas ſonderbar in ſeinem Betragen iſt?

Ach! das verſtehen Sie nicht, antwortete die Kleine empfindlich, das kommt von der Gelehrſamkeit. Ich habe viele gelehrte Herren geſehen, die noch viel ſonderbarer ſich betrugen, und mein ſeliger Vater ſelbſt, der ein großer Mann war; wie alle Andern ſagten, ſah doch auch ſeltſam genug aus.

Das müſſen Sie nur Herrn St. Julien deutlich machen, ſagte Emilie ein wenig ſpöttiſch; wenn er ſeinen Fehler einſieht, wird er ihn gewiß verbeſſern.

Gott bewahre mich davor, mit dem Menſchen zu ſprechen, rief die Kleine erſchrocken. Er würde ja noch weit mehr Urſache finden, über mich zu ſpotten, als über meinen armen Vetter.

Sie ſind ja ſehr gegen ihn eingenommen, bemerkte Emi-

lie. Und Sie kennen ihn so wenig, fügte Thereſe hinzu, Sie wiſſen nicht, wie gut er iſt, fragen Sie nur Ihren Vetter ſelbſt, ob er ihn nicht herzlich liebt.

Das würde wenig beweiſen, ſagte die Kleine mit altkluger Miene. Meine Mutter hat es tauſend Mal geſagt, je größer die Gelehrſamkeit der Herren iſt, die ſie aus den Büchern haben, je einfältiger ſind ſie in der Welt, worin ſie leben, und deßhalb wird es mein Vetter auch gar nicht bemerken, wenn ihn Herr St. Julien verſpottet. Das ſehe ich beſſer ein, wie er, ob ich gleich noch ein Kind bin, wie meine Mutter ſagt.

Emilie und Thereſe lächelten über den Eifer ihrer jungen Gefährtin, mit welchem ſie den Arzt vertheidigte, und waren ſehr zufrieden, als die Töchter des Predigers zum Beſuch kamen, deren Alter mehr dazu geeignet war, daß ſich die noch ſehr junge Marie ihnen anſchließen konnte. Sie verlor auch in deren Geſellſchaft bald die große Schüchternheit, und in jugendlicher Luſt überließ ſie ſich mit ihnen der Freude, und die jungen Mädchen liefen um die Wette, verſteckten ſich in den Hecken und tobten als glückliche Kinder umher, während die älteren Freundinnen viele ernſthafte und hochwichtige Gegenſtände mit einander beſprachen. Jede hatte der Andern vertraut, wie drückend die Einſamkeit für ſie ſein würde, wenn nun die Freunde ſchieden, an deren

Umgang ſie ſich ſo gewöhnt hätten, und Jede fühlte recht wohl, welcher Kummer dann das Herz der Andern erfüllen würde.

Der Graf hatte ſich mit dem Obriſten in ſein Kabinet zurückgezogen, um ihm auseinander zu ſetzen, was er für ſeinen Vetter zu thun geſonnen ſei, um dieſem dadurch den Weg zu bahnen, ſein Glück von Thereſe und ihrem würdigen Vater zu erbitten; denn obgleich die tiefe Leidenſchaft des jungen Grafen ſo wenig, wie die aufrichtige Neigung der ſchönen Thereſe den beobachtenden Freunden ein Geheimniß ſein konnte, ſo fand es der Graf doch ſchicklich, dem Obriſten erſt ſeinen Plan vorzulegen, wie das häusliche Glück ſeines Verwandten geſichert werden ſollte, ehe dieſer förmlich um die Hand der Geliebten anhielte.

Der Obriſt fand neue Urſache, die Großmuth ſeines Freundes zu bewundern, und willigte im Voraus in das Glück ſeines Kindes.

Der junge Graf und St. Julien waren zu Dübois hinunter gegangen, um ihren Kapellmeiſter aufzuſuchen, wie St. Julien den jungen Guſtav nannte. Sie fanden die Wittwe des Profeſſors bei dem Haushofmeiſter; Beide ſaßen am Kaffeetiſche, aber man ſah, daß die Unterhaltung nicht heiter geweſen war, denn Beide hatten viel geweint. So wie aber St. Julien eintrat, entfuhr ein Ausruf der Verwunderung der ihre Thränen trocknenden Frau, und ſie betrach-

tete mit auffallender Aufmerksamkeit den jungen Mann, der denn auch seinerseits seine Verwunderung hierüber nicht bergen konnte.

Beide eingetretenen Freunde hatten seit einiger Zeit eine so innige Verbindung geschlossen, daß ihnen jede Förmlichkeit lästig wurde, und sie nannten sich daher gewöhnlich bei ihrem Taufnamen; deßhalb sagte auch jetzt der junge Graf, nachdem Dübois seinen Pflegesohn gerufen hatte, wie er den jungen Gustav nannte: Laß uns nun gehen, Adolph, um unsere Musik gehörig einzuüben.

Heißen Sie Adolph? rief die Wittwe des Professors, indem sie mit Heftigkeit aufsprang. Ja, erwiederte St. Julien, und ich denke, dieß ist ein gewöhnlicher Name, den ich führen darf, wie jeder Andere, ich begreife nicht, was darin seltsam oder befremdend sein könnte. Die Wittwe des Professors hatte ihn während dieser Rede starr angesehen, und schlug nun mit sichtlichem Erstaunen ihre Hände zusammen und ihre Augen flossen in Thränen über. St. Julien kam auf den Verdacht, daß sie an Geistesverwirrung litte, und sah Dübois befremdet an. Dieser sammelte sich selbst mit Anstrengung und sagte mit erzwungenem Lächeln: Meine werthe Freundin und ich, wir haben so viele gute und kummervolle Stunden mit einander verlebt, und es knüpfen sich für uns Beide theure Erinnerungen an den Namen Adolph,

ie auch mich zuweilen in Ihrer Gegenwart bewältigt haben, ßhalb werden Sie die Bewegung der Frau Professorin rzeihen.

Ich will nicht in Ihre Geheimnisse eindringen, sagte t. Julien, den Dübois sichtliche Bewegung ernsthaft machte. Sie haben mich nie mit Fragen belästigt, und es ist nur llig, daß ich Ihre Bescheidenheit nachahme. Er reichte m alten Manne freundschaftlich die Hand, verbeugte sich gen die Wittwe des Professors und entfernte sich mit sei- en beiden Freunden.

Als die Andern allein waren, sagte der Haushofmeister: Reine beste Freundin, wir müssen behutsamer das Geheimniß r Gräfin zu bewahren suchen. Die wehmüthige Erinnerung n die Vergangenheit hat heute eine zu mächtige Herrschaft ber uns geübt, und wir sind in unserer Betrübniß unvor- chtig gewesen.

Das mag sein, erwiederte die Professorin, aber ich lasse mir nicht nehmen, der Herr St. Julien sieht dem seligen errn Blainville ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem an- rn, und Gott weiß, wie das zusammenhängt. Unsern einen Herrn habe ich selbst gewartet und habe tausend Mal as kleine braune Maal unter dem linken Auge betrachtet, as hat nun der Herr St. Julien auch, und das ist doch underbar genug.

Aber liebe Freundin, sagte Dübois, ich habe Ihnen alle Verhältnisse des Herrn St. Julien auseinander gesetzt. Seine Mutter lebt und wird in Kurzem hier sein, um den Sohn abzuholen.

Das kann sein, sagte die Wittwe des Professors, aber ich habe es öfter gehört, daß, wenn man ein Kind brauchte und Gott keins gewährte, man sich ein fremdes verschafft hat.

Meine theure Freundin, welchen Gedanken erregen Sie in mir, rief Dübois in freudiger Bestürzung.

Ich werde hier bleiben, sagte die Professorin trotzig, bis die Frau Mutter kommt. Ich werde sehen, wie das zusammenhängt, denn so ähnlich sieht ein Mensch dem andern nicht durch Zufall.

Sie zeigen mir eine Hoffnung, sagte Dübois, indem er die Hände seiner Freundin zitternd faßte, die mein altes Herz nicht mehr zu hegen wagte; aber um Gottes Willen, lassen Sie uns der Gräfin nichts davon sagen; ich glaube, sie würde sterben, wenn wir in ihr eine Vermuthung erregten, die sich nur zu wahrscheinlich in kurzer Zeit als nichtig erweisen wird.

Glauben Sie nur sicher, erwiederte die Wittwe des Professors, daß ich schweigen kann, wenn ich will und wenn es mir nöthig scheint. Ich rede nur, wo ich es für gut halte, und meinen Schreck habe ich nun auch überstanden. Ich

werde jetzt auch mit dem Herrn St. Julien ganz ruhig reden können und werde meine Zeit abwarten, wenn ich es für gut halte, hervorzutreten. Aber sagen Sie mir doch, hat denn die große Aehnlichkeit die Gräfin auf gar keine Vermuthung geführt?

Ich glaube wohl, erwiederte Dübois, daß sie beim ersten Anblicke des jungen Mannes eine schwache Hoffnung hatte, aber da ja seine Mutter lebt, so mußte sie bald das Richtige derselben erkennen.

So sind die vornehmen Leute, grollte seine Freundin. Daß man ein Kind stehlen kann, ist ihr gewiß noch gar nicht eingefallen. Nun ich betrachte es als eine Fügung Gottes, daß ich hieher habe kommen müssen, und ich werde mir die Frau Mutter des Herrn St. Juliens etwas genauer betrachten, ehe der hinweg geht, den ich für unsern kleinen Herrn halte.

Der Haushofmeister fing selbst an nach so bestimmten Aussprüchen seiner Freundin Hoffnungen zu nähren und ermahnte nur die lebhafte Frau zur Behutsamkeit und Vorsicht, und Beide beschlossen, weder dem Grafen noch seiner Gemahlin das Geringste von ihren Vermuthungen vor der Ankunft der Mutter des jungen Mannes mitzutheilen, und dann ihr Betragen nach den Umständen einzurichten.

Während dieser verschiedenen Unterredungen war der

Prediger mit dem Arzte in dessen Zimmer, wo Beide, während sie eifrig Tabak rauchten, sich darin vereinigten, das Betragen des alten Lorenz und seines Sohnes zu tadeln, der Prediger aber dennoch dem Arzte rieth, sich klüger und mit mehr Mäßigung als bisher gegen Beide zu benehmen. Der Doktor Lindbrecht wollte außer sich gerathen, daß ein Geistlicher ihn, wie er es nannte, zur Falschheit ermahnen wollte, da er mit seiner Feuerseele keinen Schurken sehen könne, ohne ihm seine Verachtung zu zeigen, und keinen Verläumder, ohne ihn mit männlicher Kühnheit zu widerlegen. Der Pfarrer bewies mehr Geduld als gewöhnlich gegen den Arzt, um ihm überzeugend zu beweisen, daß dieses thörichte Angreifen des jungen Lorenz nicht allein für ihn selbst unangenehme Folgen haben würde, sondern auch leicht dem Grafen nachtheilig werden könne, so lange die Franzosen noch ihre Besatzung im Lande hätten und noch immer gewissermaßen die Herren spielten. Sie hörten ja selbst, schloß er, daß der elende Mensch, der junge Lorenz, sich wie mit einer ehrenvollen Sache damit brüstete, daß er im Dienste eines französischen Generals sei. Bedenken Sie, was daraus alles entstehen kann, wenn Sie in so offenbarer Feindschaft mit ihm leben, daß Sie ihn angreifen, wo Sie ihn treffen.

Der Arzt sah endlich die Nothwendigkeit ein, die Glut seiner Seele zu beherrschen, wie er sagte, und er hatte bald

Gelegenheit, eine Probe ſeiner Mäßigung und Klugheit abzulegen.

Als der Geiſtliche ſeinen widerſtrebenden Freund endlich mit Mühe auf die Bahn der Klugheit geleitet hatte, begaben ſich Beide nach dem Geſellſchaftsſaale, wo ſie den Grafen und den Obriſten ſchon fanden, noch in erſte Geſpräche vertieft, die den Obriſten, ſo ſchien es, lebhaft angeregt hatten, denn er betrachtete mit Rührung ſein ſchönes Kind, als Emilie mit ihrer Freundin Thereſe faſt zu gleicher Zeit den Saal betrat, begleitet von Marie und den Töchtern des Predigers, die ſämmtlich etwas erhitzt nach ihren lebhaften Spielen eintraten.

Da die jungen Männer ſich ebenfalls mit der Geſellſchaft vereinigten und kurz darauf auch die Gräfin erſchien, ſo konnte die Muſik beginnen, worauf ſich heute St. Julien beſonders freute, da er ein zärtliches Duett mit Emilie vorzutragen hatte, welches auch glänzend gelang, weil die eigene Empfindung ſich den Tönen vertraute und Beide ihr unſchuldiges Geheimniß, welches ſie ſich ſelbſt noch nicht geſtanden hatten, in fremde Worte gehüllt, ſchwebend auf himmliſchen Tönen, öffentlich bekannten.

Es gibt wohl wenige Menſchen, auf die Muſik gar keinen Eindruck macht; auch war nicht Einer in der Geſellſchaft, der ſie nicht auf ſeine Weiſe empfand, aber doch war

Niemand so davon ergriffen, als die Verwandte des Arztes. Die Wangen des jungen Mädchens glühten und die großen blauen Augen strebten vergeblich die Thränen zurück zu halten, die zu ihrer Angst und Qual wie Thautropfen auf Rosen glänzten.

Emilie näherte sich ihr nach beendigtem Gesange mitleidig, denn alle Schüchternheit, die sie im Garten bei lebhaften Spielen verloren hatte, war zurückgekehrt in der ernsthaften vornehmen Gesellschaft. Macht Musik einen so traurigen Eindruck auf Sie, fragte Emilie das junge Mädchen leise, daß Sie Ihre Thränen nicht zurückhalten können?

O! flüsterte Marie lebhaft und leise, ich habe niemals andern Gesang gehört, als in der Kirche und zuweilen von Studenten auf der Straße, weil die Mutter mich nirgends hingehen ließ. In der Kirche habe ich auch so mitgesungen, wie alle Andern, aber lieber Gott, was ist das für ein Unterschied! Wie Sie hier sangen, war mir zu Muthe, als ob der Himmel geoffnet wäre und die Engel von oben herunter sängen. Ja gewiß, ich habe es schon heute bemerkt, hier sind alle Herrlichkeiten vereinigt in diesem Schlosse und Garten, und die Menschen darin leben, wie die Seligen im Paradiese; durch diese Mauern dringt keine Noth, und was Jammer und Schmerzen bedeuten, wissen Sie nicht.

Emilie lächelte still. Sie dachte an die jammernden Ge-

bete, die hier zum Himmel aufgestiegen waren, an die in diesen Sälen verhallten Seufzer, an die zahllosen Thränen, die beinah alle Bewohner schon vergossen hatten, und entfernte sich von Marie, um nicht durch deren kindliches Gerede sich selbst zur Wehmuth stimmen zu lassen.

Die Stimmung der Gesellschaft veränderte sich, als ein Bote, den der Graf nach der nächsten Stadt geschickt hatte, zurückkehrte und unter mehreren Briefen auch ein Schreiben an den Grafen mitbrachte, worin ihm aufgetragen wurde, den französischen Kapitain St. Julien ungesäumt vor den Kommandanten der Festung *** zu stellen, die Bescheinigung, daß solches geschehen sei, der Behörde einzuliefern und zugleich anzugeben, weßhalb er den besagten St. Julien bei sich behalten und auf welche Autorität, statt ihn den Behörden einzuliefern.

Dieses Schreiben verscheuchte die Heiterkeit, die noch eben die Gesellschaft belebt hatte, denn es mahnte ernsthaft an die nahe Trennung, und rief außerdem manches Ernste und Kummervolle lebendig hervor, was sich Jeder gern zu verhüllen bestrebt hatte. Die Männer vereinigten sich, um zu berathen, was nun geschehen müsse, und indem Alles überlegt wurde, erkannte der Graf von Neuem, wie vielen Dank er dem Prediger schuldig sei, der damals schon, als St. Julien leblos in das Haus des Grafen gebracht wurde, mit Beson-

nenheit und Genauigkeit dafür geſorgt hatte, daß man gehörig antworten und ſein Betragen rechtfertigen konnte. Es wurde nach ernſthafter Berathung beſchloſſen, daß gleich des anderen Tages St. Julien nach der Feſtung *** abreiſen ſolle, begleitet von dem Grafen und dem Arzte, von dem Erſten, damit die für die preußiſche Behörde erforderliche Beſcheinigung nicht verweigert würde, und von dem Zweiten, damit erforderlichen Falls ein Zeugniß abgelegt werden könne, durch welches der junge Mann gerechtfertigt würde, ſo daß ſein Ausbleiben von ſeinem Regimente nicht zu ſeinem Nachtheil für eine willkührliche Handlung ausgegeben werden könnte. Sobald Sie die Beſcheinigung vom Kommandanten erhalten haben, ſagte der Prediger, dann ſenden wir mit dieſer die Eingabe zugleich ein, die wir machten, um anzuzeigen, wie ein franzöſiſcher Offizier verwundet im Walde gefunden worden ſei, nebſt dem Zeugniſſe der Aerzte über ſeinen gefährlichen Zuſtand und dem Beſcheide der Behörde, daß beſagter Offizier ſo lange unter Ihrer Obhut bleiben könne, bis weiter über ihn verfügt würde, und ſo ſind alle Unannehmlichkeiten vermieden. Der Graf ſah dieß wohl ein, und ſein Blick trübte ſich, nicht aus Beſorgniß vor Unannehmlichkeiten, wie der Prediger zu glauben ſchien, ſondern er verdüſterte ſich bei dem Gedanken an die baldige unvermeidliche Trennung. Er reichte St. Julien die Hand, die dieſer

zärtlich drückte, indem er schweigend die großen dunkeln Augen abwendete, die überzuströmen drohten.

Gustav näherte sich dem jungen Grafen, der sich still und sinnend an eine Fenstervertiefung lehnte, und dessen umwölkte Stirn zeigte, daß noch andere Gedanken sein Gemüth bewegten, und nicht allein die nahe Trennung. Emilie war blaß geworden und hatte mit der Gräfin den Saal verlassen. Der Arzt war, nachdem er vernommen hatte, daß sein Zeugniß bei dem französischen Generale vielleicht nöthig sein würde, im Gefühle seiner Wichtigkeit einige Mal mit hastigen Schritten im Saale auf und abgegangen, und zog sich nun in sein Zimmer zurück, einen weitläuftigen Krankenbericht aufzusetzen, den er dem Kommandanten der Festung *** vorzulegen gedachte, um ihn zu belehren, wie gründlich und vollkommen nach den Regeln der Kunst St. Juliens Wunden geheilt worden wären.

So war die Heiterkeit und Freude aus dem Kreise der Freunde entflohen und kehrte auch nicht für diesen Abend zurück, als man sich von Neuem vereinigte. Jeder fühlte das Bedürfniß, sich ungestört seinen Gedanken zu überlassen, und man trennte sich deßhalb früher als gewöhnlich.

Der Graf und St. Julien waren am andern Morgen in Begleitung des Arztes nach der Festung *** abgereist, und der junge Graf, der sie zu Pferde eine Strecke begleitet

hatte, war zurückgekehrt, und wandelte einsam und traurig in den dunkeln Baumgängen des Gartens. Sein Schützling und Freund, der junge Gustav, hatte sich zu ihm gesellt, und suchte ängstlich und schweigend aus den trüben Blicken seines Beschützers dessen Kummer zu errathen. Endlich brach der Graf Robert das Schweigen, indem er sagte: Bald wird nun hier alles auseinander gehen, was sich so schön zusammen gefunden hat, und auch von Dir, mein guter Junge, muß ich mich nun bald trennen.

Sie haben es selbst gewollt, erwiederte der Jüngling schüchtern, ich wäre gern bei Ihnen geblieben.

Das wäre eine Thorheit gewesen, versetzte der junge Graf. Dein eigenes Bestes fordert die Trennung, Du mußt Deine Studien vollenden. Aber vergiß nur über Deinen Studien nicht, daß Du ein Vaterland hast, denke daran, daß Dein König Deiner vielleicht in der Zukunft bedarf, und daß es die erste und edelste Pflicht aller Männer jedes Standes ist, ihrem Vaterlande ihren Arm zu leihen, wenn ihn dasselbe zu seinem Schutze bedürfen sollte; kurz, gedenke alter unserer Gespräche, die wir führten, wenn wir unser Vaterland beweinten, aber gedenke ihrer in Deinem verschwiegenen Innern und lasse Dich nicht verleiten, Knaben zu vertrauen, worüber sich nur Männer berathen sollen. Lasse Dich nicht dadurch täuschen, daß Du vielleicht denkst, ich habe

ja doch auch manches Ernſte mit Dir beſprochen, ohne Deine Jugend als Hinderniß zu betrachten. Dich hat ein hartes Schickſal erzogen und Dich frühe gereift; Deine Seele iſt männlich geworden, obwohl Du noch ein Jüngling biſt.

Ich werde gewiß alle Ihre Lehren in treuer Bruſt bewahren, erwiederte der Jüngling, und gewiß nicht der letzte ſein, der, wenn es gilt, dem Vaterlande ſeine Dienſte anbietet. Ich habe den Krieg in der Nähe geſehen, ich habe alle Leiden erfahren, die er herbei führen kann, und ich bin eben darum meiner um ſo gewiſſer, wenn es einmal dazu kommt; denn mich kann nichts Unerwartetes erſchrecken und entmuthigen, und kein neuer grauſenhafter Anblick kann meine Seele verwirren, und dennoch, wenn ich hier in dieſen Baumgängen friedlich mit Herrn St. Julien auf und abgehe, ſo treibt mich oft der Gedanke auf ein Mal von ihm, daß er zu unſern Feinden gehört, und heute hat es mich recht mit Kummer erfüllt, daß er nun zu ſeinen Fahnen zurückkehrt.

Die Ehre gebietet es, antwortete der Graf finſter, er kann nicht anders. Aber, ſagte der junge Menſch ängſtlich, indem er den Arm des Grafen heftig drückte, ohne es zu wiſſen, wenn uns nun dieſer gute, freundliche St. Julien, der uns beide liebt, der mich ſelbſt die Waffen brauchen lehrt, ein Mal feindlich gegenüber ſteht, iſt es nicht wie ein

Brudermord, wenn wir unſer Schwerdt auf ſeine Bruſt richten?

Gott wird ſolch Zuſammentreffen verhüten, ſagte der Graf abgewendet. Wenn es aber doch geſchähe, fragte der Jüngling dringend, was wäre in ſolchem ſchrecklichen Falle unſere Pflicht?

Uns abzuwenden und einen Brudermord zu vermeiden, ſagte der Graf, wenn es irgend möglich iſt, ohne unſere Sache zu verrathen.

Und wenn wir aus der Ferne mit unſerm Geſchütz ihn niederſchmettern und das Unglück erfahren, wenn wir als Sieger das Schlachtfeld behaupten? fragte der junge Menſch mit bewegter Stimme.

Dann beweinen wir einen gefallenen Freund, ſagte der Graf mit hervorbrechendem Schmerz. Was quälſt Du mich mit dieſen Vorſtellungen? Das iſt es ja eben, was meine Seele ängſtigt; ich habe dieſen Menſchen wie einen Bruder lieben gelernt. Ich ſehe es ja, welche Bande ihn an dieß Haus feſſeln werden, und dennoch kann er uns nicht wahrhaft angehören und das Schickſal fügt vielleicht einmal das Gräßlichſte. Doch, fuhr er nach einigem Beſinnen fort, dieſe Schreckbilder drohen noch aus ſo weiter Ferne, daß es thöricht iſt, ſich dieſen Sorgen jetzt ſchon hinzugeben.

Als die Reiſe des Grafen und St. Juliens den Abend

vorher beſchloſſen wurde, hatte die Gräfin den Obriſten gebeten, mit ſeiner Tochter auf Schloß Hohenthal bis zur Rückkehr der Herren zu verweilen, und dieſer hatte gern ihren Wunſch erfüllt, und Thereſe verließ am andern Morgen Emiliens Zimmer, wo ſie die Nacht zugebracht, indem ihre Freundin ſich zur Gräfin begab, und wollte ungeſtört im Garten ſich ihren Träumen und Hoffnungen überlaſſen, denn der alte Obriſt liebte ſein einziges Kind zu ſehr, als daß er ihr ſeine Unterredung mit dem Grafen hätte verſchweigen können. Sie wandelte ſinnend, ein milder Ernſt ruhte auf der ſchönen geſenkten Stirn und ein halb wehmüthiges Lächeln umſchwebte die wie Purpurroſen glühenden Lippen. Vertieft in Gedanken, hatte ſie nicht auf ihren Weg geachtet und keinen Gegenſtand bemerkt, ſo daß plötzlich der Graf Robert und ſein junger Freund vor ihr ſtanden. Eine glühende Röthe bedeckte beim Anblick des Grafen das edle, ausdrucksvolle Geſicht, und der Zauber der Schönheit, die ihm nie ſo reizend erſchienen war, feſſelte die Zunge des liebenden Mannes. Der Jüngling Guſtav zog ſich nach den erſten Begrüßungen zurück, und Thereſe war allein mit dem Freunde unter dem blauen Himmel, der herbſtlich mild ſich über ihnen wölbte. Der Graf fand endlich Worte, die lang gehegte innige Zärtlichkeit ſeines Herzens zu enthüllen, und Thereſens Seele war zu einfach, das Gefühl in ihrem Buſen zu rein und edel,

als daß sie es dem Freunde hätte verbergen mögen; aber dennoch versagten ihr die Lippen, als sie nach Worten suchte. Die schönen braunen Augen füllten sich mit Thränen und blickten mit so tiefer, rührender Zärtlichkeit in die flehenden des geliebten Mannes, daß er die holde Antwort verstand und das liebliche Geschöpf, von seliger Freude trunken, in seine Arme schloß. Er drückte einen Kuß auf den rosigen, lebenswarmen, unentweihten Mund, und indem ihn die Schauer des Entzückens durchbebten, erschrak die unschuldige Jungfrau vor dem neuen, unbekannten Gefühl und entwand sich sanft den umschlingenden Armen.

Der Graf hatte die schweigende Antwort verstanden, und führte die Geliebte zum greisen Vater und bat hier um die Bestätigung seines Glücks. Der Obrist erhob die Hände dankend zum Himmel und flehte mit lautem, freudigem Gebet um Segen für seine geliebten Kinder.

Es waren die Minuten des reinsten Entzückens entschwunden, in denen der Mensch, in höheren Empfindungen lebend, sich selbst und die Gegenwart vergißt. Die Erde trat wieder in ihre Rechte ein, und indem die irdischen Verhältnisse wieder mit Klarheit hervortraten, wurden die Freunde an die Pflichten gegen diejenigen gemahnt, deren Großmuth ihr Glück erst möglich machte. Der Obrist führte seine Kinder selbst zur Gräfin, die er mit Emilien im Saale antraf, und

machte ihr die beſchloſſene Verbindung bekannt. Er hatte dieß mit Ruhe und Würde thun wollen, aber ihn bewältigte die Rührung und die Thränen floſſen über die vom Alter gefurchten Wangen. Ihnen und Ihrem edeln Gemahl, ſchloß er, danke ich die himmliſche Ruhe meiner letzten Tage und das Glück meines Kindes. Er wollte nach dieſen Worten die Hand der Gräfin küſſen, ſie aber entzog ſie ihm, um ihn gerührt und ehrerbietig zu umarmen. Sie ſind ja unſer aller Vater durch Ihr Gefühl, ſagte ſie, und ich bin Ihnen Dank ſchuldig. Ich habe meinen Vater ſo früh verloren, daß mein verwaiſtes Herz die ehrerbietige Neigung einer Tochter niemals empfand, bis ich ſie, indem ich Ihr Wohlwollen erkannte, fühlen lernte.

Emilie neigte ſich glückwünſchend gegen den jungen Grafen und drückte mit inniger Liebe ihre Freundin an die Bruſt, und es durchzitterte ihren Buſen ein ſo wehmüthiges Gefühl, indem ſie die junge, glückliche Braut in ihren Armen hielt, daß ſie den Saal verließ, ſobald es, ohne auffallend zu ſein, geſchehen konnte, um in der Einſamkeit ein Gefühl zu überwinden, das ſie um ſo mehr ängſtigte, weil es ihr wie eine Anwandlung von Neid erſchien.

Als ſie allein war, ſchien es ihr, als ob ein Schleier von ihrem inneren Auge hinweggehoben ſei. Sie erkannte nun mit Klarheit, was ihre dunkle Sehnſucht ſchon lange an-

gedeutet hatte. Das Leben ohne St. Julien ſchien ihr trübe und öde, und mit unausſprechlicher Trauer mußte ſie ſich eingeſtehen, daß die nächſte Zukunft ihr das Geſtirn entrücken würde, das, ihr unbewußt, ihr die Bahn des Lebens bezeichnet hatte. Früh gewöhnt indeß, die Schmerzen der Seele zu beſiegen, kehrte ſie nach einiger Zeit zur Geſellſchaft zurück, und ihre Stirn erſchien ſo heiter, daß Niemand als die Gräfin den Kummer ahnte, den ihre junge Bruſt verſchloß.

XII.

Die Reiſenden hatten, um nach der Feſtung *** zu gelangen, mehr als eine Tagereiſe zurückzulegen und erreichten den Ort ihrer Beſtimmung erſt den folgenden Morgen. Nachdem ſie von der Fahrt ausgeruht und ſich in ſchickliche Kleider geworfen hatten, begaben ſie ſich nach der Wohnung des Kommandanten. Im Vorzimmer trafen ſie verſchiedene Perſonen, die alle vorgelaſſen ſein wollten, wie es dem Grafen ſchien. Ein Kammerdiener ſtand an der Thüre, und der Graf näherte ſich ihm und bat, indem er ſeinen Namen nannte, ihn zu melden. Der Kammerdiener neigte ſich höflich, indem er nach einem jungen Manne blickte, der in einer Fenſtervertiefung eifrig mit Jemandem ſprach. Des Grafen Augen folgten dem Blicke und er erkannte ohne Mühe den ſchwarz gekleideten jungen Mann, den er ſchreibend bei dem

groben Verwalter angetroffen hatte, als er den Obriſten Thalheim aus unwürdigen Verhältniſſen erlöſte. Ohne Verlegenheit näherte ſich der durch den Wink des Kammerdieners Herbeigerufene, und des Arztes blitzende Augen begegneten den kaltblickenden dunkeln Sternen des jungen Lorenz. Ein Ausruf der Verachtung wurde nur mit Mühe unterdrückt, denn zur rechten Zeit fielen dem feurigen Arzte die Warnungen des Predigers ein, und er beſchloß nun mit philoſophiſcher Standhaftigkeit und männlicher Würde die Nähe eines Schurken zu ertragen. Der junge Lorenz näherte ſich, ohne den Arzt weiter zu beachten, mit ruhiger, kalter Höflichkeit dem Grafen und fragte, ob ein dringendes Geſchäft ihn zum Kommandanten führe, da er nur in dieſem Falle gemeldet werden dürfe, weil ſeine Excellenz ſehr beſchäftigt ſei.

Es lag ein ſo vollkommenes Vergeſſen aller Verhältniſſe in der mit unverſchämter Höflichkeit geſtellten Frage, daß der Graf ſo gut wie der Arzt gezwungen war, ſich zu beherrſchen, um ſich nicht durch einen Menſchen verletzt zu zeigen, der deſſen unwerth ſchien. Jener antwortete alſo mit Kälte, daß er darum erſuchen müſſe, ihn gleich zu melden, weil es allerdings dringend nöthig ſei, daß er ſeine Excellenz, den Herrn Kommandanten, ſpräche. Der junge Lorenz verließ ihn, wie es dem Grafen ſchien, mit einer ſpöttiſchen Ver-

beugung, die sehr kalt erwiedert wurde, und verschwand durch die Thüre, die zu dem Kommandanten zu führen schien.

Wenn die Thüre geöffnet wurde, erwartete der Graf jedes Mal eingelassen zu werden, aber so oft einer, der Gehör gefunden hatte, das Kabinet des Kommandanten verließ, wurde ein anderer der Harrenden eingeführt, und den Grafen und seine Begleiter schien Niemand zu beachten. Der junge Lorenz erschien wieder im Vorsaale und ging an dem Grafen vorüber, ohne ihn anzureden, und dieser konnte sich nicht überwinden, seine Verwendung noch ein Mal zu fordern. Er erstaunte über sich selbst, sich geduldig harrend in dem Vorsaal eines französischen Generals zu finden, und nur die Liebe, welche er für St. Julien empfand, konnte ihn bestimmen, das Ende des sonderbaren Auftrittes ruhig zu erwarten.

St. Julien hatte ungeduldig umher gesehen, um einen Offizier zu erblicken, an den man sich wenden könne, aber nur Personen, die wie Kaufleute und Handwerker aussahen, waren als Bittende im Vorsaale, und der Kammerdiener an der Thür, dessen Augen immer fragend auf den auf und ab gehenden Lorenz gerichtet waren, so oft ein neuer Bittender in das Heiligthum drang.

Endlich blieb der junge Lorenz vor dem Arzte stehen

und ſagte mit groſser Geringſchätzung: Wenn Sie bei ſeiner Excellenz etwas zu ſuchen haben, ſo thun Sie am Beſten, mir Ihre Mittheilung zu machen, denn der Herr General wird ſich ſchwerlich mit Ihnen einlaſſen, und auch gegen mich, bitte ich, ſich kurz zu faſſen, denn lange Auseinanderſetzungen habe auch ich nicht Zeit zu hören.

Wer ſind Sie denn eigentlich hier, fragte der Arzt mit unterdrücktem Grimme, daſs Sie ſich in die Geſchäfte des Herrn Generals miſchen wollen? Es gehört eine groſse Beſchränktheit des Geiſtes dazu, ſagte Lorenz mit groſser Ruhe, es nicht ohne Frage einzuſehen, daſs ich hier angeſtellt bin; aber Sie werden doch nicht in ſo hohem Grade geiſtig kurzſichtig ſein, um es nun nicht zu begreifen, daſs ich Sie die ungezogene Frage kann bereuen machen.

Es war klar, daſs Lorenz, der verſchiedene Male von dem Arzte war ſchnöde behandelt worden, ohne es rächen zu können, jetzt ihn veranlaſſen wollte, in der Heftigkeit, die ihm eigen war, ſich zu vergeſſen und ungebührlich laut im Vorſaal des Generals zu werden. Durch ein ſolches Vergehen hoffte er den Arzt in ſo ernſthafte Unannehmlichkeiten zu verwickeln, daſs er alle empfangenen Beleidigungen auf ein Mal rächen könnte. Der Graf ſah den Kunſtgriff gelingen und wuſste nicht gleich, wie er das beabſichtigte Ungewitter abwenden ſollte, denn wenn er ſich ſelbſt ent-

schloß, sich in das Gespräch der Beiden zu mischen, so konnte er nicht wissen, ob der Uebermuth des jungen Lorenz nicht so weit gehen würde, auch ihn zu beleidigen, und er fühlte, daß es seiner gleich unwürdig sei, eine Beleidigung dieses Menschen zu rügen, wie zu ertragen. Alle diese Gedanken flogen in einem Augenblicke mit Blitzesschnelle durch den Geist des Grafen und er sah unruhig auf den Arzt, der kampffertig da stand, mit glühenden Wangen und halb zugedrückten blitzenden Augen. Nur eines Wortes hätte es noch bedurft und seine Brust hätte sich ohne Rücksicht des furchtbaren Zornes entladen; da rettete ihn ein Zufall, den er oftmals während des Laufes seines Lebens segnete.

Die Thüre wurde geöffnet, und ein Adjudant trat in den Vorsaal und sagte französisch: Der Herr General kann heute Niemand mehr hören, da andere Geschäfte seine Zeit in Anspruch nehmen, und Wer noch etwas vorzutragen hat, mag morgen um dieselbe Stunde wieder erscheinen. Sagen Sie das deutsch, Herr Sekretair, fuhr er zu Lorenz gewandt fort, für diejenigen, die nicht französisch verstehen.

Mit einem boshaften Blick auf den Arzt, wiederholte Lorenz, nachdrücklich betonend, die Worte des Adjudanten, und die noch im Saale gewartet hatten, verließen ihn mißmüthig, und Lorenz hatte die Unverschämtheit, mit einem Ausdrucke der Verwunderung den Grafen anzusehen, so daß

ſein Blick zu fragen ſchien, was ihn nach dieſer Erklärung noch beſtimmen könne, zu verweilen.

Der Graf, auf's Aeußerſte darüber empört, ſich auf dieſe demüthigende Weiſe abgewieſen zu ſehen, wollte eben den Adjudanten anreden, zu dem auch ſchon St. Julien treten wollte, als die Flügelthüre geöffnet wurde und der Kommandant, von einigen Adjudanten begleitet, heraustrat. Der Graf, mit all der natürlichen Würde, die ihm eigen war, und mit der Höflichkeit der Gebehrden, die durch die Erziehung und das Leben in der großen Welt erworben wird, trat dem Kommandanten entgegen und ſagte: Mein Herr General, wenn es Ihre Zeit noch irgend erlaubt, ſo bitte ich Sie, mir, dem Grafen Hohenthal, und dem Kapitän St. Julien noch einen Augenblick Gehör zu verleihen.

Der General verbeugte ſich verbindlich und fragte, zu dem Kammerdiener gewendet: Weßhalb ſind die Herren nicht gemeldet? Der Kammerdiener deutete ſtumm auf Lorenz, und dieſer ſagte ohne alle Verlegenheit: Da Ew. Excellenz befohlen haben, die Perſonen nach der Reihefolge, wie ſie gekommen ſind, vorzulaſſen, und der Herr Graf mit ſeinen Begleitern zuletzt kam, ſo glaubte ich keine Ausnahme machen zu dürfen. Es iſt gut, ſagte der General kurz; ich hatte Ihnen befohlen, vorläufig die Vorträge derer zu hören, die nicht franzöſiſch verſtehen, um Zeit zu erſparen.

Vergessen Sie nicht, daß dieß Ihr Hauptgeschäft ist. Er lud hierauf den Grafen und St. Julien ein, ihm in sein Kabinet zu folgen, und der Arzt schloß sich uneingeladen an, indem er einen triumphirenden Blick auf seinen Feind Lorenz schoß.

Mit ächt französischer Höflichkeit wurde das Geschäft behandelt. St. Julien fand nicht die Schwierigkeiten, die er befürchtet hatte. Er erhielt als dienender Offizier seines Regiments einen Urlaub auf zwei Monate, um seine Gesundheit zu befestigen, wie seine Mutter es ihm schon gemeldet hatte. Der Graf empfing die für seine Behörde wichtige Bescheinigung, und der General dankte ihm verbindlich, daß seine Menschlichkeit einen hoffnungsvollen Offizier erhalten habe, den er damals, als er sich seiner angenommen, doch als einen Feind hätte betrachten müssen. Der Graf erwiederte, daß er überzeugt sei, ein französischer Krieger würde in ähnlichen Fällen eben so handeln und in dem leidenden Menschen keinen Feind erblicken. Wenn aber die Rettung des Kapitäns, fuhr er fort, als ein Verdienst anerkannt werden muß, so darf ich mir dieß nicht anmaßen, denn mein Beistand würde ihn kaum einige Stunden erhalten haben. Daß er lebt und blühend vor uns steht, haben wir nur der Geschicklichkeit und dem Eifer des Herrn Doktor Lindbrecht zu danken. Der Graf erwähnte aus Mitleid

das Verdienſt des Arztes, denn dieſer ſtand ſeitwärts und drückte mit großer Verlegenheit ſein anſehnliches Manuſkript an die Bruſt, welches er in der Nacht ausgearbeitet hatte, um dem Kommandanten eine Ueberſicht davon zu verſchaffen, auf welche Weiſe die Heilung St. Juliens bewerkſtelligt worden ſei. Er hatte dieß Manuſkript im Buſen, um es auf den erſten Wink vorzulegen, und nun richtete Niemand eine Frage an ihn, kein Menſch kümmerte ſich um ihn und er hatte alle ſeine Philoſophie nöthig, um dieſe Vernachläßigung des Verdienſtes mit Anſtand zu ertragen.

Der General ſagte ihm nun noch einige verbindliche Worte, die ſein Herz einigermaßen erquickten, und entſchuldigte ſich gegen den Grafen, daß ihm ſeine Zeit für jetzt nicht erlaube, das Vergnügen ſeiner Geſellſchaft länger zu genießen, er hoffe aber ihn und St. Julien bei der Mittagstafel zu ſehen. Der Graf und ſein junger Freund nahmen die Einladung an, und Alle verließen das Kabinet des Generals, und indem ſie den Vorſaal betraten, in welchem Lorenz noch auf und ab ging, nahmen alle drei Abſchied vom General, der ſeine Einladung wiederholte und ſagte: Ich hoffe, mein Herr Doktor, daß Sie den Herrn Grafen begleiten werden. Ein Sonnenſchein triumphirender Genugthuung verbreitete ſich über des Arztes Geſicht, und nachdem er ſich tief vor dem Generale gebückt hatte, ſah er ſeit-

wärts nach Lorenz, ohne ihn zu grüßen, und ging wie ein siegender Held hinweg.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen nahmen die drei Freunde das Mittagsmahl bei dem Kommandanten ein. Der Graf sowohl, als der General fühlten, daß eine freundschaftliche Annäherung unmöglich sei, denn obgleich der Friede geschlossen war und die Franzosen nun als Freunde in Preußen zu stehen behaupteten, so konnte es doch einem einsichtsvollen Manne nicht entgehen, daß der Druck, den sie fortwährend auf das Land ausübten, sie den Preußen nicht als solche zeigen konnte. Auch das eigne ritterliche Gefühl sagte den bessern Franzosen, daß die Preußen, nach den großen Demüthigungen, die sie erlitten, sich nicht eher aufrichtig mit ihnen versöhnen konnten, bis die Schmach wieder getilgt wäre. Es war also natürlich, daß der Graf und der General nur über sehr allgemeine Gegenstände sprachen, und sich nur so weit näherten, wie es Männern von Welt die Sitte gebietet. Der Arzt war Anfangs scheu in dieser ihm durchaus fremden Gesellschaft und sein schroffes, seltsames Betragen wurde hier noch auffallender, als unter schonenden Freunden; auch tadelte er sich innerlich, daß er, ohne daß die Pflicht es gebot, an einer Gesellschaft Antheil nahm, deren Dasein schon sein patriotisches Gefühl verletzte, und er würde vielleicht den Grafen gar nicht begleitet haben, wenn

er nicht ſeinen Feind Lorenz hätte demüthigen wollen, der am Ende der Tafel ſaß, wohin der Arzt nun von Zeit zu Zeit übermüthige Blicke richtete. Eine andere Furcht beunruhigte ihn noch. Er beſorgte nämlich, St. Julien werde, wie er es ſich unter Freunden erlaubte, ihn auch hier zum Gegenſtande des Scherzes machen, und er wußte nicht, wie er dann ſeine Faſſung behaupten ſollte; doch ſah er zu ſeiner großen Freude bald, wie ungegründet dieſe Beſorgniß war. St. Julien behandelte ihn hier unter Fremden mit der ernſthafteſten Achtung und ſprach gegen die jungen bei der Tafel gegenwärtigen Offiziere mit lebhafter Dankbarkeit darüber, wie er dem Eifer, der Geſchicklichkeit und der unermüdlichen, uneigennützigen Sorgfalt ſeines Arztes und Freundes ſein Daſein verdanke. Dies war genug, um die lebhaften Franzoſen ſeine ſeltſamen Manieren vergeſſen zu machen, und ſie überſchütteten den Arzt mit lebhaften und aufrichtigen Dankſagungen dafür, daß er ihnen einen braven Kameraden erhalten habe. Der überglückliche Arzt bewegte ſich heftig hin und her auf ſeinem Stuhle, um nach allen Richtungen hin, über ſeine erfüllte Pflicht ſprechend, für das ihm bezeigte Wohlwollen zu danken. Erſtaunt war er aber, daß die Franzoſen ſein Franzöſiſch größtentheils nicht verſtanden, und daß es ihnen St. Julien oft wie eine fremde Sprache überſetzen mußte, und zum erſten Male kam er auf

die Vermuthung, daß es nicht Anmaßung und Eigensinn sein möchte, wie er früher glaubte, wenn ihm Dübois Winke über seine Aussprache des Französischen gegeben und zuletzt, da er sie nicht beachtet, nur immer Deutsch mit ihm geredet hatte.

St. Julien schien bei dem Anblick französischer Uniformen und Feldzeichen alle andern Verhältnisse vergessen zu haben. Mit Begeisterung erfüllten ihn die Berichte von Schlachten und Siegen, an denen seine Tischgenossen Theil genommen hatten, und er seufzte über die Unthätigkeit, zu der er selbst indeß durch seine gefährliche Verwundung war gezwungen worden. Er fragte nach manchen von seinen Bekannten und Kameraden, und wenn er auch von vielen hörte, daß sie in den Schlachten geblieben waren, in denen er nicht mitgefochten zu haben beklagte, so hatten doch auch andere militärischen Rang und Ehren erkämpft, während sein eigener Ehrgeiz unbefriedigt blieb, und er betrachtete mit einer Art von Neid ihr Loos.

Als das Gespräch schon eine Zeit lang mit Lebhaftigkeit über alle diese Gegenstände geführt worden war, sagte einer der Adjudanten zu St. Julien: Da Sie doch nach so vielen von Ihren Bekannten und Kameraden sich mit Theilnahme erkundigen, so wundert es mich, daß Sie gar nicht an die

drei Brüder Lambertis denken, die doch beinah Ihr Geſchick getheilt hätten.

Was iſt aus ihnen geworden? fragte St. Julien mit großer Bewegung. Der älteſte, erwiederte der Adjudant, iſt in der Schlacht bei Friedland geblieben, der zweite iſt mit ſeinem Regimente nach Italien gegangen, und den jüngſten, der bei Friedland einen Arm verloren hat, habe ich vor einigen Monaten in Berlin geſprochen; er hatte die Abſicht nach Paris zu gehen. Mit ſeiner Geſundheit aber ſtand es in Folge ſeiner gefährlichen Verwundung noch ſo ſchlecht, daß er bei meiner Abreiſe noch in Berlin bleiben mußte, um ſich einigermaßen zu erholen, ehe er die weite Reiſe unternehmen konnte. Er theilte mir auch Ihr unglückliches Ende mit, denn er hielt Sie für todt.

Und was ſagte er darüber, fragte St. Julien mit groſſer Spannung. Er erzählte mir, ſagte der Adjudant, daß Sie beim Marſche Ihres Regiments einen Abend in heiterer Geſellſchaft mit den Lambertis zugebracht, darauf des andern Morgens etwas ſpät mit ihnen ausgeritten wären, und um an dem gegebenen Sammelplatze wieder mit Ihrem Regiment zur rechten Zeit zuſammentreffen zu können, hätten Sie einen Führer angenommen, der Sie auf kürzeren Wegen durch das Gebirge zu führen verſprochen habe. Dieſer aber ſei ein Verräther geweſen, denn er habe Sie gänzlich

vom Wege abgeleitet, und endlich wären Sie in der Einöde eines sich weit ausdehnenden Waldes auf ein kleines Detachement preußischer Truppen gestoßen, bei deren Anblick Ihr Wegweiser sogleich entflohen sei. Von den Preußen angegriffen, hätten Sie, theurer St. Julien, nach der tapfersten Gegenwehr Ihrem Schicksale erliegen müssen, und auch Ihre Freunde, die Lambertis, wären nahe daran gewesen, Ihr Loos zu theilen, weil sie sich, aus mehreren Wunden blutend, schon ermattet gefühlt hätten, als Hörnertöne aus der Ferne das feindliche Detachement vermuthlich zu seinem Regimente riefen, denn ohne sich um den Todten zu bekümmern und ohne die Lebenden weiter zu bekämpfen, wären die Feinde so eilig als möglich davon gesprengt, und den Lambertis blieb nichts übrig, als ihren gefallenen Freund zu beweinen. Der jüngste Lamberti hatte Ihre Uhr, Ihren Ring und Ihr Taschentuch zu sich genommen, um bei seiner Rückkehr nach Frankreich Ihrer Mutter diese traurigen Zeichen von dem unglücklichen Ende eines geliebten Sohnes zu überreichen.

Es ist ein Glück, sagte St. Julien mit sehr bewegter Stimme, daß meine Muter anders unterrichtet ist und also, wenn der theilnehmende Bote die Zeichen meines Todes überreicht, nicht so heftig erschüttert werden kann, wie er vermuthlich erwartet.

Und verhält es sich so mit der Geschichte Ihres Unglücks, wie eben erzählt wurde? fragte der General.

Alles verhält sich so, erwiederte St. Julien, der mit großer Anstrengung seine Fassung zu behaupten strebte. Der Graf hatte während dieses Gesprächs St. Julien aufmerksam beobachtet, und ihm entging es nicht, wie gewaltsam dieser sein Gefühl niederkämpfte. Bei der letzten Antwort begegneten die Blicke des junges Mannes denen des Grafen, und eine dunkle Röthe bedeckte augenblicklich sein Gesicht, wodurch der Letztere überzeugt wurde, die Sache verhalte sich anders.

Sie lebten in großer Vertraulichkeit mit den Lambertis, begann der Adjudant von Neuem. Ich glaube, Sie sind sogar verwandt.

Weitläuftig, sehr entfernt, erwiederte St. Julien kurz, um das Gespräch zu endigen.

Die Lambertis sind aber Italiener, sagte der Adjudant.

Die Mutter meines Vaters war eine Italienerin, erwiederte der junge Mann, und ich hoffe diesen Freunden und Verwandten noch als wieder erstandener Todter den gebührenden Dank für ihre Theilnahme an meinem unglücklichen Ende abzustatten.

Dem Grafen entging die Zweideutigkeit dieser Antwort nicht und er fing an zu glauben, daß St. Julien über seine

beinah tödtliche Verwundung darum ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet hatte, um nicht Gräuel und Verbrechen seiner eigenen Familie zu enthüllen. Er suchte ihn also auch jetzt von der unangenehmen Nothwendigkeit zu erlösen, noch mehr über diesen Gegenstand zu sprechen, und gab der Unterhaltung durch einige zweckmäßige Fragen eine andere Richtung.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben und die Gesellschaft trennte sich. Es war leicht zu bemerken, daß St. Juliens natürliche Heiterkeit ihn verlassen und einem trüben, ernsten Nachdenken Platz gemacht hatte. Der Graf fühlte sich erleichtert, als er, im Gasthofe angekommen, die nöthigen Befehle geben konnte, um die Rückreise nach Schloß Hohenthal anzutreten, denn der Aufenthalt unter französischen Kriegern, umringt von ihren Fahnen und Feldzeichen, beklemmte seine Brust, und ihn verwundete tief, was St. Julien in Entzücken versetzt hatte. Beide gaben sich also aus verschiedenen Gründen einem schwermüthigen Sinnen hin. Nur der Arzt war vollkommen heiter; er hatte den vollständigsten Sieg über seinen Feind Lorenz davon getragen, der an der Tafel des Kommandanten wenig war beachtet worden, während er selbst, nach seiner Meinung, die größten Auszeichnungen genossen hatte. Er war auch der erste, der Neigung zeigte, ein Gespräch anzufangen, als sie die Fe-

ſtung hinter ſich hatten. Ich hätte nicht gedacht, begann der Arzt ſeine Rede, daß die Franzoſen ſo höflich und liebenswürdig ſein könnten, wie ich ſie heute gefunden habe, und wenn ſie den Uebermuth aufgeben wollten, alle anderen Völker zu beherrſchen, ſo würde ich mich nicht weigern, ſie als Kinder der civiliſirten Welt, als Brüder in der großen europäiſchen Familie zu betrachten.

Der Graf mußte bemerken, daß die letzte Unterhaltung an der Tafel des Kommandanten der Feſtung *** einen tiefen Schatten in St. Juliens Seele geſenkt hatte, da ſelbſt dieſe Aeußerung des Arztes ſeine Laune nicht erregte und er es dem Grafen überließ, eine Antwort darauf zu geben, deſſen Stimmung ebenfalls nicht heiter genug war, um in alle Anſichten des Arztes einzugehen. Es wurden alſo ziemlich ſtumm die erſten Meilen zurückgelegt. Je mehr ſie ſich aber Schloß Hohenthal näherten, um ſo lebhafter fühlte St. Julien das Glück, noch zwei Monate in dem Kreiſe ſeiner Freunde verweilen zu dürfen, und die Lebhaftigkeit des Geiſtes, der Frohſinn der Jugend waren zurückgekehrt, noch ehe der Wagen durch das Thor des Schloſſes rollte.

Der Graf Robert eilte den Ankommenden entgegen, und wie einen neu gewonnenen Freund ſchloß er mit großer Freude St. Julien in die Arme, denn er hatte innerlich gefürchtet, der Kommandant der Feſtung *** würde Schwierigkeiten

machen, die Rückkehr zu erlauben, und vielleicht darauf bestehen, daß St. Julien sogleich zu seinem Regiment abreisen solle. Die Gräfin bewillkommnete ihn mit sichtbarer Rührung, und Emilie, die halb hinter derselben verborgen stand, sendete einen Blick zärtlicher, seliger Freude zu ihm hinüber, der ihm das Herz in seinen Tiefen bewegte, und ihm schien es, als ob er jetzt es zum ersten Male wahrhaft und mit ungemessener Dankbarkeit empfände, wie wahr und innig er in diesem Hause geliebt sei, wo ihn die zartesten Bande umschlossen.

Als die ersten freudigen Begrüßungen vorüber waren, wollte der Graf den Frauen erzählen, wie bereitwillig der Kommandant ihren Wunsch erfüllt habe, aber ehe er noch seinen Bericht begann, erschien der Prediger, der es wußte, daß die Freunde diesen Abend zurück erwartet würden, um so bald als möglich zu hören, wie es bei dem feindlichen General gelungen, und zu sehen, ob St. Julien wirklich wieder zurückgekehrt sei, woran auch er, wie der Graf Robert, gezweifelt hatte. Die Freude und die Glückwünsche wurden bei seinem Eintritte erneuert, aber er selbst kürzte sie gern ab, um zu erfahren, was der Graf über seinen kurzen Aufenthalt in der Festung *** mittheilen würde. Dieser konnte natürlich nur die Höflichkeit und Gefälligkeit des Kommandanten rühmen, der ihnen ohne alle Schwierigkeiten die Freude

gewährt hatte, St. Julien noch zwei Monate bei sich zu sehen, und zwar ohne Nachtheil für den jungen Mann. Zwei Monate schienen den jungen Leuten eine beträchtliche Zeit, und ein unbewußt schnell gewechselter Blick zwischen Emilie und St. Julien sprach ohne ihren Willen diese Meinung aus, und erregte in jedem ein tröstliches Gefühl. Der Graf erzählte dem Prediger die merkwürdige Ungezogenheit des jungen Lorenz, und dieser rief höchst entrüstet: So werden Sie doch dem Vater dieses übermüthigen Menschen die Pension nicht länger zahlen, die er von Ihnen zieht?

Und wie hinge das, was ich dem Vater versprochen habe, mit dem Betragen des Sohnes zusammen? fragte der Graf.

Glauben Sie denn, daß er weniger schlecht und undankbar ist, als der Sohn, erwiederte der Prediger; glauben Sie, daß er Ihre Unterstützung im Mindesten verdient oder auch jetzt nur bedarf?

Sie haben gewiß Recht, antwortete der Graf, und ich bin ganz Ihrer Meinung. Auch gestehe ich Ihnen, hätte ich diese unwürdige Familie bei meiner Ankunft gekannt, so wie ich sie jetzt kenne, daß dann meine Unterstützung wenigstens nicht so bedeutend ausgefallen sein würde, trotz der langen Dienstjahre, die der Alte geltend macht. Da ich aber aus Mangel an richtiger Kenntniß mein Wort einmal gegeben habe, so kann ich mich nicht wieder zurückziehen, obwohl ich

einſehe, daß der alte Lorenz nicht ſowohl ſo viele Jahre gedient hat, wie er ſich rühmt, als vielmehr ſich und ſeine Familie verſchwenderiſch hat erhalten laſſen, ohne Nutzen zu ſtiften, und gewiß hätte er dafür keine Belohnung verdient; aber, wie geſagt, die Sache läßt ſich nun nicht mehr ändern und wir müſſen uns darein ergeben.

Es iſt aber ärgerlich, ſagte der Pfarrer, dem noch Wohlthaten zuwenden zu ſehen, der jetzt wieder mit Uebermuth wie ein reicher Mann unter uns auftritt. Er hat das kleine Gut Schönthal gepachtet und lebt dort ganz wie ein Edelmann. Ich war neugierig, ſeine Einrichtung zu ſehen, und brachte ihm deßhalb ſelbſt die vierteljährige Penſion hin, die Sie ihm zukommen laſſen. Ich erſtaunte, wie außerordentlich gut er das Haus meublirt hat, und er hatte die Unverſchämtheit, mir mit ſeinem widrigen Lächeln zu ſagen: Da jetzt ſo viele Edelleute in der ſchweren Kriegszeit, die Gott über uns verhängt hat, zu Grunde gehen, ſo kommt man wohlfeil an alle dieſe Dinge, Herr Prediger, und ich kann nach Gottes gnädigem Willen in meinem Alter doch noch fühlen, daß ich ein Menſch bin, ſo gut wie alle die Herren. Das Geld, welches ich ihm brachte, warf er ſo gleichgültig in ſeinen Schreibtiſch, als wäre es für ihn eine ganz geringe Summe und keineswegs eine Unterſtützung, die er der Großmuth verdankt, ſondern die Bezahlung einer unbedeutenden

Schuld. Mein Schreiber ſoll die Quittung aufſetzen, ſagte er vornehm, ich werde ſie unterzeichnen, denn meine Augen werden ſchwach und erlauben mir nicht mehr viel zu ſchreiben. Ich ärgerte mich ſo ſehr über ſein übermüthiges Betragen, daß ich ihn etwas zu demüthigen beſchloß und daher ſagte: So würden Sie wohl jetzt keine Urkunden mehr abſchreiben können, wenn ſich die Gelegenheit darböte? Nein, das würde mir nicht mehr möglich ſein, antwortete er ſehr freundlich ohne alle Verlegenheit, auch habe ich es Gottlob nicht mehr nöthig, ſolche Arbeiten zu machen, und bin durch Gottes Gnade ſo eingerichtet, beſter Herr Prediger, daß ich in meinem Hauſe nur über Dinge zu ſprechen brauche, die mir angenehm ſind. Ich wollte den alten Sünder verlaſſen, aber er beſtand darauf, ich mußte den Abend bei ihm bleiben, und ich fand ſeinen Tiſch außerordentlich gut beſetzt. Man hat die Gottesgabe, bemerkte er, weit billiger, als die vornehmen Herren, denn die Kenntniſſe, die ich mir in der Jugend erwarb, ſchützen mich beſſer vor Betrug. Das kann ich begreifen, erwiederte ich ihm, ſo daß er die Beziehung verſtehen mußte. Freilich, freilich, antwortete der Schelm ohne alle Verlegenheit, es begreift ſich leicht. Wer ſo lange, wie ich, in herrſchaftlichen Häuſern lebt, macht auch ſeine Studien, nur anders wie die Gelehrten, Herr Pfarrer. Bei Tiſche wurden ſehr gute Weine angeboten, und der Alte ſagte

mit unerträglicher Heuchelei: Gott hat mir gute Kinder geschenkt, die für ihren alten Vater sorgen. Mein lieber Sohn hat mir einige Kisten Wein gesendet. Lieber Gott, er ist in einer Lage, wo er das alles mit Leichtigkeit erwirbt, und er will nicht, daß das schwache Licht meines Lebens erlöschen soll, und sucht deßhalb die Flamme zu nähren; nun, der Herr wird es ihm vergelten. Er sagte mir hierauf, daß in der nächsten Woche seine beiden Kinder ihn auf einige Tage besuchen würden, um seinen siebzigsten Geburtstag festlich zu begehen, und er lud mich so dringend dazu ein, daß ich zusagen mußte. Als er mein Versprechen hatte, fing er an, wie er sagte, aus Freude darüber, unmäßig zu trinken, und ich verließ ihn im Zustande thierischer Betrunkenheit und schämte mich, daß ich ein solches Mahl mit einem solchen Menschen hatte theilen können. Auch war ich natürlich entschlossen, sein Haus nicht wieder zu betreten, obgleich ich gern sehen mochte, wie sich die saubere Familie an diesem Feste gebehrden wird. Auch möchte ich wissen, wo sich seine Tochter aufhält, nachdem sie den französischen General verlassen hat, der Alte gab darüber nur ausweichende Antworten. Ist es denn nun, schloß der Prediger, nach allem diesem nicht unerträglich, daß dieser übermüthige Mensch noch Wohlthaten empfangen soll, deren Werth er so wenig erkennt?

Sie haben Recht, erwiederte der Graf, und nur ein

gegebenes Wort bestimmt mich, eine Unterstützung fortzusetzen, die allerdings, wie ich selbst einsehe, besser angewendet werden könnte.

Der Geistliche konnte hierauf nichts weiter erwiedern, und wurde von der Unterredung mit dem Grafen durch einen lebhaften Streit zwischen dem Arzte und St. Julien abgezogen, an dem nach und nach die ganze Gesellschaft Theil nahm. Der Arzt behauptete nämlich mit größtem Eifer, da die Franzosen in Deutschland wären, so wäre es ihre Schuldigkeit, deutsch zu lernen, und sie müßten es wie eine höfliche Gefälligkeit betrachten, wenn man sich dazu verstände, französisch mit ihnen zu reden, und hätten gar kein Recht, weder über schlechte Aussprache noch sonstige Mängel dabei zu lachen. St. Julien scherzte über den Gedanken und fand die Vorstellung ungemein belustigend, daß also, wenn ein Feldzug eröffnet werden sollte, die erste Vorbereitung dazu durch die Sprachmeister in verschiedenen Zungen gemacht werden müßte.

Der Graf, der sich in das Gespräch mischte, sagte: Sie würden Recht haben, lieber Doktor, wenn die Franzosen zu uns als Bittende, Hülfesuchende kämen; da sie aber leider als Sieger hier sind, so können sie wohl erwarten, daß wir unsere Gesuche in ihrer Sprache vortragen, denn es möchte zu unserm eigenen Nachtheil gereichen, wenn wir dieß nicht

verſtänden, und ſo ſchafft eine Gewohnheit ſelbſt, die mir immer ſo außerordentlich albern erſchienen iſt, doch auch ihren Nutzen, freilich bei einer unerfreulichen Gelegenheit.

Welche Gewohnheit? fragte der Prediger neugierig.

Der ſeltſame Gebrauch, erwiederte der Graf, der ſeit Jahrhunderten immer weiter um ſich gegriffen hat, in den gebildeten Familien ſtatt der Landesſprache die franzöſiſche zu reden, und nicht etwa gegen Franzoſen oder überhaupt gegen Fremde, nein, unter ſich, ſo daß recht in ihrem Herzen eine jede Familie ihrer Nationalität entäußert und fremd, franzöſiſch, zu werden ſucht.

Tadeln Sie die Kenntniß und den Gebrauch fremder Sprachen, fragte St. Julien verwundert, da Sie ſelbſt mehrere gründlich kennen und lieben?

Der Graf antwortete lächelnd: Kaiſer Karl der Fünfte ſagte, ein kluger Mann, der vier Sprachen redet, iſt ſo viel werth, als vier kluge Männer, und der Meinung bin ich auch. Aber würden Sie ſich nicht wundern, wenn in den franzöſiſchen Salons auf ein Mal deutſch oder engliſch von allen Menſchen geredet würde, die darauf Anſpruch machen, zu den Leuten von gutem Tone zu gehören, und Jeder dieß für vornehmer hielte, als wenn er an ſeinem eigenen Heerde ſich der Sprache ſeines Landes bediente? Würden nicht alle wahren Franzoſen ein ſolches antinationales Beginnen auf

das Heftigſte und zwar mit Recht tadeln? Und liegt nicht der Gedanke ganz nahe, wenn ich mich immer eines fremden Idioms bediene, um meine beſten Gefühle, ſinnreichſten Gedanken und witzigſten Einfälle darin auszudrücken, daß die Sprache des Landes vernachläſſigt werden, roh und ungebildet bleiben muß? In Deutſchland hat ein gebildeter Mittelſtand die Sprache lebendig ausgebildet, und gewiß dadurch viel zu dem Glanze und der Anmuth beigetragen, die wir neben der Tiefe und Innigkeit bei den vorzüglichſten Schriftſtellern unſerer Nation bewundern. Die Vornehmen haben ſeit lange beſſer verſtanden, ſich franzöſiſch als deutſch auszudrücken.

Es iſt wahr, ſagte St. Julien, auch die Italiener erwarten, daß man in ihrem Lande ihre Sprache mit ihnen redet, aber ich habe dieß immer für Unwiſſenheit gehalten.

Zum Theil, ſagte der Graf, mag es ſo ſein. Aber noch weiter gehen in dieſer Forderung die Engländer, und gewiß nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus ſehr zu lobendem Nationalſtolze; denn ich wenigſtens begreife nicht, worauf ſich die Vaterlandsliebe am Ende ſtützen kann, wenn eine Nation alles Eigenthümliche, bis auf ihre Sprache ſelbſt, bei ſich zu vertilgen ſtrebt. Ein Bequemlichkeit iſt indeß, wie nicht zu läugnen iſt, aus dieſer lächerlichen Gewohnheit entſtanden, daß nämlich die franzöſiſche Sprache die geiſtige

Scheidemünze des Lernens geworden ist und man nur diese eine zu erlernen braucht, um sich vom Tajo bis zur Newa und noch weiter hinaus verständlich zu machen.

Und das ist doch ein großer Vortheil, rief St. Julien.

Für die Franzosen, erwiederte der Graf, sie gewinnen dabei am Meisten, selbst an Bequemlichkeit, denn sie brauchen sich nicht mit dem Studium einer einzigen fremden Sprache zu bemühen, selbst nicht für ihre diplomatischen Unterhandlungen, denn auch diese werden in der Regel in französischer Sprache geführt, und ich weiß nicht, ob Jemand daran gedacht hat, welch ein großer Vortheil den Franzosen schon allein dadurch zugestanden ist, daß mit ihnen in ihrer Landessprache unterhandelt wird, die ein geistreicher Mann immer besser zu benutzen verstehen wird, wie eine fremde, wenn er sie sich auch noch so sehr zu eigen gemacht hat.

Aber eine Sprache muß doch bei diesen Verhandlungen angewendet werden, sagte der Prediger, und so würde es nicht zu vermeiden sein, daß eine Nation in dieser Rücksicht begünstigt wird.

Ehedem, bemerkte der Graf, wurden alle Staatsgeschäfte verschiedener Nationen lateinisch verhandelt, und ich begreife nicht, weßhalb dieß jetzt lächerlich und pedantisch gefunden wird. Es war wenigstens Gerechtigkeit darin, eine

Sprache, die keine lebende Sprache eines Volkes mehr iſt, und die folglich alle Parteien erlernen mußten, in Fällen anzuwenden, wo es ſo ſehr darauf ankommt, kein Uebergewicht zu geſtatten.

Das Geſpräch wurde dadurch unterbrochen, daß Dûbois eintrat und nach einem leiſen Geſpräch mit dem Grafen Robert das Zimmer mit demſelben verließ. Alle, ſelbſt der Graf nicht ausgenommen, waren verwundert über das Geheimnißvolle in der Art, wie der Haushofmeiſter den jungen Grafen abgerufen hatte, und erwarteten mit einiger Unruhe ſeine Rückkehr. Nach einigen Minuten erſchien er wieder im Saale, und Ernſt und Unruhe hatten ſich auf ſeiner Stirn gelagert. Zwei ehemalige Regimentskameraden, ſagte er zu ſeinem Oheim, bitten mich für dieſe Nacht um Gaſtfreundſchaft, die natürlich ich nicht ohne Ihre Erlaubniß gewähren kann, und ich komme deßhalb — —

Lieber Vetter, unterbrach ihn der Graf mit leichtem Unwillen, bedarf es noch einer Frage, ob mir Ihre Freunde willkommen ſein werden.

So erlauben Sie mir, erwiederte ſein Verwandter mit einiger Verlegenheit, mich für heute mit ihnen zurückzuziehen und für die Bequemlichkeit meiner Gäſte in Ihrem Hauſe zu ſorgen, denn der eine iſt nicht wohl; doch, hoffe

ich, wird er sich nach der Ruhe der Nacht erholen, und ich werde Ihnen, ehe sie weiter reisen, Beide vorstellen können.

Er verließ nach diesen Worten von Neuem den Saal, der Graf blickte ihm verwundert nach. Der Prediger war so lebhaft aufgeregt von diesem Vorfalle und versenkte sich in so tiefes Nachdenken darüber, was dieser geheimnißvolle Besuch zu bedeuten haben könne, daß er die sehr merklichen Winke des Arztes übersah, der sich ebenfalls mit ihm zu entfernen und ihm etwas anzuvertrauen wünschte. Der Graf konnte sich einer leichten Unruhe nicht erwehren; er vermuthete, daß dieser Besuch mit Verbindungen im Zusammenhange stehe, in die sich sein Verwandter, wie er wußte, eingelassen hatte, und er fürchtete, daß vielleicht eine Unbedachtsamkeit den jungen Mann in Verantwortung bringen und ihn selbst mit hinein ziehen könne. Er wurde also nachdenkend und still, und es gelang endlich dem Arzte, den Prediger auf sein Zimmer zu führen, um ein wichtiges Geheimniß in dessen Busen niederzulegen. Endlich, fing er triumphirend an, bester Herr Prediger, kann ich Ihren lang gehegten Wunsch befriedigen und Ihnen den vollständigsten Aufschluß über eine Sache geben, die Sie sich so oft vergeblich bemüht haben zu erfahren.

Und über welche Sache wäre Ihnen dieß möglich? fragte der Geistliche mit Spannung. Ueber die wunderbare

Verwundung unſeres guten Herrn St. Julien, erwiederte der Arzt mit ſelbſtgefälligem Lächeln.

Was haben Sie darüber erfahren, fragte mit Eifer der Pfarrer, und bei welcher Gelegenheit? Sie wiſſen, antwortete der Arzt, ich kümmere mich nicht ſonderlich um die Angelegenheiten der Menſchen, wenn ſie nicht mit meiner Kunſt zuſammenhängen, und ich würde auch dieß Mal um meinet Willen nicht ſo aufmerkſam darauf geweſen ſein, denn für mich iſt es die Hauptſache, daß ich den jungen Mann hergeſtellt habe. Wie er zu ſeinen Wunden gekommen iſt mir eigentlich gleichgültig, aber die Freundſchaft hat ihre Rechte. Alſo um Ihret Willen, beſter Freund, hörte ich genau hin und prägte mir die ganze Unterredung an der Tafel des Kommandanten ſo genau ein, daß ich ſie Ihnen Wort für Wort wiederholen kann. Er that dieß hierauf mit großer Umſtändlichkeit und fragte mit ſelbſtzufriedenem Lächeln, als er geendigt hatte, ſeinen aufmerkſamen Zuhörer: Was ſagen Sie nun, habe ich nun nicht den Zuſammenhang der ganzen Sache zu Ihrer Kenntniß gebracht, und bin ich gänzlich unfähig, wie Sie ſo oft behauptet haben, einer Sache meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die nicht mit meiner Wiſſenſchaft zuſammenhängt?

Und halten Sie denn dieſe Erklärung für die aufrichtige, wahre? fragte der Geiſtliche etwas verächtlich. Die

geringste Ueberlegung hätte Ihnen ja sagen müssen, daß, wenn sich die Sache so verhielte, St. Julien keine Ursache gehabt hätte, sie uns allen so ängstlich zu verschweigen, und daß er uns, wenn dieß der richtige Zusammenhang der Sache wäre, diese Mittheilung denselben Tag gemacht haben würde, an welchem Sie ihm zu sprechen erlaubten.

Mann, Sie haben Recht! rief der Arzt, von seinem Sitze aufspringend, Sie sind ein wahrer Macchiavell an Scharfsinn.

Bedeutend ist in Ihrem Berichte, erwiederte der Prediger, daß die erwähnten Italiener des jungen Mannes Verwandte sind. Nun, fuhr er nach einigem Nachdenken fort, ich gebe es noch nicht auf, der Sache auf den Grund zu kommen, so wie manchem Geheimnißvollen in diesem Hause. Sagen Sie mir doch morgen, wenn Sie nach dem Dorfe reiten, um Ihre Kranken zu besuchen, ob die heut angekommenen Gäste auf dem Schlosse geblieben sind. Auf den Fall würde ich doch morgen wieder herkommen, um sie mir anzusehen. Der Arzt gab das verlangte Versprechen, und der Pfarrer trennte sich von ihm in wohlwollender Stimmung.

XIII.

Es waren kaum einige Minuten verflossen, nachdem der Prediger den Arzt verlassen hatte, und dieser fing eben an

ſich auszukleiden, wobei er aus tiefſter Bruſt in abwechſelnden Tönen gähnte, als ſeine Thüre geöffnet wurde und Graf Robert zu ſeinem Erſtaunen bei ihm eintrat. Beſter Herr Doktor, redete ihn dieſer mit verſtörter Miene an, mit Angſt und Sorgen habe ich gewartet, bis der Prediger Sie verlaſſen hat, um Ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Ich weiß, Sie ſind ein verſchwiegener Mann und treuer Freund.

So weit die Welt mich kennt, ſagte der Arzt, ſich in die Bruſt werfend, wird mir Niemand dieſe Eigenſchaften abſprechen.

Eben darum, erwiederte der junge Graf, nehmen wir unſere Zuflucht zu Ihnen. Einer meiner jungen Freunde iſt in eine Ehrenſache verwickelt, ein Duell war die Folge, in dem er verwundet worden iſt. Er ſcheint ſehr zu leiden und weigerte ſich doch ſtandhaft, Sie früher um Ihren Beiſtand zu bitten, als bis Sie allein ſein würden, denn Verſchwiegenheit iſt in ſeiner Lage durchaus nothwendig.

Sie können darauf rechnen, ſagte der Arzt, der ſeinen Rock ſchon wieder angezogen hatte, meine Lippen ſchweigen wie das Grab. Das iſt die Pflicht des Arztes, und Sie wiſſen, daß ich alle meine Pflichten erfülle. Nach dieſen mit großem Nachdruck geſprochenen Worten, nahm er alle chirurgiſchen Inſtrumente zuſammen, ſo wie alles zum Ver-

band Erforderliche. Diese Sachen werden wir vermuthlich brauchen, sagte er mit einem schlauen Lächeln, da Sie des Wundarztes mehr, als des Doktors zu bedürfen scheinen.

Er folgte nun dem jungen Grafen nach dessen Zimmer, wo sie seine beiden Freunde und den jungen Gustav antrafen. Sie haben den jungen Menschen in Ihre Geheimnisse eingeweiht, sagte der Arzt, indem er verwundert einen Schritt zurücksprang; verlassen Sie sich auf seine unbedachtsame Jugend?

Sein Sie ruhig, erwiederte der Graf, ihn hat ein hartes Schicksal früh gereift; seiner Vorsicht dürfen wir uns unbedingt vertrauen.

Wenn das ist, sagte der Arzt, so verdient er die höchste Achtung. Aber, fuhr er mit bedenklicher Miene fort, wenn Ihr Geheimniß nicht verschwiegen bleibt, so denken Sie daran, daß Sie es mir nicht allein vertraut haben. Nach diesen Worten näherte er sich dem Kranken, der in einem Lehnstuhle saß und sehr zu leiden schien. Sein Gesicht war bleich wie das eines Todten, und die blauen, zuckenden Lippen deuteten auf heftige Kälte, die den ganzen ermatteten Körper zu beben zwang. Der hat ein tüchtiges Wundfieber, sagte der Arzt, zum Grafen gewandt; sein Zustand muß sogleich untersucht werden. Er näherte sich hierauf dem Kranken und sagte mit etwas heftiger Stimme: Und warum

liegen Sie denn bei Ihrer Ermattung nicht ordentlich ausgekleidet im Bette?

Sein Arm iſt ſo aufgeſchwollen, ſagte der junge Graf, daß wir ihn nicht von ſeinem Rocke zu befreien vermochten.

Der Arzt ſah, daß ſelbſt über Hand und Finger ſich eine ſtarke Geſchwulſt verbreitet hatte. Er antwortete nichts, ſondern nahm aus ſeinem Beſteck eine Scheere und ſchnitt den Aermel des Rocks der Länge nach auf. So klug hätten Sie lange ſein können, ſagte er, ſich an den jungen Guſtav wendend, der ihm zu ſeiner Beſchäftigung leuchtete, weil er dieſe verweiſenden Worte nicht an die andern Gegenwärtigen geradezu richten und ihnen doch eine Lehre für die Zukunft geben wollte. Als der Verwundete von ſeinem beſchwerlichen Kleidungsſtücke befreit war, zeigte es ſich, daß ſeine Wunden unter dem Verbande ſtark geblutet hatten, und es war nicht möglich, den alten Verband ohne Schmerzen abzunehmen. Während nun der Arzt hiemit beſchäftigt war, rief er mehrere Mal: In welchen Händen ſind Sie geweſen? Wie haben Sie ſich einem Menſchen anvertrauen können, der nicht einmal einen Verband aufzulegen verſteht? Das iſt ja ärger, als ob Sie unter die Wilden gerathen wären, denn die werden es doch noch beſſer verſtehen, eine Wunde zu verbinden. Der junge Graf ſuchte ihn zu beruhigen, indem er ihm ſagte, daß ſein Freund nicht hätte daran denken

können, für ſeine Geſundheit zu ſorgen, indem er nur auf ſeine Sicherheit habe Rückſicht nehmen können, und deßhalb wären ſchon zwei Tage verfloſſen ſeit dem erſten Verbande. Wenn Sie meinen Verband nach ſechs Wochen abnehmen wollten, erwiederte der Arzt mit Verachtung, ſo würden Sie ihn immer noch in ganz anderm Zuſtande antreffen.

Während dieſer Rede war es endlich gelungen, die Wunde zu befreien, und der Arzt heftete einen langen, bedeutenden Blick auf den jungen Grafen, indem er einen Ausruf, der ſeinen Lippen entſchlüpfen wollte, gewaltſam zurück drängte und dabei ſo wunderliche Geſichter machte, daß nur der Ernſt des Augenblicks ſo mächtig auf ſeine Umgebung wirken konnte, daß ſich keine Spur von Lachluſt zeigte. Der Graf mochte nicht fragen, aber ihn ſelbſt hatte der Anblick der Wunde und der ganz blau aufgelaufene Arm belehrt, daß das Uebel ſeines Freundes zu den ernſthaften gehörte. Mit ſchonender, leichter Hand hatte der Arzt die ſchlimme Wunde gereinigt und den kunſtgemäßen Verband aufgelegt, und der Kranke fühlte ſich ſehr erleichtert. Der Graf gab ihm von ſeiner Wäſche, und der Arzt half ihn in eine bequeme Lage auf ſein Lager bringen. Auch dieß ſchien in ihm eine wohlthätige Empfindung zu erregen. Als alles dieß beendigt war, fragte der Arzt den Kranken: Was haben Sie gegeſſen zu Abend? Gar nichts heute den ganzen Tag, erwiederte dieſer, der

mit dieſen Worten zuerſt das bis jetzt beobachtete Schweigen brach. Obgleich die Stimme matt und krank war, ſo erkannte ſie der Arzt dennoch, und ſprang im höchſten Erſtaunen drei Schritte zurück und rief: wunderbar! höchſt wunderbar! Der junge Graf gerieth in den verzeihlichſten Irrthum, daß der Arzt die lange Enthaltſamkeit ſeines Freundes ſo lebhaft bewunderte, und ſagte daher: Die heftigen Schmerzen haben den Armen gehindert, an Nahrung zu denken. Ach was! rief der Arzt, ich dachte jetzt nicht an Lebensmittel; aber was mich erſchütterte, davon iſt jetzt nicht Zeit zu reden. Jetzt muß ich als Arzt, als Menſchenfreund handeln. Ihr Freund muß durchaus einige leichte, ſtärkende Nahrung haben, deßhalb wird es nöthig ſein, Dübois gewiſſermaßen in unſer Geheimniß zu ziehen. Er iſt ein braver Mann, ob er gleich ein Franzoſe iſt, wie wir ja überhaupt einige achtungswerthe Subjekte von dieſer Nation kennen gelernt haben; und er iſt ſehr dienſtfertig, obgleich er hier im Hauſe ſehr verwöhnt wird. Man muß ſich an ihn wenden, damit er Ihrem kranken Freunde etwas Kraftbrühe verſchafft, denn er darf nicht länger ohne Nahrung bleiben. Sie hätten mir dieß nur mit wenigen Worten auftragen dürfen, ſagte der junge Guſtav empfindlich. Herr Dübois iſt der menſchenfreundlichſte Mann von der Welt und wird gewiß ſogleich aus dem Bett aufſtehen, um herbei zu ſchaf-

ſen, was Sie bedürfen. Nach dieſen Worten ging der junge Menſch hinweg, und der Arzt beobachtete noch eine Zeit lang den Kranken; dann fing er an, ſeine auf dem Tiſche ausgebreiteten Inſtrumente ſorgfältig zu reinigen und einzupacken, und er hatte dieß Geſchäft noch nicht geendigt, als der Jüngling ſchon wieder eintrat und eine Schale Kraftbrühe für den Kranken ſelber brachte. Der Arzt eilte, um dieſen im Bette aufzurichten und, während er die dargebotene Nahrung nahm, zu unterſtützen. Der Kranke fühlte die wohlthuende Wirkung der Nahrung, die er zu ſich genommen, und ſenkte ſein Haupt unmittelbar darauf zum Schlaf auf die Kiſſen nieder.

Der Arme! ſagte Graf Robert, er hat zwei Nächte ohne Ruhe, gepeinigt von Sorgen, zu Pferde zugebracht, und dieſen ganzen Tag ohne Nahrung, weil die Schmerzen der ſchlecht verbundenen Wunde zu heftig wurden.

Wir wollen nun ſehen, ſagte der Arzt, wie es morgen ſein wird. Ich werde nicht eher kommen, als bis Sie mich rufen, damit ich nicht unnütz ſeinen Schlaf ſtöre, denn Ruhe bedarf Ihr Freund vor allen Dingen. Sobald er aber erwacht iſt, zögern Sie keinen Augenblick mich zu rufen. Nach dieſen Worten ging der Arzt hinweg, um ſich ebenfalls zur Ruhe zu begeben, deren Bedürfniß er auch zu fühlen begann.

Der Graf Robert ſchlief wenig in dieſer Nacht. Der

ängſtliche Zuſtand ſeines verwundeten Freundes hatte keinen andern Gedanken bis jetzt Raum gegeben, als nur ſolchen, die dazu dienten, deſſen Schmerzen zu erleichtern. Jetzt aber, in der Stille der Nacht, überließ er ſich dem Nachdenken. Er wußte noch nicht, welche Mittheilungen ihm beide Freunde zu machen hätten, und er wünſchte den Morgen herbei, um ſowohl den Zuſammenhang des Unglücks, welches den einen betroffen, zu erfahren, als auch zu der Kenntniß zu gelangen, welche Art von Beiſtand ſie eigentlich von ihm erwarteten. Der Verwundete, ſein ehemaliger Regimentskamerad, ein Herr von Wertheim, war entſchlummert; der Andere, welcher gleichfalls bei demſelben Regimente mit dem Grafen gedient hatte und ein Baron Lehndorf war, warf ſich unruhig auf dem Lager umher, und der Graf hörte ſeine tiefen Seufzer, und er bemerkte, daß ſein bekümmerter Gaſt erſt in einen unruhigen Schlummer fiel, als ſchon der Morgen zu dämmern begann. Endlich behauptete die Natur ihr Recht und auch die Augen des Grafen Robert waren geſchloſſen. Ein ſanfter Schlummer ruhte auf den Augenliedern der drei Freunde, als der Arzt mit leiſen Schritten, von Guſtav begleitet, in das Zimmer ſchlich. Er hatte ſich gewundert, daß ihn noch Niemand gerufen hatte, und wunderte ſich nun noch mehr, hier noch Alles in ſanften Schlaf verſenkt anzutreffen. Er näherte ſich be-

hutſam dem Lager des Kranken und betrachtete ihn aufmerkſam. Wenn Sie nun, wendete er ſich tröſtend zu Guſtav, dieſes jugendliche, bleiche Geſicht betrachten, dem der Kummer unverkennbar ſeine Züge aufgedrückt hat, wenn Sie dieſen wehmüthigen Mund anſehen, werden Sie wohl glauben, daß dieſe Gliedmaßen und Lineamente dem roheſten Menſchen angehören? Verwundert und zweifelnd ſah der Jüngling den Arzt an. Ich weiß, was ich ſage, rief dieſer, durch die zweifelnde Miene ſeines Zuhörers beleidigt, die nöthige Vorſicht vergeſſend, und der Kranke ſchlug die blauen Augen auf, und zugleich ermunterten ſich die andern Schläfer. Nun, wie geht es heute, fragte der Arzt den Verwundeten; es thut mir leid, daß ich Ihre Ruhe geſtört habe.

Wunderbar, erwiederte der Verwundete mit tiefer, wohltönender Stimme, vor deren Klang aber der Arzt ein wenig zurückbebte, wunderbar hat Ihre Hülfe und die Ruhe der Nacht meine Schmerzen gelindert, und ich fühle, daß ich aufſtehen kann, ohne meine Kräfte anzuſtrengen. Erſt wollen wir Ihren Arm betrachten, ſagte der Arzt, dann wird es ſich zeigen, ob Sie aufſtehen können. Der Verband wurde abgenommen und der Arzt überzeugte ſich bald, daß der ſchlimme Anſchein am vorigen Abend ihn getäuſcht habe, der wahrſcheinlich daher entſtanden war, weil der junge

Mann ſeine Kräfte mehr angeſtrengt hatte, als die menſchliche Natur erlaubt, denn er hatte, ohne zu ruhen, ſeine Reiſe zwei Tage und zwei Nächte zu Pferde fortgeſetzt. Dadurch war die Wunde gereizt und das heftige Wundfieber erregt worden, auch mochte der ſchlechte Verband das Uebel vermehrt haben. Sie können aufſtehen, ſagte der Arzt gleichgültig, nachdem er den neuen Verband aufgelegt hatte. Es iſt gar keine Gefahr, daß Sie den Arm verlieren könnten, wie es mir geſtern ſchien, und man kann auch heute ein vernünftiges Wort, wie ein Mann zum Manne, mit Ihnen reden, ohne daß ein einſichtsvoller Arzt die Erſchütterung Ihrer Nerven zu ſehr befürchten muß.

Die Augen aller Anweſenden waren mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens auf den Arzt gerichtet, denn Niemand begriff, was auf dieſen Eingang folgen ſollte.

Ja, ja, meine Herren, ſagte dieſer, indem er mit Selbſtgefühl umherblickte, Sie ſehen mich an und Ihre Mienen drücken Verwunderung über meine Rede aus, aber Sie, mein junger verwundeter Herr, deſſen Name ich nicht die Ehre gehabt habe zu erfahren, obgleich wir nun zum zweiten Male bei einer merkwürdigen Gelegenheit zuſammentreffen, was wäre denn nun aus Ihnen geworden, Wer hätte hier Ihre Wunden verbinden ſollen, wenn Sie mich, wie Sie vor einigen Monaten beabſichtigten, zum Fenſter

hinaus geworfen hätten? Nach einem solchen Sturze hätte ich wahrscheinlich Niemandem mehr meine Hülfe angedeihen lassen können, und Falls ich mich auch vollkommen erholt hätte, so weiß ich doch nicht, ob meine Philosophie mich so stark gemacht haben würde, dem hülfreiche Hand bieten zu können, der seine Hände feindlich und gewaltthätig an mich gelegt hätte. Daß dieses Unglück vermieden ist, haben Sie nur dem Herrn Grafen zu verdanken.

Der Arzt hätte seine Rede noch viel länger fortsetzen können, denn alle Zuhörer waren so erstaunt, daß Niemand daran dachte, ihn zu unterbrechen. Als er endlich schwieg, trat der Graf Robert zu ihm und sagte, indem er ihm sanft die Hand auf die Schulter legte: Mein lieber Doktor, reden Sie im Fieber?

Keineswegs, erwiderte der Arzt, indem er sich der Berührung entzog. Der Kranke weiß auch recht gut, daß dem nicht so ist, denn seinem Gedächtnisse wird es nicht entschwunden sein, daß er hier mit seinen Heerschaaren anrückte und statt höflich, wie es dem Freunde ziemte, seinen Bedarf für Rosse und Männer zu fordern, das Schloß gewissermaßen mit Sturm zu nehmen dachte, und friedliche, wissenschaftlich gebildete Einwohner, die sich nicht Landesverräther wollten schelten lassen, zum Fenster hinaus zu werfen drohte.

Wie, rief der Kranke, indem er ſich erhob; ſo bin ich hier unter dem Dache des Franzoſenfreundes?

Sie ſind unter dem Dache des edelſten Mannes, meines Oheims, erwiederte Graf Robert mit Ernſt.

Wie iſt es denn? ſagte der verwundete Herr von Wertheim, dieſer Arzt ſpricht ja doch, als ob ich im Hauſe des Mannes wäre, von dem damals angezeigt wurde, daß er während des ganzen Krieges einen franzöſiſchen Offizier bei ſich habe, mit dem er in der größten Vertraulichkeit lebe.

Den habe ich hier, den franzöſiſchen Offizier, rief der Arzt mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, und Sie können ihn ſehen. Vollkommen habe ich ihn hergeſtellt, geſund und blühend kann ich ihn zeigen, und ſo gut kann es Ihnen auch werden, wenn Sie ſich vernünftig betragen.

Der Graf eilte den Arzt zu unterbrechen, deſſen ſteigende Hitze unangenehme Auftritte zu veranlaſſen drohte, wie er auch in ſeinem Eifer gänzlich vergaß, daß er den Kranken zu ſchonen habe. Dieſem theilte nun der beſonnenere Freund St. Juliens Verhältniſſe in dieſem Hauſe mit, und mäßigte die aufbrauſende Hitze des Arztes am Beſten dadurch, daß er, nachdem er den traurigen Zuſtand beſchrieben, in welchem der junge Franzoſe im Hauſe ſeines Oheims aufgenommen wurde, es rühmend anerkannte, daß er nur durch die Geſchick-

lichkeit des Arztes lebe und seiner Familie zurückgegeben werden könne.

Wenn dem so ist, erwiederte Herr von Wertheim, und wie könnte ich daran zweifeln, da ich von Ihnen, theurer Freund, die Aufklärung erhalte, so habe ich in thörichter Hitze Ihren Oheim sehr beleidigt; ja, ich gestehe, ich habe mich so vergessen, daß nur allein die Verzweiflung, die in meinem Herzen tobte, mich einigermaßen entschuldigen kann. Sie wissen es selbst, wo wir uns zeigten, gewahrten wir den Untergang unseres Vaterlandes. Feigheit und Verrath zerrissen das Herz unseres Königs und seiner Getreuen, und es ist begreiflich, daß die Verläumdung Eingang fand. Aus diesen Gründen, hoffe ich, wird mir Ihr Oheim vergeben, und Sie werden auch Ihren Freund, den Herrn Doktor, bewegen, mir seine Verzeihung zu bewilligen.

Als Christ, rief der leichtversöhnliche Arzt mit feierlicher Stimme, als Christ habe ich Ihnen längst vergeben; als Mensch verzeihe ich Ihnen jetzt und als Arzt, fügte er hinzu, indem er die Augen halb zudrückte und schalkhaft blinzelte, denke ich feurige Kohlen auf Ihr Haupt zu sammeln, und das wird mir nicht schwer werden, denn Ihre Verwundung wird mir nicht so viel Noth machen, wie die des armen St. Julien. Sie haben nur durch die Vernachlässigung so viel gelitten, aber er war in einem traurigen Zustande,

und ſtolz ſchlägt das Herz in meiner Bruſt, ſo oft ich ihn anſehe, denn ohne mich würde er längſt im Grabe ruhen und könnte alle die Poſſen nicht treiben, mit denen er uns beluſtigt, aber auch mich zuweilen ärgert.

Nachdem die Verſöhnung erfolgt war, frühſtückte der Arzt in beſter Freundſchaft mit den drei Herren und eilte dann ſeine Kranken zu beſuchen, ſo wie ſein dem Prediger gegebenes Verſprechen zu erfüllen und ihm zugleich das wunderbare Zuſammentreffen mit einem Manne zu vertrauen, deſſen feindſelige Geſinnung einſt ſeinem Leben Gefahr gedroht hatte; doch wollte er deſſen Verwundung, wie er es gelobt hatte, pflichtmäßig verſchweigen.

Als der Arzt die Freunde verlaſſen hatte, wurden alle Geſichter ernſter. Der Graf Robert erwartete die Mittheilung, die ihm gemacht werden ſollte, und ſeine Gäſte fühlten die Nothwendigkeit zu reden.

Sie ſehen uns hier bei Sich, theurer Freund, begann der Baron Lehndorf, in einem traurigen, ungewiſſen Zuſtande.

Laß mich reden, unterbrach der junge Wertheim den Sprechenden, die Erwähnung aller traurigen Umſtände, die berührt werden müſſen, würde Dich noch mehr als mich verletzen, wie ich Dein Gemüth kenne. Der Baron ſchien dem Freunde gern das Recht der Rede einzuräumen und lehnte ſich ſtill, mit bekümmerter Miene in den Seſſel zurück.

Es ist keine Schande, arm zu sein, begann der Herr von Wertheim, denn die zufälligen Gaben des Glücks bestimmen nicht den Werth des Menschen; deßhalb sage ich es ohne Erröthen, daß meine Jugend und Gesundheit mein einziges Vermögen waren, denn die sehr verschuldeten Güter meiner Familie sind schon mehrere Geschlechter hindurch das Erbe einer andern Linie, und meine Vorfahren hatten sich rühmlich, wenn auch nicht prächtig, durch Kriegsdienste und Staatsämter erhalten. Meinen Vater hatte ich früh verloren, und meine sehr kränkliche Mutter lebte mit meiner Schwester von einer kleinen Pension sehr beschränkt, so daß ich selbst zuweilen noch einen Theil meines mäßigen Gehaltes anwenden mußte, um ihren kümmerlichen Haushalt zu unterstützen. Mit meinem Freunde Lehndorf verband mich früh eine brüderliche Neigung, und die zunehmenden Jahre steigerten diese bis zur innigsten Freundschaft, die sich in jeder Stunde unseres Lebens treu bewies. Der junge Mann sprach diese Worte mit bewegter Stimme, indem er seinem Freunde die Hand reichte, und fuhr dann mit ruhigerem Tone fort: Lehndorf war in einer besseren Lage als ich. Er war allein, und ein kleines Erbe unterstützte ihn so lange, bis er hoffen durfte, eine Eskadron zu bekommen, er genoß also seine Jugend ohne drückende Sorgen. Es konnte bei unserer Vertraulichkeit nicht fehlen, daß er meine Schwester kennen lernte.

Ihre Jugend und Liebenswürdigkeit machten Eindruck auf das Herz meines Freundes, und sie schien eine Empfindung zu theilen, von der wir hofften, daß sie unser Lebensglück erhöhen würde. Es ward bestimmt, sobald Lehndorf eine Eskadron bekäme, daß alsdann der Segen der Kirche ein glückliches Paar vereinigen und mir den zum Bruder weihen sollte, den ich längst als solchen liebte. Von heftiger Bewegung ergriffen sprang der Baron Lehndorf von seinem Sitze auf und eilte einige Mal hastig durch das Zimmer. Nachdem er sich gesammelt hatte, fuhr sein Freund also fort: So standen die Sachen, als der Krieg ausbrach. Welche unglückliche Wendung er nahm, ist bekannt. Die Pension meiner Mutter wurde nicht ausgezahlt, und ich traf meine Familie in der größten Armuth, als ich mit meinem Freunde zurückkehrte, der durch den unglücklichen Frieden so wie ich verabschiedet war. Jetzt schienen alle Hoffnungen zertrümmert und wir hätten dem größten Elende erliegen müssen, wenn mein Freund nicht großmüthig den Rest seines kleinen Erbes mit uns getheilt hätte.

Lehndorf machte eine ungeduldige Bewegung. Warum willst Du mich zwingen zu verschweigen, rief sein Freund, was die Wahrheit zu bekennen fordert, und was ich Dir eben so einfach und treu geboten hätte, wie Du mir, wenn die Verhältnisse die umgekehrten gewesen wären? Zum Gra-

ſen gewendet fuhr er darauf fort: Das Liebesglück meines Freundes mußte verſchoben werden bis zu einer beſſeren Zeit, die wir alle nicht aufgeben konnten zu hoffen. Meine Schweſter gelobte die zärtlichſte Treue, und unſere Sorgen richteten ſich auf die nächſte Zukunft. Sie ſelbſt nahmen Theil an der innigen Verbindung deutſch geſinnter Freunde, und kennen die Verpflichtungen und den edeln Zweck unſerer Vereinigung. Alſo können Sie denken, daß wir nicht zögerten, als mir und meinem Freunde der Auftrag wurde, einige ehemalige Kameraden, die ſo wie wir verabſchiedet und in Unthätigkeit lebten, zu prüfen und wo möglich für unſeren edeln Zweck zu gewinnen. Wir eilten den Wunſch unſerer Brüder zu erfüllen und lebten daher nah an zwei Monate entfernt von unſeren Lieben. Ein feindliches Schickſal wollte, daß während dieſer Zeit ein franzöſiſches Regiment, welches bis jetzt zur Beſatzung gehört hatte, von einem anderen abgelöſt wurde, und daß der Obriſt des einrückenden ſeine Wohnung in dem Hauſe nahm, wo auch meine Mutter und Schweſter in ſtrenger Zurückgezogenheit ein Paar Zimmer im Hinterhauſe bewohnten. Der Obriſt hatte eine deutſche Frau, oder wenigſtens galt ſie dafür, denn ihre gemeinen Sitten haben mir Zweifel über die Art der Verbindung erregt, in welcher ſie mit dem Obriſten lebte. Dieſe ſuchte, unter dem Vorwande, daß ihr als einer Deutſchen der Um-

gang mit deutſchen Frauen ein Troſt ſei, die Bekanntſchaft meiner Mutter, und es gelang ihr durch manche kleine Dienſtleiſtungen leicht, eine ſchwache, kränkliche Frau für ſich zu gewinnen, ſo wie ſie die unerfahrene Jugend meiner Schweſter benutzte, um dieſe ganz in ihren Kreis hinüber zu ziehen. Als ich und mein Freund nach mühevollen, nur halb gelungenen Geſchäften zurückkehrten, und die kleine Wohnung betraten, wohin mich kindliches und brüderliches Gefühl, und meinen Freund die Sehnſucht einer innigen, treuen Liebe zog, überraſchte uns, da wir unvermuthet erſchienen, ein ſeltſamer Anblick. Meine Schweſter ſtand vor uns in reizender Blüthe der Jugend und Schönheit, geſchmückt mit allem Tand, den die Mode fordert, um auf einem Balle zu glänzen. Ein Schrei des Schreckens entfuhr dem unglücklichen Geſchöpf, ſo wie ſie uns erblickte, und meine ſchwache Mutter ſuchte ihre Verlegenheit zu überwinden, um die nöthige Auskunft zu geben; ſo erfuhren wir, ein Ball, den der Obriſt gebe, ſei die Veranlaſſung des feſtlichen Putzes. Die deutſche Frau des franzöſiſchen Kriegers habe die Einwilligung meiner Mutter erbeten, die ihrer armen einſamen Tochter doch auch nicht hartherzig jede Luſt des Lebens habe verweigern wollen. Und als ich fragte, Wer denn den Tand bezahlt habe, der meine Schweſter umflatterte, erfuhr ich, daß dieſer der Frau Obriſtin gehöre, die meine Schweſter ſo lieb gewonnen habe,

daß ſie Alles mit ihr zu theilen wünſche. Sie können wohl denken, wie tief ich die zehnfache ſchmähliche Erniedrigung empfand, daß meine entartete Schweſter bereit war, mit den Feinden ihres Vaterlandes im Tanze ſich zu vereinigen, gegen die ihr Bruder und ihr Bräutigam jeden-Augenblick mit Freuden gekämpft haben würden, auch den letzten Tropfen ihres Herzblutes nicht ſparend, um ſie von der Erde zu vertilgen, und daß die Tochter eines Edelmannes ſich nicht ſchämte, um dieß zu können, den nichtigen Putz aus den Händen derſelben Feinde zu empfangen, die ihr Vaterland zertreten und beraubt hatten, um nun mit dieſem Raube eine prahleriſche, entehrende Großmuth zu üben. Ich ſagte meiner Mutter und Schweſter alles, was mein empörtes Gemüth mir eingab, und nur meinem Freunde gelang es mich zu beſänftigen, indem er um Schonung für die Geliebte bat. Es verſteht ſich, daß aller Putz ſogleich zurückgeſendet werden mußte, und meine unvermuthete Ankunft diente als Entſchuldigung dafür, daß meine leichtſinnige Schweſter nicht auf dem Balle erſchien. Aber ich hatte die Kränkung zu erfahren, daß es nicht das erſte Mal war, daß meine Mutter und Schweſter ſich geneigt gezeigt hatten, ſolchen Einladungen zu folgen, und ich mußte erfahren, daß letztere auf früheren Bällen, ungeſtört durch einen mürriſchen Bruder, hatte glänzen und Beifall gewinnen können. Mit ſcheinbarer De-

muth hatte ſie meine heftigen Verweiſe hingenommen; ſie war blaß und ſtill. Ich verbot allen Umgang mit den Franzoſen auf's Strengſte und glaubte, daß mir pünktlich Folge geleiſtet werden würde. Gegen meinen Freund verhielt ſie ſich leidend und ließ ſich ſeine Zärtlichkeit eben nur gefallen, und er machte mir Vorwürfe, indem er behauptete, meine heftige Art zu tadeln habe einen tiefen, ſchmerzlichen Eindruck auf das zarte Gemüth meiner liebenswürdigen Schweſter gemacht. Auch die Mutter meinte, ſo gar groß könne das Verſehen nicht ſein, da ja ihre Tochter nicht die einzige deutſche Dame ſei, die auf den Bällen des Obriſten getanzt habe. Da ich Mutter und Schweſter nach wenigen Tagen wieder verlaſſen mußte, um noch unausgeführte Aufträge zum Beſten unſerer Verbindung zu beſorgen, ſo ließ ich mich, im Vorgefühle der nahen abermaligen Trennung, leichter verſöhnen, und der Friede in unſerer kleinen Familie war hergeſtellt. Als ich nach wenigen Tagen mit meinem Freunde von Neuem abreiſen mußte, forderte ich von meiner Schweſter das Verſprechen, ſich während unſerer Abweſenheit fern von den Feinden des Vaterlandes zu halten und keiner leichtſinnigen Luſt nachzugeben. Sie reichte mir ohne zu antworten die Hand, indem ihre Augen von Thränen überfloſſen. Ich hielt das für ein feierliches Verſprechen, und nachdem ich meiner Mutter meine Wünſche ernſtlich an's Herz gelegt, reiſte ich mit

meinem Freunde ruhig dahin, wohin unsere Bestimmung uns führte. Wir fühlten uns beide unbehaglich in der Ferne, mein Freund in dem Verlangen, das Gemüth meiner Schwester wieder völlig mit sich auszusöhnen, denn ihm schien es, als ob meine Strenge ihre Liebe zu ihm vermindert habe, und ich, weil ein dunkles Gefühl mir sagte, daß diese Schwester einer anderen Aufsicht, als der einer zu schwachen Mutter, bedürfe. Wir eilten also beide nach wenigen Wochen zurück, wenn auch mit manchen Sorgen im Herzen, doch ohne Ahnung des Jammers, der uns erwartete. Wir fanden die Mutter allein, verzweifelnd, dem Tode nah, die Schwester war verschwunden. Als unsere starre Verzweiflung so weit nachließ, daß wir nach den näheren Umständen fragen konnten, erfuhren wir, den Tag nach unserer Abreise habe der Bruder des Obristen ebenfalls die Stadt verlassen, um nach Paris und von dort zu einem Regimente an der spanischen Gränze zu gehen; in der folgenden Nacht sei meine Schwester verschwunden. Ein zurückgelassener Brief an die Mutter erklärte mit all den Redensarten, die jetzt so häufig gemißbraucht werden, sie sei durch eine unwiderstehliche Leidenschaft zu diesem Schritte gezwungen worden. Ein Kästchen, worin sie manche Kleinigkeiten aufhob, war vermuthlich im Drange dieser Leidenschaft vergessen worden, denn darin fanden sich mehrere Briefe, die den Gegenstand

ihrer Neigung bezeichneten, dem die Unglückliche das Glück des Lebens, die Ehre ihrer Familie und das Herz des edelsten Mannes geopfert hatte. Es war niemand anders als der Bruder des Obriſten, und einige deutſche Billets von der Hand der Frau oder Geliebten des Obriſten belehrten uns, daß ſie das Ganze geleitet hatte.

Mit dieſen Briefen in der Hand ließen wir uns beim Obriſten melden. Wir wollten von ihm den Weg erfahren, den ſein Bruder genommen, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen und die Unglückliche ihrem Verderben zu entreißen. Er wollte die Sache leicht franzöſiſch nehmen und gab ausweichende Antworten. Als mein Freund heftig und dringend wurde, ſagte er lachend, für ſo unritterlich und unbrüderlich würden wir ihn doch nicht halten, daß er ſelbſt uns ſeinem Bruder nachſenden würde, um ihm ſein Glück zu entreißen. Als ich mit Heftigkeit von der Genugthuung ſprach, die der erlittene Schimpf fordere, ſagte er kaltblütig, er ſei bereit, dieſe im Namen ſeines Bruders zu geben. Ich nahm ihn beim Worte und der nächſte Tag wurde zur blutigen Entſcheidung beſtimmt. Mein großmüthiger Freund ließ den kleinen Reſt ſeines Vermögens beinah ganz in den Händen der kranken, ihre Schwachheit zu ſpät bereuenden Mutter und ſehnte ſich ſtatt meiner, von der Kugel des Franzoſen zu ſterben. Ich beſtand auf meinem Recht, er

war mein Sekundant. Wir trafen am andern Morgen mit unserm Feinde zusammen; seine Kugel streifte mir den Arm und riß eine große Wunde hinein, ich aber traf meinen Gegner, wie wir glauben müssen, tödtlich, denn er blieb leblos in den Armen seines Sekundanten, der uns wohlmeinend zur Flucht antrieb, und mein Freund riß mich besinnungslos hinweg.

Herr von Wertheim schwieg. Tiefer Ernst lag auf der Stirn des Grafen, und Lehndorf bedeckte sein Gesicht mit der Hand, den Arm auf die Lehne des Sessels stützend. Nach kurzem Schweigen fuhr Wertheim fort: Alle unsere Handlungen nach der Flucht meiner Schwester waren in schmerzlicher Verzweiflung rasch auf einander gefolgt und Keiner hatte an einen bestimmten Plan verständig denken können. Wir fanden uns also auf der Landstraße mit sehr wenigem Gelde und den Kleidern, die wir an uns trugen. Wir spornten unsere Pferde an und wußten nicht wohin. So geriethen wir zufällig in ein Dorf und erfuhren, daß es zu Ihren Gütern gehöre und daß wir dem Herrenhause ganz nahe wären. Ich blieb in der Schenke, während Lehndorf einen kurzen Besuch bei Ihrer Mutter machte, um nach Ihnen zu fragen. Hier erfuhr er Ihren Aufenthalt und dieß gab unserer Flucht eine bestimmte Richtung. Ich war schlecht verbunden, aber wir eilten dessenungeachtet

vorwärts, ohne weder uns, noch unſeren Pferden die nöthige Ruhe zu gewähren, und dieſe erlagen der Anſtrengung. Zwei Stunden von hier mußten wir ſie zurücklaſſen, und ich machte, obwohl zum Tode ermattet, trotz meiner Schwäche, den Reſt des Weges mit meinem Freunde zu Fuß, und ſo kamen wir geſtern bei Ihnen an, mit dem Plane, nach einiger Ruhe, dem Rathe und dem Troſte eines Freundes gemäß, uns zu dem Korps von Schill zu begeben, um, wenn er uns nicht anders brauchen kann, als Gemeine unter ihm zu dienen, denn in dieſem geht dem Vaterlande eine neue Sonne auf, und ich hoffe, wir werden Großes durch ihn erleben.

XIV.

Wertheim ſchwieg, und der Graf Robert ſagte: Sie zweifeln wohl keinen Augenblick daran, daß ich alles aufbieten werde, was in meinen Kräften ſteht, um Ihre Pläne zu befördern, aber ich glaube, lieber Wertheim, Sie werden einige Tage ruhen müſſen, ehe Sie daran denken können, weiter zu reiſen, und dieß erfüllt mich mit Sorgen, denn wenn der Obriſt wirklich geblieben iſt, ſo muß man Verfolgung befürchten, und wie leicht können Sie hier entdeckt werden.

Im Grunde, ſagte Wertheim finſter, liegt mir wenig am Leben, und mein Freund Lehndorf iſt geſund. Schaf-

sen Sie ihm also die Mittel fortzukommen, damit mir wenigstens der Trost bleibt, wenn ich untergehen muß, daß er lebt, um vielleicht in der Zukunft an der Rache Theil zu nehmen und den Feind bestrafen zu helfen, der uns, nachdem er unser Vaterland in den Staub getreten, unsere Ehre gekränkt hat, durch seine Satelliten unsere Bräute und Schwestern rauben und, so wie die öffentliche Ehre verletzt ist, auch die Familienehre mit Hohnlachen zu Grunde richten läßt.

Der Baron Lehndorf erklärte sich bestimmt, daß er den Freund nicht verlassen würde, und der Graf bat den Verwundeten, es zu erlauben, daß er seinem Oheim die Geschichte seines Unglücks mittheile, da ja doch nur durch ihn in seinem Hause kräftiger Beistand zu erlangen sei. Nur schwer ließ sich Wertheim überreden, seine Einwilligung zu dieser Mittheilung zu gewähren, denn sein von Natur heftiges und durch das öffentliche sowohl, als sein eignes Unglück erbitterte Gemüth war schwer von einmal empfangenen Eindrücken zu heilen, und was auch der Graf Robert sagen mochte, er schwieg düster dazu, und verlor den Verdacht und Widerwillen gegen den Oheim seines Freundes nicht ganz. Endlich überstimmt und überredet, mußte er die verlangte Einwilligung geben, und Graf Robert begab

ſich zu ſeinem Oheim, um das Beſte ſeines düſtern, ungeſtümen Freundes zu berathen.

Der Graf beklagte den jungen Mann und war um ſo mehr zur Hülfe bereit, da er dem Staate einen kräftigen Krieger zu erhalten wünſchte. Doch entſchied er dahin, daß jede Maßregel aufgeſchoben werden müſſe, bis der Arzt zurück ſei, um ſeine Meinung zu hören, wie bald der Verwundete ſich neuen Anſtrengungen unterwerfen könne. Es ward alſo beſchloſſen, um jede Neugierde der Bedienten zu unterdrücken, die bei etwaigen Nachforſchungen nachtheilig werden könnte, zu verbreiten, der junge Mann ſei durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt worden und müſſe ſich hier im Hauſe etwas erholen, ehe er weiter nach Warſchau reiſen könne, wie ſeine Abſicht ſei; und um allen Schein des Geheimniſſes zu vermeiden, ſollten die beiden Fremden der Familie des Grafen vorgeſtellt werden und in dieſem Kreiſe ſcheinbar gleichgültig leben, bis der Arzt die Abreiſe erlauben würde. Der Graf Robert hatte es Anfangs zu erwähnen vermieden, daß der Herr von Wertheim derſelbe ſei, durch deſſen ungeſtüme Hitze ſein Oheim ſchon ein Mal war beleidigt worden. Er wollte erſt die Unterſtützung deſſelben für den jungen Mann in Anſpruch nehmen und ihm dann deſſen aus Vaterlandsliebe entſtandenen Mißgriff bekennen. Im Eifer des Geſprächs aber vergaß er dieſen

Vorsatz und hatte seinen Oheim verlassen, ohne ihm diesen Umstand zu vertrauen.

Zu seinem Freunde zurückgekehrt, fand er bei diesem den größten Widerwillen sich zu fügen, denn auf der einen Seite hielt ihn Scham und Verlegenheit zurück, sich einer Familie zu zeigen, bei der sein erstes Auftreten keinen vortheilhaften Eindruck konnte zurückgelassen haben, und dann war sein Mißtrauen gegen den Grafen, welches er freilich dem Verwandten desselben nicht zeigen durfte, keineswegs gehoben. Endlich mußte er einsehen, daß er, da sein böses Schicksal ihn zwang, gerade in diesem Hause Gastfreundschaft zu empfangen, wenigstens jetzt die Höflichkeit üben müßte, die sowohl die Sitte, als seine eigene Sicherheit forderte. Er ließ es also geschehen, daß der Graf Robert sowohl ihn, als seinen Freund Lehndorf mit Wäsche und Kleidern anständig versorgte, woran bei ihrer übereilten Flucht Keiner gedacht hatte, um dem Grafen und seiner Familie vorgestellt werden zu können. Als sie den Saal in dieser Absicht betraten, fiel es dem jungen Grafen ein, daß er es vergessen habe, seinen Oheim darauf vorzubereiten, daß er in der Person des Herrn von Wertheim keinen Unbekannten begrüßen würde, und er befürchtete unangenehme Folgen dieser Vergeßlichkeit.

Es war nicht zu verkennen, daß ein Schatten von Un-

muth über das Geſicht des Grafen flog, als ſein Blick dem des ihm vorgeſtellten Verwundeten begegnete. Die leiſe Hoffnung, daß er ihn nicht wieder erkennen würde, verließ den jungen Mann, Verlegenheit und Scham färbten ſein Geſicht mit dunkler Röthe, und drohten ihn aller Faſſung zu berauben.

Der Graf hatte bald das in ihm aufſteigende Gefühl beſiegt und ſagte höflich, wenn auch mit einiger Kälte: Da ich das Vergnügen habe, Herr von Wertheim, Sie bei mir zu ſehen, ſo muß ich glauben, daß Sie Ihre Anſichten über mich, die Sie bei unſerm erſten Zuſammentreffen ſo unverholen äußerten, geändert haben, und dieſe ſtillſchweigende Erklärung iſt mir im gegenwärtigen Augenblicke genügend, um jedes Mißverſtändniß zwiſchen uns aufzuheben. Der junge Mann wollte antworten, aber er ſtrebte vergeblich danach, Worte zu finden, ſo daß der Graf, mit ſeiner Verlegenheit Mitleid fühlend, ihn, ohne weitere Antwort zu erwarten, mit ſeinem Freunde den Damen vorſtellte.

Der Gräfin gegenüber, war der Zuſtand des jungen Mannes ebenfalls peinlich, denn die Erinnerung ſtieg in ihm auf, wie er dieſelben Frauen damals im Saale getroffen und ſie keines Grußes, kaum eines Blickes werth gehalten habe, als er im Schmerz über das öffentliche Unglück mit zu großer Rohheit den Grafen als Landesverräther behan-

Vorsatz und hatte seinen Oheim verlassen, ohne ihm diesen Umstand zu vertrauen.

Zu seinem Freunde zurückgekehrt, fand er bei diesem den größten Widerwillen sich zu fügen, denn auf der einen Seite hielt ihn Scham und Verlegenheit zurück, sich einer Familie zu zeigen, bei der sein erstes Auftreten keinen vortheilhaften Eindruck konnte zurückgelassen haben, und dann war sein Mißtrauen gegen den Grafen, welches er freilich dem Verwandten desselben nicht zeigen durfte, keineswegs gehoben. Endlich mußte er einsehen, daß er, da sein böses Schicksal ihn zwang, gerade in diesem Hause Gastfreundschaft zu empfangen, wenigstens jetzt die Höflichkeit üben müßte, die sowohl die Sitte, als seine eigene Sicherheit forderte. Er ließ es also geschehen, daß der Graf Robert sowohl ihn, als seinen Freund Lehndorf mit Wäsche und Kleidern anständig versorgte, woran bei ihrer übereilten Flucht Keiner gedacht hatte, um dem Grafen und seiner Familie vorgestellt werden zu können. Als sie den Saal in dieser Absicht betraten, fiel es dem jungen Grafen ein, daß er es vergessen habe, seinen Oheim darauf vorzubereiten, daß er in der Person des Herrn von Wertheim keinen Unbekannten begrüßen würde, und er befürchtete unangenehme Folgen dieser Vergeßlichkeit.

Es war nicht zu verkennen, daß ein Schatten von Un-

muth über das Geſicht des Grafen flog, als ſein Blick dem des ihm vorgeſtellten Verwundeten begegnete. Die leiſe Hoffnung, daß er ihn nicht wieder erkennen würde, verließ den jungen Mann, Verlegenheit und Scham färbten ſein Geſicht mit dunkler Röthe, und drohten ihn aller Faſſung zu berauben.

Der Graf hatte bald das in ihm aufſteigende Gefühl beſiegt und ſagte höflich, wenn auch mit einiger Kälte: Da ich das Vergnügen habe, Herr von Wertheim, Sie bei mir zu ſehen, ſo muß ich glauben, daß Sie Ihre Anſichten über mich, die Sie bei unſerem erſten Zuſammentreffen ſo unverhohlen äußerten, geändert haben, und dieſe ſtillſchweigende Erklärung iſt mir im gegenwärtigen Augenblicke genügend, um jedes Mißverſtändniß zwiſchen uns aufzuheben. Der junge Mann wollte antworten, aber er ſtrebte vergeblich danach, Worte zu finden, ſo daß der Graf, mit ſeiner Verlegenheit Mitleid fühlend, ihn, ohne weitere Antwort zu erwarten, mit ſeinem Freunde den Damen vorſtellte.

Der Gräfin gegenüber, war der Zuſtand des jungen Mannes ebenfalls peinlich, denn die Erinnerung ſtieg in ihm auf, wie er dieſelben Frauen damals im Saale getroffen und ſie keines Grußes, kaum eines Blickes werth gehalten habe, als er im Schmerz über das öffentliche Unglück mit zu großer Rohheit den Grafen als Landesverräther behan-

delte. Er kennte alſo nur mit Mühe auf die Theilnahme, die ihm die Gräfin über ſeinen Unfall bezeigte, einige höfliche Worte antworten und war froh, als ſich der Obriſt Thalheim, der ſich ebenfalls in der Geſellſchaft befand, ſeiner bemächtigte und ihn in ein Geſpräch über die letzten Gefechte, über die beinah gänzliche Auflöſung der preußiſchen Armee und über den Druck der Franzoſen verwickelte.

Der Arzt war von ſeinen Krankenbeſuchen zurückgekommen und man begab ſich zur Tafel; aber die Stimmung war nicht ſo unbefangen, wie gewöhnlich. Die neuen Gäſte nahmen nur mit Zurückhaltung an den Geſprächen Theil, und des Grafen Höflichkeit war förmlicher und kälter, als man es an ihm gewohnt war. St. Julien hatte ſich mit unbefangener Heiterkeit der Geſellſchaft angeſchloſſen, aber die beiden Freunde des jungen Grafen würden es wie einen Verrath an ihrer heiligen Sache betrachtet haben, wenn ſie den Scherz eines Franzoſen belächelt hätten, wenn auch ihr Herz nicht von ſo friſchen Wunden geblutet hätte, wie dieß nach der Entführung der Schweſter und Braut der Fall war. Es zog ſich alſo bald nach aufgehobener Tafel Jedermann zurück, und der Graf erkundigte ſich bei dem Arzte, ob er es für möglich halte, daß der junge Wertheim ſeine beabſichtigte Reiſe fortſetze.

Da der Arzt ſah, daß der Graf im Geheimniß ſei, ſo

geſtand er offen, der junge Mann müſſe wenigſtens zwei Tage ruhen, wenn die Wunde ſich nicht auf's Neue heftig entzünden ſolle, in welchem Falle der Kranke in Gefahr ſei, den Arm zu verlieren. Der Graf richtete ſeinen Plan demgemäß ein und ließ ſeinen Vetter zu ſich bitten. Es wurde nun beſchloſſen, daß der junge Guſtav noch dieſen Nachmittag mit einem leichten Jagdwagen und zwei guten Pferden aus dem Stalle des Grafen unter dem Vorwande abreiſen ſolle, daß der Graf Robert dieſe leichte Equipage als ein Geſchenk für ſeine Schweſtern nach ſeinem Gute ſende. Der junge Menſch ſollte aber ſtatt dorthin zwei Poſtſtationen nach Warſchau machen und dort in einer Schenke die Ankunft der Reiſenden erwarten, denen er Wagen und Pferde zu ihrem Fortkommen zu überlaſſen habe. Er ſelbſt ſolle denn ein Reitpferd einhandeln und damit zurückkehren. Die Reiſenden ſollten öffentlich auf dem Wege nach Warſchau von Schloß Hohenthal abreiſen und von der bezeichneten Station ab ihren Weg nach Berlin, oder wohin ſie ſonſt wollten, richten, und man hoffte durch dieſe Einrichtung ſowohl die Verfolger irre zu führen, als auch den Verdacht des Beiſtandes und der Mitwiſſenſchaft von den Bewohnern von Hohenthal abzulenken. Der Graf Robert theilte ſeinen Freunden den entworfenen Plan mit, die, damit zufrieden, dankbar die Fürſorge des Freundes erkannten, nur hätten

sie gewünscht, sogleich abreisen zu können; die Verzögerung zweier Tage schien ihnen peinvoll. Der Graf Robert bat den jungen Gustav in Gegenwart seiner Gäste um die Gefälligkeit, diesen Auftrag zu übernehmen, weil es unmöglich sei, sich in einer so ernsthaften Sache jemandem zu vertrauen, auf dessen Verschwiegenheit man nicht mit Sicherheit rechnen könne. Der Jüngling bemerkte mit Dankbarkeit das Bestreben seines beschützenden Freundes, eine falsche Meinung seiner Gäste über ihn von ihm abzuwenden, und als er bereitwillig den Auftrag seines Freundes zu vollziehen versprach, überhäufte ihn dieser mit Danksagungen, in die der Verwundete sowohl, als der Baron Lehndorf herzlich einstimmten, und der Jüngling trat nach dem verabredeten Plan sogleich die Reise an.

Mit schmerzlichen Empfindungen hatte sich der junge Werthheim aus dem Gesellschaftssaale der Gräfin zurückgezogen. Er fühlte grollend die Kälte, mit welcher der Herr des Hauses ihn behandelte, und konnte sie doch innerlich nicht tadeln, denn mit Beschämung mußte er sich gestehen, daß sein früheres Betragen ihn nicht berechtigte, eine liebevolle Aufnahme zu fordern, und indem er gezwungen war, unter so drückenden Verhältnissen Hülfsleistungen in diesem Hause zu empfangen, die vielleicht sein Leben erretteten, betrachtete er St. Julien mit Unmuth und bemühte sich ge-

wiſſermaßen, einen Verdacht gegen den Grafen in ſeiner Seele feſt zu halten, um ſich nur nicht ſein Unrecht in ſeiner ganzen Größe eingeſtehen zu müſſen. Traurig blickte er alſo auf den zierlichen Wagen, auf die ſchönen muthigen Pferde nieder, mit denen eben der Jüngling Guſtav abreiſte, zum Abſchiede noch freundlich hinauf grüßend, worauf ihm Graf Robert noch mit zärtlicher Beſorgniß Warnungen zurief, die der junge Menſch lächelnd beantwortete, indem er aus dem zierlichen Kabriolet mit ſicherer Hand die edeln Roſſe lenkte und wie im Fluge den Hof verließ.

Trübe ſchlichen die Stunden vorüber, der Herbſt war ſchon weit vorgerückt, feuchte Nebel ſenkten ſich hernieder und die Natur bot dem bekümmerten Gemüthe keinen Troſt, ſo daß nur geſellige Vereinigung Aufheiterung gewähren konnte. St. Julien kam, um die Freunde zu einer ſolchen Vereinigung einzuladen. Er machte dem Grafen Robert Vorwürfe, daß er den jungen Guſtav hatte abreiſen laſſen. Wir werden uns außerdem bald genug trennen müſſen, ſagte er, Du hätteſt doch gewiß einen andern finden können, der Deine Aufträge zu erfüllen im Stande wäre. Auch die Damen ſind böſe, daß Du unſern lieben Kapellmeiſter entfernt haſt, und es wird ohne ihn ſchlecht mit der Muſik gehen, und Du, nimm es nicht übel, Du bedarfſt ihn am meiſten. Er kehrt ja in wenigen Tagen wieder, ſagte der Graf lächelnd.

Lieber Freund, erwiederte St. Julien ernſthaft, wenn man nur noch wenige Wochen zu leben hat, dann ſind einige Tage viel. Du weißt, wir müſſen uns bald trennen, und Gott weiß, wohin dann mich das Schickſal führt. Es ſcheinen ſich neue Gewitter im Süden zuſammen zu ziehen, und mir blutet das Herz, wenn ich denke, daß wir, die wir hier ſo glückliche Tage mit einander leben, uns nun trennen und vielleicht niemals wiederſehen, denn wer kann mit Beſtimmtheit wiſſen, ob ich aus den Kämpfen, die ſich zu entwickeln drohen, lebend wiederkehre.

Der Graf Robert drückte ſchweigend die Hand des jungen Mannes, indem er liebevoll in die dunkeln Augen blickte, die mit Zärtlichkeit auf ihn gerichtet waren, und der junge Wertheim ſagte in der übereilten Hoffnung, daß ſich vielleicht ein Krieger von Napoleons Sache abtrünnig machen ließe: Wenn Sie Ihre deutſchen Freunde ſo lieben, wie Ihre Worte zeigen, warum verlaſſen Sie denn nicht die Sache des Weltunterdrückers und erſparen Sich einen Schmerz, den ich natürlich finde, und die ſpäte Reue, zum Verderben der Welt mitgewirkt zu haben?

Beleidigt blickte St. Julien auf, doch die Flamme des Zornes verſchwand, als ſein Auge auf das bleiche Geſicht des Verwundeten ſich richtete, und er erwiederte lächelnd: Es wäre unpaſſend, wenn ich in dieſem Augenblicke Gewicht

auf den Ruhm legen wollte, der die franzöſiſchen Waffen umgiebt, und der allein hinreichend wäre, Frankreichs Krieger an ihren großen Feldherrn zu feſſeln; aber ich frage Sie, Herr von Wertheim, wenn ich ſo glücklich wäre, von Ihnen ſehr geliebt zu werden, ob Sie in dieſer Neigung, wie mächtig ſie auch wäre, einen Grund finden könnten, Ihren König, Ihr Vaterland, Ihre Sache zu verlaſſen, wenn ſich alle Braven um Ihre Fahnen ſammeln? Auch denken meine deutſchen Freunde zu gut von mir, fuhr er etwas empfindlich fort, als daß ſie einen ſolchen Schritt je auch nur für möglich gehalten hätten.

Ein allgemeines Schweigen folgte auf dieſe Worte, die nicht dazu dienten die Gemüther einander zu nähern, und der Graf Robert erinnerte endlich, daß es Zeit ſei, ſich in den Saal zu begeben, wohin ihn alle drei Freunde etwas mißmüthig begleiteten. Die Hausgenoſſen waren ſchon verſammelt, und man nahm um ſo lieber zur Muſik ſeine Zuflucht, da ſich ein heiteres Geſpräch dieſen Abend nicht wollte durchführen laſſen, weil Keiner recht mit ſich und dem Andern zufrieden war.

Während des erſten Quartetts trat der Prediger ziemlich geräuſchvoll in den Saal, und man ſah es ihm an, daß er mit Ueberwindung den Schluß der Muſik erwartete, weil er etwas auf dem Herzen hatte, das ihm wichtiger als alle

Musik der Welt schien, und sein Bestreben, sich dem Grafen zu nähern, war so auffallend, daß selbst Emilie während des Gesanges sich dadurch gestört fühlte und dem Ende zueilte, ohne wie sonst mit innerer Lust alle Kunst des Vortrages zu entfalten und ihr Gefühl in Tönen sich wiegen zu lassen.

Man hatte auch kaum geendigt, als die auffordernde Miene des Geistlichen den Grafen nöthigte aufzustehen und sich ihm zu nähern, worauf dieser ein scheinbar gleichgültiges Gespräch anknüpfte, indem er mit dem Grafen durch den Saal ging und dann, wie er glaubte, unbemerkt ihn hinweg nach einem entlegenen Zimmer führte. Als sie dieß erreicht hatten, ging der Prediger einige Mal auf und nieder, und der Graf brach endlich das Schweigen, indem er sagte: Sie haben vermuthlich etwas zu berichten, das nicht angenehmer Natur ist, denn sonst würden Sie, Herr Prediger, nicht so lange mit der Mittheilung zögern.

Wenigstens sonderbar ist es, erwiederte der Geistliche, und ich befürchte, Sie werden von mir glauben, daß ich mich in Ihre Familienangelegenheiten einzumischen suche, und doch konnte ich es, vermöge meines Amtes, nicht ablehnen, da ich ersucht wurde, meine Kräfte anzuwenden, um Frieden zu stiften und wo möglich zu vereinigen, was so lange schon unnatürlich entzweit ist.

Wie verſtehe ich das? fragte der Graf mit finſtrer Stirn.

Ich will es zugeben, ſagte der Geiſtliche mit ſo mildem Tone, wie er ihn nur von ſeiner ſcharfen Stimme erzwingen konnte, daß der Bruder Ihrer Frau Gemahlin Unrecht gegen ſeine Schweſter geübt hat. Er geſteht dieß ſelbſt ein mit herzlicher Reue, aber ſollen deßhalb Geſchwiſter einander ewig zürnen? Beten wir nicht täglich: Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben. Und ſoll dieß ein leeres Wort bleiben, bei dem unſere Herzen nichts empfinden?

Laſſen wir das, Herr Prediger, ſagte der Graf kurz und finſter; ich bitte Sie, dieſe Seite nie mehr zu berühren.

Der Graf wollte nach dieſen Worten zur Geſellſchaft zurückkehren, der Prediger aber hielt ihn zurück, und indem er den Ton des Seelſorgers fallen ließ, ſagte er im Tone des Geſchäftsfecundes: Gönnen Sie mir noch einen Augenblick, ich habe meine Pflicht gethan, indem ich die Verſöhnung der Geſchwiſter verſuchte, worauf ich nie gekommen wäre, wenn ich nicht den beſtimmten Auftrag dazu hätte.

Und Wer, fragte der Graf, miſcht ſich in meine Familienangelegenheiten? Wer kann Ihnen einen ſolchen Auftrag gegeben haben?

Wer anders, erwiederte der Pfarrer lächelnd, als der, dem die Verſöhnung am Meiſten am Herzen liegt.

Wie, rief der Graf mit Erſtaunen, der Baron Schlebach?

Ihr Herr Schwager, ja, verſetzte der Pfarrer mit ſchlauem Lächeln.

Niemals, erwiederte der Graf mit Heftigkeit, darf er auch nur die leiſeſte Annäherung erwarten; und ich kann die Hartnäckigkeit, mit der er darauf beſteht, nicht achten. Ich bitte Sie, ihm dieß ſo deutlich zu machen, daß er es einſehen muß. Wählen Sie dazu Worte, welche Sie wollen, nur befreien Sie mich und ſeine arme Schweſter von einer Zudringlichkeit, die für uns unerträglich iſt.

Hören Sie mich, ſagte ernſthaft der Geiſtliche, den die große Heftigkeit des Grafen in Verwunderung ſetzte. Es iſt ganz unmöglich, daß Sie den Baron Schlebach nicht ſprechen; Sie würden dadurch Auftritte veranlaſſen, die Ihnen, wie ich Sie kenne, im höchſten Grade widrig ſein würden.

Wie kommen Sie mit dieſem Menſchen in Verbindung? ſagte der Graf noch immer ſehr entrüſtet. Ohne mein Zuthun, erwiederte der Pfarrer. Der alte Lorenz brachte ihn heute zu mir, indem er zu mir mit ſeiner gewöhnlichen Heuchelei ſagte, da ich von Gott dazu beſtimmt ſei, die Irrenden auf den rechten Weg zu leiten, ſo habe er dem Herrn Baron gerathen, ſich an mich zu wenden, damit er den Frieden ſeiner Seele wieder gewänne und in Eintracht mit ſeiner Familie leben könne, denn ihm nage es das Herz ab,

wenn er ſehen müſſe, wie ſeinen verehrten Freund, den Herrn Baron, der Kummer darüber verzehre, daß ſich diejenigen, die Gott ihm ſo nahe geſtellt habe, ſo fern von ihm hielten. Der Baron ſprach weniger von Gott zu mir, ſondern ſagte mir bloß, Herr Lorenz habe ihm verſichert, daß ich der Freund Ihres Hauſes ſei, und da mein Amt es mir zur Pflicht mache, die Gemüther der Menſchen zu verſöhnen, ſo werde ich, wie er hoffe, gewiß auf das Bereitwilligſte ihm eine Unterredung mit Ihnen auszuwirken ſuchen, die vielleicht eine Verſöhnung zwiſchen lang getrennten Geſchwiſtern herbeiführen könne, um ſo mehr, da er bereit ſei, jedes Unrecht gegen ſeine Schweſter einzugeſtehen und ſie deßhalb um Verzeihung zu bitten. Dieß alles wurde ſehr höflich geſagt, aber er fügte hinzu: Sagen Sie meinem Schwager, daß ich ihn durchaus ſprechen muß, und wenn er eine Unterredung, die ich, wie Sie ſelbſt ſehen, mit Vorſicht einleite, nicht bewilligen will, ſo bin ich entſchloſſen, nach Schloß Hohenthal zu gehen, um ihn aufzuſuchen, und er kann meinen Anblick nur dann vermeiden, wenn er den nächſten Verwandten ſeiner Gemahlin mit Gewalt von ſeiner Schwelle treiben läßt.

Was kann der Menſch von mir wollen? rief der Graf entrüſtet, welch neues Unglück will er durch ſeine Gegenwart hervorrufen?

Bewilligen Sie ihm die Unterredung, sagte der Pfarrer besänftigend. Ich habe ihn gebeten die Nacht bei mir zu bleiben, dann kann er morgen früh hieher kommen, und Sie sprechen ihn erst allein und bestimmen, ob er sich Ihrer Frau Gemahlin nähern soll.

Hieher nicht, rief der Graf noch immer sehr aufgeregt, hieher darf er nicht kommen, die Gräfin darf ihn nicht in ihrer Nähe ahnen. Der unglückliche Frevler, er kennt nicht einmal den Umfang seiner Schuld. Der Graf schwieg plötzlich, denn mitten in seiner Leidenschaftlichkeit bemerkte er den aufmerksam lauernden Blick des Predigers, der zu erwarten schien, daß im Drang verschiedener schmerzlichen Empfindungen der Graf jede Zurückhaltung aufgeben und ihm die Quelle der Leiden zeigen würde, die er oftmals in einer Familie wahrgenommen hatte, die von außen so glücklich schien.

Ein kurzes Schweigen war entstanden. Endlich sagte der Geistliche, ein wenig über die getäuschte Hoffnung verstimmt: So sprechen Sie ihn bei mir, wenn Sie ihn hier nicht sehen wollen, denn, glauben Sie mir, sprechen müssen Sie ihn durchaus, wenn nicht ärgerliche Auftritte entstehen sollen.

Nach einigem Nachdenken sagte der Graf mit ruhiger Fassung: Ich nehme dankbar Ihr Anerbieten an und bitte Sie die Sache so zu leiten, daß der Gräfin die Nähe ihres Bruders wo möglich verschwiegen bleibt. Auch ich hätte gern

ein Zuſammentreffen vermieden, das nicht erfreulich ſein kann; indeß auch ſolche Dinge gehören zu den Bürden des Lebens, die ein Mann muß ertragen können.

Der Prediger gelobte von ſeiner Seite Verſchwiegenheit, doch bemerkte er gegen den Grafen, daß der Baron mit dem alten Lorenz gekommen ſei, der um ſo weniger eine Zuſammenkunft, die er eingeleitet habe, verſchweigen würde, wenn er wüßte, daß man dieß wünſche. Der Graf gab ihm Recht, und Beide wunderten ſich darüber, daß der Baron mit dem Alten in einer Vertraulichkeit lebe, die unziemlich genannt werden konnte, da ihn nur niedrige Gründe beſtimmt haben konnten, ſich einem Trunkenbolde vertraulich zu nähern, von dem er durch Erziehung und Bildung und Gründe aller Art entfernt gehalten werden ſollte.

Der Graf kehrte jetzt mit dem Prediger ſcheinbar ruhig zu der Geſellſchaft zurück und ſagte, indem er dem ängſtlichen Blicke der Gräfin begegnete, mit heiterem Lächeln: Der Herr Prediger hatte mir Mancherlei über die Gemeinde mitzutheilen; aber nicht wahr? ſetzte er hinzu, indem er ihm die Hand bot, wir werden gemeinſchaftlich alle Uebel abwenden. Gewiß, antwortete der Pfarrer lächelnd, das Schwerſte haben Sie ja ſchon gethan.

Die Gräfin, die durch die lange Abweſenheit ihres Gemahls und des Predigers beunruhigt worden war, glaubte

nach diesem heiteren, gleichgültigen Gespräch, daß nichts Bedeutendes vorgefallen sein könnte, und wollte sich der Unterhaltung wieder hingeben, aber es war diesen Abend kein Leben in die Gesellschaft zu bringen. Der Graf war innerlich mit der Unterredung beschäftigt, die am folgenden Tage Statt finden sollte. Die Gäste des Grafen Robert waren, von Kummer und Mißtrauen gedrückt, zu keiner harmlosen Theilnahme an der Unterhaltung zu bewegen, so daß man zuletzt zu den Karten seine Zuflucht nahm, womit der Prediger besonders zufrieden war.

Da der Baron Lehndorf, sein Freund Wertheim und der Prediger die Partbie des Obristen Thalheim machten, so redete der Pfarrer den Verwundeten oftmals an und nöthigte ihn die verabredete kleine Fabel zu wiederholen, daß er nämlich mit dem Pferde gestürzt sei und sich den Arm beschädigt habe, welcher Unfall ihn genöthigt, das Vorwort seines Freundes zu benutzen, um die Gastfreundschaft hier in Anspruch zu nehmen, wo er zugleich so glücklich gewesen sei, den Beistand des Herrn Doktors für seinen Arm benutzen zu können. Und davon haben Sie mir nichts gesagt, sagte der Prediger, indem er einen scharfen Blick auf den Arzt richtete, der dem Spiele zusah. Der überraschte Freund wurde roth und sprang einen Schritt zurück, drückte dann die Augen zu und sagte, vor Verlegenheit blinzelnd: Es ist

eine unbedeutende Beschädigung, es war nicht der Mühe werth darüber zu sprechen.

Der Prediger erwiederte nichts weiter, richtete aber noch einige gleichgültige Fragen über das französische Militair an den Baron Lehndorf und seinen Freund, und spielte ruhig seine Parthie zu Ende. Nach dem Abendessen nahm er den Arzt am Arme und schlug ihm vor, noch eine Pfeife Tabak in seinem Zimmer zu rauchen, welches dieser nicht ablehnen konnte, und so trennte sich die Gesellschaft, weil ein Jeder sich danach sehnte, sich seinen Gedanken ungestört überlassen zu können.

Nachdem der Prediger im Zimmer des Arztes mit grosser Gelassenheit seine Pfeife in Ordnung gebracht, gestopft und angezündet hatte, lud er seinen Freund ein, seinem Beispiel zu folgen, woran dieser noch nicht gedacht hatte, denn ihm war heute die Aussicht, daß der Geistliche noch lange könne bei ihm verweilen wollen, nicht angenehm, weil er sich gern losmachen und seine Pflicht erfüllen wollte; denn die Wunde des Herrn von Wertheim mußte noch verbunden werden, und er wollte den jungen Mann nur ungern noch länger die Ruhe der Nacht entbehren lassen.

Also, fing der Prediger das Gespräch an, den Rauch aus seiner Pfeife in die Höhe blasend, der Herr von Wert-

heim ist mit dem Pferde gestürzt und dadurch ist er verwundet worden?

Unbedeutend, erwiederte der Arzt, er wird bald hergestellt sein und seine Reise fortsetzen können.

Und nach Warschau will er? fragte der Prediger weiter.

So höre ich, sagte sein ängstlich werdender Freund.

Lieber Doktor Lindbrecht, erwiederte hierauf der Geistliche lächelnd, Sie haben durchaus kein Talent zum Lügen. Das müssen Sie besser lernen, wenn Sie mich hintergehen wollen. Ich will Ihnen jetzt sagen, wie die Sache zusammenhängt. Ihr Kranker ist im Duell mit einem französischen Obristen verwundet worden, der noch übler weggekommen ist, denn an seinem Aufkommen wird gezweifelt, und der Divisions-General hat der Gemahlin des Obristen versprochen, den Mörder desselben auf's Nachdrücklichste zu verfolgen, deswegen thun Sie gut, wenn Sie Ihrem Patienten rathen, seine Genesung nicht hier abzuwarten, und Sie müssen den Ruhm ihn herzustellen schon einem Andern überlassen.

Der Arzt betrachtete seinen Freund mit weit geöffneten Augen, blieb eine Zeit lang sprachlos vor Erstaunen und rief dann: Sie haben einen Dämon, der Sie lehrt in die Tiefe eines jeden Geheimnisses zu blicken, denn auf gewöhnlichen Wegen können Sie unmöglich Alles erfahren.

Sie sehen, ich habe meine Nachrichten, erwiederte der

Prediger selbstgefällig lächelnd, und Sie sehen auch, daß das zuweilen nicht so übel ist, denn man kann unbesonnenen Leuten dienen, wenn man wohl unterrichtet ist.

Noch stand der Arzt in Staunen verloren über die unbegreifliche Klugheit seines Freundes, als die Thüre geöffnet wurde und der Graf Robert eintrat, der mit einiger Verlegenheit den aufgeregten Arzt [illegible]n gelassen rauchenden Prediger betrachtete. Sie sehen nach, hob der Letztere schalkhaft lächelnd an, ob Sie unsern Freund, den Doktor, noch nicht allein finden, damit er die Wunden des Herrn von Wertheim endlich verbinde.

Nicht ich, rief der Arzt heftig vorspringend und die Hand auf die Brust legend, nicht ich habe den Verrath begangen. Er weiß unser Geheimniß, aber, welcher Dämon es ihm verrathen, ist mir unbekannt.

Sein Sie ruhig, sagte der Prediger ernsthaft, und geberden Sie sich nicht so wunderlich. Ich habe von Reisenden zufällig erfahren, daß ein französischer Obrist von einem verabschiedeten preußischen Offizier schwer verwundet worden ist.

Also lebt der Obrist, rief der Graf in freudiger Ueberraschung, jede Zurückhaltung aufgebend. Er lebte noch vorgestern, erwiederte der Geistliche. Die Aerzte sollen aber sein Aufkommen bezweifeln und der Divisions-General die heftigste

Verfolgung der Flüchtlinge beabsichtigen. Deßhalb rathe ich Ihnen, Ihre Freunde so bald als möglich fortzuschaffen und nicht eine Minute länger, als es nöthig ist, zu zaudern.

Der Graf dankte dem Prediger und eilte, seinem Oheime die Nachrichten, die er eben erhalten hatte, mitzutheilen, worauf Dubois gerufen wurde, der alsbald wieder die Zimmer des Grafen verließ, um Postpferde für den folgenden Morgen um fünf Uhr zu bestellen. Der Arzt hatte die Wunde des Kranken eben verbunden, als der Graf Robert zu diesem eintrat, ihm die Nothwendigkeit anzuzeigen, schon den andern Morgen zu reisen. Wertheim war mit dieser Anordnung zufrieden, denn er fühlte sich gedrückt unter dem Dache des Grafen. Der Arzt theilte ihm hierauf noch, ehe er sich zurückzog, die nöthigen Verhaltungsregeln für die Reise mit, versprach auch um vier Uhr die Wunde noch ein Mal zu verbinden, und kehrte dann zum Prediger zurück, den er noch rauchend auf seinem Zimmer fand, und der nun auch mit dem übermüthigen Rathe von ihm schied, in der Zukunft das unnütze Bestreben ihm etwas zu verheimlichen aufzugeben.

XV.

In der Dämmerung des Morgens hielt eine schlechte Postchaise auf dem Hofe und der Baron Lehndorf bestieg sie

mit ſeinem Freunde, nachdem dieſer aus den Händen des Arztes befreit war, der dieß Mal ſeinen Verband noch ſorgfältiger als gewöhnlich aufgelegt hatte, damit die Anſtrengung der Reiſe die Wunde ſo wenig als möglich erhitzen möge. Ein kleiner Mantelſack war gepackt worden, der die nöthigſten Gegenſtände enthielt, mit denen der Graf Robert die ſcheidenden Freunde verſorgte. Eine Summe Geldes hatte er ihnen ebenfalls eingehändigt, die ihre nächſte Zukunft ſicherte, und ob ſie ihm gleich herzlich dankten, ſo empfingen ſie doch ſeine Hülfe ohne Beſchämung, da er zu ihrer Verbrüderung gehörte und es die Pflicht eines jeden Mitbruders war, aus allen Kräften die Glieder des Bundes zu unterſtützen, die eben Hülfe bedurften.

Da die Freunde aus ſicheren Quellen wußten, daß Schill in Berlin erwartet wurde, ſo beſchloſſen ſie, ſich ebenfalls dahin zu begeben, und der Graf Robert hatte ihnen verſprochen, dort wieder mit ihnen zuſammen zu treffen, da auch er zunächſt die Hauptſtadt beſuchen wollte und die Abreiſe dahin immer nur verzögert hatte, weil er ſich vor dem Schmerze der Trennung fürchtete. Die beiden ſcheidenden Freunde hatten beinah die ganze Nacht dazu angewendet, ihn zu überreden, ſich ebenfalls, wie ſie es beſchloſſen hatten, an Schill anzuſchließen. Der Graf aber war dem ſeinem Oheim gegebenen Worte treu geblieben, dem er feierlich ver-

sprochen hatte, nichts übereilt zu beschließen und jedes Unternehmen vorher streng zu prüfen, ehe er sich zur Theilnahme bereit zeigte. Deßhalb blieb er standhaft dabei, den Freunden zu versichern, daß er, wenn ihm in der Nähe Alles so sicher und vortheilhaft für die gute Sache erscheinen sollte, wie es ihnen in der Ferne vorkäme, dann keinen Anstand nehmen würde, sich mit ihnen zu vereinigen.

Diese sehr bedingte Zusicherung war den Freunden keineswegs angenehm und sie beklagten in dieser Rücksicht ihren zu kurzen Aufenthalt auf Schloß Hohenthal, weil sie meinten, der Graf Robert würde ihrer Ansicht haben weichen müssen, wenn sie Zeit gehabt hätten öfter auf den Gegenstand zurück zu kommen. Doch trösteten sie sich damit, daß in Berlin der Anblick der Schaar begeisterter Krieger, die den heldenmüthigen Anführer umgab, auch die Seele des kälteren Freundes entzünden und ihn bestimmen würde, durch einen kühnen Entschluß in ihre Mitte einzutreten.

Die Gräfin wunderte sich über die schnelle Abreise seiner Freunde, als der Graf Robert sie ihr beim Frühstück anzeigte. Doch fand sie es natürlich, daß der Herr von Werthheim einen Aufenthalt zu verlassen eilte, der ihm unangenehme Erinnerungen aufdrängte, und sie beklagte nur, daß vielleicht seine Gesundheit durch die zu große unnütze Eile leiden könne.

Der Graf meinte, in der Jugend habe man viele Lebenskraft und könne großen Beschwerden Trotz bieten. Er selbst könnte die Abreise der beiden Freunde nur loben und würde an ihrer Stelle eben so gehandelt haben.

Man fand nichts Ungewöhnliches darin, als nach dem Frühstück der Graf sein Pferd zu satteln befahl, weil er dem Prediger einen Besuch machen wollte, mit dem er, wie er sagte, manche die Gemeinde betreffende Gegenstände zu berathen habe, und die Gräfin ahnte nicht, als sie ihm nachblickte, indem er von dem Hofe hinunter ritt, welcher Zusammenkunft er entgegen eilte.

Im Hause des Predigers war er schon mit Ungeduld erwartet worden, denn dem Hausherrn wurden seine Gäste überaus lästig, weil der alte Lorenz unter dem Schirme seines vornehmen Freundes den Prediger mit einer beleidigenden Vertraulichkeit quälte, die dieser nicht zurückzuweisen verstand und sich auch nicht geneigt fühlte zu ertragen. Er eilte also dem Grafen, so wie er ihn erblickte, vor die Thür seines Hauses entgegen und bewillkommnete ihn mit herzlicher Freude.

Der Graf erwiederte diese freundliche Begrüßung in merklicher Spannung, und die Eile, mit welcher er eintrat, zeigte deutlich, daß er die ihn erwartende peinliche Unterredung so bald als möglich zu beendigen wünschte. Als er

das Wohnzimmer des Pfarrers erreicht hatte, trat ihm der Baron Schildach mit verbindlicher Freundlichkeit entgegen und wollte ihn mit der Vertraulichkeit eines Verwandten umarmen. Der Graf wich diesem Zeichen der Freundschaft durch eine höfliche, kalte Verbeugung aus und sagte, indem er einen strengen, verächtlichen Blick auf den alten Lorenz richtete: Da Sie mich wahrscheinlich allein und ungestört zu sprechen gewünscht haben, so denke ich, bitten wir beide den Herrn Prediger, daß er Ihrem Begleiter einen schicklichen Ort, Sie zu erwarten, anweise; er wird uns diese Gefälligkeit nicht abschlagen, da er schon so gütig gewesen ist, uns dies Zimmer für eine kurze Zeit zu überlassen und hier eine Zusammenkunft zu gestatten, die Ihnen unvermeidlich scheint.

Der Baron fügte sich dem Wunsche des Grafen, und der alte Lorenz hatte in der Gegenwart des Letzteren nicht den Mut, seine Unverschämtheit fortzusetzen. Er verließ also das Zimmer, und auch der Prediger fühlte, daß er der Unterredung zwischen den beiden, sich so seltsam gegenüberstehenden Verwandten schicklicher Weise nicht beiwohnen konnte; auch er verließ also das Gemach, obwohl mit zögerndem Schritte, indem seine natürliche Neugierde ihn wie ein Magnet festhalten zu wollen schien.

So waren denn nun die beiden Verwandten allein,

und ein fragender Blick des Grafen lud den Baron zum Sprechen ein, der noch immer lächelnd schwieg, weil er, wie es schien, die rechten Worte suchte, um diese seltsame Unterredung zu eröffnen. Der Graf hatte also Zeit ihn zu betrachten und sich zu erinnern, daß der Baron in der Blüte der Jugend ein auffallend schöner Mann gewesen war. Jetzt hatte freilich die Zeit und mehr vielleicht noch ein unregelmäßiges Leben die herrliche Gestalt zerstört; aber immer noch leuchteten dem Grafen die schönen dunkeln Augen entgegen, die ihn an seine Gemahlin erinnerten, obwohl ein wilderes Feuer darin brannte. Die hohe, freie Stirn wurde durch die Beweglichkeit der Augenbraunen verunstaltet, und das süßliche Lächeln, welches den feinen Mund fortwährend umschwebte, gab diesem einen Zug von spöttischer Falschheit; aber dennoch machte noch jetzt die Persönlichkeit des Barons einen angenehmen Eindruck, der durch seine schöne, weiche und doch männliche Stimme erhöht wurde, als er endlich zu sprechen begann, so wie die edeln Gebehrden eine gute Erziehung und das Leben in der feinen Welt bewiesen.

Es ist wohl seltsam, hob der Baron mit scheinbarer Freimüthigkeit an, daß ich heute zum ersten Male das Glück habe, Ihnen als Verwandter gegenüber zu stehen, obgleich Sie schon so lange mit meiner einzigen Schwester verbun-

den ſind und man glauben ſollte, daß nach dieſer Verbindung unſer natürliches Verhältniß zu einander das, in dem Brüder gegen einander ſtehn, wäre.

Es drängt ſich uns im Leben, erwiederte der Graf, oft die Erfahrung auf, daß wir uns den Banden, welche die Natur zu knüpfen ſcheint, dennoch entziehen müſſen, wie beklagenswerth uns auch dieſe Nothwendigkeit erſcheinen mag.

Aber iſt es möglich, ſagte der Baron mit einſchmeichelndem Lächeln, daß meine Schweſter einen Groll ſo lange nähren kann, daß die vernünftigere Anſicht des Gemahls nicht im Stande ſein ſollte, ihn zu beſiegen? Ich kann nicht glauben, daß ſie einen ſo hohen Werth auf einige Summen legen ſollte, die ich, ich geſtehe es, von ihrem erſten Gemahl empfing und bei dem beſten Willen nicht zurück geben konnte.

Wenn meine Gemahlin, verſetzte der Graf mit höflicher Kälte, Gründe hat, jede Annäherung zu vermeiden, und lieber das liebloſe Urtheil der Welt über ſich ergehen läßt, die ſie ſchonungslos genug tadelt, daß ſie dem Wunſche des einzigen Bruders entgegen in dieſer Zurückgezogenheit beharrt, ſo kann ich Ihnen wenigſtens die Verſicherung geben, daß dieſe Gründe nicht ſo niedriger Art ſind.

Sollte denn alſo ihr Herz, ſagte der Baron mit den weichſten Tönen ſeiner ſanften Stimme, ſich auf immer

feindlich gegen mich geſchloſſen haben, weil ſie glaubt, daß ich freventlich, unkindlich unſere arme Mutter Preis gegeben habe? Ach, könnte ſie ſich nur entſchließen mich zu hören, ſie würde dann auch dieß gewiß milder beurtheilen und mein Unglück vielleicht beklagen, wenn ich es auch durch Leichtſinn ſelbſt veranlaßt haben ſollte.

Meine Gemahlin, antwortete der Graf, hat jeden Anſpruch darauf, Ihre Handlungen zu beurtheilen, längſt aufgegeben, und wenn ſie ſich außer dem Bereiche ſchmerzlicher Erinnerungen zu halten wünſcht, ſo iſt dieß, um den Frieden ihres Lebens zu bewahren, nothwendig, ohne von feindlichen Geſinnungen zu zeugen.

Sie gewähren mir einen großen Troſt, ſagte der Baron mit ſcheinbarer Herzlichkeit, indem er dem Grafen die Hand bot, die dieſer, wenn er nicht geradezu beleidigen wollte, nehmen mußte; denn Sie geben mir die Verſicherung, daß ich von meiner Schweſter nicht gehaßt bin, und ſo darf ich denn nun mit größerer Zuverſicht die Hoffnung einer endlichen Verſöhnung hegen.

Ich bitte Sie, entgegnete der Graf mit großem Ernſt, jeden Gedanken an eine Annäherung gänzlich aufzugeben. Hat das Leben Ihrer Schweſter den geringſten Werth für Sie, ſo werden Sie ſich dieſer Nothwendigkeit um ſo eher fügen, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie auf das Haupt dieſer

Unglücklichen ein Schicksal geladen haben, vor dem Sie vielleicht selbst schaudern würden, wenn Sie es in seinem ganzen Umfang kennen sollten. Wenn Sie aber trotz dieser Erklärung annähernde Schritte noch für angemessen halten, so muß ich noch hinzufügen, daß ich solche wie eine offenbare Feindseligkeit gegen mich betrachten würde, der ich auf gleiche Weise dann begegnen müßte.

So wäre diese Hoffnung vorüber, sagte der Baron seufzend, und ich scheide völlig verarmt im Herzen aus meinem Vaterlande. Sie sehen nur mein Unrecht, aber nicht meine Schmerzen. Sie wollen Ihre Gemahlin vor unangenehmen Eindrücken bewahren und beachten es nicht, wenn Sie das Herz des Bruders zerreißen. Doch es sei, Sie ahnen nicht das Gefühl der Verzweiflung, mit dem ich von Ihnen scheide, da ich in der Hoffnung kam, das Herz meiner geliebten Schwester zu rühren, und durch diese Versöhnung nicht bloß diese wieder zu gewinnen glaubte, sondern auch einen edeln Verwandten, einen brüderlichen Freund. Alle diese Träume sind vernichtet und ich muß freudlos, wie ich es begann, das traurige Leben enden.

Beide schwiegen eine Zeit lang, endlich sagte der Graf: Da die Absicht, aus welcher Sie diese Zusammenkunft wünschten, nicht erreicht werden kann, so werden Sie selbst es am Besten finden, wenn wir nun friedlich scheiden, da ich nicht

glaube, daß Sie mir noch sonst etwas zu sagen haben können.

Freilich, sagte der Baron, indem er wie aus tiefem Sinnen auffuhr, scheiden müssen wir, und ich kann Ihnen nichts mehr sagen. Und doch, fuhr er, wie sich besinnend, fort, warum sollte ich jetzt nicht über ein Geschäft wie ein Edelmann zum andern mit Ihnen sprechen können, obgleich es meine Absicht war, auch dieß freundlich und liebevoll, wie es zwischen Verwandten sich ziemt, zu behandeln.

Ich stehe zu Befehl, sagte der Graf mit höflicher Kälte.

Sie wissen, erwiederte der Baron, anmuthig lächelnd, daß unser Vaterland so gut wie vernichtet ist und daß die ungeheuern Lasten, die jeden einzelnen bedrücken, der nicht unermeßlich reich ist, wie Sie, schon viele kleinere Gutsbesitzer vermocht haben, ihr Eigenthum dem Staate gänzlich zu überlassen, weil es nicht möglich war die Forderungen dieses Staates zu befriedigen.

Ich weiß, antwortete der Graf seufzend, daß das Grundeigenthum beinah allen Werth verliert, weil der Druck der Abgaben nicht gemildert werden kann, so lange die Franzosen im Lande bleiben.

Nun, dann möchte er noch ziemlich lange anhalten, sagte der Baron mit schlauem Blick, und selbst Ihr großer Reichthum könnte am Ende nicht ausreichen.

Mein Reichthum iſt bei Weitem nicht ſo groß, wie Sie zu glauben ſcheinen, erwiederte der Graf trocken. Ich habe ſeit vielen Jahren von meinen Einkünften jährlich etwas zurückgelegt, und dieſe ſo erſparten Summen ſetzen mich nun in den Stand, die nothwendigen Forderungen des Vaterlandes zu befriedigen, ohne mein Vermögen zu zerſtören, wie es andere, minder Beglückte leider müſſen.

Das iſt es ja, was ich meine, verſetzte der Baron mit etwas ſpöttiſchem Lächeln. Sie haben mit bewunderungswürdiger, ja mit beneidenswerther Vorſicht die ſieben fetten Kühe benutzt und können nun großmüthig die ſieben mageren ernähren.

Ich weiß nicht, ſagte der Graf empfindlich, ob das Geſpräch, wie wir es jetzt führen, die Einleitung eines Geſchäftes ſein kann, und ob es nicht beſſer wäre zu ſcheiden, ohne uns gegen einander zu verſtimmen?

Ich denke, erwiederte der Baron, daß Sie mir, ehe wir uns trennen, noch das Zeugniß geben werden, daß ich wenigſtens mein Schickſal mit Gleichmuth trage, denn auch ich bin einer der minder Beglückten, die ihr Eigenthum aufgeben müſſen, um das wankende Vaterland zu unterſtützen, und ich wollte nach der gelungenen Verſöhnung Ihnen als Ihr Freund und nächſter Verwandter meine Güter zum Verkauf anbieten. Da die Verſöhnung leider gänzlich miß-

lungen iſt, ſo biete ich Ihnen den Handel an, wie ein Edelmann dem andern.

Sie wiſſen wohl ſelbſt, ſagte der Graf, daß es im gegenwärtigen Augenblicke beinah unmöglich iſt, Güter zu kaufen, weil nicht allein die Aufbringung der Kaufſumme Verlegenheit hervorbringt, ſondern weil man dadurch die Laſt der Abgaben ſo ſteigert, daß man davon erdrückt werden muß; alſo werden Sie es natürlich finden, wenn ich jeden Antrag der Art ablehne.

Ich weiß nicht, erwiederte der Baron höflich, ob Sie nicht dieſe abſchlägliche Antwort zurücknehmen, wenn Sie die Sache von allen Seiten überlegt haben werden. Jedermann weiß, daß Sie Ihr großes Vermögen zu dem edeln Zwecke benutzen, alle Hülfsbedürftige zu unterſtützen, daß Sie bei dieſer löblichen Menſchenliebe nicht einmal darauf Rückſicht nehmen, ob ſie Freunden oder Feinden Ihres ſo hoch von Ihnen verehrten Vaterlandes zu Theil wird. Jedermann weiß, daß ich als der einzige Bruder Ihrer Gemahlin mich ſeit lange fruchtlos bemühe in der Jugend entſtandene Irrungen mit meiner Schweſter auszugleichen. Welch ein ſeltſames Licht müßte es auf dieſe Schweſter und auch auf Sie werfen, wenn Ihre feindliche Stimmung gegen mich, deren Grund Niemand begreift, ſo weit ginge, daß Sie mich allein die Hülfe nicht finden ließen, die ſonſt Je-

dermann bei Ihnen findet. Auch glaube ich, könnte es Sie bestimmen auf den Handel einzugehen, daß ich, wenn er zu Stande kommt, gesonnen bin, diese Gegend gänzlich zu verlassen, wodurch Sie gesichert wären, daß nicht wieder ärgerliche Auftritte Statt finden könnten, wenn ich zufällig mit meiner Schwester zusammenträfe.

Sie stellen Gründe auf, sagte der Graf mit Bitterkeit, die mit fliegender Gewalt alle Einwendungen lähmen und die mich in der That geneigt machen, Ihren Forderungen zu genügen, wenn es meine Kräfte erlauben.

Ich dachte es wohl, erwiederte der Baron verbindlich, daß ich mich nicht vergeblich an Sie gewendet haben würde. Wir können einen Tag festsetzen, wenn wir uns in Breslau treffen wollen, wo wir unser Geschäft beendigen können. Doch muß ich bitten, diese Zusammenkunft nicht länger als eine Woche aufzuschieben, weil ich sonst in anderen Plänen gehindert würde, und muß Sie noch ersuchen, die Bedingung einzugehen, eine Summe sogleich auf Abschlag der Zahlung zu entrichten.

Wie, sagte der Graf, eh ich die Güter kenne, ehe mir einmal der Kaufpreis genannt ist?

Ich gestehe, sagte der Baron lächelnd, daß diese Bedingung etwas von der allgemeinen Regel abweicht, aber bedenken Sie, die Umstände sind auch nicht die gewöhnlichen.

Ein Verwandter macht Ihnen dieſen Vorſchlag, der ſich entfernen will und dem Sie dann vielleicht nie im Leben mehr begegnen.

Dieß entſcheidet, ſagte der Graf. Unter dieſer Bedingung bin ich bereit auch auf dieſe Forderung einzugehen, wenn ſie meine Kräfte nicht überſteigt, denn ich ſetze voraus, Sie wiſſen den Werth Ihrer Bedingung zu ſchätzen, und ich fürchte, Sie haben Ihre Forderung dem gemäß eingerichtet.

Ich werde die Genugthuung haben, ſagte der Baron mit einſchmeichelnder Stimme, daß Sie mich beſcheidener finden, als Sie vermuthen. Ich habe einem Freunde tauſend Thaler zu bezahlen, der ſeine Rechte ſeinem Vater übertragen hat, dem alten Herrn Lorenz, der mich hieher begleitet hat, um das Geld ſogleich zu empfangen, und ich muß deßhalb auf die Abzahlung dieſer Summe dringen, weil ſonſt leicht eine mir nachtheilige Spannung zwiſchen mir und meinem Freunde entſtehen könnte.

Und Sie nennen dieſen Menſchen Ihren Freund? fragte der Graf mit Erſtaunen.

Warum nicht? erwiederte der Baron lächelnd. Wollte ich hier bleiben, ſo könnte vielleicht aus dieſer freundſchaftlichen Verbindung manche Verlegenheit für mich entſtehen, aber da wir beide nach der ſpaniſchen Gränze geſendet werden, wo unſer Vortheil gemeinſchaftlich ſein wird,

und wo uns Niemand kennt, so können die hiesigen engherzigen Rücksichten keinen Einfluß auf mich üben, um so mehr, da die Franzosen alles andere eher aufgeben werden, als das Gefühl einer ursprünglichen Gleichheit; daher würde es mir selbst keinen Nachtheil bringen, wenn auch die Herkunft meines Freundes bekannt würde.

Ich habe den Franzosen niemals so sehr Unrecht thun mögen, sagte der Graf, zu glauben, daß sie die Gleichheit, welche sie verlangen, so verstanden wissen wollen, daß sie keine moralische Unterschiede annähmen. Doch, fuhr er mit einem kalten Blick auf den Baron fort, ich habe hier kein Urtheil zu fällen.

Sie meinen, entgegnete dieser lächelnd, der moralische Unterschied zwischen mir und dem werthen Herrn Lorenz möchte nicht bedeutend sein, denn ich wette, Sie halten uns beide für ein Paar Taugenichtse.

Ich habe schon bemerkt, sagte der Graf, daß ich kein Urtheil über Sie habe. Nach der spanischen Gränze wollen Sie, fragte er hierauf, also muß ich vermuthen, Sie nehmen französische Dienste, und so könnte es sich fügen, daß Sie selbst einmal gegen Ihr Vaterland gebraucht würden.

Wie die Sachen jetzt stehen, antwortete der Baron, läßt es sich kaum vermuthen, denn dieß Preußen, welches Sie mein Vaterland nennen, ist zu eng, zu nothwendig mit

Frankreich verbunden, als daß ſein Adler nicht immer mit dem franzöſiſchen fliegen ſollte. Aber ſelbſt, wenn es anders wäre, ſo könnte dieß mein Handeln nicht beſtimmen. Wie oft haben Preußen gegen Oeſterreicher, Sachſen und Andere gefochten, die ſich doch wohl Deutſche nennen müſſen und die folglich zu dem deutſchen Vaterlande gehören, denn ſo enge Grenzen werden Sie doch Ihrer Vaterlandsliebe nicht ſtecken wollen, daß Sie alles, was außerhalb Preußen liegt, Fremde und Feindesland nennen wollen. Wenigſtens würden Sie, wenn Sie dieß thäten, in ſeltſame Verlegenheiten gerathen. Sie müßten dann mit feindlichen Augen ſelbſt die betrachten, die Sie noch im vorigen Jahre mit Bruderliebe umfaßt haben als die Söhne des gemeinſamen Vaterlandes, die Einwohner der abgetretenen Provinzen nämlich.

Der Baron ſchwieg. Da aber der Graf nicht antwortete, fuhr er fort: Sie nehmen vermuthlich die Gränzen des Vaterlandes bis zum Rhein an. Ich gehe etwas weiter; ich überſchreite den ſchönen Fluß und finde mit Weltbürgerſinn überall mein Vaterland, ſo weit die Civiliſation reicht.

Dieß iſt ein Gegenſtand, ſagte der Graf kalt, über den ſich nicht ſtreiten läßt. Jedermann folgt darin ſeiner Anſicht, und es würde zu weit von dem Zwecke unſerer Zuſammenkunft abführen, wenn wir gegen einander unſere Meinungen entwickeln wollten.

Der Baron folgte bereitwillig diesem Wink, und es wurde festgesetzt, daß beide Herren sich nach vier Tagen in Breslau treffen wollten, um den beabsichtigten Handel abzuschließen, und daß der Graf tausend Thaler dem Pfarrer übergeben wollte, der sie gegen die gehörige Quittung dem alten Lorenz abzugeben habe. Der Graf hatte sich zu diesem Opfer entschlossen, um einen Verwandten zu entfernen, dessen Nähe nur unheilbringend sein konnte. Er hatte aber den Vorsatz, in Breslau einen Rechtsgelehrten zu Rathe zu ziehen und nur dann den Kauf der Güter in der That abzuschließen, wenn er überzeugt sein könnte, daß sein unwürdiger Verwandter ihm nicht neue Nachtheile bereitete. In diesem Falle wollte er die ihm abgedrungene Summe lieber verlieren.

Als das Geschäft so weit beendigt war, wollte der Graf sogleich nach Schloß Hohenthal zurückkehren. Der Baron aber hielt ihn mit höflichen Gesprächen zurück, ohne sich durch die kurzen Antworten, welche er erhielt, abschrecken zu lassen, und ein mit allen Verhältnissen Unbekannter hätte nach der Art, wie die Unterredung geführt wurde, schließen müssen, daß beide Verwandte eigentlich im besten Einverständniß lebten, und daß der Baron mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit sich bestrebte, die üble Laune eines geachteten Verwandten zu verscheuchen. Der Graf erfuhr auf diese

Weiſe gegen ſeinen Willen, daß der Baron ein genauer Freund des Obriſten ſei, der durch den Herrn von Wertheim war verwundet worden, daß er durch dieſen mit dem Diviſions-General in Verbindung gekommen ſei, welcher bedeutenden Einfluß in Paris habe, ſo daß es ihm nicht ſchwer gefallen wäre, dem Baron ſo wie dem jungen Lorenz eine Anſtellung bei der Armee zu verſchaffen, die nach der ſpaniſchen Gränze geſchickt werden ſolle. Doch erklärte ſich der Baron über die Natur dieſer Anſtellung nicht genauer, und der Graf konnte aus dem Zuſammenhange leicht errathen, daß der Baron auf die erſte Sproſſe der Leiter des Glücks, die er erſteigen wollte, durch die ſogenannte Gemahlin des Obriſten erhoben worden war, in welcher der Graf, ohne ſeinen Scharfſinn anzuſtrengen, die Tochter des alten Lorenz erkannt haben würde, wenn auch der Prediger nicht ſchon längſt durch unumwundene Fragen die Sache außer allen Zweifel geſetzt hätte. Endlich gelang es dem Grafen, ſich von dem Baron loszumachen und die wohlgemeinten Einladungen des Predigers zu beſeitigen, und er eilte aus der Nähe eines Menſchen hinweg, deſſen Gefährlichkeit er ſchon in der einzigen Unterredung, die er nach vielen Jahren mit ihm gehabt, genügend erkannt hatte, und ihm däuchte das Opfer von tauſend Thalern unbedeutend, wenn dadurch die Ueberzeugung erkauft werden könnte, daß er den Bruder

seiner Gemahlin nie wieder sehen werde. In diesen Gedanken und Betrachtungen erreichte er seine Wohnung, wo er andere Nachrichten fand, die, wie er auch dagegen kämpfte, niederschlagend auf ihn wirkten.

XVI.

Als der Graf vor seiner Wohnung vom Pferde stieg, kam ihm St. Julien entgegen, in dessen Augen noch leichte Spuren von Thränen waren, obgleich der lächelnde Mund dem Gefühle widersprechen zu wollen schien, welches diese Schmerzensszenszeichen hervorgerufen hatte. Er hielt einen Brief in der Hand und sagte: In wenigen Tagen wird meine Mutter hier sein, um Ihnen ihren Dank darzubringen und mich mit sich hinwegzuführen. Die Lippen des jungen Mannes zitterten, indem er diese Worte sprach. Er kämpfte mit der Wehmuth, doch plötzlich überwältigte ihn sein Gefühl, er ließ den Thränen freien Lauf und rief, indem er den Grafen mit Heftigkeit umarmte: Werde ich Sie und Alle jemals wiedersehen? Und werde ich den Schmerz der Trennung ertragen können? Der Graf drückte mit inniger Rührung den jungen Mann an seine Brust und sagte mit mühsam beherrschtem Schmerz: So nah ist also die unglückliche Stunde? Er faßte darauf den Arm St. Juliens und Beide gingen in das Zimmer des Grafen, wo er, wie

es St. Julien wollte, den Brief las, den dieſer von ſeiner Mutter erhalten hatte. Wir müſſen uns die Trennung noch nicht ſo denken, ſagte er endlich. Ihre Mutter wird ſich bewegen laſſen, ſo lange bei uns zu verweilen, bis die Zeit Ihres Urlaubs geendigt iſt.

Gewiß, ſagte St. Julien, wird meine Mutter mit Freuden dieſen Wunſch erfüllen; aber auch dieſe Zeit wird vergehen und endlich kommt der Augenblick doch, der den Schmerz der Trennung herbeiführt.

Endlich, ſagte der Graf, ja freilich endlich naht die Stunde der Trennung, und trennt uns nichts anders, ſo naht doch endlich der Tod und zerreißt auch die feſteſten Bande. Darum iſt jeder Tag des Glückes in unſerm armen, kurzen Leben ein unendlicher Gewinn.

Beide Männer betraten in wehmüthiger Stimmung den Saal, wo ſie die Frauen und den Grafen Robert beiſammen fanden, denen die baldige Ankunft der Mutter St. Juliens mitgetheilt wurde. Der Schmerz in den Augen der Gräfin war nicht zu verkennen, und Emilie verließ den Saal, weil ſie die Thränen nicht zurückhalten konnte, die an den langen, goldenen Wimpern zitterten. Stumm reichte der Graf Robert ſeinem Freunde die Hand, die dieſer mit Innigkeit drückte.

Der Graf verließ seine vom Gefühl der nahen Trennung schmerzlich berührten Freunde und begab sich zu der Wittwe des Professors, wo er den Haushofmeister Dübois fand. Dieser gutmüthige alte Mann hatte nach und nach die Ueberzeugung seiner Freundin Herrschaft über sich gewinnen lassen, und glaubte beinah mit Gewißheit mit ihr, daß St. Julien der geraubte Sohn der Gräfin sei. Der Graf hatte öfter die gewesene Dienerin über alle Umstände befragt, und er mußte wenigstens zugeben, daß die Sache möglich sei. Er hatte die Möglichkeit so oft erwogen, daß sie auch ihm zuletzt wahrscheinlich wurde. Er hatte sich längst gestanden, daß es eben die große Aehnlichkeit mit seinem ehemaligen Freunde, dem Grafen Evremont, gewesen sei, die ihn zu dem jungen Manne, so wie er ihn erblickte, wunderbar hingezogen hatte. Er theilte auch dieß der Professorin mit; aber, schloß er, diese Aehnlichkeit kann ein Spiel der Natur sein, wie wir öfter Gelegenheit haben es zu bemerken.

Ich weiß nicht, rief die Wittwe des Professors, ob die Natur ein so dummes Spiel macht, daß nicht bloß die Aehnlichkeit da ist, sondern auch das kleine braune Maal unter dem linken Auge, das ich tausend Mal an unserm kleinen Herrn betrachtet habe. Ich wollte es dem Kinde wegbeizen lassen, aber die Frau Gräfin war zu ängstlich und gab es nicht zu. Ich kann es gar nicht begreifen, wie die verruch-

men Leute ſo blind aus lauter Klugheit ſind. Wie iſt es möglich, daß die Frau Gräfin ihr Kind nicht an dieſem Zeichen erkennt.

Sie bezeichnen Herrn St. Julien, ſagte der Graf, mit ſo großer Beſtimmtheit als den Sohn meiner Gemahlin, und in wenigen Tagen wird die Mutter des jungen Mannes hier ſein, und alle Täuſchungen werden ſchwinden.

Laßt ſie nur kommen, rief die Profeſſorin, indem ſie die Hände zuſammenſchlug, laßt ſie nur kommen, ich will ihr ſchon Fragen vorlegen. Die Frau Gräfin iſt immer ſanft wie ein Lamm geweſen; ſie wäre im Stande und ließe ſich mit ſchönen Reden ihren Sohn zum zweiten Male ſtehlen. Aber mir ſoll ſie Antwort geben, die franzöſiſche Madam, ich werde ſie nicht ſo ziehen laſſen, und wenn ſie auch ihren großen Buonaparte mitbrächte, ſo ließe ich mich doch nicht einſchüchtern.

So ernſthaft dem Grafen die Sache erſchien, ſo konnte er doch ein Lächeln über den Eifer ſeiner Verbündeten nicht unterdrücken. Er theilte nun ihr und Dübois mit, daß er gezwungen ſei, auf einige Tage zu verreiſen, und bat Beide, wenn die Mutter des jungen Mannes während ſeiner Abweſenheit kommen ſollte, Alles genau zu beobachten und auf keinen Fall eine übereilte Abreiſe vor ſeiner Rückkunft zuzugeben, unter welchem Vorwande man ſie auch vielleicht

verlangen ſollte, aber auch mit allen entſcheidenden Schritten, die zu Entdeckungen führen könnten, bis zu ſeiner Rückkunft zu warten, damit Alles mit ſo viel Schonung für die Gräfin als möglich eingeleitet werden könne. Beide verſprachen ihm pünktlich zu gehorchen, und die Wittwe des Profeſſors ſagte: Sie ſehen, daß ich ſchweigen kann, das iſt nur ein einfältiges Gerede, wenn die Männer immer darauf ſtichein, daß die Weiber nicht ſchweigen können. Iſt es mir der Mühe werth, ſo weiß ich meine Zunge wohl zu bändigen. Sie ſehen, ich lebe hier Wochenlang und es brennt mir täglich auf dem Herzen, wenn ich ſehe, wie kummervoll die Frau Gräfin den jungen Mann betrachtet. Ich möchte ihr gerne ſagen: So öffnen Sie doch die Augen, wiſchen Sie die Thränen daraus hinweg, damit ſie hell werden, und umarmen Sie das beweinte Kind, damit der nutzloſe Jammer endlich endigt. Aber Sie haben mir ſo viel vernünftige Gründe angeführt, daß ich immer ſchweige und das Elend ruhig anſehe.

Der Graf dankte ihr für ihre Standhaftigkeit und verſicherte, daß er überhaupt nicht ſo nachtheilige Meinungen in Betreff der Klugheit und Zurückhaltung der Frauen hege, und daß ihr Beiſpiel auch jeden andern eines Beſſeren belehren müſſe, und verließ mit Dübois die durch ſo freundliche Worte hochbeglückte Frau, um mit dieſem noch nähere

Verabredungen zu treffen für den Fall, daß St. Juliens Mutter während seiner Abwesenheit eintreffen sollte. Dieser ahnte nichts von den feindlichen Anstalten, die gegen eine Frau getroffen wurden, die sich ihm stets als eine zärtliche Mutter gezeigt hatte. Er sehnte sich mit dankbarer Liebe nach dem Augenblicke, in welchem sie ihn in die Arme schließen würde, und sein inniger Schmerz entstand nur aus der Ueberzeugung, daß diesem glücklichen Augenblicke die Trennung von zärtlich und leidenschaftlich geliebten Wesen folgen müßte.

Der Graf hatte seine Reise nach Breslau angetreten und traf dort nun einen Tag früher ein, als er den Baron erwarten durfte. Er wollte diese Zeit dazu benutzen, um den Rath eines Rechtsgelehrten über den vorgeschlagenen Kauf früher zu nehmen, ehe er sich weiter gegen den Verkäufer erklärte. Doch war seine Vorsicht in sofern vergeblich, weil der Baron ebenfalls den Entschluß gefaßt hatte, einen Tag vor der verabredeten Zusammenkunft in Breslau zu sein, um den Rath eines Rechtsgelehrten zu benutzen, und das Schicksal wollte, daß Beide sich an denselben wendeten und schon in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft zusammentrafen. Da der Baron sehr zu verkaufen wünschte und der Graf, nachdem er sich genau über Alles unterrichtet hatte, einsah, daß er wenigstens keinen großen Verlust

zu befürchten habe, so war der Handel bald abgeschlossen. Der Graf übernahm alle auf den Gütern ruhenden Schulden, und der Baron empfing noch eine Summe baar, die er, wie er lächelnd bemerkte, mit Weisheit anlegen wollte, und theilte dem Grafen die willkommene Nachricht mit, daß er in drei Tagen sein Geburtsland zu verlassen und seiner Bestimmung entgegen zu eilen denke.

Gegen seinen Wunsch war der Grundbesitz des Grafen so um eine bedeutende Herrschaft vermehrt worden, und er kehrte nur halb zufrieden nach Schloß Hohenthal zurück. Denn wenn es ihm auch erfreulich war, nun auf die Entfernung eines Verwandten rechnen zu dürfen, dessen Gegenwart seiner Gemahlin so schmerzlich werden konnte, so fühlte er doch, wie sehr seine Sorgen in der verhängnißvollen Gegenwart durch diesen neu erworbenen Grundbesitz vermehrt würden. Es war ihm nicht entgangen, daß die Gräfin sich zum Theil eben deßhalb von allem Umgange mit den Nachbarn zurückgezogen hatte, um der Gefahr eines zweiten schmerzlichen Zusammentreffens mit einem Bruder auszuweichen, der nur unheilbringend auf ihr Leben eingewirkt hatte, und er hoffte mit Recht, daß ihr die Nachricht, die er mitzutheilen hatte, erfreulich sein würde. Er hatte den kurzen Aufenthalt in Breslau auch dazu benutzt, für den jungen Gustav zu sorgen. Auch sein Vetter sollte reisen, und er

ſah ein, daß die Einſamkeit drückend werden müßte, wenn man ſich noch ferner von den Nachbarn zurückhalten wollte.

In dieſen mannigfachen Betrachtungen hatte der Graf die Reiſe zurückgelegt und erreichte ziemlich ermüdet Schloß Hohenthal, denn der Spätherbſt des Jahres achtzehn hundert und ſieben war eingetreten. Die feuchte, kalte Luft durchſchauerte den Grafen und er ſehnte ſich nach der wärmenden Flamme des Kamins. Mit bekümmerter Miene eilte ihm der Haushofmeiſter entgegen. Gottlob, daß Sie, gnädiger Herr, kommen, rief er ihm zu, ich bin in einer tödtlichen Verlegenheit.

Was iſt vorgefallen? fragte der Graf ängſtlich.

Ein zweiter Brief der angeblichen Mutter des Herrn St. Julien, erwiederte der alte Mann, iſt angekommen, und ſie verlangt, er ſoll ihr bis zum nächſten Städtchen entgegen kommen. Wie kann man dieß verhindern?

Es iſt beſſer, wir machen keinen Verſuch dieß zu hindern, ſagte der Graf nach einem Augenblicke des Nachdenkens. St. Julien kann nicht ſo von uns ſcheiden, auch wenn es von ihm gefordert würde, und auch ſonſt iſt dieß, ſelbſt wenn Ihre Vermuthung gegründet wäre, nicht wahrſcheinlich; denn unmöglich kann ſeine Mutter den Verdacht ahnen, den wir hegen. Mir ſcheint es, daß ſie den Sohn nicht zuerſt unter fremden Menſchen wiederſehen will, und dieſer

Wunsch ist natürlich. Deßhalb befehlen Sie, daß Pferde und Wagen bereit gehalten werden, damit der junge Mann morgen fahren kann, sobald er es wünscht, und lassen Sie uns das Uebrige geduldig erwarten.

Der Haushofmeister war es gewohnt sich in Ehrfurcht der Ansicht des Grafen zu fügen, aber dieß Mal schien ihm zu viel auf dem Spiele zu stehen, und als der Graf die Treppe hinauf stieg, eilte er zu seiner Freundin, der Professorin, um ihr die Gefahr mitzutheilen, in der sie schwebten, den auf's Neue zu verlieren, den sie sich beide gewöhnt hatten als den Sohn der Gräfin zu denken. Die ehemalige Dienerin zürnte über den Leichtsinn des Grafen und wählte nicht mit zu ängstlichem Zartsinn die Worte, um diesen Zorn auszudrücken. Doch beruhigte sie sich nach einigem Nachdenken durch die Vorstellung, daß der Graf wenigstens darin Recht habe, wenn er meinte, die Kinderräuberin, wie sie ohne Umstände St. Juliens Mutter nannte, könne doch nicht wissen, daß jemand im Schlosse sei, der ihr Recht an diesen Sohn sich erlauben würde zu prüfen, und sie rieth dem Haushofmeister, mit guter Manier darauf zu sehen, daß der junge Mann nicht seinen Urlaubsschein oder andere Papiere mitnähme, auf die er sich einen Paß verschaffen könnte. Dübois versprach, so viel es die Bescheidenheit erlaubte, darauf zu achten.

Der Graf fand seine Hausgenossen aufgeregt durch die

Nachricht der nahen Ankunft einer Frau, in deren Gegenwart ſich eines Jeden Lage verändern mußte. Der ſchwermüthige Blick der Gräfin haftete auf St. Julien. Es wurde ihr heute zum erſten Male recht klar, wie ſchwer es ihr werden würde, die Rechte einer Andern anzuerkennen, denn ſie fühlte, wie innige mütterliche Gefühle ſie ſelbſt für den jungen Mann im Herzen hegte. Emilie und St. Julien ſuchten ſich zu nähern und wagten doch einander nichts zu ſagen. Der Obriſt ging im Saale auf und ab, und wiederholte von Zeit zu Zeit, ein braver Soldat müſſe ſeiner Fahne treu bleiben unter allen Umſtänden, und die Feſtigkeit eines Mannes zeige ſich nicht bloß in der Schlacht, ſondern vorzüglich dann, wenn es darauf ankäme, Gefühle des Herzens zu beſiegen. Graf Robert und Thereſe waren in das Vorgefühl der eigenen Trennung verloren, und die Ankunft des Grafen erheiterte die Mienen nur auf kurze Zeit.

So war der Abend ziemlich traurig verſtrichen. Am andern Morgen zeigte ſich Dübois bei St. Julien geſchäftig, um den Rath ſeiner erfahrnen Freundin zu befolgen, aber zu ſeiner großen Beruhigung nahm der junge Mann gar nichts mit ſich und würde in ſeiner kummervollen Zerſtreuung ſelbſt ſeine Börſe vergeſſen haben, wenn ſie ihm der Haushofmeiſter nicht gereicht hätte.

Heute Abend bin ich zurück, ſagte er, indem er dem

alten Manne freundlich die Hand reichte. Dann verließ er das Zimmer, eilte mit leichtem Schritte die Treppe hinunter, warf sich hastig in den Wagen, der schnell dahin rollte und, wie es Dübois in diesem Augenblicke schien, das Glück des Hauses entführte.

Der Tag verstrich den Schloßbewohnern langsam, in peinvoller Stimmung des Gemüths. Der Graf konnte sich die Ungerechtigkeit nicht abläugnen, die darin lag, daß eine Frau mit feindlichen Gefühlen von einer Familie erwartet wurde, der sie sich aus reinster Dankbarkeit nähern wollte. Doch konnte er eben so wenig, als die Andern dieß Gefühl besiegen, und er empfand jetzt, daß er viel fester daran glaubte, als er sich früher hatte gestehen wollen, daß der von Allen geliebte junge Mann der seiner Gemahlin geraubte und von ihr so innig geliebte Sohn sei. Die Gräfin, deren Seele keinen Gedanken mehr vor dem Grafen verbarg, hatte ihm längst bekannt, daß die große Aehnlichkeit St. Juliens mit dem Grafen Evremont, an den sie selbst die Stimme des jungen Mannes fortwährend erinnere, ihr Herz in die süße Täuschung eingewiegt habe, dieß könne ihr Sohn sein, daß sie deßhalb Mutterliebe für den jungen Mann fühle und seine Abreise ihr lebhaften Schmerz erregen würde. Emilie sagte nichts, aber der kummervolle Blick und die blassen Wangen verriethen ohne Worte ihr Gefühl.

In ſolcher Stimmung war es natürlich, daß jeder von den Hausgenoſſen die Einſamkeit ſuchte, und der Graf Robert ritt zu dem Obriſten Thalheim, wo, wie er es ſich bewußt war, ſeine ſchöne Braut ihn mit reiner, unſchuldvoller Zärtlichkeit erwartete.

Der Arzt bemerkte kaum, daß etwas Ungewöhnliches in der Familie vorging. Alle Gedanken und Empfindungen, die nicht ſeiner Wiſſenſchaft geweiht waren, richtete er mit ſeiner gewohnten Heftigkeit und unſchuldigen Selbſtliebe auf ſeine junge Verwandte, die mit ungeheuchelter Bewunderung ſeiner großen Gelehrſamkeit ihn aufrichtig verehrte und es nicht duldete, daß Jemand in ihrer Gegenwart über ſeine ſeltſamen Manieren ſcherzte, denn ihr ſchien dieſe Seltſamkeit von großer Gelehrſamkeit unzertrennlich, und ſie ſprach für ihr Alter mit großem Ernſt und tiefem Gefühl über den edeln Beruf eines Arztes, der ſich großmüthig ganz der leidenden Menſchheit weiht, keine Stunde eigentlich für ſich lebt, ſondern jeden Augenblick bereit ſein muß, ſein Daſein für Andere zu benutzen, und den ſelbſt Gefahr des Lebens nicht davon abſchrecken darf, ſeinen Beruf zu erfüllen. Der Arzt war viel zu eitel, als daß er in ſolchen Schilderungen nicht ſein Bild erkannt haben ſollte, und ſein Herz entzündete ſich für die junge Verehrerin mit zärtlicher Liebe. Die Wittwe des Profeſſors freute ſich ſtillſchweigend darüber, daß Alles

sich nach ihren Wünschen zu fügen schien, und ihr Wohlwollen für den Arzt mehrte sich täglich, obgleich sie stündlich schalt und belehrte, und diese Anmaßung, die ihm früher im Hause seines Oheims so unerträglich schien, daß er sich, um ihr zu entgehen, einem ungewissen Schicksale Preis gab, dünkte ihm nun das Zeichen mütterlicher Sorgfalt, und er gewöhnte sich daran, nichts ohne den Rath und die Einwilligung einer Frau zu thun, deren Einfluß er früher mit bitterem Hasse entflohen war. Auch an diesem Tage ließ sie ihn gleich nach der Mittagstafel zu sich rufen und sagte: Mein lieber Vetter, es wäre vernünftig, wenn Sie zu dem Prediger ritten und diesen Abend bei ihm bliebenz denn erfährt er, daß heute eine fremde Frau hier ankommt, so sehen wir ihn sicher auch bald bei uns, um nur gleich im ersten Augenblicke die Fremde zu betrachten und ihren ganzen Lebenslauf auszuforschen.

Was kann es schaden, erwiederte gleichmüthig der Arzt, wenn man ihm diese Unterhaltung gönnt?

Ich will das nicht haben, rief die Professorin heftig. Es schickt sich nicht, daß einer, der nicht zur Familie gehört, im ersten Augenblicke gegenwärtig ist, wenn eine solche Bekanntschaft gemacht wird.

Freilich, sagte der Arzt, ich habe es längst bemerkt, un-

ser guter Prediger wird leicht zu groſser Wiſsbegierde aufgeregt und iſt in ſolchen Fällen nicht immer delikat.

Was geht mich ſeine Delikateſſe an, erwiederte die Profeſſorin, das iſt die Sache ſeiner Frau, die hat für ſeinen Tiſch zu ſorgen. Ich will nur nicht, daſs er heute die Familie ſtören ſoll, und haben Sie nicht geſehen, wie vernünftig der Graf Robert iſt, der ſchon lange davon geritten iſt. So klug, denke ich, kann mein Vetter auch ſein.

Sie haben Recht, wertheſte Frau Baſe, ſagte der Arzt, und ob ich gleich heute ein beſonderes Studium vorhatte, ſo will ich es doch bis morgen aufſchieben, und heut den ganzen Abend mit dem Prediger Whiſt oder Boſton ſpielen, und Falls wir ganz allein ſind, auch Schach, denn man muſs ſich ſeinen Freunden aufopfern.

So war nun Alles nach der Meinung der Profeſſorin gehörig vorbereitet, um die ankommende Feindin mit ſcharfen Blicken zu beobachten, und ſie und Dûbois horchten mit Herzklopfen auf jedes Geräuſch. Aber die Dämmerung war längſt eingebrochen, die Lichter in allen Zimmern angezündet und noch immer hörte man keinen Wagen rollen, und die Furcht fing ſich allmälig an zu regen, daſs man St. Julien nicht mehr wiederſehen würde. Nicht bloſs der Haushofmeiſter und ſeine Freundin erwarteten mit ſo ängſtlicher Ungeduld den jungen Mann und ſeine Mutter; auch der Graf und ſeine

Angehörigen theilten die peinliche Unruhe, die in dem Maße sich steigerte, wie die Finsterniß zunahm.

St. Julien hatte die kleine Reise, die ihn seiner Mutter entgegen führte, mit getheilter Empfindung angetreten, und er machte sich selbst bittere Vorwürfe darüber, daß sein Herz nicht mit reiner Freude erfüllt war. Je näher er aber dem Orte kam, wo, wie er wußte, ihn die erwartete, deren mütterliche Liebe ihn so treu auf dem Pfade seines Lebens begleitet hatte, je mehr traten alle andern Empfindungen in den Hintergrund seiner Seele zurück, und mit inniger, lebhafter Zärtlichkeit schloß er die geliebte Mutter in seine Arme.

Nach einer so langen Trennung war es natürlich, daß der Tag unbemerkt entfloh, und es war schon völlig dunkel geworden, als der Wagen mit den beiden Reisenden auf den Hof des Schlosses Hohenthal rollte und die Spannung aller Erwartenden löste.

Die Gräfin erbleichte. Sie faßte den Arm der nicht minder bewegten Emilie und verließ mit dieser den Saal, um in einer kurzen Einsamkeit die gehörige Fassung zu gewinnen, die Fremde mit anständiger Ruhe zu begrüßen. Der Graf eilte den Ankommenden mit Höflichkeit entgegen. St. Julien hatte so eben seine Mutter aus dem Wagen gehoben, und der Graf bot ihr den Arm, indem er sich ihr als den Herrn des Hauses nannte und das Glück pries, sie bei sich

zu begrüßen. Sie wollte, indem der Graf sie die Treppe hinauf führte, von ihrer Dankbarkeit reden, aber die Stimme versagte ihr und eine heftige Rührung erlaubte nur einzelne Töne. Endlich in den Saal angelangt, schlug sie den Schleier zurück, der ihr Gesicht bedeckte, und der Graf blickte in die schönsten schwarzen Augen, die von Thränen funkelten. Der rothe Mund lächelte halb schalkhaft, halb wehmüthig und zeigte zwei Reihen Zähne wie Perlen. Die durch die Reise und durch ein lebhaft aufgeregtes Gefühl höher glühenden Wangen gaben dem Gesicht für einen Augenblick den Reiz entschwundener Jugend zurück, und den Grafen überraschte die Aehnlichkeit mit St. Julien in diesem Gesicht und noch eine andere, die ihn verwirrte und für einen Augenblick der Sprache beraubte.

Die Fremde sagte endlich mit noch immer fließenden Thränen: So hat mir die Zeit denn in der That so übel mitgespielt, daß kein Zug der Erinnerung zu Hülfe kommen will, und ich muß mich Ihnen, Graf Hohenthal, nennen.

Der Ton der Stimme rührte eine Saite in des Grafen Brust, die längst nicht mehr geklungen hatte. Er wollte antworten, als die Gräfin eintrat, und mit Ruhe und Anstand sich der Fremden näherte, um sie zu begrüßen. Beide Frauen

ſtanden ſich einen Augenblick gegenüber, beide wollten reden, aber beide verſtummten und ſtarrten ſich zweifelnd in die Augen. Adele! rief endlich die Gräfin mit ſterbendem Tone und bebenden Lippen — Cäcilie! erwiederte die Fremde mit dem lauten Rufe der Freude, und beide Frauen lagen ſich in den Armen und umſchloſſen ſich ſo feſt, als ob dieſe Bande der Liebe ſich nie wieder löſen ſollten.

Der Graf zog ſich beſcheiden etwas zurück. Ihm hatte dieſer eine Laut die Bewegung ſeines eigenen Herzens erklärt, und mit Blitzesſchnelle durchflog ihn der Gedanke, daß nun auch St. Juliens Aehnlichkeit mit dem Grafen Evremont erklärt ſei, und indem er eine ihm ſo lieb gewordene Täuſchung aufgeben mußte, ſenkte ſich ein Schatten tiefer Traurigkeit in ſeine Seele.

O! rede, rede, geliebte Freundin, ſagte endlich die Gräfin mit zitternder Stimme. Halte ich Dich wirklich lebend in meinen Armen, und ſehe ich Dich nach ſo langen ſchmerzensvollen Jahren blühend und glücklich? Ohne Grund ſind um Dich ſo viele Thränen gefloſſen. Heiter, geſund, eine glückliche Mutter, ſo ſehe ich Dich wieder. Darum, fuhr die Gräfin fort, indem ſie mit mattem Lächeln auf St. Julien deutete, zog mich mein Herz zu dieſem Menſchen; ohne es zu wiſſen, liebte ich Deinen Sohn.

Meinen Sohn? fragte die Freundin lachend, indem ihre

Thränen heftiger ſtrömten. Beſinne Dich doch, gedenke der Zeit, in der wir zuſammen lebten. Berechne die Jahre ſeit unſerer Trennung, kann er wohl mein Sohn ſein?

Und Weſſen iſt er denn? fragte die Gräfin kaum hörbar, mit glühenden Wangen und ſtrahlenden Augen, indem ſie beide Hände der Freundin krampfhaft drückte. Und haſt Du denn, erwiederte dieſe laut weinend, Deinen armen Adolph gänzlich vergeſſen?

Meinen — wiederholte die Gräfin mit ſchwindendem Bewußtſein — meinen, meinen Sohn! rief ſie laut, wie zu neuem Leben erwachend, und ſtreckte dem jungen Manne beide Arme entgegen. Der Graf und St. Julien hatten ſich unwillkührlich, während des kurzen Geſpräches, den beiden Frauen genähert, und ob der Letztere gleich den Zuſammenhang der gehörten Worte nicht begriff, ſo zog ihn doch ſein Gefühl vor der Gräfin nieder, die ihn ſchnell mit der übernatürlichen Kraft, die auf einen Augenblick eine heftige Bewegung der Seele uns gibt, von ihren Knieen emporriß, und die Mutter ruhte an der Bruſt des Sohnes und benetzte ſeine Wangen mit ihren Thränen. Doch plötzlich ließ ſie den Sohn, fiel mit raſcher Bewegung vor der Freundin nieder und küßte deren Hände, ohne daß dieſe der ſtürmiſchen Gewalt der Liebe zu wehren vermochte. Du haſt ihn mir erhalten! rief ſie aus, Du gibſt ihn mir zurück, ſo, ganz ſo, wie ich ihn in meinen

träumen ſah. Er kann meine Liebe fühlen und verdienen, er iſt, ja er iſt mein Sohn. Erſchöpft ſenkte ſich das Haupt der Gräfin. Der Graf hob ſie vom Boden auf und führte ſie zu einem Lehnſeſſel, in den ſich die von der Kraft des Augenblicks nun verlaſſene Frau ſenkte, indem ſie mit matter Stimme, doch mit ſeligem Lächeln die Freundin, die noch ihre Hände hielt, fragte: Und nun ſage mir, wie iſt er mein?

Glaubſt Du mir denn nicht ohne Erklärung? ſagte mit liebevollem Blicke und zärtlicher Stimme die treue Freundin. Sollen denn in dieſem Augenblicke ſeliger Freude alle Schmerzen der Vergangenheit erneuert werden, und willſt Du an dieſen Gefühlen untergehen, jetzt, da das Leben mit neuem Reize Dir lächelt? Ich will Dir morgen alle Auskunft geben, die Du verlangen kannſt, nur ſchone Dich heute.

Der Graf hatte St. Julien mit inniger Zärtlichkeit umarmt und ſagte: Ich habe Dich immer geliebt, wie mein eigenes Kind. Jetzt mache ich meine Vaterrechte an den Sohn meiner Gattin geltend. Mein theurer Vater, rief der junge Mann, indem er ſich von Neuem in die Arme des Grafen warf. Meine geliebte Mutter, ſagte er mit zärtlicher Stimme, indem er ſich eilig aus den ihn umfangenden Armen befreite und die Knie wieder vor der Gräfin beugte, ihre Hände mit zitternden Lippen küßte und mit überſtrömenden Thränen benetzte. So hat mein Herz mich nicht betrogen, es

ließ mich die heiligen Bande ahnen, die hier mich fesseln. Er blickte auf und sah in die feuchten, glänzenden Augen der Frau, die er bis jetzt für seine Mutter gehalten hatte, und die sich nun wehmüthig lächelnd über ihn beugte. Habe ich denn nun keinen Anspruch auf Liebe mehr? fragte sie den jungen Mann mit zärtlichem Vorwurfe. Tilgt ein Augenblick mein Bild aus Deinem Herzen?

Welch ein Ungeheuer müßte ich sein, wäre dieß möglich! rief St. Julien, indem er aufsprang und mit ehrfürchtiger Liebe Madame St. Julien umarmte. Aber, fuhr er fort, vollenden Sie Ihre Wohlthat und sagen Sie mir, durch welches Band ich Ihnen angehöre.

Der unglückliche Graf Evremont, Dein Vater und der erste Gemahl Deiner Mutter, war mein Bruder, sagte die zärtliche Adele, und ihre Thränen flossen dem schmerzlichen Andenken.

Der Graf wollte eben bitten, den schmerzlichen Erinnerungen heute nicht Raum zu geben, als ein anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Dübois hatte sich, von lebhafter Theilnahme angetrieben, in der Nähe des Saales gehalten; eben so seine Freundin, die Professerin. Beide hatten sehr verständig beschlossen, nur in der Nähe zu bleiben, um so bald als möglich das Ergebniß einer Zusammenkunft zu erfahren, die ihnen für das Glück einer Fa-

mute so wichtig schien, der sie so innig ergeben waren. Aber Beide hatten nicht die Kraft ihrem Versatze treu zu bleiben. Sie näherten sich unmerklich den geöffneten Thüren des Saales und waren so Zeugen eines Auftritts, der ihr eignes Herz in seinen Tiefen bewegte. Der bescheidene Dubois enthielt sich in ehrerbietigem Schweigen, obgleich seine alten Augen überflossen und die Thränen ihm unbewußt die gefurchten Wangen überströmten. Die ehemalige Dienerin aber schob ihn mit einer ziemlich heftigen Bewegung bei Seite, und indem ihre Thränen auf den glühenden Wangen funkelten, rief sie: Nun, Gott sei gepriesen, daß sich Alles aufklärt! Ich habe es ja immer gesagt, daß der junge Herr unser kleiner Adolph ist. Wie sollte ich ihn denn nicht erkannt haben, da ich ihn gewartet habe und er mir so lieb war, als wäre es mein eignes Kind! Na, fuhr sie fort, indem sie dem überraschten jungen Manne die Hand reichte, Sie haben mich rein vergessen, Sie wissen nichts mehr davon, daß ich Ihnen, Vater und Mutter zum Trotz, allen Willen erfüllte, aber das vergebe ich Ihnen, denn Sie waren noch zu klein, als man Sie auf das Dorf brachte. Sie können von mir nichts wissen.

Träume ich, fragte Adele die Gräfin, oder ist diese Frau die deutsche Dienerin, die mit uns in Paris war?

Die Gräfin wollte antworten, aber die Wärme des

Professors kam ihr zuvor, indem sie sagte: Freilich bin ich es, und wären Sie damals so vernünftig gewesen, mir zu sagen, Wer Sie waren, so hätte ich Ihnen alle die Drangsale nicht angethan, die Sie mir gewiß noch nicht vergeben haben.

Ach! schon längst von ganzem Herzen, meine liebe Freundin, sagte mit liebreichem Lächeln die Frau, die nun St. Juliens Tante genannt werden muß. Ich wußte ja, daß der Widerwille gegen mich nur aus Liebe für meine theure Schwester entstand, und biete Ihnen zum Zeichen aufrichtiger Versöhnung die Hand. Die Professorin trat befriedigt zurück, und die schönen Augen der freundlichen Adele begegneten Dübois verklärten Blicken. Mit Heftigkeit faßte sie die Hand der Gräfin und sagte: Die Vergangenheit tritt mir hier lebendig entgegen. Dieß ehrwürdige graue Haupt, dieses treue Auge, das gutmüthige Lächeln ruft auf das Lebhafteste in mir das Andenken an den guten väterlichen Freund Dübois hervor.

Und wer als er, erwiederte die Gräfin, indem sie den Alten herbei winkte, könnte denn so selig befriedigt zu uns hinüber blicken.

So wird es mir so wohl, sagte Adele und faßte die Hand des beschämten Greises, diesem väterlichen Freunde noch danken zu können, dessen Liebe und Treue unermüdet wachte,

um jede Gefahr von uns zu wenden, und deſſen alte Augen gewiß unzählige Thränen über unſer Geſchick vergoſſen haben.

Es iſt zu viel, ſagte der alte Mann, von Rührung überwältigt. Die Seligkeit iſt zu groß für meine Kräfte. Der Graf und St. Julien eilten, den Wankenden zu unterſtützen, doch das tief in ihm wohnende Gefühl der Ehrfurcht gab ihm bald wieder die Kraft ſich zu erholen. Er entzog ſich den ihn ſtützenden Armen und ſagte, indem er mit dem Ausdruck inniger Liebe in des jungen Mannes Auge blickte: Ich habe die höchſte Freude erlebt, deren der unvollkommene Menſch fähig iſt. Jetzt mag der Herr über mich gebieten. Er zog ſich nach dieſen Worten aus dem Saale zurück, und ſeine Freundin, die Profeſſorin, die ihn erwartet hatte, faßte ſeinen Arm und führte ihn auf ſein Zimmer.

Die im Saale verſammelte Familie vergaß noch oft den Vorſatz, dieſen Abend an nichts Trauriges zu denken. Hundert Fragen berührten kummervolle Gegenſtände und wurden nur halb beantwortet. Zärtliche Liebkoſungen hemmten die hervorbrechenden Thränen, und man trennte ſich endlich, ohne das liebevolle Verlangen befriedigt zu haben, das Jeder empfand, das Schickſal des Andern zu erfahren, weil es zu deutlich war, daß die Gräfin durchaus der Ruhe und Erholung bedurfte.

St. Julien ſchlich nach Dübois Gemach. Sein klopfen-

des Herz fand keine Ruhe. Der alte Mann mußte ihm noch alles Unglück eines Vaters mittheilen, den er nie gekannt, und deſſen Schickſal er als ein fremdes zuweilen gleichgültig hatte erwähnen hören. Dubois entlaſtete ſein eigenes Herz, indem er einem Andern die Schmerzen zeigte, die er ſo lange einſam getragen, und fühlte ſich beglückt in der Liebe, die der Sohn eines verehrten Herrn ihm bewies.

Schon dämmerte der Morgen, als ſich Beide trennten, und auch St. Julien fühlte, daß er der Erholung bedürfe. Ein ſanfter Schlummer umfing ihn nach den ſtürmenden Empfindungen des Tages und flößte ihm neue Kraft ein für ein bewegtes Leben.

Ende des zweiten Theiles.

Evremont.

Dritter Theil.

Druck von M. Friedländer in Breslau.

Evremont.

Ein Roman.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Dritter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

I.

Wer eine Zeit lang auf dem Lande gelebt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß es zwar kräftigen Geistern gelingen kann, sich selbst von der Sucht frei zu erhalten, ohne Schonung alle Verhältnisse seiner Bekannten zu durchdringen, daß es aber ganz unmöglich ist, die Forschungslust Anderer zu hemmen. Die genaue Kenntniß des Vermögens eines Jeden wie aller Umstände des Lebens wird den Nachbaren in weitem Umkreise Bedürfniß, und unter dem Scheine treuherziger Theilnahme dringen sie mit geradezu gestellten Fragen in die tiefsten Wunden des Herzens ein. Der feinere Weltmann fühlt mit leisem Takte sogleich die Gränze, die nicht überschritten werden soll, und wenn auch seine Schonung nicht aus Milde entspringt, sondern nur dem, was man gewohnt ist, Sitte und guten Ton zu nennen, seinen Ursprung verdankt, so wirkt sie doch wohlthätiger, als das Benehmen der Landbewohner, die den, der mit

edler Zurückhaltung seine Schmerzen verhüllt, einen verschlossenen Charakter nennen, und sich gleichgültig und mißtrauisch von ihm wenden, weil er seine tiefsten, heiligsten Gefühle, die nicht verstanden werden können, nicht Preis geben mag, damit der Müßiggang der Seele Beschäftigung finde.

Diese schon oft gemachte Erfahrung mußte der Graf von Neuem machen. Es war nicht möglich, daß die Vorfälle in seinem Hause nicht hätten bekannt werden sollen, und die unerhörten Begebenheiten regten die ganze Nachbarschaft auf. Nur Wenige hatten seit Kurzem dunkel vernommen, daß die Gräfin schon früher vermählt gewesen und sich als Wittwe mit dem Grafen verbunden hätte; denn der Prediger, von dem die dunkle Nachricht herrührte, hatte selbst nichts weiter darüber erfahren können, als was er aus dem Munde der Professorin in ihrer ersten Ueberraschung vernommen hatte. Jede spätere an dieselbe gerichtete Frage über diesen Gegenstand war kurz abweisend und mehr als verdrüßlich beantwortet worden. Selbst der Bruder der Gräfin hatte sich auf keine Erklärung der nähern Umstände eingelassen und die deßhalb an ihn gerichteten Fragen nur einsylbig beantwortet, so daß diese erste Verbindung der Gräfin zu allerlei seltsamen Gerüchten Veranlassung gab, denn es fiel Niemandem ein, daß man erlebte Schmerzen

mit undurchdringlichem Schleier könne verhüllen wollen, um sie nicht zum Gegenstande gleichgültiger Gespräche zu machen, sondern man nahm mit der gewöhnlichen Liebloſigkeit müßiger Menſchen an, daß nur nachtheilige Umſtände denen verſchwiegen werden könnten, die ſich alle für die Freunde des Hauſes erklärten.

Dieſe Anſicht war in der ganzen Gegend umher die allgemeine geworden, als man auf einmal das höchſt Seltſame erfuhr, die Gräfin habe aus früherer Ehe einen Sohn, und da die Entdeckung des Sohnes mit früheren Gerüchten in Verbindung gebracht wurde, ſo lautete die ſich allgemein verbreitende Nachricht, ein bekannter franzöſiſcher Spion ſei als der Sohn der Gräfin erkannt worden, und da man meinte, daß ein Spion nur ein ſehr niedriger Menſch ſein könne, ſo erklärte man dieß für einen Umſtand, der einen finſtern Schatten auf die frühere Verbindung der Gräfin werfe, und dieß alles eigentlich ohne böſe Abſicht, ſondern nur, um durch eine ſeltſame Begebenheit die einer langweiligen Ruhe hingegebene Seele lebhaft anzuregen. Es vereinigte ſich alſo um dieſe Zeit im weiten Umkreiſe von Hohenthal keine Geſellſchaft, die nicht dieſen Gegenſtand verhandelt hätte, und da Jedermann die Sache etwas anders erzählte, als er ſie vernommen hatte, ſo war ſie endlich in dem Munde der Letzten ſo ſeltſam und abentheuerlich geworden, daß die, von

welchen die ersten Nachrichten ausgegangen waren, die lebhafteste Freude über die neuen Aufklärungen dessen, was ihnen in der Sache dunkel geblieben war, empfanden.

Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß täglich neugierige Besucher auf Schloß Hohenthal erschienen, die, die innigste Theilnahme vorgebend, mit Fragen auf den Grafen und die Gräfin eindrangen, deren ruhige Beantwortung eben so viel Standhaftigkeit erforderte, wie man bedarf, um eine schmerzhafte Operation mit Gelassenheit zu ertragen. Um diesem sich täglich erneuerndem Uebel auszuweichen, änderte der Graf den früher entworfenen Lebensplan und schlug seiner Gemahlin vor, den Winter in Berlin zuzubringen. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag von der Gräfin angenommen, die noch mehr als der Graf durch die sich stets vermehrenden Wogen des öffentlichen Geschwätzes litt. Von der lebhaften Adele, die sich im Winter auf dem Lande langweilte, konnte nur eine freudige Einwilligung erwartet werden, und der Graf beredete den Obristen Thalheim leicht, sich der Gesellschaft anzuschließen, denn er wollte den Greis, der nur mit ihm und seinen Hausgenossen umging, nicht der trüben Einsamkeit überlassen.

Die Anstalten zur Abreise waren bald getroffen. Der Graf Robert war über diesen Entschluß höchst erfreut, und bis zum Entzücken wurde diese Freude gesteigert, als er er-

fuhr, daß auch seine schöne, zärtlich geliebte Braut Theil an dieser Reise nehmen würde. Auch die Professorin wollte ihre Rückreise antreten, aber nur, um im Frühlinge zurückzukehren und dann ihr Leben in ihrer geliebten Heimath zu beschließen. Sie hatte die gemachte Erbschaft dazu angewendet, ein großes Bauerngut in des Grafen Herrschaft zu kaufen. Dieser hatte dieß Gut von allen Diensten und Abgaben befreit, und angränzende Felder und Wiesen hinzugefügt, so daß es nun eine ganz artige Besitzung bildete. Die Professorin eilte nach ihrem ehemaligen Wohnsitze zurück, um ihr sich dort befindendes Vermögen zusammen zu bringen, mit dem sie im Frühlinge wiederkehren und die Kosten bestreiten wollte, um ein neues bequemes Haus an einer schönen Stelle, am Abhange eines Hügels zu erbauen, der sich, mit dem schönsten Grün bekleidet, sanft hinab senkte, bis ein klarer Bach seinen Fuß mit kleinen, kräuselnden Wellen umspielte. Die Professorin war um so mehr für den gewählten Platz eingenommen, weil es ihr bekannt war, welche trefflichen Forellen der kleine muntere Bach enthielt. Der Graf wies alles nöthige Bauholz und die für das neue Haus erforderlichen Steine an, und erhöhte noch ansehnlich den Gehalt des Arztes, so wie er ihm das vollkommene Jagdrecht zur großen Freude der Professorin gestattete, denn wenn diese ihren Neffen auch nicht für einen sonderlichen

Jäger hielt, so hoffte sie doch mit Recht wohl andere zu finden, die die Küche gehörig mit Wildpret versorgen würden.

Nach allen diesen Einrichtungen glaubte der Graf immer noch nicht genug gethan zu haben, um den Arzt zu belohnen, dessen große Sorgfalt, wie er überzeugt war, St. Juliens Leben erhalten hatte. Die Gräfin überredete ihre ehemalige Dienerin leicht, den Weg über Berlin zu nehmen und die Tochter während des Winters in einer dasigen Erziehungsanstalt zu lassen, damit diese etwas mehr von den feineren weiblichen Beschäftigungen lernte, als die Mutter bis jetzt für gut gehalten hatte ihr beibringen zu lassen. Auch der Arzt war mit dieser Anordnung zufrieden, ob er sich gleich nur mit Schmerzen von seiner künftigen Braut und deren Mutter trennen konnte, nur durch die Hoffnung getröstet, daß der nächste Frühling ihm nicht nur Weide zurückbrächte, sondern auch die Bibliothek und das Naturalienkabinet seines verstorbenen Oheims. Er nahm sich vor, sich diesen Winter ganz den Studien zu widmen, um den Schmerz der Trennung zu besiegen und, um sich zu erholen, mit dem einzigen ihm bleibenden Freunde, dem Prediger, den Plan des Hauses zu entwerfen, welches nach seiner Meinung alle Forderungen des Geschmacks und der Bequemlichkeit befriedigen sollte. Da der Graf dem Schloßgärtner befohlen hatte einen großen Obst- und Gemüsegarten auf dem neuen Gute

anzulegen, so führte die lebhafte Phantasie des Arztes ihm tausend reizende Bilder der Zukunft vor, wie er im Schlafrocke neben seiner jungen, zärtlichen Frau in einer Weinlaube seines Gartens sitzen und Kaffee trinken würde, oder er sah sich, mit dem Prediger Tabak rauchend, zwischen seinen hohen Kornfeldern wandern und bewunderte schon jetzt im Geiste den reichen Segen der goldnen Aehren, indem er mit stolzen Schritten in seinem Zimmer auf und ab wandelte, und den Rauch aus der Pfeife, die er wirklich rauchte, vor sich hinblies. Das sind idealische Träume, rief er dann wohl, indem er sich mit der Hand rasch die kurzgelockten Haare durcheinander wühlte. Aber kann irgend ein Mensch hoffen, daß die Träume seiner Sehnsucht erfüllt werden, so bin ich es, denn mein Glück steht mir so nahe, daß ich es mit den Händen erreichen kann, und wahrlich, meine Welterfahrung wird es nicht vorüberfliehen lassen, sondern sicher ergreifen und festhalten.

So von allen Seiten befriedigt hatte man sich getrennt. Der junge Gustav war von dem Grafen nach Breslau gesandt worden, wo er noch ein Jahr bleiben sollte, um dann auf die Universität, die er sich selbst wählen würde, abzugehn. Dübois, der den Jüngling väterlich liebte, hatte ihm beim Abschiede noch ein ansehnliches Geschenk aufgezwungen, ob er gleich mit Allem überflüssig versorgt war, denn auch

der Graf Robert hatte ihn mit allen Beweisen herzlicher Freundschaft entlassen. So war nun Schloß Hohenthal, wo sich eben noch so viel Leben geregt hatte, auf einmal öde und verlassen, und nur aus den Zimmern des Arztes schimmerte dem Wanderer ein einsames Licht entgegen, das aber wie ein freundlicher Stern dem Hülfe Suchenden leuchtete, denn je mehr der Wohlstand und die Zufriedenheit des Arztes zunahmen, je mehr fühlte er sich verpflichtet, seine Wissenschaft, die er als die Quelle seines Glücks betrachtete, zum Heile seiner Mitmenschen anzuwenden, und wenn er auch täglich hochmüthiger wurde in der Ueberzeugung seines anerkannten Werths, so hinderte ihn dieser unschuldige Hochmuth doch nicht, täglich zugleich milder und wohlwollender zu werden.

Der Graf war mit seiner Familie und seinen Freunden in Berlin angelangt, und hier versprach er der noch immer liebenswürdigen Adele, ihre und St. Juliens Angelegenheiten ordnen zu helfen, ehe sie die Rückreise mit diesem nach Frankreich antreten müsse. Denn wie sich auch das Schicksal des jungen Mannes gewendet hatte, so fiel es doch Niemandem ein, daß er anders handeln könne, als zu seinem Regimente zurückzukehren.

Schon in Hohenthal hatte die Gräfin, nachdem die stürmische Bewegung der Seele sich gemildert hatte, die durch

Entdeckungen entstehen mußte, welche die tiefsten Gefühle des Herzens aufregten, alle nöthige Auskunft über die Erhaltung ihres Sohnes empfangen.

An jenem unglücklichen Tage, so hatte die Schwester des Grafen Evremont ihre Erzählung begonnen, als Dich, geliebte Schwester, und meinen theuern Bruder unerwartet ein entsetzliches Schicksal traf, kehrte ich ruhig, nachdem unsere kleinen Geschäfte abgemacht waren, mit unserer Leonore nach unserer Wohnung zurück. Ich sage Dir nichts von dem Jammer und der Verzweiflung, die hier meine Seele erfüllten. Ich dachte nicht an mich, ich wollte zu Euch, und wäre gewiß ohne den Freund und Retter, der mir wie ein Bote des Himmels erschien, ebenfalls ein Opfer der Grausamkeit geworden, die sich damals Vaterlandsliebe nannte.

Der Chef des Handlungshauses, dem mein Vater und mein Bruder mit so großem Recht ihr Vertrauen schenkten, erschien, und wurde mein und Adolphs Retter. Ich war von Angst und Schrecken so betäubt, daß ich ihm willenlos folgte. Ich bemerkte kaum, daß er Leonore von mir trennte, und ahnte nicht, welcher Gefahr der gute Mann sich aussetzte, um die letzten Ueberreste des Hauses Evremont zu schützen. Erst später erfuhr ich, was ich Dir jetzt im Zusammenhange mittheile. Er mochte vielleicht selbst einige Hoffnung hegen, daß mein armer Bruder gerettet werden

könnte. Vielleicht aber täuschte er mich auch nur mit dieser Hoffnung, damit ich ohne Widerstand mich seinen Maßregeln fügte. Genug, er brachte mich in eine entlegene Vorstadt, wo ein schon bejahrter Mann, sein Freund und Verwandter, Herr St. Julien, das Hinterhaus eines ansehnlichen Gebäudes bewohnte. Hier erfuhr ich, daß mein Erretter sein Haus verlassen hatte, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Er hatte die Abwesenheit seines ersten Buchhalters benutzt, desselben, den er im Verdacht hatte, meines Bruders Unglück veranlaßt zu haben, und von dem er glaubte, daß er das Komptoir nur verlassen habe, um ihn selbst der Regierung als einen Feind des Vaterlandes zu bezeichnen. Die kurze Zeit, die dem alten Manne blieb, war von ihm benutzt worden, alle Wechsel und baar vorräthigen Summen mit sich zu nehmen, so wie die Hauptbücher seiner Handlung und wichtige von meinem Bruder bei ihm niedergelegte Papiere. Er hatte einen Miethkutscher genommen, den er, ehe er unsere Wohnung erreichte, mit einem andern vertauschte. Dieß that er noch zwei Mal, ehe wir die abgelegene Wohnung seines Freundes erreichten, der, obwohl nicht vorbereitet auf unsern Empfang, uns dennoch liebreich und bereitwillig bei sich aufnahm.

Ich bemerkte bald, daß beide Freunde sich ohne allen Rückhalt mit einander besprachen, und später vertraute mir

Herr St. Julien, daß Beide gegen mich die bestimmte Hoffnung, meinen Bruder und Dich zu retten, nur darum ausgesprochen hatten, um mich vor gänzlicher Verzweiflung zu bewahren, daß sie selbst aber Euch beide als verloren beweint hätten.

Es schien den Freunden zu gefährlich, sich in Paris selbst verborgen halten zu wollen, und die Abreise nach dem Elsaß, der Heimath des Herrn St. Julien, der große Fabriken in der Nähe von Straßburg hatte, wurde beschlossen. Ein Zufall begünstigte unsere Flucht. Ein alter Komtoirdiener des Herrn St. Julien war Wittwer, und seine einzige, ohne mütterliche Leitung erwachsene Tochter hatte vor mehreren Jahren den trostlosen Vater verlassen und sich in Paris einem verächtlichen Leben hingegeben, um augenblickliche Befriedigung eitler Lust zu finden. Da aber ein solches Leben der Schande auch dem Wechsel unterworfen ist, so war die leichtsinnige Tochter des redlichen Mannes in Krankheit und Armuth gerathen, und hatte sich in dieser trostlosen Lage an das Herz des Vaters gewendet. Wohl selten wird ein Vater die flehende Stimme des verirrten Kindes ohne Rührung vernehmen, und auch der alte Armand eilte, Liebe und Versöhnung im Herzen, in Begleitung des Herrn St. Julien nach Paris, den ein Handelsgeschäft dahin führte.

Der Vater nahm die kranke Tochter und ihren Sohn, den lebenden Zeugen ihrer Verirrung, bei sich auf. Kein Vorwurf kränkte die ungerathene Tochter. Der alte Vater drückte das schuldlose Kind mit Liebe an seine Brust. Durch Sorgfalt und zärtliche Pflege kehrte die Gesundheit der leichtsinnigen Laurette bald zurück, die Spuren der Verwüstung, die Armuth und Krankheit angerichtet hatten, schwanden allmälig, und der zu gute Vater fand in der wieder aufblühenden Schönheit der Tochter Entschuldigung für ihre Fehler. Herrn St. Juliens Geschäfte waren beendigt, und da die Gesundheit der Tochter Armands hergestellt war, so hatte man Pässe zur Reise genommen, die auf den nächsten Tag bestimmt war. Armand hatte noch einige nöthige Vorkehrungen hiezu getroffen und kehrte, von Geschäften ermüdet, nach seiner Wohnung zurück, als er hier statt der Tochter einen Brief fand, in dem sie ihm meldete, daß es ihr unmöglich sei, Paris zu verlassen und unter seinen Augen zu leben, da jeder milde Blick, den er auf sie richte, ihr Herz wie ein Dolchstich durchbohre und es daher für beide besser sei, wenn sie sich diesen peinlichen Empfindungen und ihm den Anblick ihrer Schande entzöge.

Es war nur zu wahrscheinlich, daß die neu aufblühende Schönheit der leichtsinnigen Laurette Bewunderer herbei gezogen hatte und daß sie von Neuem sich ihrem früheren Le-

den hingab. Der Vater war in Verzweiflung, und er erklärte Herrn St. Julien, daß er Paris nicht mit ihm verlassen könne, weil er entschlossen sei, die Spuren seiner unglücklichen Tochter aufzusuchen und alles, was väterliche Liebe und Gewalt vermöge, anzuwenden, um sie ihrem sträflichen Leben zu entreißen.

Dieser Umstand, der eine Stunde vor unserer Ankunft Herrn St. Julien mit Verdruß erfüllt hatte, wurde nun von beiden Freunden als ein glücklicher Zufall betrachtet. Mein Erretter sollte unter dem Namen Armand Herrn St. Julien begleiten, und ich mit unserm Adolph als Laurette und ihr Sohn, wie sie in dem Paß angegeben waren, den Herr St. Julien schon in Händen hatte, und beide Freunde freuten sich herzlich, daß die Beschreibung der Person dieser leichtsinnigen Dirne auf mich angewendet werden könne, und so bot mir die Schande des verächtlichen Lebens einer Fremden Schutz in der traurigen Zeit, wo Tugend und Ehre mich nicht hätten schirmen können.

Ich wurde bei diesen Verhandlungen nicht um meine Einwilligung gefragt, indem man sie voraus setzte, und in der That, es wäre unvernünftig gewesen, ein Rettungsmittel von sich zu weisen, das sich so unvermuthet darbot. Auch war ich so betäubt von Angst und Kummer, daß ich unfähig war zum Denken und Ueberlegen. Der erste matte

Strahl der Freude und Hoffnung durchzuckte mein Herz, als ich vernahm, daß ich Adolph mit mir nehmen, daß ich mich nicht mehr von ihm trennen sollte.

Wir erreichten den Wohnort des Herrn St. Julien und lebten abwechselnd auf einem angenehmen Landsitze und in Straßburg. Du kannst wohl denken, daß ich die beiden Freunde mit unablässigen Fragen über Euer Geschick bestürmte. Ach! und endlich, geliebte Cäcilie, konnte mir das Traurigste nicht verborgen bleiben. Ich erfuhr meines unglücklichen Bruders Ende und von Dir nichts.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich der trostlosesten Verzweiflung hingab. Ich weiß nur, daß endlich die Jugendkraft über die Krankheit siegte, die meinem Leben drohte, und daß ich, als erstes Zeichen des Bewußtseins, Adolph in meine Arme schloß und mit Thränen überströmte. Als ich wieder einigen Antheil an der Außenwelt nahm, bemerkte ich, daß Herr St. Julien um Vieles blässer, älter und hinfälliger geworden war, und diese Wahrnehmung erschreckte mich. Es drängte sich mir die ganze Hülflosigkeit meiner Lage auf, wenn ich auch ihn verlieren sollte. Ich fragte nach seinem Freunde und erfuhr, daß er während meiner langen Krankheit gestorben sei. Viele nach einander folgende traurige Berichte von Hinrichtungen ihm nahe verwandter Personen hatten ihn schon auf's Krankenlager geworfen,

und als er das gleiche Ende ſeines letzten Neffen erfuhr, hatte ein Schlagfluß ſein kummervolles Leben geendigt.

Es konnte mir nicht entgehen, daß Herr St. Julien es mit Ungeduld erwartete, daß die Aerzte mich für völlig geneſen erklären möchten, um eine Unterredung mit mir zu führen, die er nicht mehr glaubte aufſchieben zu dürfen und von deren ernſtem Inhalt er nachtheilige Folgen fürchtete, ſo lange meine Geſundheit noch wankend wäre. Ich kam ihm in ſeinem Verlangen entgegen, weil ich immer noch hoffte, wenigſtens von Dir etwas Tröſtliches zu erfahren, und er zögerte nicht mehr, mich mit meiner Lage bekannt zu machen und mir ſeine Wünſche mitzutheilen, die nur mein Wohl beabſichtigten. Der würdige Mann hatte keine Mittel verabſäumt, um Nachrichten von Dir zu erhalten, und er hatte durch ſeine Nachforſchungen nur erfahren, daß ich auch meinen Vater zu beweinen habe, der ſein kummervolles Leben in der Schweiz geendigt hatte. Du warſt ſpurlos verſchwunden, und von allen Weſen, denen ich liebend angehörte, blieb mir nichts, als Dein nnd meines Bruders Kind, das mit unſchuldiger Heiterkeit zu meinen Füßen ſpielte und mit kindlichem Lächeln mich ſeine Mutter nannte, während ihm unbewußt die Stürme des Unglücks über ſein ſchuldloſes Haupt hinwegzogen.

Herr St. Julien betrachtete die furchtbare Revolution,

die mit entsetzlicher Gewalt alle Blüten unseres Lebens zu Boden schlug, mit den Augen eines Bürgers. Er schauderte vor den Strömen Blutes, die täglich flossen, aber er glaubte, große Mißbräuche hätten diese entsetzlichen Reibungen hervorgebracht, und hoffte, unsere Nachkommen würden die Früchte unserer Leiden genießen. Er hielt sich für überzeugt, daß der Adel mit allen seinen Vorrechten und ehrgeizigen Träumen für immer aus Frankreich verschwunden sei, und glaubte deßhalb mir keinen Nachtheil zuzuziehen, wenn er mir seine Hand anböte, um mir als französischer Bürgerin den Schutz unsers Vaterlandes zuzusichern. Der edle Mann sagte mir mit bescheidenen, aber bestimmten Worten, daß sein Verhältniß zu mir das eines Vaters bleiben würde, und daß nicht die selbstsüchtigen Absichten eines thöricht verliebten Greises ihn leiteten, sondern daß er mein Wohl vor Augen habe. Er sagte mir, daß er die bestimmte Ueberzeugung habe, nicht mehr lange leben zu können, und daß ich dann als seine Wittwe mit Anstand meine Unabhängigkeit bewahren oder eine andere Wahl treffen könne, daß ich aber als Fräulein Evremont schutzlos tausend Gefahren ausgesetzt sei, und noch weniger für Adolph sorgen oder ihn schützen könne.

Ich sah die Wahrheit alles Gesagten ein und empfing mit Dankbarkeit und Rührung die Hand des edeln Greises

und man nannte mich Madame St. Julien. Als auf dieſe Weiſe meine Rechte in ſeinem Hauſe feſtgeſtellt waren, legte mein großmüthiger Freund mir alle unſern Adolph betreffende Papiere vor, den er zugleich adoptirt hatte. Was von dem Vermögen unſers Vaters hatte gerettet werden können, war in ſeinen Händen, und er ſicherte mir und Adolph bald nach unſerer Verbindung nicht nur dieß, ſondern auch noch ſein beträchtliches Vermögen. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß dieß vielleicht eine Ungerechtigkeit gegen ſeine Verwandten ſei, aber er antwortete mir mit einem bittern, ſchmerzlichen Lächeln, alle ſeine Angehörigen hätten für das Vaterland ihr Blut verſpritzt, theils auf dem Felde der Ehre, theils unter dem Meſſer der Guillotine, ſo daß ihm nur einige ſehr entfernte Verwandte, die kaum auf dieſe Benennung Anſpruch machen könnten in Italien geblieben wären, die ihr ſchlechter Charakter von ſeinem Herzen geſchieden haben würde, auch wenn ſie ihm näher ſtänden. Meine Bitten vermochten den lebensmüden, gebeugten Greis dennoch, dieſen ein bedeutendes Legat auszuſetzen, und nun glaubte ich mit ruhigem Gewiſſen in liebevoller Dankbarkeit die Beweiſe ſeiner Großmuth für mich und Adolph annehmen zu können.

Die Ahnung der Nähe ſeines Todes hatte meinen edeln Beſchützer nicht getäuſcht. Wenige Monate nach unſerer

Verbindung entschlummerte er in meinen Armen sanft zur ewigen Ruhe, und wie einen zweiten Vater beweinte ich ihn kindlich mit heißen Thränen. Mein großmüthiger Freund hatte vor seinem Tode alle seine Geschäfte so geordnet, daß ich mit Hülfe eines erfahrnen Buchhalters sie noch eine Zeitlang fortführen, und mich dann nach und nach zurückziehen konnte. Ich folgte mit Gewissenhaftigkeit allen Vorschriften, die er hinterlassen hatte, und fand mich dadurch nach zwei Jahren im Besitze eines Vermögens, über dessen Größe ich selbst erstaunte. Nachdem ich den Schmerz über den Verlust meines edeln Freundes überwunden hatte, wendete sich alle leidenschaftliche Liebe, deren mein Herz noch fähig war, unserm Adolph zu. Du kannst wohl denken, daß sich manche Bewerber der jungen, reichen Wittwe nahten, aber sei es, daß meine Liebe zu Adolph jede andere Neigung unmöglich machte, oder daß mein Herz nach so vielen harten Schlägen des Schicksals überhaupt nicht mehr fähig war, gerührt zu werden, genug, die Jugend verschwand, ohne daß ich mich auch nur ein Mal versucht gefühlt hätte, meine Freiheit aufzuopfern, und Adolph ist meine einzige Leidenschaft geblieben.

Es ist natürlich, daß dieser Bericht nicht hatte ohne Unterbrechung gegeben werden können. Viele zärtliche und schmerzliche Erinnerungen machten, daß die Freundinnen sich

oft weinend umarmten, und daß sie erst wieder Zeit bedurften, um sich zu erholen, ehe sie eine Unterhaltung fortsetzen konnten, deren Inhalt für Beide so wichtig war. Ich hätte wohl gewünscht, schloß endlich, ihre Thränen trocknend, Adele, daß ich Adolph, der mich allein an das Leben fesselte, von der Gefahr einer kriegerischen Laufbahn hätte zurückhalten können, aber es machten dieß theils die jetzigen Einrichtungen unseres Vaterlandes, theils das Blut der Evremonts, das in seinen Adern fließt, unmöglich, denn er hatte kaum das erforderliche Alter erreicht, als er sich in die Reihen der Krieger drängte, und ich hielt es unter solchen Umständen für das Beste, Alles, was ich vermochte, anzuwenden, um ihn zu empfehlen, damit er so bald als möglich zum Offizier befördert würde. Dieß geschah auch trotz seiner großen Jugend sehr bald, und ihm war wenigstens die Bahn eröffnet, sich Ehre zu erwerben, wenn ich auch fortwährend für sein Leben zittern mußte.

Die Dankbarkeit, welche die Gräfin für die Schwester des Grafen Evremont empfinden mußte, erhöhte die frühere Neigung, und beide Frauen schlossen sich eng an einander in inniger Freundschaft, die dadurch noch fester wurde, daß Beider Zärtlichkeit sich in demselben Gegenstand begegnete. Adolph St. Julien pries sein Geschick, das ihm zwei Mütter gegeben hatte, die er beide mit herzlicher Liebe empfing.

Der Graf hatte es gern übernommen, die Geschäfte seiner Freunde ordnen zu helfen, und er fand es natürlich, daß die Tante das zarte Gefühl für Recht zu befriedigen suchte und dem Neffen das Erbe seines Vaters einzuhändigen wünschte. Er stand ihr also in diesen Auseinandersetzungen bei, und indem er in Berlin die Papiere durchging, die sie zu diesem Behuf mitgebracht hatte, fielen ihm auch die Zeugnisse der Geburt des jungen Mannes in die Hände, und er machte die Wittwe des Herrn St. Julien darauf aufmerksam, daß es auch gerecht sei, daß dessen Adoptivsohn den so lange geführten Namen ablege und den ihm durch die Geburt zukommenden führe. Es war ihm nicht schwer, die Schwester des Grafen Gyrement zu überzeugen, daß bei der Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs genommen hatten, dieß für den jungen Mann vortheilhaft sei, um so mehr, da nicht nur dort ein neuer Adel entstand, sondern Napoleon unverkennbar die alten Familien um sich zu sammeln suchte, und man so in der Ferne hoffen konnte, den jungen Mann wieder als Grafen anerkannt zu sehen; eine Hoffnung, die weder dem Grafen selbst, noch der Wittwe St. Juliens gleichgültig war, denn wie der Mensch auch meint sein Herz gereinigt und sich über Vorurtheile erhoben zu haben, so lassen sich doch Gefühle, die von frühester Kindheit an ihm unbewußt genährt werden

und mit ihm gewachsen sind, wohl verläugnen, sie gänzlich auszurotten aber ist er niemals im Stande.

Der Graf war weit davon entfernt, irgend ein drückendes Vorrecht des Adels erneuert zu wünschen, aber er konnte sich nicht abläugnen, daß er den jungen Mann, den er väterlich liebte und dem er, als dem Sohne seiner Gemahlin, alle Rechte eines leiblichen Sohnes einräumen wollte, Graf Evremont zu nennen wünschte, und er meinte, wenn nur der erste Schritt geschehen sei und er den Namen seines Vaters führte, so stände der Anerkennung des alten Adels eigentlich nichts mehr entgegen, die ja in Deutschland erfolgen mußte, selbst wenn sie Napoleon nicht bewilligen sollte, weil die vorhandenen Dokumente die Rechte des jungen Mannes an diesen Titel klar bewiesen, denn daß der geliebte Sohn sich auf deutschen Boden zurückziehen sollte, sobald die Ehre es erlaubte, war gleich nach der Erkennung in Hohenthal von allen Seiten beschlossen worden.

II.

St. Julien empfing mit Dankbarkeit sein väterliches Erbe und bat den Grafen, es gemeinschaftlich mit seiner Tante zu verwalten. Der Frühling näherte sich, und da der Urlaub des jungen Mannes ebenfalls beendigt war, so durfte

zwiſchen Beiden Statt gefunden hatte, die er und die Gräfin lange erwartet, der ſie aber nicht hatten vorgreifen wollen.

Da Niemand den Wünſchen der Liebenden entgegen war, ſo wurde ihre Verlobung noch denſelben Abend geſchloſſen, und da man glaubte, daß die Angelegenheiten in Portugal bald beendigt ſein würden, und hoffte annehmen zu dürfen, daß die Vermittlung Napoleons in der Angelegenheit der ſpaniſchen Königsfamilie ohne Blutvergießen eintreten könne, ſo wurde von allen Seiten beſchloſſen, daß die Verbindung St. Juliens mit der ſchönen Emilie dann ſogleich geſchloſſen werden ſollte.

Freilich ſeufzte der junge Mann über dieſen Aufſchub, aber er ſah ein, daß nun, da er mit der Erklärung aus ſeltſamer Zaghaftigkeit ſo lange gezögert hatte, die Zeit nicht mehr hinreichte, um vor ſeiner Abreiſe die nöthigen Vorbereitungen zu einer ehelichen Verbindung zu treffen. Dann wünſchte er eben ſo, wie der Graf, dieſe unter dem Namen Evremont zu ſchließen, und da er in ſeiner Regimentsliſte als St. Julien eingetragen war, ſo konnte er ſich nicht eher anders nennen, bis eine Anerkennung von Napoleon und in Folge deſſen eine Umſchreibung ausgewirkt worden war. Es blieb alſo für alle Theile nichts anders übrig, als den Schmerz des Aufſchubs und der Trennung zu ertragen.

Der lang gefürchtete Augenblick war endlich erſchienen.

Die Gräfin entließ die weinende Adele aus ihren Armen und drückte mit krampfhafter Heftigkeit den Sohn an die Bruſt. Des Grafen Wangen waren bleich und er bemühte ſich vergeblich die Thränen zurückzuhalten, als Adele zu ihm trat und ihm im ſtummen Schmerz die Hand reichte. Das dunkle, kummervoll auf ihn gerichtete Auge ließ ihn ahnen, daß in der Tiefe der Seele die Neigung nicht ganz erſtorben ſei, die, wie er glaubte, einſt ihr Herz für ihn empfunden hatte. Emilie hatte ihr Geſicht verhüllt und lehnte ſich troſtlos an die Ecke des Sophas. Endlich riß ſich St. Julien aus den Armen der Mutter los, umſchlang noch ein Mal die beinah ohnmächtige Geliebte und ſtürmte mit dem Grafen hinaus. Im Vorzimmer traf er auf Dübois, der die Familie nach Berlin begleitet hatte.

Liebevoll richtete der alte Mann die Augen auf St. Julien. Er wollte reden, aber die Wehmuth verſagte ihm die Sprache. Der junge Mann drückte den Greis mit Heftigkeit an die Bruſt, und küßte die von Alter und Gram gefurchten Wangen, dann ſtürzte er mit dem ſchmerzhaften Ausruf: Ach mein Vater! in die Arme des Grafen. Muthig, mein Sohn! ſagte der Graf mit bebenden Lippen, ſtandhaft, wir ſehen uns wieder! Auch Adele war hinzugetreten und reichte ſprachlos, weinend Dübois die Hand, die dieſer mit zitternden Lippen küßte und mit heißen Thränen

brechte. Alle stiegen die Treppe hinunter. Noch ein Mal umarmte der Vater den geliebten Sohn, noch ein Händedruck, noch ein letzter Blick — und dahin rollte der Wagen und war bald den Blicken des Grafen entschwunden, der langsam, allein und kummervoll, die Treppe wieder hinauf stieg und sich zu den trostlos weinenden Frauen verfügte.

Die Zeit besiegte endlich auch die Heftigkeit dieses Schmerzes. Er hatte sich in stille Trauer verwandelt, und leise schlich sich die Hoffnung in die verwundeten Herzen. Die Phantasie machte sich aus der Gegenwart los und zeigte in naher Zukunft schimmernde Bilder des Glücks.

So hatte nach mehreren Tagen die Familie die äußere Ruhe wieder gewonnen, und jeder Posttag wurde nun ein Festtag, denn jeder brachte Briefe voll inniger Liebe und zärtlicher Freundschaft von den Reisenden. Aber endlich wurde auch diese Mittheilung von Seiten St. Juliens seltener, denn als er sein Regiment erreicht hatte, machten die militärischen Bewegungen desselben einen regelmäßigen Briefwechsel unmöglich.

Der Graf hatte indessen von dem Prediger einen Brief erhalten, der mancherlei Gedanken in ihm erregte. Der Pfarrer theilte ihm nämlich mit, daß er einen Brief von dem Baron Schiebach, dem Bruder der Gräfin, erhalten, den dieser aber nicht selbst geschrieben habe, sondern, da er

durch eine heftige Erschütterung des Gemüths gefährlich erkrankt sei, habe schreiben lassen. In diesem Briefe sagte der Baron, daß er sich an den Prediger wende, damit dieser dem alten Lorenz die Nachricht eines Unglücks auf eine gelinde Art beibringen möge, das der alte Mann doch erfahren müsse und aus dem Munde des Predigers am besten erfahren könne, der durch den Trost der Religion den nothwendigen Schmerz zu lindern vermöge. Das bezeichnete Unglück selbst wurde auf folgende Art dargestellt. Es habe sich häufig ereignet, daß sie auf ihrer Reise nach der spanischen Gränze mit ebenfalls sich dahin begebenden französischen Truppen zusammengestoßen wären, und es wäre nicht zu vermeiden gewesen, daß die Offiziere der verschiedenen Corps nicht oft Spielgesellschaften veranstaltet hätten, woran sowohl der Baron, als auch sein Freund Lorenz hätten Theil nehmen müssen. Bei einer solchen Gesellschaft, wo viel Geld hin und her sei verloren worden, habe sich ein heftiger Streit erhoben, in den unglücklicher Weise sein Freund wäre verwickelt worden. Ein Duell wäre von den erhitzten Gemüthern als das einzige Mittel betrachtet worden, die verletzte Ehre zu reinigen, und dieses habe eine so unglückliche Wendung genommen, daß sein Freund, von einer Kugel durchbohrt, nicht weit von Bayonne geblieben sei. Dieser Unglücksfall habe ihn selbst, den Baron, so er-

schüttert, daß er schwer erkrankt sei. Deßhalb eile er eine traurige Pflicht zu erfüllen, ehe es vielleicht durch sein Ende unmöglich würde, damit er sich nicht sterbend den Vorwurf zu machen habe, daß der alte Vater auch das ihm zukommende Erbe noch verliere, nachdem er schon so unglücklich gewesen sei, den Sohn zu verlieren, da der Nachlaß des verschiedenen Sohnes doch wenigstens dazu dienen könne, dem Greise die Beschwerden des Alters zu erleichtern. Der Baron hatte diesem Briefe das von dem alten Lorenz selbst verfertigte Verzeichniß der Sachen, die der Sohn mitgenommen hatte, in beglaubigter Abschrift beigefügt. Da es unmöglich sei, diese Sachen selbst zu senden, hatte der Baron, wie er anzeigte, die Kleiderrobe zu verkaufen befohlen, die Ringe aber, Uhren, Dosen, Brillanten und so weiter, von kunstverständigen Männern nach ihrem wahren Werthe abschätzen lassen, weil er sie, Falls er leben bleiben sollte, zum Andenken an seinen Freund zu behalten wünsche. Auch hierüber waren die nöthigen Zeugnisse beigelegt, nebst der für den vollen Werth dieser Kleinodien erkannten Summe. Ebenfalls folgte die baare Summe dessen mit, was der Sohn, wie es dem alten Lorenz bekannt war, als Reisegeld mitgenommen hatte. Die ganze beträchtliche Summe war dem Prediger in Wechseln übermacht worden, und der alte Lorenz war nun ein wohlhabender Mann und der Geistliche

fragte an, ob der Graf unter diesen Umständen noch immer die ihm früher bewilligte Pension wolle auszahlen lassen, da der Alte einen so schlechten Gebrauch von dem ihm auf eine so traurige Weise zugefallenen Vermögen mache, und sich nach einer kurzen Trauer über den Verlust des Sohnes ganz dem Trunke ergeben habe, also eine fernere Unterstützung weder bedürfe noch verdiene, und jetzt gerade eine durch viele Unglücksfälle herabgekommene Familie, die er dem Grafen näher bezeichnete, durch den würdigen Gebrauch der für den alten Lorenz bestimmten Summe dem Elende entrissen werden könne.

Der Graf wies eine Summe an zur Unterstützung der von dem Prediger empfohlenen Familie, aber zu dessen großem Verdruß entschied er zugleich, daß dem alten Lorenz, den der Prediger seiner großen Schlechtigkeit wegen verabscheute, die Pension unter jeder Bedingung ausgezahlt werden müsse.

Der Graf verlor sich in Nachdenken über den Brief des Predigers. Es schien ihm gar nicht dem Charakter seines Schwagers, des Barons zu entsprechen, mit so viel zärtlicher Schonung und Rücksicht gegen den alten Lorenz zu verfahren. Vielmehr erlaubte er sich zu denken, daß der Baron, theils aus Leichtsinn, theils aus Gleichgültigkeit gegen alle menschlichen Gefühle, es natürlicher gefunden haben würde,

über den ganzen Vorfall zu schweigen, die vorhandenen Summen zunächst zu verbrauchen, und es ruhig der Zeit und dem Zufall zu überlassen, den Vater von dem Verluste seines Sohnes zu benachrichtigen. Dieser Brief nun zeigte eine gewisse Aengstlichkeit den Alten zufrieden zu stellen, und fernere Nachforschungen und Fragen abzuwenden. Auch die Empfindsamkeit des Barons war dem Grafen sehr beschwerend. Es schien ihm nicht glaublich, daß dessen durch ein langes Spielerleben verhärtetes Herz eine so zärtliche Neigung für den jungen Lorenz könne gefaßt haben, daß dessen Tod ihm eine gefährliche Krankheit zuziehen könne, und es dünkte ihm unmöglich, daß man, wenn man die Kräfte besitze, einen so langen und besonnenen Brief zu diktiren, nicht auch so viel Kraft noch haben sollte, um wenigstens seinen Namen selbst zu unterschreiben, falls man nicht durch Lähmung oder Verwundung daran verhindert würde, und doch waren diese Hindernisse in dem Briefe nicht angegeben. Je mehr der Graf über alle diese Umstände nachdachte, um so zweifelhafter wurde ihm die Wahrheit aller angegebenen Thatsachen, und es stieg die Vermuthung in ihm auf, die Sache könne sich umgekehrt verhalten, der Baron könne im Duell geblieben sein, und der junge Lorenz, von Hochmuth verleitet, sich dessen Papiere angeeignet haben und als Baron fortzuleben wünschen. Dieß angenommen ließ sich auch

das Uebrige erklären. Es wurde ihm dann leicht, seinem Vater zu übermachen, was er selbst besessen hatte, wenn er sich in Besitz dessen setzte, was der Baron mitgenommen, dem ja der Graf selbst ansehnliche Summen ausgezahlt hatte. Auch lag die Vermuthung nahe, daß das Duell über dessen Gewinn im Spiele entstanden sein könne, und es war erklärt, weßhalb der angebliche Baron die eigenhändige Unterschrift vermieden hatte. Je mehr der Graf über diese Umstände nachdachte, um so wahrscheinlicher wurde ihm seine Vermuthung; doch beschloß er gänzlich darüber zu schweigen und der Zeit die Aufklärung zu überlassen.

Es war indessen der Frühling des Jahres achtzehn hundert und acht eingetreten. Der Graf, seine Familie und Freunde lebten mehr sich selbst, als der Gesellschaft. Der Graf konnte die damals herrschenden Ansichten und die daraus entspringenden Hoffnungen nicht theilen, und wie hoch er auch den Heldenmuth Schills achtete, so glaubte er doch, daß die Rettung des Vaterlandes unmöglich durch die schwachen Kräfte erreicht werden könne, die sich um den sammeln könnten, in dem die Berliner mit lauter Begeisterung den Erretter und Befreier ahneten. Doch wie wenig er auch die allgemein ausgesprochene Hoffnung für die nächste Zeit theilte, so zeigten sich dem aufmerksamen Beobachter doch so viele Spuren von wahrer Kraft und Vaterlandsliebe, daß wenig-

stens die Hoffnung für die Zukunft nicht in seiner Brust erstarrte und er um so lieber in der Gegenwart schwieg, weil derjenige, welcher der Begeisterung der Berliner zu widersprechen wagte, beinah wie ein Landesverräther betrachtet wurde.

Dem Obristen Thalheim war es unmöglich, dieselbe Mäßigung zu beobachten. Ihm, als einem alten Militär aus der Schule Friedrich des Zweiten, schien es an Wahnsinn zu gränzen, daß alle jungen Leute eine Stimme über kriegerische Operationen und über die Verwaltung des Staates haben wollten. Ihm schien es die einzig mögliche Verwaltungsart, daß der König und seine Minister über Krieg und Frieden bestimmten, dann ein Heer ordneten und dessen Leitung erfahrenen Offizieren übertrügen. Alles, was dabei vom Volke ausgehen sollte, erschien ihm wie Rebellion, und er verkündigte oft, daß alle Greuel der französischen Revolution eintreten müßten, wenn den lauten Aeußerungen der Bürger und vor Allem der Jugend nicht Einhalt gethan würde.

Es war vergeblich, daß der Graf ihn darauf aufmerksam machte, wie der außerordentliche Druck, unter welchem das Vaterland seufze, auch außerordentliche Mittel nothwendig mache, und wie man, wenn man künftig hoffen wolle, durch die Hülfe Aller das beinah unmöglich Scheinende zu erreichen, auch die Stimmen Aller hören müsse. Aus Achtung für den Grafen schwieg dann wohl der Obrist, aber

er zeigte bei nächster Gelegenheit seinen Abscheu nur um so lauter.

Unter solcher Umständen war es natürlich, daß ihm der Aufenthalt in Berlin unerträglich wurde, und er sehnte sich nach der Stille des Landlebens und nach einer Umgebung zurück, die mehr Rücksicht auf sein Alter nahm und, wenn sie auch seine Ansichten nicht immer theilte, ihm doch nicht mit so großer Heftigkeit widersprach, wie er es sich zu seiner Verwunderung in Berlin von ganz jungen Leuten mußte gefallen lassen.

Der Graf Robert hatte sich mit Eifer der Landwirthschaft gewidmet, und es war zu bemerken, daß er die Angelegenheiten des Vaterlandes etwas aus den Augen verlor und jeden Tag mit zärtlicher Sehnsucht die blühenden Wangen, die leuchtenden Augen und die schlanke Gestalt seiner Braut betrachtete, die ebenfalls von seinen Blicken zu leben schien und in unverkennbarer Zärtlichkeit das Glück des Daseins nur an seiner Seite empfand.

Die Briefe St. Juliens waren seltener geworden. Man erwartete jedoch, daß die öffentlichen Angelegenheiten sich so wenden würden, daß man bald ihn wiederzusehen hoffen dürfte, denn man glaubte Napoleon würde mit dem Vortheile zufrieden sein, der ihm daraus erwachsen mußte, daß die auf's Aeußerste aufgeregten Leidenschaften der spanischen

Königsfamilie ihn zum Vermittler und Schiedsrichter aufriefen, und dadurch in eine Stellung brachten, wodurch Spanien mit allen seinen Kräften von ihm abhängig wurde. Aber das Unerhörte war geschehen. Der Held, der Sieger in so vielen Schlachten hatte mit unwürdiger List ein Netz ausgespannt, das zugezogen wurde, als alle Glieder der königlichen Familie in den verderblichen Kreis gelockt waren. Und der Ruhm der französischen Adler war befleckt, sie, die triumphirend über so vielen Schlachtfeldern geschwebt hatten, bewegten sich nun in einem durch unwürdige List errungenen Lande.

Hätte Napoleon nicht mit zu großer Geringschätzung auf die Menschen und in Folge dessen auf die öffentliche Meinung herabgesehn, so hätte er vielleicht einen für seinen Ruhm und wahren Vortheil so nachtheiligen Schritt unterlassen, über den nur ein Gefühl der Mißbilligung und des Abscheues in Aller Herzen lebte, und der selbst die an Anbetung gränzende Verehrung verminderte, die bis dahin alle seine Truppen für ihn gehegt hatten.

Diese allgemeine Wirkung war auch in St. Juliens Briefen bemerklich; denn ob er sich wohl mit Behutsamkeit ausdrückte, indem er die Besetzung Spaniens meldete, so war doch eine große Kälte fühlbar, die bei seiner früheren war-

men Begeiſterung für Napoleon um ſo mehr auffiel und dem Grafen Veranlaſſung zu manchen Betrachtungen gab.

Dieß Mal war der Obriſt Thalheim mit den lauten Aeuſerungen des Unwillens der Berliner zufrieden. Die harten Urtheile der jungen Leute über Napoleon und ſeine Regierung ſchienen ihm weder vorlaut noch unziemlich, und die ſtärkſten Aeußerungen über dieſe Gegenſtand wurden in der Stadt als die Ausſprüche des Obriſten Thalheim bekannt, ſo daß der Graf, beſorgt wegen der möglichen Folgen, ihn eines Morgens zur Behutſamkeit ermahnen wollte und ſich deßhalb auf ſein Zimmer begab. Er fand den alten Mann wehmüthig, halb unwillig nachdenkend, und Thereſe, in deren Augen ſich Spuren von Thränen zeigten, ſchlüpfte nach der erſten Begrüßung des Grafen hinaus. Dieſer vergaß den Zweck ſeines Beſuchs, in der Beſorgniß, daß dem Freunde etwas Unangenehmes begegnet ſein möchte, und ſuchte mit Behutſamkeit den Grund des Kummers zu erforſchen, der Vater und Tochter ſichtlich bewegte. Der Obriſt ſchien verlegen, weil er die Worte nicht finden konnte, die ihm ſchicklich dünkten, ein Geſpräch einzuleiten, welches er doch offenbar wünſchte. Endlich ſagte er: Scheint es Ihnen jetzt nicht auch, lieber Graf, als ob wir nun, da ſich Napoleons Macht immer weiter ausdehnt, alle Hoffnung aufgeben müßten, von dem Drucke befreit zu werden?

Wenigstens für die nächste Zeit, erwiederte der Graf seufzend, glaube ich kaum, daß wir uns erfreulichen Hoffnungen überlassen dürfen.

Und kann es wohl, fragte der Obrist weiter, jetzt einen wahren Genuß gewähren, Deutschland oder überhaupt die Länder Europas zu durchreisen, und überall dieselbe drückende Herrschaft des Fremden anzutreffen, überall den schnöden Uebermuth seiner Beamten zu finden, und im Grunde als den einzigen Gewinn seiner Reisen die Ueberzeugung nach Hause zu bringen, daß alle Nationen ihre Selbständigkeit verloren haben?

England müßten wir doch ausnehmen, bemerkte der Graf lächelnd.

Nun ja, sagte der Obrist verdrüßlich. England ist dadurch geschützt, daß Napoleon es nicht erreichen kann. Aber glauben Sie mir, wäre nicht das Meer sein Schutz, es würde eben so wie alle Uebrigen sich der französischen Macht beugen, denn hat nicht Preußen erliegen müssen? Sind nicht die in der Schule Friedrichs erzogenen Krieger überwunden? Welche Nation ist also sicher, wenn er sie erreichen kann?

Der Graf wollte den Verdruß des Obristen nicht noch steigern; er antwortete also auf diese Frage nichts, und der alte Krieger fuhr nach einem kurzen Schweigen fort: Ich wollte nur sagen, ob es nicht besser sei, für jetzt die öffent-

lichen Angelegenheiten so viel wie möglich aus den Augen zu lassen, weil man doch auf keine Weise wohlthätig eingreifen kann, und sich auf einen stillen, abgelegenen Fleck mit seiner Familie zurückzuziehen, um im Genusse des häuslichen Glückes einigermaßen Trost für alles öffentliche Ungemach zu finden.

Gewiß, sagte der Graf, wäre dieß weise von dem gehandelt, dem Niemand feindlich diese einfachsten, natürlichsten Genüsse stört.

Ich sehe ein, erwiederte der Obrist mit Verlegenheit, daß Sie es vorziehen müssen, sich auf einige Zeit von Ihrem paradiesischen Landsitz zu trennen, denn das neugierige Geschwätz rund umher muß Ihnen verdrießlich gewesen sein, aber ich, halten Sie mich nicht für undankbar, lieber Graf, ich sehne mich aus dem Geräusch der Stadt hinweg. Ich kann nicht annehmen, daß ich noch lange lebe. Betrachten Sie mein graues Haar und Sie werden mir Recht geben, und mir, dem sich dem Grabe zuneigenden Greise scheint es sträflich, Glück und Genuß des Lebens noch verschieben zu wollen, und von der ungewissen Zukunft zu erwarten, was sich uns so freundlich in der Gegenwart bietet.

Der Graf sah den Obristen verwundert an, weil er nicht begriff, wohin dieß Gespräch führen sollte. Der Greis nahm die Hand des Freundes, die er mit Zärtlichkeit drückte, und sagte mit weicher Stimme: Warum wollen Sie den Sohn

von mir entfernen, den sich mein Herz gewählt hat? Warum wollen Sie ihn in die Ferne senden, von dem ich mich mit dem schmerzlichen Gefühl trennen würde, daß ich ihn wahrscheinlich nicht wiedersehe? Warum wollen Sie meiner Tochter den Trost versagen, wenn sich die Augen des Vaters auf immer schließen, aus denen des Freundes Muth zu gewinnen, das Leben und seine Schmerzen zu ertragen?

Ich glaubte, sagte der Graf, nicht gegen Ihre oder meines Vetters Wünsche zu handeln, indem mein Rath ihm seinen Lebensplan vorzeichnete. Die geringste Einwendung von seiner Seite würde mich bestimmt haben, auf seine Ansicht einzugehen, deßhalb, gestehe ich, befremdet mich unser Gespräch ein wenig. O! theurer Freund, rief der Obrist, indem er die Hand des Grafen heftig drückte und Thränen seine grauen Wimpern netzten, halten Sie es denn für so leicht, Einwendungen gegen den zu machen, dessen großmüthige Liebe sich nur mit unserem Glück beschäftigt? Ist es denn nicht natürlich, daß ein Wort, ein Zeichen von Ihnen uns alle zum schweigenden Gehorsam bestimmt, da wir ja nur Ihnen, Ihrer Liebe allein alles verdanken, was uns das Leben an Glück und Genuß noch bieten kann?

Dann wäre die Liebe Tyrannei, sagte der Graf etwas unwillig, und Sie würden meine Freundschaft zu theuer erkaufen, wenn Sie dafür alle Selbstständigkeit hingeben woll-

ten. Aber mir ſchien die heftige Vaterlandsliebe meines Vetters ſo groß, daß ich befürchtete, ſie könnte in manchen Stunden über die zartere Neigung ſeines Herzens die Herrſchaft gewinnen, und ich hielt es deßhalb für wohlgethan, beide Empfindungen ſo viel als möglich in Einklang zu bringen. Auf dieſe Anſicht gründete ſich vorzüglich mein Rath.

Sie haben gewiß oft die Erfahrung gemacht, ſagte der Obriſt lächelnd, daß, wenn das menſchliche Herz eine Zeitlang mit gleicher Macht zwei Leidenſchaften gehegt hat, dann plötzlich die eine ſo gewaltig wird, daß ſie die andere auf lange gänzlich unterdrückt. Dieſer oft ſchon eingetretene Fall hat ſich erneuert, und die heißeſte Sehnſucht Ihres Vetters richtet ſich auf meine Tochter, deren zärtliche Neigung ſich ſo unſchuldig offenbart, daß ſie Ihnen nicht hat entgehen können.

Aber warum, rief der Graf, ſchweigt mein Vetter über dieß alles gegen mich, da ein Wort von ihm hinreichend iſt, um mich für ſeine Wünſche zu beſtimmen. Dieſer Mangel an Vertrauen, ich geſtehe es, beleidigt mein Gefühl.

Sie haben unrecht, ſagte der Obriſt mit einiger Heftigkeit. Sie wiſſen es nicht, wie Sie bis zur Anbetung beinah von den jungen Leuten geliebt werden, und ich finde es natürlich, daß ſie ihre Wünſche beherrſchen und ihr Leben nach der beſſeren Einſicht eines großmüthigen, erfahrnen Freundes ordnen wollen, und glauben Sie denn, daß ich ein Wort

gesprochen hätte, wenn bloß von der Sehnsucht der Liebenden die Rede wäre? Vor denen breitet sich das Leben noch weit und herrlich aus, und ein kurzer Aufschub ihres Glücks enthält für sie am Ende eben so viel Süßigkeit als Qual. Aber ich, theurer Graf, ich muß geizen mit den Stunden irdischen Glückes, und soll es möglich sein, daß das wunderbare Gefühl noch mein Herz berührt, einen Enkel in den Armen zu halten, so muß ich selbst aus dem Wege räumen, was der Verbindung meines Kindes entgegen steht.

Unwillkührlich richtete sich das Auge des Grafen auf das silberweiße Haupt des Greises, der ihm gutmüthig lächelnd gegenüberstand, und er sagte, indem er die Hand desselben innig drückte: Nicht eine Stunde will ich ein Glück verzögern, dessen hohen Werth für Sie ich wohl erkenne, und ich sehe wieder ein, daß das Gefühl beinah immer sicherer leitet, als Ueberlegung und Berechnung.

Ich wußte es wohl, sagte der Obrist, daß es nur ein Wort kosten würde, um Sie unsern Wünschen geneigt zu machen, aber eben darum wurde es mir schwer, dieß Wort zu sprechen.

Lieber alter Freund, sagte der Graf lächelnd, es ist ja Ihre Angelegenheit und nicht meine. Es ist ja also natürlich, daß Sie darin bestimmen und nicht ich.

Sie wollen, erwiederte der Obrist, jede Erinnerung dar-

an abweisen, daß unser aller Glück nur allein Ihr Werk ist; aber um so lebendiger werden wir es fühlen.

Der Graf gab dem Gespräch eine heitere Wendung, indem er mit dem Obristen überlegte, wie bald die Verbindung seiner Tochter mit dem Grafen Robert gefeiert werden könnte, und begab sich hierauf zu den Frauen, um ihnen mitzutheilen, daß die beabsichtigte Reise seines Vetters aufgegeben und dagegen seine Verheirathung beschlossen sei.

Die Gräfin sowohl als Emilie, die sich mehr, als sie zeigen wollten, dem Kummer um St. Julien überließen, fanden Zerstreuung ihres Grams, indem sie sich eifrig mit der Ausstattung ihrer jungen Freundin beschäftigten, und mit zärtlicher Liebe und großmüthiger Freundschaft alles darin vereinigten, wodurch das häusliche Leben edel und zierlich gestaltet werden kann.

Die glühende Dankbarkeit des Grafen Robert zeigte seinem Oheim, wie schwer das Herz des jungen Mannes den längeren Aufschub seines Glücks ertragen hätte, und Therese drückte mit beredtem Schweigen und seligen Thränen ihre Freundin Emilie an die klopfende Brust, und empfing mit glühendem Erröthen und niedergeschlagenen Augen die reichen Geschenke der Gräfin.

Der Graf hatte mit seinem Vetter alle nöthigen Verabredungen getroffen. Ein erfahrner Landwirth hatte sich ver-

bindlich gemacht, den Letzteren zu begleiten und mit ihm gemeinschaftlich die großen Besitzungen des Oheims, wie seine eigenen, zu verwalten. Dabei sollte nicht verabsäumt werden, die jungen Landleute in der Vaterlandsliebe zu erhalten und in den Waffen zu üben, um in einer besseren Zukunft, die Beide in der Ferne zu erblicken glaubten, von ihren gesammten Kräften Gebrauch zu machen.

Schnell waren die wenigen Wochen verflogen, die zu den Vorbereitungen einer ehelichen Verbindung erforderlich waren, und der Tag, der das Glück der Liebenden befestigen sollte, war erschienen. Emilie hatte ihre Freundin edel und einfach geschmückt, und Aller Augen richteten sich bewundernd auf die schlanke Gestalt der holden Braut, als sie an der Hand des Vaters, der seine Rührung nicht bekämpfen konnte, in den Saal trat. Es schien, als ob erst an diesem Tage die Schönheit der Jungfrau sich in ihrer ganzen Herrlichkeit entwickelt habe, und die leuchtenden Augen des Grafen Robert zeigten, daß er sein Glück erkannte. Kein lautes Fest bezeichnete mit unpassendem Getöse die Vereinigung der Herzen, die in ihrer innigen Empfindung dadurch nur verletzt worden wären. Auch gesellte sich mancher ernste Gedanke zu dem Gefühl des Glücks. Der Obrist wußte, daß er nicht lange mehr das glückliche Loos seines Kindes betrachten, daß er sich nicht lange mehr der Liebe der Tochter erfreuen würde,

und ſeine Gedanken richteten ſich, mitten im Gefühl des Glücks, auf ein dunkles Grab und mit erhöhter Zuverſicht über dieß Grab hinaus. Der Graf dachte daran, daß ſein Name nur in den Nachkommen ſeines Vetters fortleben werde, und daß St. Julien, deſſen Liebe ihm Erſatz für alles, was er entbehrte, gewähren ſolle, von Gefahren umringt ſei, die er ſich nicht verhehlte, wenn er ſie auch ſeiner Gemahlin verſchwieg. Die Gräfin theilte trotz dieſes Schweigens ſeine Sorgen, und fragte ſich mit ſtiller Angſt und Wehmuth, ob ſie wohl je den Tag erblicken würde, an welchem ſie dem Sohne die Geliebte ſo feſtlich geſchmückt entgegen führen könne, und ihr Auge ruhte mit zärtlicher Trauer auf Emilie, die, in Thränen lächelnd, die glückliche Freundin umarmte.

III.

Es waren einige Tage nach der Verbindung des jungen Grafen verfloſſen und das neue Ehepaar ſowohl, als der alte Vater ſchickten ſich an, nach Schloß Hohenthal abzureiſen, denn es war verabredet worden, daß ſie dort wohnen ſollten, weil von allen Gütern des Grafen dieß die anmuthigſte Lage hatte und das Schloß ſelbſt vollkommen darauf eingerichtet war, eine Familie in ſich aufzunehmen und ihr alles zu gewähren, was zur Requemlichkeit des Lebens

gehört. Der Graf Robert wollte auch seiner Mutter vorschlagen, mit den Schwestern bei ihm zu wohnen, und er hoffte dann dieser guten, geduldigen Frau, die vom Leben beinah nichts, als das Leiden kennen gelernt hatte, wenigstens das herannahende Alter zu versüßen, denn er wußte, Thereſe würde ihr eine liebevolle Tochter ſein. Auch zweifelte er nicht daran, daß die junge Gattin in allen ihr neuen Verhältniſſen Rath und Hülfe bei der ſanften, erfahrnen Frau finden würde. Auf die Ausbildung der Schweſtern konnte der Umgang mit Thereſe nur vortheilhaft wirken, und ſo ſollte Schloß Hohenthal, welches eine Zeitlang ernſt und ſchweigend auf dem Hügel geruht hatte, von wo aus es das liebliche Thal beherrſchte, von Neuem ein heiteres, bewegtes Leben in ſich aufnehmen.

Die Unvollkommenheit alles irdiſchen Glückes wird dem Menſchen dann am fühlbarſten, wenn ſeine liebſten Wünſche befriedigt werden, denn es gibt keine Freude ohne die herbe Beimiſchung des Schmerzes, und in das Lächeln des Entzückens fließt die Thräne der Wehmuth. Dieſe Wahrheit erfuhr die junge, glückliche Gattin. Denn wenn ihre Phantaſie in lieblichen Träumen das ſchöne Leben der nahen Zukunft auf Schloß Hohenthal ausbildete und ſie unbewußt die glänzenden Bilder des Glückes anlächelte, ſo fühlte ſie in demſelben Augenblick die warmen Thränen auf ihren Wan-

gen, denn um dieß Glück zu erreichen, mußte sie die Gräfin und Emilie verlassen, und dieser Gram breitete einen leichten Wolkenschatten über den heiteren Himmel ihrer Zukunft.

Ehe noch die Abreise der Neuvermählten erfolgt war, traf ein Brief des Predigers aus Hohenthal ein, der sich ernstlich über den Arzt beschwerte und den Grafen bat, ihm nicht die Schuld davon beizumessen, daß der Bau des Hauses auf dem Gute desselben noch nicht begonnen wäre, obgleich der Sommer schon großen Theils verstrichen sei. Er habe zwar versprochen die Leitung dieses Baues zu übernehmen, jedoch natürlich nur in so weit, als seine Kenntnisse dazu ausreichten. Er habe also einen Riß entworfen, wonach das Gebäude größer und bequemer als das Pfarrhaus hätte werden können, aber der Hochmuth des Arztes sei damit nicht zufrieden, er wolle durchaus, daß sein künftiger Wohnsitz ein kleines Schloß werden solle, und bestehe vor allen Dingen auf einem auf Säulen ruhenden Balkon. Ueber diesen Gegenstand sei so viel hin und her gestritten worden, daß man die Zeit darüber verloren habe und er, der Prediger, sich nun genöthigt sehe, sein Versprechen zurückzunehmen, da er sich nicht darauf einlassen könne, Paläste erbauen zu lassen, weil so weit seine Kenntnisse nicht reichten und er auch nicht nothwendig fände, weder für den Arzt, noch für dessen künftige Schwiegermutter, daß sie Paläste bewohnten. Eine große

Empfindlichkeit gegen den Arzt war in diesem Schreiben nicht zu verkennen, und der Prediger erwähnte es kaum, daß seinen eigensinnigen Freund oft das lange Ausbleiben seiner künftigen Schwiegermutter beunruhige, um so mehr, da er keine Briefe von ihr erhielte, welches doch, wie der Geistliche mit Bitterkeit bemerkte, nicht zu verwundern sei, denn diese Dame, ob sie gleich jetzt einen Palast mit einem Balkon bewohnen sollte, werde gewiß noch so viel von ihrem früheren demüthigeren Stande an sich haben, daß ihr das Schreiben als eine unnütze Beschäftigung erschiene. Der Graf sah aus diesem Briefe deutlich, daß der tägliche ungestörte Umgang zwischen dem Arzte und dem Geistlichen nachtheilig auf Beide gewirkt hatte, und daß sie sich wahrscheinlich für ihr ganzes Leben entzweien würden, wenn nicht bald ein Anderer vermittelnd dazwischen träte. Es war ihm also auch aus diesem Grunde angenehm, daß sein Vetter dahin zurückkehrte, von dem er hoffen durfte, daß er die kleinen Feindseligkeiten in der Hohenthaler Gesellschaft noch im Keime unterdrücken werde. Er ließ einen Riß eines artigen Landhauses mit einem auf Säulen ruhenden Balkon anfertigen, und sein Vetter, der auch mehr als der Geistliche durch seine mathematischen Kenntnisse dazu geeignet war, versprach den Bau desselben zu leiten. Nach zwei Tagen war die Abreise der Neuvermählten nnd des Obristen festgesetzt, als man durch

die Ankunft der Frau Professorin überrascht wurde. Obgleich gewandt in Geschäften und auch nicht durch weibliche Schüchternheit in der Ausführung gehindert, hatte sie doch mehr Hindernisse gefunden bei dem Bemühen, das nachgelassene Vermögen ihres verstorbenen Mannes zusammenzubringen, als sie vermuthet hatte. Jetzt war nun Alles glücklich beendigt und ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie ihre Tochter erblickte, die sich eben bei der Gräfin befand, und vernahm, daß auch der junge Graf mit seiner Gemahlin nach der geliebten Heimath zurückkehren wolle. Kaum geringer war die Freude der Tochter, denn wenn auch der Aufenthalt in Berlin vortheilhaft auf ihre Sitten und Bildung gewirkt hatte, so sehnte sie sich doch herzlich nach dem freieren Leben in der Natur. Die Herrlichkeiten der Hauptstadt, ob sie sie gleich mit der heiteren Unbefangenheit eines Kindes genoß, hatten keinen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht, daß sie ihr dadurch Bedürfniß des Lebens geworden wären, und die zierlichen jungen Männer, die zuweilen den Kreis ihres Umgangs berührten, waren nicht glücklicher, denn sie stellte unaufhörlich Vergleichungen zwischen ihnen und ihrem Vater und Bräutigam an, und gewiß würden die jungen Herren auf's Höchste überrascht gewesen sein, wenn sie beide Personen gekannt und gewußt hätten, daß diese Vergleichungen zu ihrem Nachtheil aus-

fielen. Die junge Marie betrachtete die liebenswürdige Jugend mit einiger Geringschätzung. Sie vertraute ihrer Freundin Thereſe, zu der ſie ein beſonderes Vertrauen hatte, zuweilen, die jungen, zierlichen Herren, die ſo viel Sorgfalt auf ihre Haarlocken und Halsbinden verwendeten, nach allen Wohlgerüchen der Erde dufteten, ſich immer einem Spiegel gegenüber zu halten ſuchten, ſchienen ihr oft verkleidete Mädchen, und ſie käme zuweilen in Verſuchung, ihnen zur Unterhaltung eine weibliche Arbeit anzubieten, wenn ſie die große Langeweile bemerkte, die auf ihren Geſichtern ruhte, und ſie überzeuge ſich nur dann wieder, daß dieſe geputzten Weſen keine Mädchen wären, wenn ſie auf einmal mit großer Heftigkeit über die Nothwendigkeit ſich zum Kriege zu erheben ſprächen und Buonaparte vom Throne ſtoßen wollten; höchſt lächerlich aber käme es ihr alsdann wieder vor, wenn ſie mit derſelben Heftigkeit für oder wider eine Schauſpielerin ſtritten, und die gleiche leidenſchaftliche Begeiſterung für die eine oder andere an den Tag legten, die ſich in den nächſt vorhergehenden Geſprächen für ihren Lieblingshelden Schill offenbart hätte. Ja, ſchloß ſie ihre Bemerkung, ich glaubte, alle dieſe für das Vaterland Begeiſterten würden nun mitziehen und die Thaten ausführen helfen, die ſie für nothwendig erklären; aber mir ſcheint, ſie ſind alle hier geblieben.

Thereſe ſcherzte mit dem angenehmen Kinde zuweilen über ihre große Abneigung gegen die jungen Herren und fragte, ob ſie denn gar nichts an dem Arzte auszuſetzen fände?

O, ich bin nicht ſo blind, erwiederte die Kleine dann ernſthaft. Ich ſehe es wohl, daß ihm die Kleider nicht ſo gut ſitzen, wie den hieſigen jungen Herren, und wenn ich ſeine Frau bin, werde ich es ihm abgewöhnen, daß er beim Tanze ſo hoch mit einwärts gebogenen Knieen ſpringt, oder noch beſſer, er unterläßt das Tanzen ganz, denn es kleidet ihn nicht und er kümmert ſich dabei nicht um den Takt. Aber iſt es denn nicht natürlich, daß er dieſe Künſte nicht ſo gut zu machen verſteht, wie die hieſigen jungen Herren, die, wie es ſcheint, nichts Anders zu thun haben? Kann er ſeine Aufmerkſamkeit auf ſolchen Tand richten, da er Tag und Nacht ſtudirt, wie er den Menſchen, die an irgend einem Gebrechen leiden, helfen könne. Gewiß ſind ſchon Viele durch ihn geſund geworden und glücklich, und blicken ihm dankbar und freundlich entgegen, wenn ſie ihn kommen ſehen, ohne darauf zu achten, wie er ſeine Füße ſetzt, und das, denke ich, iſt mehr werth, als alle die Poſſen, die man hier in der Stadt treibt.

Thereſe hütete ſich in ſolchen Fällen der Anſicht ihrer jungen Freundin zu widerſprechen, denn da die Tochter eben

ſo entſchieden, wie die Mutter, eine Verbindung mit dem Arzte als das Ziel ihres Lebens betrachtete, ſo wäre es ein Unglück geweſen, wenn das junge Mädchen ihren Geſchmack für äuſsere Vorzüge des männlichen Geſchlechts verfeinert hätte.

Der Graf theilte der Frau Profeſſorin die Zwiſtigkeit zwiſchen ihrem künftigen Schwiegerſohne und dem Geiſtlichen mit, und indem er ihr die Veranlaſſung dazu ſagte, zeigte er ihr zugleich den Riſs des künftigen Wohnhauſes, den er hatte entwerfen laſſen, und bat ſie, ſo lange im Schloſſe zu wohnen, bis ſein Vetter, der junge Graf, dieſen Bau würde ausgeführt haben.

Mit leuchtenden Augen betrachtete die Wittwe des Profeſſors den Plan des Hauſes, den ihr der Graf erklärte, und je mehr ſie die Zweckmäſsigkeit und Bequemlichkeit der Einrichtungen erkannte, je höher ſtieg ihr Entzücken, bis ſich zuletzt die Freude in dankbare Rührung auflöſte, und die groſsen auf das Papier niederſtrömenden Tropfen die Zeichnung zu verderben drohten. Ja, ſagte ſie endlich, zum Grafen gewendet, Sie handeln gegen alle Menſchen, wie einer, der hoch über ihnen ſteht, aus deſſen Herz nur Wohlwollen, aus deſſen Händen nur Segen kommt, und Gott verzeihe mir meine Sünden, ich fühle eine Art Andacht, wenn ich an Sie denke. Wären alle hohen, groſsen Edelleute in Frankreich ſo geweſen, wie Sie ſind, die Revolution hätte gar nicht

kommen können, denn Wer hätte dann wohl Hand an einen Edelmann legen mögen, und Buonoparte müßte es sich dann vergehen lassen, uns zu drücken und alles, was ihm einfällt, uns zu verbieten.

Der Graf wollte das Gespräch ablenken und sagte lächelnd: Es freut mich, daß Ihnen der Plan zum Hause gefällt, und noch größere Freude wird es mir machen, wenn ich Sie erst darin besuchen kann.

Nun, rief die Professorin entzückt, wenn Sie mir die Ehre erweisen, so werde ich Sie bei mir so aufnehmen, daß Sie meine Dankbarkeit erkennen werden, und in dem schönen Hause, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf die Zeichnung legte, werde ich das können. Mein Vetter, bemerkte sie, indem sie den Riß von Neuem betrachtete, ist ein hochmüthiger Mensch, daß weiß ich von Alters her; aber warum sollen wir denn keinen Balkon haben? Das sehe ich denn doch auch nicht ein. Von dem Prediger ist es doch auch nur Neid, wenn er sich dem widersetzt. Er will nicht, daß wir es besser haben sollen, als er, und wenn Sie es uns gönnen, warum sollen wir dann das Gute nicht genießen? Mag er sich ärgern, wie er will; ich freue mich selber auf den Balkon, ich kann da oben sitzen wie auf einem kleinen Thurme und von der einen Seite einen großen Theil der Wirthschaft übersehen, und ich läugne auch nicht, daß es mir

angenehm iſt, wenn mein Vetter, der Schulze, ſieht, was aus ſeiner Mubme geworden iſt. Der nimmt gewiß den Hut ſchon auf dem Hofe ab, wie vor dem herrſchaftlichen Schloſſe, wenn er zu uns kommen will und dieß Gebäude erblickt.

Die Zuhörer der Profeſſorin waren zu gutmüthig, als daß das Lächeln auf ihren Geſichtern etwas Anderes als Wohlwollen ausgedrückt hätte. Man gönnte es der ehemaligen treuen Dienerin, daß ſie auf ihre Weiſe glücklich war, und der Graf Robert nahm ſich ſogar vor, ihr noch manche angenehme Ueberraſchung zu bereiten, da er bemerkte, daß ſie nicht ganz unempfindlich gegen Anmuth und Zierlichkeit war, wie er früher geglaubt hatte. In dieſer wohlwollenden Stimmung wurde die Reiſe nach Hohenthal von allen Perſonen angetreten, die ihre Beſtimmung dahin führte, und dem Grafen, der Gräfin und Emilie wurde die Einſamkeit fühlbar, nachdem ſie den Schmerz des Abſchiedes überſtanden hatten.

Auf Schloß Hohenthal dagegen regte ſich Leben und Thätigkeit. Der Graf Robert hatte ſeine Mutter von ſeiner Abreiſe aus Berlin benachrichtigt, und er hatte die Freude, ſie den Tag nach ſeiner Ankunft auf Schloß Hohenthal mit den Schweſtern zu begrüßen. Der Obriſt hatte nichts gegen den Plan einwenden wollen, den in reiner Freude ei-

nes dankbaren Sohnes der Graf Robert entworfen hatte, mit der Mutter vereinigt zu leben. Aber er fürchtete im Stillen für das Glück seines Kindes, denn er hatte im Laufe seines langen Lebens die Erfahrung gemacht, daß selten die Mutter des Mannes die junge Gattin desselben mit Liebe betrachtet; ja, daß oft, je mehr der Sohn selbst von der Mutter geliebt wird, um so deutlicher eine seltsame Abneigung gegen dessen Gattin sich zeigt, die sich nicht anders erklären läßt, als, daß eine eigensüchtige Neigung eifersüchtig die Liebe des Sohnes ausschließend auf sich lenken möchte. Er wurde daher angenehm überrascht, als er bald gewahr wurde, daß in dieser sanften, demüthigen Frau seine Tochter nicht nur eine Mutter, sondern er selbst eine treue Freundin gewann, die ihm die Beschwerden des Alters zu erleichtern und die letzten Jahre seines Lebens zu verschönern suchte.

Da auch diese Besorgniß verschwunden war, die ihn auf der Reise geängstigt hatte, so fühlte der Greis sich vollkommen glücklich. Wie ein Patriarch thronte er im Lehnsessel in der Mitte seiner Lieben. Jeder suchte ihm seine Liebe und Achtung zu beweisen, Niemand reizte ihn durch Widerspruch, wie er ihn in Berlin erfahren hatte, denn der Arzt, der sogleich pflichtgemäß die Sorge für seine Gesundheit übernahm, untersagte es allen Hausgenossen, durch leb-

haste Anregungen die schwachen Lebenskräfte des sich dem Grabe zuneigenden Greises zu zerstören, dessen Tage auf diese Weise im süßesten Frieden der Seele und in aller Behaglichkeit eines sorgenlosen Lebens dahin schwanden. Und kam der Abend, der ihm jedes Mal die Sehnsucht nach einer l'Hombre-Partie brachte, so fehlten seine beständigen Mitspieler, der Prediger und der Arzt, niemals, und wurde ja einer von ihnen durch seinen Beruf ein Mal abgehalten, so nahm die Mutter des Grafen Robert willig die Karten und verkürzte dem Greise die Stunden durch seine gewohnte Unterhaltung.

Der Prediger und der Arzt hatten sich durch die Vermittelung des Grafen Robert leicht mit einander versöhnt und betraten von Neuem den Pfad der ihnen zum Bedürfniß gewordenen Freundschaft. Der Prediger war geneigt, die Zwistigkeiten mit dem Freunde zu vergessen, denn er fühlte sich im Grunde in allen Verhältnissen des Lebens durch seinen klaren Verstand und richtigen Blick so sehr über den Arzt erhaben, daß er alles, was er dessen Thorheit nannte, ruhig verachtete, und der Arzt war zu glücklich, als daß er ein feindliches Gefühl im Herzen hätte bewahren können.

Er betrachtete mit Entzücken die gänzliche Veränderung, die der Aufenthalt in Berlin mit dem Aeußeren sei-

ner Braut hervor gebracht hatte. Ein ſchüchternes, blödes, ſich oft linkiſch benehmendes Kind war hingegangen, und eine junge Dame kam zurück, die ſich in Kleidern nach der letzten Mode ohne Zwang bewegte, ohne Verlegenheit an allen Geſprächen Theil nahm und wenigſtens eine oberflächliche Kenntniß der Literatur verrieth, und dennoch ruhten, trotz aller dieſer erlangten Vorzüge, die blauen Augen noch mit derſelben Theilnahme auf ihm, wie früher, und wie zerſtreut er auch war, ſo hörte er doch, daß der Klang ihrer Stimme gefühlvoller war, wenn ſie mit ihm ſprach, als wenn ſie ihre Worte an Andere richtete. Das, ihm neue, beſeligende Gefühl des Glücks, geliebt zu werden, gab ſeinem ganzen Weſen eine Weichheit, die ihn mehr, als je, geneigt machte, alles zu verzeihen, wodurch er ſich beleidigt glaubte. Selbſt abgeſehen von dieſer glücklichen Stimmung, wie hätte er nicht verſöhnlich ſein ſollen, — er trug ja einen vollkommenen Sieg über den Prediger davon, — ſein künftiges Wohnhaus wurde mit einem Balkon gebaut und die ganze Einrichtung deſſelben viel ſchöner, als er es hätte erſinnen können. Er hatte ſchon im Frühlinge einen Theil ſeines Gartens mit ausländiſchen Sträuchern und Gewächſen bepflanzen laſſen, von denen ihn Bücher, die er zu dieſem Behufe angeſchafft, lehrten, wie ſie behandelt werden müßten, wenn ſie in unſerm Klima gedeihen ſollten, und er

nannte den Raum, auf dem diese Gewächse vereinigt waren, seinen botanischen Garten. Aber freilich gewährte dieser einen traurigen Anblick; denn da der Arzt den Gärtner in der Behandlung der Pflanzen unterrichtete und durchaus darauf bestand, daß sie ganz nach seiner Vorschrift gewartet werden sollten, so gingen die meisten aus, welches der Gärtner ganz natürlich fand, der sich oft äußerte, wenn der Arzt die Sache nur ihm überlassen und den armen Pflanzen Ruhe gönnen wollte, so würde sie Gott eben so gut wachsen lassen, wie andere unter seiner Pflege befindliche im Treibhause des Schlosses. Dieß Mißlingen seiner Anlage hatte den Arzt oft verdrüßlich gemacht und ihn dem Spotte des Predigers ausgesetzt. Aber nun richtete er die kleinen scharfen Augen im Gefühle des Sieges auf den spottenden Freund, denn es hatte ihm nur ein Wort gekostet und der Graf Robert hatte ihm versprochen, ein Treibhaus mit dem neuen Gebäude zu verbinden, und die Pflanzen aller Himmelsstriche konnten dann durch den geschickten Gärtner des Schlosses gezogen werden.

Mit dem Gefühle inniger Dankbarkeit überrechnete der Arzt oft sein Glück. Ein anständiges Auskommen; eine junge, schöne, ihn schwärmerisch liebende Braut; ein prächtiges, einem adlichen Wohnsitze ähnliches, schon im Entstehen begriffenes Haus, daran ein Treibhaus und ein bota-

niſcher Garten, darin eine Bibliothek und ein Naturalienkabinet; für alle Genüſſe des Leibes und Geiſtes alſo auf alle Weiſe geſorgt; dabei geachtet von ſeiner Umgebung, glücklich in ſeinen Launen. Dankend hob er nach ſolchen Betrachtungen die Hände zum Himmel empor; die kleinen Augen glänzten in Thränen ſeliger Rührung, und er verſprach ſich ſelbſt, ſein Glück würdig zu genießen, und beſcheiden und dankbar zu bleiben.

Die Frau Profeſſorin hatte freiwillig die Führung des Haushalts im Schloſſe übernommen, weil der thätigen Frau Beſchäftigung Bedürfniß war. Aber ſie bemerkte oft, daß die Abweſenheit Dübois nur zu ſichtbar ſei, denn die Ordnung, die Ruhe, der Anſtand und das vornehme Weſen, welches er zu erhalten verſtehe, werde nie ganz ohne ihn erreicht werden, — eine Anerkennung, die den alten Mann entzückt haben würde, wenn er ſie hätte vernehmen können.

So wohl und glücklich fühlten ſich alle Bewohner des Schloſſes Hohenthal, während die eigentlichen Beſitzer manchem Kummer im Herzen Raum gaben.

IV.

Nach der Abreiſe ihrer geliebten Freunde wurde die dadurch entſtehende Lücke in der gräflichen Familie in Berlin ſehr fühlbar, und der Trübſinn wurde geſteigert, weil keine

Nachrichten von St. Julien eintreffen wollten. Es war nur zu deutlich, daß die Freude der Spanier über einen Herrscher aus Napoleons Geschlecht nicht so groß war, als deſſen Bulletins der Welt verkünden wollten, und die Sorge um den Sohn und Geliebten ſenkte ſich ſchmerzlich in die Bruſt der einſamen Freunde. Jeder ſuchte den Andern zu ſchonen und wollte deßhalb ſeine Sorgen nicht bekennen, aber der verſchwiegene Gram nagte ſichtlich an Aller Herzen. Wie ein elektriſcher Schlag zuckte daher die Freude durch jede Bruſt und lähmte für einen Augenblick die Kraft der Glieder, als endlich ein großes Paket eintraf, welches außer den Briefen voll zärtlicher Liebe für die Mutter und glühendem Gefühl für die Braut noch eine Art von Tagebuch für den Grafen enthielt, worin ſich auf jeder Seite das kindliche Gefühl eines guten Sohnes ausſprach und welches zugleich eine kurze Darſtellung der Begebenheiten in Spanien enthielt, ſo weit ſie ohne Gefahr für den Schreiber und Empfänger berührt werden durften. Nachdem er die weltgeſchichtlichen Begebenheiten, die unter ſeinen Augen ſich ereignet, flüchtig angedeutet hatte, ſagte er unter Anderem: Bald nach des Königs Joſeph glänzendem Einzuge in die neue Hauptſtadt ſeines Reiches, wurde ich von Vittoria mit Depeſchen an ihn geſendet und ich läugne nicht, daß ich gern die Gelegenheit ergriff, die ſich dort neu geſtaltende Welt

in der Nähe zu ſehen, und ein poetiſches Gefühl ließ es mich höchſt reizend denken, an den Ufern des Manzanares zu wandeln, obgleich es mir bekannt war, daß die Lage der Hauptſtadt in Anſehung ihrer maleriſchen und poetiſchen Umgebung weit hinter der anderer Städte des Reichs zurück ſteht.

Ich fand den König Joſeph von einem glänzenden Hofe umgeben, der freilich zum großen Theil aus Franzoſen beſtand. Aber es iſt auch nicht zu läugnen, daß viele vorzügliche Geiſter ſich ihm anſchließen, die durch ſeinen Einfluß und Napoleons mächtige Hülfe die Feſſeln des Geiſtes abzuwerfen hoffen, unter deren Druck Spanien ſo lange ſchmachtet, ſo daß die edelſten Kräfte einer großherzigen Nation ſeit lange einer großen Theils unwürdigen Geiſtlichkeit zur Befriedigung eigenſüchtigen Verlangens dienen. Ja, der aufgeklärte Theil der Geiſtlichkeit ſelbſt ſeufzt nach der Erlöſung von dieſem Joche. Um ſo ſorgfältiger aber ſucht der bei Weitem größere Theil derſelben den beſchränkten Sinn des Volkes vor jedem eindringenden Lichtſtrahle zu bewahren, denn ſie fühlen natürlich, daß die Wurzel ihrer Macht erſchüttert werden muß, wenn das Volk aufhört zu glauben, daß Seligkeit und Verdammniß unmittelbar in den Händen der Prieſter ruht. Wir werden alſo nicht bloß den Kampf zu beſtehen haben, der durch ein verwundetes Nationalge-

fühl erregt ist, sondern unser furchtbarster Feind ist der Fanatismus, den die Priester zu ihrem eigenen Vortheile sowohl, als zu Gunsten Ferdinands im Volke erregen, und durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, stärken und nähren.

Diese Betrachtungen drängten sich mir auf, so flüchtig auch nur die Beobachtungen waren, die ich anstellen konnte, denn kaum hatte ich am Morgen meine Depeschen abgegeben und mich dem Könige vorstellen lassen, der mich mit großer Huld empfing, als ich auch schon von so vielen Bekannten umringt und in so viele Zerstreuungen verwickelt wurde, daß mir keine Zeit zu ernsten Beobachtungen blieb. Als die Seele aller Gesellschaften hörte ich einen liebenswürdigen deutschen Baron allenthalben nennen, der sich dem Hofe des Königs angeschlossen hatte, und von diesem selbst als ein geistreicher und unterrichteter Mann, und angenehmer Gesellschafter, besonders ausgezeichnet wurde. Auch bei den Damen hatte dieser Fremde viel Glück, und eine reiche, vornehme und schöne Frau, die der König selbst oft mit seinem Besuch beehre, habe sich ganz offen für ihn erklärt, hieß es, so daß man erwartete, die große Neigung werde Beide zu einer ehelichen Vereinigung bestimmen und der König werde dann den aus einem alten Geschlecht abstammenden Deutschen mit sehr bedeutenden Ehrenstellen bekleiden.

Da ich dieſen gefeierten Mann von allen Seiten als ein Ideal der Liebenswürdigkeit preiſen hörte, ſo wurde endlich meine Neugierde erregt und ich fragte nach ſeinem Namen. Viele wußten dieſen gar nicht. Er war ihnen bloß als der liebenswürdige deutſche Baron bekannt oder als Don Fernando. Endlich nannte ihn mir ein beſſer Unterrichteter als Baron Schiebach, und mir fiel ein, daß ein ſolcher ja unſer Verwandter ſein müſſe, weil ja dieß auch der Name meiner Mutter iſt, und ich beſchloß mich mit ihm bekannt zu machen.

Der Tag war mir unter mannichfachen Zerſtreuungen verſchwunden und am Abend war Cirkel bei Hofe, wo auch ich erſcheinen mußte. Es war eine glänzende Verſammlung, die ſich vereinigte, und es hätte mir wohl mancher der Anweſenden wichtig ſein können, wenn nicht meine Aufmerkſamkeit auf einen einzigen Gegenſtand wäre gelenkt worden. Dort ſteht der deutſche Baron, flüſterte mir ein Bekannter zu. Meine Augen folgten dem Winke der ſeinigen und trafen auf einen Blick, deſſen Schärfe und Kälte mir ein bekanntes Bild hervorriefen, das ich doch nicht feſtzuhalten vermochte. In dem Augenblicke redete der König den Baron freundlich an, und das anmuthige Lächeln des in der That ſchönen Mundes verbreitete einen eigenen Reiz über das blaſſe, von dunkelm Haar umlockte Geſicht. Die Kälte und Schärfe ſchwand aus den dunkeln Augen, und die

ſchlanke, reichgekleidete Geſtalt erhöhte den angenehmen Eindruck, und doch wurde, indem der König ſich von ihm wendete und er zurücktrat, ein gemeiner Hochmuth in ſeinen Mienen und Gebehrden ſichtbar, der auf einmal meinem Gedächtniſſe zu Hülfe kam und mich an den Sekretair des Kommandanten der Feſtung *** erinnerte, der uns damals ſo übermüthig behandelte, und den Sie mir als den Sohn eines Ihrer ehemaligen Beamten bezeichneten. Ich wollte mich eben dieſem unbekannten Verwandten nähern, als der König mich erblickte und mich an meine Stelle feſſelte, indem er ſich mir näherte und auch mich durch eine freundliche Anrede auszeichnete. Die Unterhaltung hatte einige Minuten gewährt. Als ſich der König darauf zu Andern wendete, ſuchten meine Blicke den Baron vergebens. Ich weiß nicht, hinter welche Gruppe er ſich zurückgezogen hatte, denn ſpät erſt, als der Cirkel ſich auflöſte, ſah ich ihn noch einen Augenblick, indem er mit vielen Andern die Appartements verließ, und zwar in ſolcher Entfernung, daß ich eine in den königlichen Sälen unſchickliche Eile hätte anwenden müſſen, um ihn zu erreichen.

Meine Neugierde war durch dieſe kleinen Umſtände erhöht worden, und ich ließ mich bei der Dame ſeines Herzens des andern Tages vorſtellen, einer ſchlanken, edel gebauten Spanierin, deren dunkle, gebietende Augen eine Glut

ausſtrömten, die entzücken oder erſchrecken mußte. Sie lud mich mit aller liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft der Spanier ein, an ihren Abendgeſellſchaften Theil zu nehmen, und verſicherte mir, daß ich in dieſen Kreiſen manchen Mann antreffen würde, der der Stolz ſeines Vaterlandes ſei, wie auch manchen bedeutenden Fremden. Ich dankte für ihre gütige Einladung, indem ich ſie annahm, und ſie erwiederte, daß ſie jedem Franzoſen mit Vergnügen ihr Haus öffne, weil ſie von dem franzöſiſchen Einfluß hoffe, daß er Spanien von dem geiſtigen Druck befreien werde, unter welchem es ſo unwürdig ſchmachte. Ich machte die ſchöne, für ihr herrliches Vaterland mit Recht begeiſterte Dame darauf aufmerkſam, daß ſich doch ein kräftiger Widerſtand und zwar nicht bloß vom Volke aus gegen unſere Einwirkung zu offenbaren anfange. Das iſt unſer Unglück, ſagte ſie ſchmerzlich ſeufzend. Der Stolz der Spanier weiſt die fremde Hülfe zurück und würde das unermeßliche Unglück beweinen, das daraus entſpringen müßte, wenn die Verſuche gelingen ſollten, ſich dem fremden Einfluſſe zu entziehen, denn die ganze Maſſe des Volkes wird von der Geiſtlichkeit in den Feſſeln des dumpfen Aberglaubens gehalten, und es wird dieſe Kette, die es in ſeiner Blindheit für ſein Heil und ſeinen Ruhm hält, bis auf den letzten Blutstropfen mit der Tapferkeit ächter Spanier vertheidigen, und viel zu gering iſt die Zahl der Ein-

sichtsvollen, das Bessere Erkennenden, als daß sie nicht der Masse erliegen müßten. Deßhalb bedürfen wir der fremden Hülfe, um das murrende Volk wider seinen Willen zu seinem Heile zu leiten, und wenn uns dafür die Flüche des jetzigen Geschlechts treffen, so wird der Segen des künftigen diese Last wieder von uns nehmen. Ich fand mich berufen, politische Streitfragen mit der schönen Dame zu erörtern, und verabschiedete mich in der schönen Hoffnung, die Bekanntschaft eines mir etwas räthselhaften Verwandten bei ihr zu machen.

Es war natürlich, daß ich noch denselben Abend von der Erlaubniß Gebrauch machte und den glänzenden Kreis vermehrte, der sich um die schöne Frau versammelte. Aber wenn ich am Morgen die gebietende Hoheit ihrer Miene bewundert hatte, die doch auf eine wunderbare Weise mit Zärtlichkeit und selbst Schalkheit gemischt war, so lag am Abend Schmerz und Trauer unverkennbar auf der edeln Stirn; der Mund zwang sich zum Lächeln, um die freundlichen Reden der Gäste zu beantworten, aber selbst dieß Lächeln hatte einen schmerzlichen Ausdruck. Ich gestehe indeß, daß ich keinen lebhaften Antheil an dem sichtbaren Kummer der schönen Frau nahm, meine Augen suchten in dem glänzenden Kreise den deutschen Baron und suchten ihn vergeblich.

Endlich richteten einige nähere Bekannte die Frage ge-

rade zu an die Dame des Hauſes, wie es komme, daß man den liebenswürdigen Don Fernando dieſen Abend vergeblich erwarte. Es ſchien, ſeine liebenswürdige Freundin hatte nur dieſe Frage erwartet, um ohne Rückhalt den Schmerz ihres Buſens zu entfeſſeln. Sie theilte den Freunden mit, daß er ſie noch dieſen Morgen vollkommen geſund beſucht habe; kurz nachdem Sie mich verlaſſen hatten, ſagte ſie, indem ſie ſich an mich wendete. Ich theilte ihm meine Freude über meine Bekanntſchaft mit Ihnen mit, und er ſchien lebhaften Antheil daran zu nehmen, aber bald darauf wurde er von heftigem Schwindel befallen. Er fuhr nach Hauſe, und nun erfahre ich auf meine Erkundigungen, daß er ernſtlich krank iſt und das Bett vielleicht in mehreren Tagen nicht verlaſſen kann.

Die ganze Geſellſchaft bewies die lebhafteſte Theilnahme für Don Ferdinand, und Jeder verſicherte, ihn des andern Morgens beſuchen zu wollen, um ſich von ſeinem Befinden zu unterrichten. Ich war nicht der letzte, der dieſen Entſchluß faßte, denn ich wollte die Zweifel, die immer lebendiger in mir aufſtiegen, auf jeden Fall aufzuklären ſuchen.

Ich ſäumte alſo nicht, mich in Begleitung eines Bekannten, der mich vorſtellen ſollte, nach ſeiner Wohnung zu verfügen, ſobald es am andern Morgen die Schicklichkeit erlaubte, zu einem Kranken einzudringen. Aber meine Hoff-

nung wurde getäuscht, denn wir wurden an der Thüre höflich mit dem Bescheide abgewiesen, daß Don Fernando sich so übel befände, daß er Niemand empfangen könne. Drei Tage nach einander setzte ich hartnäckig meine Belagerung fort. Endlich gab ich die fruchtlose Bemühung auf, in der Meinung, daß der Kranke doch endlich wieder sichtbar werden müsse. Nach einigen Tagen aber wurde mir angezeigt, daß ich meine Depeschen beim Minister in Empfang nehmen und meine Rückreise nach Vittoria antreten könne. Ich zögerte natürlich nicht, meine Pflicht zu erfüllen, und war in derselben Stunde bereit, abzureisen, als mir der König melden ließ, ich möge meine Abreise bis zum andern Tage verschieben, weil er mir den Morgen um neun Uhr noch einige Aufträge selbst ertheilen wolle. Ich mußte diesem Befehle gehorchen, und ich hatte am andern Morgen die Aufträge des Königs vernommen, die es ihm besser däuchte, mir mündlich zu vertrauen, als sie in Depeschen mitzutheilen, deren Beförderung immer unsicher ist, weil es tausend Möglichkeiten giebt, sie dem Ueberbringer zu entreißen, da im Gegentheile ein Mann von Ehre die ihm anvertrauten Dinge wenigstens mit in sein Grab nimmt, ohne sie zu verrathen, wenn selbst Tod oder Gefangenschaft ihn hindern sollte, sie gehörigen Orts mitzutheilen. Der König hatte mich sehr freundlich, sehr wohlwollend entlassen, und ich dachte in diesem Augen-

blick am Wenigſten an unſern ſich räthſelhaft verbergenden Verwandten, als ich im Vorſaale plötzlich auf ihn ſtieß und wir uns ganz nahe gegenüber ſtanden, indem er in demſelben Augenblick durch eine Thüre in den Saal trat, während ich mich durch dieſelbe entfernen wollte. Er war bei meinem Anblick ſichtbar überraſcht, doch hatte er im Augenblick ſeine Faſſung wieder gewonnen und ſchien eben ſo ſchnell den Entſchluß gefaßt zu haben, mir nicht mehr ausweichen zu wollen, da dieß, ohne ſehr auffallend zu handeln, nicht mehr geſchehen konnte. Dieß alles war die Sache eines Augenblicks, und ich wollte ihn eben anreden, als ſein gutes Geſchick ihn abermals und vielleicht auf immer von mir erlöſte, denn indem ich ihn anreden wollte, winkte ein Kammerherr des Königs ihn in die inneren Zimmer deſſelben hinein. Sichtbar beruhigt ſchlüpfte der Verlegene mit einer leichten Verbeugung bei mir vorbei, um dem ihn befreienden Winke zu folgen, und ich trat meine Reiſe nach Vittoria an, ohne etwas Näheres von dieſem räthſelhaften Baron erfahren zu haben.

Als der Graf dieſe Mittheilung St. Juliens aufmerkſam geleſen hatte, wurde ihm ſeine frühere Vermuthung zur Gewißheit, daß nämlich in jenem dem alten Lorenz gemeldeten Duell nicht deſſen unwürdiger Sohn, ſondern der Baron geblieben ſei, deſſen Name nun von dem jungen Lorenz be-

nutzt worden sei, um sich in Verhältnisse zu drängen, die ihm auf andern Wegen wahrscheinlich unerreichbar geblieben wären. Der Graf überlegte, ob es nicht seine Pflicht sei, Schritte zu thun, um einen Betrug zu enthüllen, der vielleicht eine liebenswürdige Frau zur Beute eines Abenteurers machte, denn dieß war doch eine ausgemachte Sache, daß dieser Don Fernando der Bruder seiner Gattin nicht war, wenn er selbst nicht der junge Lorenz sein sollte. Um aber ganz sicher zu gehen und Niemanden ohne Noth zu beleidigen, beschloß er auf jeden Fall vorher genaue Erkundigungen einzuziehen, ob etwa noch ein anderer Baron Schleibach lebe und sich in Spanien aufhalte, der Gräfin aber nichts davon zu sagen, daß er überzeugt sei, der Bruder, dessen Rückkunft sie zuweilen fürchtete, ruhe schon längst im Grabe.

Die Sorge um den geliebten Sohn schob bald jede andere Betrachtung in den Hintergrund der Seele zurück, denn in Spanien entwickelten sich Kämpfe und Gefahren, die für sein Leben täglich zittern ließen, und wenn die Freude das Herz auf kurze Zeit bewegte und die Augen entzückt auf den Zügen der geliebten Hand ruhten, so wandelte die Betrachtung gar bald die Tropfen der Freude in Zähren der Wehmuth, denn wenn sich auch die Eltern und die Geliebte an diesen Briefen erfreuten, die heitere Gesundheit und zärtliche

riebe athmeten, so war doch schon ein langer Zeitraum seit ihrer Abfassung verstrichen und in dieser langen Zeit konnten Gefechte genug vorgefallen sein, die das theure Leben gefährdet hatten. So nahte der Winter trübe und traurig. Der Herbst hatte die Hoffnung gewährt, daß wenigstens die dumpfe Ruhe des drückenden Friedens in Deutschland bestehen könne, aber auch diese Hoffnung war entschwunden und Oestreich rüstete sich zum erneuerten Kampfe. Napoleon entwickelte eine bewundernswürdige Thätigkeit. In kurzer Frist war ein sieggewohntes Heer vereinigt, und das traurige Schauspiel sollte sich erneuern. Deutsche sollten wieder gegen Deutsche kämpfend erblickt werden, und die deutsche Erde sollte von Neuem das Blut der eigenen Kinder trinken und in ihrem Schooße die Leichen ihrer von deutscher Hand erschlagenen Söhne verbergen.

Nicht alle französischen Truppen hatten aus Spanien hinweg gezogen werden können, aber unter denen, die an den Rhein beordert waren, befand sich das Regiment, in welchem St. Julien diente, und Eltern und Geliebte hatten wenigstens den Trost, ihn sich näher zu wissen.

Niemals war die Hoffnung so allgemein, so lebendig gewesen, als nach Oesterreichs Kriegserklärung; vielleicht nur, weil der Druck, unter welchem die Völker seufzten, immer lästiger, ihr Unglück immer schmerzlicher wurde. Aber

wie dem auch sei, es konnte dem Beobachter nicht entgehen, daß es nur einer siegreichen Schlacht bedurft hätte, und ein großer Theil Deutschlands hätte sich schon damals dem österreichischen Heere wider Napoleon angeschlossen; aber die Schlachten gingen verloren, und unaufhaltsam, wie ein reißender Strom, drangen Napoleons Heere vorwärts.

Alle Hoffnungen, die man damals auf Oesterreich setzte, gingen unter, und auch die laut mit Frankreich Krieg verlangende Berliner Jugend verstummte, denn ihr Held, in dem sie den Erretter, den Befreier Deutschlands zu sehen wähnte, war gefallen, mit Heldenmuth zwar, aber für sein Vaterland völlig nutzlos, und die Ueberreste seiner tapfern Schaar, die nicht so glücklich waren, entfliehen und sich verbergen zu können, fielen einem Feinde in die Hände, der sie nicht mit großmüthiger Schonung behandelte, sondern sie das härteste Schicksal erdulden ließ.

Wer auch von Schills gewagtem Unternehmen nicht die Hoffnungen hegte, die seine lauten Bewunderer aussprachen, mußte dennoch das unglückliche Ende eines Mannes schmerzlich beklagen, der Gutes und Großes wollte, aber seine Zeit mißverstand und deßhalb der Zeit vorgriff.

Die Gräfin und Emilie lebten in dieser Zeit in qualvoller Angst. Dem Grafen selbst bangte für den geliebten Sohn, und alle Gründe, die er anführte, um die Frauen zu

beruhigen, verloren ihre Kraft, weil man zu deutlich fühlte, daß er die Hoffnungen, die er erregen wollte, nicht theilen konnte. Auch Dübois ging trostlos umher. Der letzte Sprößling des Hauses Evremont! seufzte er oft für sich; Herr erhalte ihn, setzte er jedes Mal hinzu, indem er die gefalteten Hände flehend zum Himmel erhob. Jedes Zeitungsblatt erhöhte die peinliche Unruhe der Familie; beinah ein jedes enthielt Nachrichten von Gefechten und Schlachten, und man wußte, St. Juliens Regiment focht in den meisten, und von ihm selbst gelangte keine Nachricht zu der trauernden Familie. Endlich war der Waffenstillstand geschlossen und es ließ sich voraussehen, daß der Friede auf denselben folgen würde, und zwar ein Friede, der Napoleons Macht nur noch höher heben und das unglückliche Deutschland noch tiefer niederdrücken mußte. Diese Ueberzeugung verbreitete eine schmerzliche Trauer über Deutschland, die auch der Graf empfand, aber die plötzlich gemildert wurde und der höchsten Freude im Kreise dieser Familie Raum gab, denn ein Paket von St. Julien traf ein und meldete nach allen überstandenen Gefahren, bis auf eine leichte Verwundung, seine vollkommene Gesundheit. Zugleich theilte er die Nachricht mit, daß er zum Obristen ernannt worden sei, beklagte aber, daß er in dieser unruhig bewegten Zeit noch nicht habe Mittel finden können, die Anerkennung des Namens Evremont zu bewirken. Sein Brief

war im Taumel der Siegesfreude geschrieben, denn nur Frankreichs Ruhm und sein eigner, den er noch zu erreichen hoffte, hatten ihm vorgeschwebt, indem er schrieb; und er dachte nicht daran, welchen schneidenden Gegensatz sein Gefühl zu der schmerzlichen Trauer seiner Freunde über ihr Vaterland bilden mußte. Die Frauen sahen über die Ausdrücke jugendlicher Begeisterung hinweg; sie suchten in St. Juliens Briefen nichts, als Zeichen fortdauernder Liebe, zärtlicher Treue, und fühlten nach langer Zeit schmerzlichen Grams und zerstörender Angst Ruhe und Hoffnung im beseligten, zärtlich bewegten Herzen. Des Grafen Freude war nur in den ersten Augenblicken rein. Er fühlte es in den nächsten Minuten schmerzlich, daß Männer doch nur dann ganz in Liebe verbündet sein können, wenn ihre heiligsten Interessen dieselben sind, und er wünschte sehnlicher als je, St. Julien bewegen zu können, Frankreich zu verlassen und sich als Bürger deutscher Erde zu betrachten; diese recht im Genusse des Sieges und des Ruhmes geschriebenen Briefe aber ließen ihn fürchten, daß der junge Mann schwer zu bewegen sein dürfte, eine Laufbahn aufzugeben, die seinem Ehrgeize so viele Befriedigung versprach. Man beantwortete St. Juliens Schreiben sogleich und der lang gestörte Briefwechsel wurde nun wieder regelmäßig fortgeführet.

Noch war die Freude in allen Herzen lebendig, als der

Graf von Neuem lächelnd die Bemerkung machte, daß der Menſch im Gefühle des hohen Glücks oder eines großen Unglücks zunächſt an ſich denkt, und daß dann alles andere, was er ſein Höchſtes und Heiligſtes immerwährend genannt hat, in den Hintergrund tritt und nur erſt wieder beachtet wird, wenn die Freude oder das Leid, welches uns perſönlich trifft, durch Zeit und Gewohnheit gemildert wird. Der Graf in ſeinem milden Sinne fand dieſe Empfindungsweiſe menſchlich und natürlich, und meinte, wir wären noch weit von ſchnöder Selbſtſucht entfernt, wenn wir auch die erſten Augenblicke des Glücks oder des Kummers ungetheilt uns ſelbſt widmeten, ſobald wir nur dann wieder auch auf andere Menſchen und ihre Schmerzen uns beſännen. Sein Vetter aber, der Graf Robert, hatte mit ſtrengerem Sinn oft gegen ihn den Ruhm der Spartanertugend bewundernd anerkannt und behauptet, ein ächter Sohn des Vaterlandes werde deſſen Unglück und Erniedrigung auch im höchſten eigenen Glücke ſtets empfinden; ja, er hatte behauptet, daß es für ihn gar kein Glück geben könne, das im Stande wäre, ſein Herz ſo ganz zu erfüllen, daß er ſeines Vaterlandes nicht gedächte, und nun hielt der Graf einen Brief von ihm in der Hand, in dem er ihm mit dem höchſten Entzücken die Geburt eines Sohnes meldete und des trauernden Vaterlandes mit keiner Sylbe gedachte. Ja, man fühlte es die-

sem Schreiben an, daß alle übrigen Verhältnisse der Welt dem Herzen des Vaters gleichgültig schienen, der den neugebornen Sohn in seinen Armen hielt, und dessen zärtlich geliebte Gattin die Schmerzen und Gefahren der Geburt glücklich überstanden hatte. Der Graf fand diese reine, ungetheilte Freude natürlich, aber er nahm sich doch vor, seinen Vetter darauf aufmerksam zu machen, daß er nun nie mehr von der menschlichen Natur erwarten dürfe, als was er selbst geleistet habe.

Auch der Obrist Thalheim hatte mit zitternder Hand dem Grafen sein Glück gemeldet, und er sowohl als der Graf Robert baten ihn, mit seiner Familie der Taufe des Neugebornen beizuwohnen, und diese Bitte verstärkte der Graf Robert dadurch, daß er seinem Oheim vorstellte, wichtige die Verwaltung der Güter betreffende Geschäfte machten eine mündliche Unterredung durchaus nothwendig.

Der Graf theilte den Damen die empfangenen Nachrichten mit, und freudige Theilnahme bewegte Aller Herzen. Auf die Frage aber, ob sie ihn nach Hohenthal begleiten wollten, folgte ein ernstliches Bedenken. Die Gräfin bemerkte, daß es ihr schwer fallen würde, sich wieder allen neugierigen Fragen des Geistlichen und der Nachbaren auszusetzen, und Emilie sagte leise und erröthend, daß dann auch

wieder der regelmäßige Briefwechsel, der kaum mit St. Julien eingeleitet wäre, gestört werden müsse, wenn man sich von Berlin, wohin nun alle Briefe gerichtet würden, entfernen wollte. Es wurde also bestimmt, daß nur der Graf allein nach Hohenthal reisen sollte, von den besten Wünschen der Zurückbleibenden begleitet. Er meldete seinem Vetter diesen Beschluß nebst dem Tage seiner Ankunft.

Auf den dritten Tag nach dem Empfange dieses Briefes war die Abreise nach Hohenthal festgesetzt, und in dieser Zwischenzeit war eine emsige Geschäftigkeit der Frauen bemerklich, und als der Tag der Abreise erschien, erstaunte der Graf über die Menge der Schachteln, Kartons und Körbchen, die er mitnehmen sollte, welche die Geschenke für die junge Mutter und den Neugebornen enthielten, die die Freundinnen sendeten. Ich bin doch oft, sagte der Graf lächelnd, mit Frauen gereist und habe es immer unwahr gefunden, wenn sie beschuldigt werden, so unermeßlich viele kleine Bedürfnisse in kleinen Behältern mit sich zu führen, daß sich das Reisen mit ihnen leicht in eine Qual verwandeln könne, und nun soll ich allein reisen, und werde zum ersten Mal so mit Schachteln und Körben umgeben, daß es nur Dübois Genie möglich sein wird, dieß alles so zu ordnen, daß noch ein völlig erwachsener Mensch Raum daneben im Wagen findet.

Iſt es nicht ungerecht, ſagte die Gräfin lächelnd, die kleine Beſchwerde nicht ertragen zu wollen? Hat uns nicht ſelbſt, wie wir das Leben bewußtlos und hülflos betraten, die liebende Sorge zärtlicher Freunde begrüßt? Liegt nicht etwas Rührendes darin, wenn wir uns vorſorgend um ein neugebornes Weſen beſchäftigen, ſo daß alles bereit iſt, deſſen es in der Zukunft in ſeiner Hülfloſigkeit bedarf? Ich wenigſtens kann mir nichts Traurigeres denken, als wenn der Menſch ſchon beim Beginne ſeines Lebens Liebe und Theilnahme entbehrt.

Wohl, ſagte der Graf ernſthaft, ich werde dem Neugebornen die Geſchenke überbringen und ihm nichts von dem entziehen, was ſein aufdämmerndes Leben verſchönern ſoll und ihn doch oft nur quält, indem Mutter und Amme ihn mit Dingen zu putzen ſtreben, die er gar nicht zu würdigen verſteht.

Dübois hatte während dieſer Unterredung Alles geordnet, und der Graf fand zu ſeiner eigenen Verwunderung für Alles hinreichenden Raum in dem vorgefahrnen Wagen, der ihn bald aus dem Geſichtskreiſe der Frauen entführte und den Bergen entgegen rollte, die den alten Sitz ſeiner Ahnen umgaben.

V.

In Hohenthal herrſchte die reinſte Freude. Mit lautem Entzücken wurde der Graf bei ſeiner Ankunft von ſeinem

ihm entgegen eilenden Vetter begrüßt, und an der Thüre des Saales empfing ihn der Obriſt, der ihm auch hatte entgegen gehen wollen, aber ſeine vom Alter geſchwächten Kräfte waren nicht mehr hinreichend zur eiligen Bewegung. Er ſtreckte dem Grafen die zitternden Arme entgegen, der gleich bei der Begrüßung bemerkte, daß der Greis in dem letzten Jahre, ſeit er ihn nicht geſehen, ſich mit ſtarken Schritten dem Grabe genähert habe, und ein Blick auf den Arzt, der ſich im Saale befand und von dem Obriſten unbemerkt leiſe die Schultern zuckte, beſtätigte die ſchnell gemachte Bemerkung. Der Graf ſendete der jungen Mutter alle mitgebrachten Geſchenke und ließ ihr ſeine Ankunft melden, weil er durch keine Ueberraſchung ihre Geſundheit in Gefahr bringen wollte. Der Arzt übernahm vorſichtig ſelbſt die Anmeldung, und der Graf erneuerte gegen den Obriſten ſeine freudigen Glückwünſche. Der Herr hat mir alles gegeben, ſagte der Greis, um was ich in ängſtlichen Stunden inbrünſtig flehte; mein Kind iſt erhalten und Gott hat ihr einen Sohn geſchenkt, an dem ſie ſo viel Freude und Troſt erleben möge, wie ſie mir ſelber gewährt hat. Er hatte, indem er dieſe Worte ſagte, die vor Alter zitternden Hände gefaltet und richtete den thränenfeuchten Blick nach oben. Der Graf betrachtete gerührt die hinfällige Geſtalt, und Graf Robert, der den Blick verſtand, drückte mit trauriger Miene

die Hand ſeines Oheims. Der Arzt kam zurück und meldete, die junge Frau Gräfin ſei zum Empfange des Herrn Oheims bereit, und die Männer begaben ſich nach den inneren Zimmern. Es war dem Grafen wunderbar zu Muthe, als er das ehemalige Schlafzimmer ſeiner Gemahlin betrat, und mit anmuthiger Gebehrde und holdſeligem Lächeln die liebliche Thereſe, den neugebornen Sohn in den Armen, ihm entgegentrat. Sie wollte ihn anreden, doch die heilige Rührung der erſten Mutterliebe machte, daß ihr die Stimme verſagte. Sie reichte ihm das Kind entgegen und der Graf, von Gefühl überwältigt, neigte ſich herab und drückte einen leichten Kuß auf die unſchuldige Stirn des dem Leben bewußtlos entgegen ſchlummerden neuen Bürgers der Erde. Indem ſeine Lippen das zarte Kind berührten, zuckte das ſchmerzliche Gefühl durch ſeine Bruſt, daß der Himmel ihm das höchſte menſchliche Glück verſagt habe, und er wendete ſich ab, um dieß Gefühl nicht bemerken zu laſſen. Der Graf Robert wollte ſeinen Sohn der Mutter aus den Armen nehmen, weil er jede Anſtrengung für ſie noch für zu angreifend hielt, aber die Frau Profeſſorin trat hervor und vereitelte ſeine Abſicht. Es geht nicht an, ſagte ſie ziemlich trocken, daß Sie mit dem Kinde ſo viel herum handthiren. Bloß deßhalb ſind die älteſten Kinder ſo oft nervenſchwach, weil die jungen Eltern mit ihnen wie mit einem Spielzeuge

umgehen. Ein Kind muß vor allen Dingen Ruhe haben und in den erſten ſechs Wochen ſeines Lebens nichts anderes thun, als Nahrung nehmen und ſchlafen, dann werden geſunde Menſchen daraus. Während dieſer Rede hatte ſie den Neugebornen zur Ruhe in ſein Bettchen gebracht, und nun erſt richtete ſie ihre tiefſte, ehrerbietigſte Verbeugung an den Grafen, die dieſer höflich erwiederte, ohne indeß ſein begonnenes Geſpräch mit der Mutter des Grafen Robert abzubrechen, der er ſich, indeß die Frau Profeſſorin ſprach, hatte vorſtellen laſſen. Dieſe ſchüchterne, ſanfte Frau hatte ihr Leben ohne alle Freude verblühen ſehen; ihre Jugend war im Hauſe ihrer Eltern aus Mangel an Liebe traurig dahingeſchwunden, Ihr Vater dachte nur an Handel und Gewinn, und nur ſein Stolz verband ſie mit dem Grafen, den er weder achtete, noch liebte. Im Hauſe ihres Gatten war ihr Leben eine Kette von Bekümmerniſſen und Kränkungen, die theils aus Mangel, theils aus dem Hochmuth der Freunde und Verwandten ihres Gatten, theils aus deſſen eigenem Charakter entſprangen, den ſie nicht achten konnte, obwohl ſie ſich ihren Gemahl zu lieben zwang. Armuth nöthigte ſie, ſich von dem Sohne zu trennen, den ſie mit Leidenſchaft liebte, und die vernachläßigte Erziehung ihrer Töchter zu beweinen, deren traurige Zukunft ſich gar nicht berechnen ließ. Dieſe ganze drückende Laſt der Schmerzen war nun

von ihr genommen, aber ihr Herz zitterte noch lange in den Nachwehen der Leiden, als sie schon täglich Gott mit Thränen für die glückliche Wendung ihres Schicksals dankte. Nach langen kummervollen Jahren war sie nun der peinvollen Sorgen der Armuth entledigt, und sah sich und die Ihrigen mit allen Zeichen der Wohlhabenheit umgeben. Der Sohn, den die Abwesenheit seit den Kinderjahren ihr entfremdet hatte, war ihr von Neuem mit inniger Liebe zugewendet, die sich täglich mehrte, je mehr er das reine, liebevolle Gemüth der Mutter erkannte. Seine Gattin hatte sich ihr ganz in Zärtlichkeit hingegeben, und die verwilderten Töchter hatten das knabenhafte Toben längst mit den besseren Sitten sich entwickelnder Jungfrauen vertauscht. Der alte Obrist endlich hing mit dankbarer Freundschaft an dieser liebreichen Frau und sagte oft, indem er ihre Hand drückte: Wenn ich sterbe, ist mein Kind darum noch nicht verwaist, denn ihr bleibt eine Mutter, wenn der Vater scheidet. Dieses ruhige, sich in sanftem Wechsel kaum merklich bewegende Leben schien ihr nun von Neuem bedroht. Sie hatte die Ankunft des Grafen gefürchtet, auf die sich alle übrigen Glieder der Familie freuten, denn es schien ihr kaum möglich, daß ein reicher, vornehmer Mann ohne die Anmaßung auftreten sollte, die ihr schon bei minder begüterten und minder ausgezeichneten Mitgliedern der Familie ihres

verſtorbenen Gatten ſo drückend geworden war. Sie war in dieſer Meinung beſtärkt worden, denn ſie hatte ſich herabgelaſſen, die Baſe des Arztes über die Perſönlichkeit des Grafen auszufragen, weil ſie ſich geſcheut hatte, dieſe Fragen an die Mitglieder der Familie zu richten, und dieſe hatte in ihrer Beſchreibung vor Allem die ſtolze, vornehme Haltung des Grafen hervorgehoben. Sie rüſtete ſich alſo mit Geduld und beſchloß mit Sanftmuth die Anmaßungen des Wohlthäters ihrer Kinder zu ertragen. Um ſo angenehmer wurde ſie alſo überraſcht, als der Graf zwar mit aller Feinheit der Sitten, die durch das Leben in der großen Welt erworben wird, ſich ihr näherte, aber ſie vor Allen mit der Höflichkeit und Achtung behandelte, die aus dem Gefühl entſpringt und einen wohlwollenden Charakter bezeichnet. Bald fand ſich alſo der Graf nur von dankbaren, liebenden Freunden umringt, und er bemerkte mit Vergnügen auch den jungen Guſtav, der die Ferien der Univerſität benutzt hatte, um ſeinen großmüthigen Freund und Beſchützer, den Grafen Robert, zu beſuchen. Auch mit dieſem Jüngling war eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte ſich männlicher ausgebildet und eine gewiſſe Aengſtlichkeit im Betragen abgelegt, die durch das Drückende ſeiner früheren Verhältniſſe entſtanden war. Er nahm jetzt ſeine Stelle in der Geſellſchaft mit anſtändiger Beſcheidenheit ein;

auch nannte ihn Niemand mehr Guſtav, ſondern nach ſeinem Familiennamen Herrn Thorfeld.

Der Prediger hatte ſich bald nach des Grafen Ankunft auf dem Schloſſe eingefunden, und es wurde verabredet, daß die Taufe des Neugebornen am andern Tage Statt finden ſollte. Da der Graf nicht lange im Kreiſe ſeiner Freunde verweilen wollte, ſo fühlte Niemand die Neigung, die wenigen Stunden des Beiſammenſeins durch geräuſchvolle Geſellſchaften zu verkümmern, und deßwegen ſollte die Taufhandlung nicht durch laute, prunkende Feſte verherrlicht werden, ſondern die im Schloſſe verſammelten nächſten Verwandten ſchienen den jungen Eltern die würdigſten Taufzeugen.

Man verſammelte ſich des andern Tages im Saale des Schloſſes. Der Obriſt erſchien in der Uniform mit dem von Friedrich dem Zweiten erhaltenen Orden **pour le merite**, und ſeine Geſtalt erſchien in der vollen Kleidung noch hinfälliger. Der Prediger ſaß abgeſondert, ſich zur Rede, die er beabſichtigte, ſammelnd. Alles zur Feierlichkeit Erforderliche war geordnet, und die Taufhandlung ſollte beginnen. Man reichte dem Obriſten ſeinen neugebornen Enkel. Er wollte ihn in den Armen empfangen, aber die vor Alter und Rührung zitternden Glieder verſagten ihm den Dienſt. Er deutete auf den Grafen und eilte mit bebenden Händen

die Thränen zu trocknen, deren er ſich ſchämte, weil er fühlte, daß die Kraftloſigkeit des Alters eben ſo viel Antheil an ihnen hatte, als die Rührung der Liebe. Der Neugeborne wurde Walther genannt, nach ſeinem würdigen Großvater. Die Feierlichkeit war beendigt; die mannigfaltigen in den Herzen aller Theilnehmer angeregten Empfindungen ſchwanden nach und nach, und gaben einer ruhigen Heiterkeit Raum, die es geſtattete, daß ſich das Geſpräch auch auf Geſchäfte richtete. Der Prediger verließ nach der Mittagstafel das Schloß. Die Schwäche des Obriſten erforderte Ruhe, deren die junge Mutter ebenfalls bedurfte, und der Graf ſchlug ſeinem Vetter einen Spaziergang vor, den dieſer benutzen wollte, um den Oheim zugleich mit den Verbeſſerungen in der Bewirthſchaftung bekannt zu machen. Ihr Weg führte die beiden Verwandten auch zu dem Beſitzthume des Arztes und ſeiner Baſe. Der Bau war ſchon weit fortgeſchritten. Der Graf lobte den etwas veränderten Plan, den das Treibhaus nöthig gemacht hatte, das nach des Arztes heftigem Wunſche mit dem Hauſe in Verbindung ſtehen ſollte. Er lächelte, als er die Anlage zu dem Balkon bemerkte, der ſo viele Streitigkeiten veranlaßt hatte, und rieth dann ſeinem Vetter ernſthaft, den Bau des Hauſes ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen, damit er bald möglichſt die Frau Profeſſorin aus dem Schloſſe auf eine freundſchaftliche Weiſe entfer-

nen könne. Denn Sie werden bemerken, ſetzte der Graf hinzu, daß der ſanfte Charakter Ihrer Mutter und die ſchüchterne Jugend Ihrer Gemahlin der wohlmeinenden Herrſchſucht dieſer Frau zu viel Raum geben, und deßhalb dieß Verhältniß, wenn es noch lange fortbeſteht, am Ende ſich nothwendig auf eine unangenehme Weiſe auflöſen muß.

Der Graf Robert ſah die Richtigkeit dieſer Bemerkung um ſo mehr ein, da ihm mehr als ein Mal die rückſichtsloſe Dreiſtigkeit dieſer Frau unangenehm geweſen war, die um ſo ſchroffer hervortrat, da ſie nicht mehr durch den Grafen und ſeine Gemahlin in Schranken gehalten wurde, und für die übrigen Mitglieder der Familie nicht die gleiche Ehrfurcht empfand; da ſie ſich nun bewußt war, daß ſie es wohl meinte, und immer das Gute und Verſtändige wollte, ſo kümmerte ſie ſich wenig darum, in welcher Form ſie ihre Meinung ausdrückte.

Der Graf Robert fühlte ſich heiter befriedigt durch die Anerkennung des Oheims, der allen Beſtrebungen ſeines Vetters, die Bewirthſchaftung der Güter zu verbeſſern, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ, und die Verwandten ſetzten ihren Weg fort, alles Geſchehene und alles noch Erforderliche beſprechend. Es war ein heiterer, milder Herbſttag, und auch der herannahende Abend behielt den milden, ſommerlichen Charakter. Die beiden Freunde beſchloſſen den

Rückweg über die nahen Hügel zu nehmen und ſchlugen deßhalb einen Fußpfad ein, der bei einer einſamen, in einem engen Thale liegenden Mühle vorbeiführte. Als ſie über die ſchmale Brücke des Mühlbachs ſchreiten wollten, blieben Beide unwillkührlich ſtehen. Die ſcheidende Sonne vergoldete das enge Thal, und des Abendhimmels Purpur und Gold ſpiegelte ſich auf dem brauſenden, ſchäumenden Mühlbach, der ſeinen funkelnden Schaum eilig hinunterſtürzte und erſt ſpäter als dunkelblaue Fluth, den blumigen Ufern ſchmeichelnd, ſich durch das Thal ſchlängelte. Beide Freunde gaben ſich den Eindrücken des ſchönen Abends hin, und die Erinnerung an die Mühen des Lebens entſchwand ihrem Gedächtniß. Sie erſtiegen die waldbewachſenen, noch reich belaubten Hügel und lächelten, wie ein durch die Tritte der Wanderer aus dem hohen Graſe aufgeſcheuchtes Reh an ihnen vorüber ſprang und ſich im Fliehen mit klugen Augen nach den vermeintlichen Feinden umſchaute. Sie gingen weiter, und ein nahes Rauſchen im ſeitwärts liegenden dichten Gebüſch erregte in ihnen die Vermuthung, daß ein zweites Wild dem erſten folgen würde. Sie blieben ſtehen, ihre Blicke auf das Gebüſch gerichtet. Die Zweige deſſelben wurden auseinander gebogen und eine dürre Hand ſtreckte ſich hindurch. Ein bleiches Geſicht, das dunkles, verwildertes Haar und Bart noch bleicher erſcheinen ließ, zeigte ſich und ſtierte mit dun-

keln, glanzlosen Augen die beiden Verwandten an. Die bleichen, dünnen Lippen bewegten sich, doch blieb es ungewiß, ob sie zum Lächeln oder Reden die in dem abgemagerten Gesicht sehr lang erscheinenden Zähne entblößten. Spuren einer Uniform zeigten sich in den Lumpen, die den vorgestreckten Arm bedeckten. Der Graf starrte dieß Bild menschlichen Elends mit Entsetzen an; der Graf Robert aber rief, nachdem er noch einen Augenblick mit höchster Spannung die Erscheinung betrachtet hatte, die Hände zusammenschlagend: Heiliger Gott! es ist Wertheim! Der Genannte bejahte durch eine Senkung des Kopfes mit beinah wahnsinnigem Lächeln. Graf Robert sprang auf ihn zu. Einen Bissen Brodt, sagte er mit hohler, wie aus dem Grabe klingender Stimme, und auch für jenen, wenn es noch Zeit ist. Der jüngere Graf und sein Oheim waren durch das Gebüsch gedrungen und warfen einen Blick des Entsetzens auf die mit scheußlichen Lumpen nur unvollkommen bedeckten Glieder des als Wertheim Erkannten. Dieser deutete auf einen bewegungslos im Grase liegenden Gegenstand. Die Grafen wollten sich diesem nähern. Er wird todt sein, sagte Wertheim dumpf; es ist Lehndorf. Um Gottes Willen, einen Bissen Brodt!

Ich werde Hülfe schaffen, rief der Graf Robert und wollte in Verzweiflung fortstürzen. Bleiben Sie hier bei

Ihren Freunden, sagte sein Oheim, ihn zurückhaltend, ich weiß hier in der Nähe Hülfe.

Der Graf eilte auf einem Fußpfade quer durch den Wald und erreichte bald die versteckt liegende, einsame Hütte eines Waldwächters. Der Bewohner selbst war in den Forst gegangen, und nur sein Weib und ein Knabe von etwa zwölf Jahren waren im Hause. Der Graf erforschte dringend und eilig, zum Erstaunen des Weibes, welche Nahrung die Hütte bieten könnte, und entraffte ihren Händen einen Krug Milch, den er dem Knaben gab, indem er ihm eilig zu folgen befahl. Er wollte schon die Hütte verlassen, als er sich besann, dem Weibe ein Geschenk gab und ihr befahl, so eilig als möglich einen kleinen Wagen zu bespannen und damit auf der nahe gelegenen Stelle des Waldes zu erscheinen, die er ihr bezeichnete und die sie sehr wohl kannte.

Der Graf schritt so hastig voran, daß der Knabe, der den Milchkrug in Händen hatte, ihm kaum zu folgen vermochte, und so erreichten sie, ganz erhitzt, sehr bald den Platz, wo der Graf Robert mit Todesangst die Rückkehr seines Oheims erwartete.

Es war die letzte Kraftanstrengung gewesen, mit welcher Wertheim sich den beiden Verwandten zu nähern gesucht hatte. Er war dem Grafen Robert in die Arme gesunken, so wie dessen Oheim, um Hülfe zu suchen, enteilte. Ich sterbe,

hatte er kaum hörbar hervor geächzt, als der bekümmerte Freund ihn sanft auf den Boden niedersenkte. Ein leises Stöhnen des andern Elenden zeigte, daß auch dieser noch lebe. Der Graf Robert brachte Reisig zusammen, breitete seinen Mantel darüber und suchte nun beide unglückliche Freunde in eine bequemere Stellung zu bringen, indem sie neben einander mit den Köpfen auf dieser Erhöhung ruhten. Das kraftlose Aechzen der Verschmachtenden zerriß sein Herz. Mit entsetzlicher Angst erwartete er die Rückkehr des Oheims, denn er fürchtete, jeder Augenblick könne der letzte der Leidenden sein.

Endlich erschien der Graf, selbst sehr erhitzt, und ihm folgte mit von der Eile glühendem Antlitz der Knabe. Die matten Blicke der Sterbenden richteten sich dem Retter entgegen. Der Graf nahm den Krug aus den Händen des Knaben, der mit weit geöffneten Augen die Schreckbilder menschlichen Elends anstarrte. Er neigte sich zu Wertheim, dessen vor Begierde zitternde Lippen sich dem Rande des Kruges näherten, den die abgemagerten Hände mit krampfhafter Gewalt umspannten und nicht wieder lassen wollten. Der Graf, der das Gefährliche des Uebermaßes nach langer Entbehrung kannte, brach mit Gewalt die Finger des gierig Schlürfenden aus einander und wendete sich zu dem Leidensgefährten desselben, der in kaum vernehmbaren Tönen über

die Selbstsucht des Freundes klagte. Als auch dieser erquickt war, sendete der Graf den Knaben dem Fuhrwerk entgegen, das auch nicht lange ausblieb. Die beiden Unglücklichen wurden auf den mit Stroh gefüllten kleinen Leiterwagen gehoben, mit den Mänteln der Grafen bedeckt und Graf Robert begleitete dieß Fuhrwerk, das sich auf den Waldwegen nur langsam fortbewegen konnte, indeß sein Oheim auf Fußpfaden voran eilte, um den Arzt von dem Geschehenen zu benachrichtigen und die Aufnahme der Kranken im Schlosse vorzubereiten.

VI.

Nach den ersten Ausrufungen des Erstaunens ergriff der Arzt schnell einige stärkende Mittel, die er gleich anzuwenden gedachte, und wollte den Kranken entgegen eilen, doch plötzlich blieb er stehen, betrachtete mit blinzelnden Augen den Grafen und sagte: Vor Allem muß ich für Sie sorgen, das ist das Dringendste. Ich bin gesund, sagte der Graf, ich bedarf keiner Hülfe. Sie sind furchtbar erhitzt, erwiederte der Arzt, und Sie sind in dem Alter, wo Schlagflüsse anfangen das Leben auch des Gesundesten zu bedrohen. Ueberlassen Sie mich nur meinem Schicksale, sagte der Graf lächelnd, mein Blut wird sich von selbst wieder abkühlen. Nein, rief der Arzt mit Heftigkeit, und Thränen funkelten in den

kleinen Augen, nie würde ich es mir verzeihen, hätte ich meine Pflicht gegen Sie versäumt, und wie könnte je mein Gewissen sich wieder beruhigen, wenn durch meine Nachlässigkeit das Leben eines erhabenen Menschenfreundes, des Schöpfers meines Glücks, auch nur um eine Stunde verkürzt würde?

Der Graf fühlte sich bewegt durch die Liebe des Arztes, wenn sie sich auch auf eine etwas wunderliche Weise kund that. Er ließ sich also dessen Verordnungen gefallen, und bald fühlte er, daß seine Pulse wieder regelmäßig schlugen, und das Blut nicht mehr gewaltsam zum Kopfe und zum Herzen drängte.

Der Arzt hatte, ehe er den Kranken entgegen eilte, seiner Base einen Wink gegeben, die sich sogleich mit Mägden und Bedienten in laute Thätigkeit versetzte, um das für die Kranken bestimmte Zimmer mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten zu versehen.

Die Dämmerung des Abends hatte schon die Gegend rings umher in tiefe Schatten gehüllt, als das elende Fuhrwerk, auf dem die Kranken lagen, von dem Grafen Robert und dem Arzt begleitet, das Schloß erreichte. Mühsam wurden die beinah Leblosen vom Wagen gehoben, und sie empfanden eine schmerzliche Wollust, als sich die entkräfteten Glieder nach so harten Entbehrungen zum ersten Mal wie-

der auf ein bequemes Lager streckten. Der Arzt war von heftiger Rührung ergriffen, als er die beinah vernichteten, in widrige Lumpen schmachvoll gehüllten Gestalten betrachtete. Wie groß kann das menschliche Elend sein! rief er klagend. Hier ist die größte Vorsicht nöthig, und Gott! wie werde ich den alten Dübois vermissen! Er ist zwar ein eigensinniger, hochmüthiger Mann, der sich auf seine Aussprache des Französischen viel zu viel einbildet, aber einen trefflicheren Krankenwärter habe ich niemals kennen gelernt. Und Wer wird nun diese hier bewachen, daß sie meine Vorschriften genau befolgen, woran doch ihr Leben hängt.

Nun, nun, rief die Frau Professorin, ich will den Herrn Dübois nicht lästern, aber ich werde doch wohl auch im Stande sein, Kranke zu pflegen, und ich will den sehen, der mir was Böses nachredet, wenn ich diese Christenliebe an jungen Männern ausübe.

Der Arzt war hoch erfreut, daß seine Base sich zu diesem Dienste erbot, und er dankte ihr mit einer Innigkeit, als habe sie ihm die größte Wohlthat erwiesen. Na, was sind das nun für Weitläuftigkeiten, sagte die gutherzige Frau barsch, um ihre Rührung zu verbergen. Was geschehen muß, das darf man mir nur sagen, und ich bin gewiß, daß sich Keiner unterfangen wird, um ein Haar breit davon abzuweichen.

Der Arzt war nun beruhigt. Seine Mittel stärkten die Kranken sichtlich, und er konnte schon am folgenden Tage ein stärkendes warmes Bad wagen, wodurch zugleich die Spuren des Elends von den Unglücklichen abgewaschen wurden, die nun wieder das Ansehen von zur besseren Gesellschaft gehörigen Menschen gewannen. Nach einigen Tagen der aufmerksamsten Behandlung schienen auch ihre geistigen Fähigkeiten zurückzukehren, denn sie gaben zusammenhängende Antworten auf die an sie gerichteten Fragen, und der Arzt verkündete mit lauter Freude, daß er Beide mit Hülfe seiner Base wieder herzustellen hoffe, die für die Befolgung seiner Vorschriften eben so eifrig, wenn auch nicht eben so sanft, wie Dubois, sorge.

Der Graf Robert hatte während dieser Zeit viel mit seinem Oheim über die Sicherheit seiner Freunde gesprochen, die ihm gefährdet schien, da sie zu den Truppen Schills gehörten, die so unglücklich endeten. Der Graf suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß die preußischen Behörden gewiß keinen Eifer anwenden würden, die Theilnehmer an dieser Unternehmung auszuspüren, wenn sie ihnen nicht bestimmt als solche angezeigt würden, daß es also nur der Klugheit bedürfe, jede Theilnahme der Unglücklichen an Schills Plänen vorsichtig zu verschweigen und für die müßigen Nachbarn, die nicht ermangeln würden, mit Fragen

einzuſtürmen, eine wahrſcheinliche Fabel zu erſinnen, um ihren kläglichen Zuſtand genügend zu erklären.

Der Arzt hatte den Prediger gleich den nächſten Tag in der Bewegung ſeines Gemüths mit dem traurigen Zuſtande bekannt gemacht, in welchem die beiden jungen Edelleute, ehemalige preußiſche Offiziere, nach dem Schloſſe waren gebracht worden, und jener erſchien ſogleich, um das Wie und Warum zu erfahren, und als ihm der Graf Robert mit einiger Verlegenheit antwortete, die Kranken wären noch ſo ſchwach, daß man ſie nicht um ihr Geſchick befragen könne, und daß es überhaupt menſchlicher ſein würde, ſchmerzliche Erinnerungen aus ihrem Gemüthe zu entfernen, als durch Fragen zu erregen, erwiederte der Prediger verdrüßlich und ſpöttiſch: So wird es uns damit vielleicht gehen, wie mit der Begebenheit des Herrn St. Julien, der beinah in demſelben Zuſtande in dieß Schloß gebracht wurde, und niemals hat man die Veranlaſſung ſeines Unglücks erfahren.

Des Grafen Wangen röthete der Zorn. Sie wiſſen, Herr Prediger, ſagte er mit einiger Heftigkeit, wie nah mit mir der Obriſt St. Julien verbunden iſt, und wenn ich die Gründe ehre, die ihn beſtimmen, über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen, ſo dächte ich, dieß könnte eine Regel für alle meine Freunde ſein.

Der Prediger fühlte, er war zu weit gegangen. Ein

verdrüßliches Schweigen herrſchte im Saale. Endlich begann der Geiſtliche von Neuem: Beinah hätte ich es vergeſſen, Ihnen mitzutheilen, daß der alte Lorenz einen ſo ſchändlichen Gebrauch von dem ihm durch des Sohnes Tod zugefallenen Vermögen gemacht hat, daß ich glaube, er wird bald wieder in drückender Armuth ſein.

Woher ſchließen Sie das? fragte der Graf gleichgültig.

Weil mir dieſen Morgen ein jüdiſcher Handelsmann einen Brief von ihm brachte, in dem er mich erſuchte, Sie dahin zu vermögen, ihm eine ſchriftliche Zuſicherung der Penſion auszuſtellen, die Sie ihm bewilligt haben, wie er ſchreibt, um Lebens und Sterbens Willen, wie mir der Israelit vertraute, damit er ſie dieſem verkaufen könne. Man wendete ſich an mich, fügte der Prediger hinzu, weil man nicht wußte, daß Sie ſich jetzt gerade hier befinden. Ich rieth dem jüdiſchen Kaufmann, ſich mit dieſem Geſuch gerade an Sie zu wenden, und ich zweifle nicht, daß er bald auf dem Schloſſe erſcheinen wird.

In der That wurde, nachdem kaum eine Viertelſtunde verfloſſen war, Herr Moſes gemeldet, der dem Grafen des alten Lorenz Geſuch vortrug, mit der Verſicherung, daß er aus Menſchenliebe bereit ſei, dem Greiſe die Penſion abzukaufen und ihm den Ertrag einiger Jahre voraus zu bezahlen; obgleich es möglich ſei, daß der Alte früher ſtürbe und

und er sich Verlust dadurch zuzöge, so wollte er es auf die Gefahr hin wagen, damit nur der Greis nicht des Obdachs beraubt würde, denn er könne sich bei diesen schweren Zeiten, bei den drückenden Abgaben ohne diese Unterstützung nicht im Besitze des Gutes erhalten.

Der Graf erwiederte auf die lange Rede des menschenfreundlichen Israeliten, daß ihm dieß leid thue. Da aber die dem alten Lorenz von ihm bis jetzt ausgezahlte Pension ein freiwilliges Geschenk sei und er sich die Freiheit vorbehalten wolle, es ihm nach Umständen zu geben oder zu entziehen, so sei er nicht geneigt, sich schriftlich eine Verbindlichkeit aufzulegen und eine Handlung der Güte in eine Pflicht zu verwandeln. Nach dieser Erklärung empfahl sich Herr Moses, nachdem er geäußert hatte, daß er sich unter solchen Umständen auf kein Geschäft mit dem alten Manne einlassen könne.

Nachdem er den Saal verlassen hatte, sagte der Graf: Wie ist es nur möglich, daß der alte heillose Sünder in der kurzen Zeit, seit er das Erbe seines Sohnes empfing, so viel Geld ausgegeben hat?

Es thut mir leid es sagen zu müssen, erwiederte der Prediger etwas kalt, weil er des Grafen frühere Heftigkeit noch nicht hatte vergessen können, daß ihm nicht bloß die schlechte Gesellschaft von seinem Gelde geholfen hat, sondern

auch die sogenannte gute. Der unselige Alte hat sich der Völlerei und dem Spiele ergeben, und manche haben es nicht verschmäht, große Summen von ihm zu gewinnen, die recht bedeutende Ansprüche in der Welt zu machen gewohnt sind. Aber gedenken Sie ihm nun Ihre Unterstützung zu entziehen, da er wieder in Noth geräth, die Sie ihm zukommen ließen, wie er ihrer nicht bedurfte?

Keineswegs, sagte der Graf; da ich aber voraussehe, daß dieß bald seine einzige Hülfsquelle sein wird, so will ich sie ihm erhalten; denn hätte ich ihm die Möglichkeit gegeben, seinen künftigen Unterhalt zu verkaufen, so, glaube ich, würde dieß seinen Fall kaum einige Monate hingehalten haben.

Das ist sehr wahrscheinlich, sagte der Prediger, und es wäre gut, daß man ihn, wenn er alles Uebrige verloren hat, gewissermaßen unter Aufsicht nähme, denn die ewige Trunkenheit hat seine Verstandeskräfte geschwächt, ihn unfähig gemacht, sich selbst zu regieren, ja, er ist völlig kindisch geworden. Denken Sie nur, er ließ sich von Leuten, die ihn verspotteten, überreden, ein Bad zu besuchen, dort den großen, vornehmen Gutsbesitzer zu spielen, sich zu lauter Edelleuten zu drängen und Summen an diese zu verlieren, welche bei den jetzigen drückenden Verhältnissen einen viel Reichern als ihn hätten zu Grunde richten müssen. Der Graf zuckte

verächtlich mit den Schultern, und es ließ sich nicht unterscheiden, ob dieß dem alten Lorenz oder den erwähnten Edelleuten galt. Im Laufe des Gesprächs verabredete er mit dem Prediger, der seine gute Laune nach und nach wieder gewann, daß, wenn der Alte so weit sein würde, daß er nichts mehr, als die Unterstützung des Grafen besäße, er alsdann bei rechtlichen Leuten untergebracht werden sollte, die sich anheischig machten für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, und die ihre Entschädigung aus den Händen des Geistlichen erhalten sollten, der alsdann nur den Ueberrest dem alten Lorenz zur beliebigen Verwendung einhändigen würde; und so ist dem alten Schuft, schloß der Pfarrer seine Vorschläge, ein weit besseres Loos gesichert, als er verdient.

Wenn wir streng sein wollen, sagte der Graf lächelnd, so ist dieß mit wenigen Ausnahmen wohl bei allen Menschen der Fall.

Sie scheinen die Ansichten der strengen Theologen zu theilen, sagte der Prediger, die den Menschen für so verderbt halten, daß alles ihn umringende Elend immer noch nicht seine Bosheit und Schlechtigkeit hinreichend bestraft.

Ich spreche nicht von Ereignissen, erwiderte der Graf, die, unabhängig vom Menschen, das Geschlecht desselben bedrohen, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, weil sie, uns unerreichbar, jeden Kampf unmöglich machen, und

wo freilich oft bei vollkommener Unschuld ein unermeßliches Unglück erduldet werden muß. Aber im Ganzen werden Sie doch zugeben, daß sich unser Schicksal aus unserm Charakter entwickelt, und wenn wir am Abend unseres Lebens den Lauf desselben überdenken, glaube ich, werden wir zugeben müssen, daß unsere Thorheiten, Schwächen und Irrthümer uns noch weit mehr Kummer bereiten, uns noch in eine schlimmere Lage hätten versetzen können, wenn dieß nicht ein gütiges Geschick zu unserem Besten abgewendet hätte.

Dieß Gespräch wurde durch den Grafen Robert unterbrochen, der seinem Oheim meldete, es sei Zeit, wenn er den kriegerischen Uebungen der jungen Landleute beiwohnen wollte, sich auf den den dazu bestimmten Platz zu begeben, weil man sich dem Grafen zu Ehren versammelt habe, obgleich es heute kein Sonntag sei. Der Graf war bereit seinem Vetter zu folgen und der Prediger bat spöttisch um die Erlaubniß die Herren zu begleiten, und man bemerkte an der verdrüßlichen Art, wie der Graf Robert diese Begleitung annahm, daß sie ihm keineswegs angenehm war.

Wir haben hier recht ein Bild von dem Zustande Frankreichs, sagte der Prediger noch immer spöttisch, zum Grafen gewendet, wie es war, als die erste Begeisterung seine Jugend vereinigte zum Kampfe gegen die ganze Welt. Eben so drängen sich die jungen Landleute hier herum zu den

Waffenübungen, und ſelbſt Wer Anfangs über die Begeiſterung lachte, die Ihr Herr Vetter unter Ihren Unterthanen verbreitete, ward nach und nach von der Krankheit ergriffen, und ſtatt des ehemaligen ſonntäglichen Kegelſpiels beſchäftigt Exerciren und Marſchiren weit und breit die kampfluſtige Jugend, wie geſagt, ganz wie in der Periode der Begeiſterung in Frankreich.

Und haben Sie vergeſſen, ſagte der Graf ernſthaft, was Frankreich damals in dieſer Begeiſterung Unglaubliches vollbrachte? Und ſollte es nicht möglich ſein, daß das, was jetzt wie eine thörichte Spielerei erſcheint, noch einmal nützlich wäre? Ueberraſcht blickte der Pfarrer dem Grafen in die Augen. Es ſchien, er wollte mit Begierde darin einen tieferen Sinn der Rede leſen. Der Graf aber fuhr ruhig fort: Und wenn dieſe kriegeriſchen Uebungen auch zu nichts weiter führen, ſo machen ſie doch die jungen Leute gewandter, und ſchon das iſt Gewinn.

Man hatte unter dieſen Geſprächen den zur Waffenübung beſtimmten Platz erreicht, und der Graf bemerkte den jungen Guſtav Thorfeld, der mit großem Eifer die Landleute einübte, und mit Vergnügen ſah der Graf, daß er das, was er ſich zu lehren beſtrebte, ſelbſt in höchſter Vollkommenheit zu üben verſtand.

Wenige Männer verlieren ganz die Neigung zu kriege-

eiſcher Thätigkeit, denn nur in der Bruſt weniger erſtirbt das Gefühl gänzlich, daß es des Mannes Beruf iſt, ſein Vaterland zu vertheidigen, ſeinen Heerd zu beſchützen. Auch der Graf alſo überließ ſich mit Lebhaftigkeit der Theilnahme an dieſen Uebungen, und in ſeinen Augen leuchtete die Hoffnung, daß ſich aus geringen Keimen viel Gutes für die Zukunft entwickeln könne.

Man war noch nicht lange auf dem Uebungsplatze verſammelt, als man den Hufſchlag von Pferden vernahm, und bald zeigten ſich drei Reiter, von denen der eine voraus ritt, und dem die beiden andern in bunter Kleidung folgten, über die man einen Augenblick in Ungewißheit blieb, ob es kriegeriſche Uniformen waren oder der phantaſtiſche Putz, den Kunſtreiter anzulegen pflegen. Bald klärten ſich die Zweifel auf. Der Baron Löbau nahte und ſtieg ab, um den Grafen auf's Herzlichſte zu begrüßen.

Ich dachte es wohl, ſagte er lächelnd, daß ich Sie wenigſtens hier auf dem Uebungsplatze finden würde, wenn Sie es auch verſchmähen, Ihre alten Freunde und Nachbaren zu beſuchen.

Der Graf entſchuldigte ſich mit der kurzen Dauer ſeines dießmaligen Aufenthalts und mit den vielen dringenden Geſchäften, die in dieſer kurzen Zeit alle abgemacht werden müßten.

Da Sie Theilnahme für unſere kriegeriſchen Uebungen beweiſen, erwiederte der Baron ſelbſtgefällig lächelnd, ſo müſſen Sie doch wenigſtens einem Manoeuvre beiwohnen, das morgen auf meinem Marsfelde Statt finden wird, denn es iſt doch billig, daß Sie auch meine Truppen in Augenſchein nehmen, da die ganze Sache, die jetzt ſo allgemein mit Eifer getrieben wird, von mir ausgeht; denn ich machte Ihren Herrn Vetter zuerſt darauf aufmerkſam, wie vortheilhaft es ſein würde, wenn man die jungen Leute abhielte, ſich Sonntags in den Schenken zu verſammeln, wo der Trunk oft zu Raufereien führte, und daß es in unſerer jetzigen Zeit eine Wohlthat ſei, wenn ſie mit den Waffen umzugehen wüßten, um im Nothfalle ſich und die Ihrigen beſchützen zu können. Der Graf ſah ſeinen Vetter an, der das Lachen mit Mühe unterdrückte. Der Baron aber fuhr mit großer Behaglichkeit fort: Verſprechen Sie mir morgen zu kommen. Ihr Herr Vetter kennt den Weg zu meinen Uebungsplätzen, und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie ſollen eine Kavallerie ſehen, die auch den Kenner befriedigen würde. Die Leute haben Pferde, deren ſich ein Prinz nicht ſchämen dürfte; Sie können hier eine Probe davon ſehen. Er deutete bei dieſen Worten auf die beiden bunten Leute, die ihn begleitet hatten, und bezeichnete ſie auf dieſe Weiſe als Kavalleriſten, die zu ſeiner Miliz gehörten.

Beide Grafen hatten Mühe ernſthaft zu bleiben, verſprachen aber den Baron zu befriedigen und ſeinem Manoeuvre des andern Tages beizuwohnen, worauf er ſich, in ſeiner gutmüthigen Thorheit beglückt, nach dem herzlichſten Abſchiede von ihnen trennte.

Auf dem Rückwege nach dem Schloſſe, nachdem ſie ſich von dem Prediger getrennt hatten, erzählte der Graf Robert ſeinem Oheim, daß, nachdem er angefangen habe die jungen Leute unter demſelben Vorwande, den der Baron ihnen als ſeine Gründe aufgeſtellt habe, zu Waffenübungen zu verſammeln, der Baron mit lebhaftem Eifer ſogleich geſtrebt habe ihn zu überbieten, indem er dem Fußvolke eine uniformirte Reiterei beigefügt habe, die aus zehn bis zwölf Mann ſeines Hofgeſindes beſtände, die freilich alle ſchöne Pferde aus des Barons Ställen ritten. Die Hauptkunſt bei ihren Manoeuvres beſtände aber darin, ſagte er, die Pferde zu ſchonen, die auf keine Weiſe erhizt oder angeſtrengt werden dürften, ſo daß alle Evolutionen im ruhigſten Schritt ausgeführt werden müßten.

Der Graf lachte und ſagte, die Thorheit des guten Barons, die gewiß in der Gegend den meiſten Lärm verurſacht, iſt ſehr nüzlich, denn ſie dient dazu, die Aufmerkſamkeit von Andern ab und auf ihn zu lenken, und die Manoeuvres auf ſeinem Marsfelde werden keine Art von Miſtrauen erregen.

So iſt es, erwiederte der Graf Robert, weil er ſelbſt ſo weit davon entfernt iſt, einen höheren Zweck zu ahnen. Wenn ſich franzöſiſche Officiere in der Nähe befinden, ſo ladet er ſie jedes Mal feierlich ein, um ſie darauf aufmerkſam zu machen, welche trefflichen Hülfstruppen ſie aus den preußiſchen Landen im Fall des Bedürfniſſes zu erwarten hätten, ſeit auf ſeine Veranlaſſung an mehreren Orten Waffenübungen Statt fänden, und alſo künftig ſtatt vorher ungeſchickter Rekruten nun völlig eingeübte Streiter ausgehoben werden könnten.

Die Sache iſt unter den Franzoſen ein Gegenſtand des Scherzes, und wenn junge Officiere gegenwärtig ſind, ſo bemerken ſie leicht ſeine Schwachheit für ſeine Kavallerie, und er iſt mehr als ein Mal dadurch geängſtigt worden, daß dieſe ſich dann zu Kommandeurs ſeiner Kavallerie aufwerfen und ſie Bewegungen machen laſſen, die ganz von dem ſanften Schritte der Gewohnheit abweichen.

So dient er doch auch dem Vaterlande, ſagte der Graf, und wenn es einmal Ernſt wird, ſo wird derſelbe Ehrgeiz, der jetzt thöricht erſcheint, ihn auch zu ernſten Anſtrengungen vermögen.

Man erreichte das Schloß und beide Grafen beſuchten die Kranken, deren Zuſtand ſich ſehr verbeſſert hatte und die der Arzt außer Gefahr erklärte. Das bleiche Geſicht des Herrn von Wertheim röthete ſich flüchtig, als er den Grafen

erblickte. Es iſt eine eigene Strafe meiner Rohheit, ſagte er mit bewegter Stimme, daß ich Ihnen mehr als ein Mal Schutz, Rettung meines Lebens und Unterſtützung verdanken muß, die man nur mit Widerſtreben aus der Hand des vertrauteſten Freundes empfängt, und aus der großmüthigen Hand eines beleidigten Mannes nicht anders als mit tiefer Beſchämung empfangen kann.

Vergeſſen Sie doch endlich eine jugendliche Unbeſonnenheit, ſagte der Graf gütig, die ohne Ihre Erinnerung mein Gedächtniß mir nicht zurückgerufen hätte, und denken Sie nur daran, daß Ihre und Ihres Freundes Geſundheit wieder hergeſtellt werden muß.

Der Baron Lehndorf wagte die Frage, ob ſie ſich im Schloſſe Hohenthal wohl als geſichert betrachten könnten, und der Graf erkundigte ſich nun nach ihrem Verhältniſſe zu Schill und nach den näheren Umſtänden ihres Unglücks.

Beide Freunde waren tief erſchüttert, als ſie an das unglückliche Ende ihres hochverehrten Anführers erinnert wurden, doch beherrſchte der Baron Lehndorf zuerſt ſeine Rührung und ſagte, daß ſie Schill als Freiwillige und als Freunde gefolgt wären, und ihre Namen ſich in keiner Liſte befänden, die man hätte auffinden können.

Dann begreife ich nicht, ſagte der Graf, wie Sie ſich nicht mit einiger Behutſamkeit ſogleich hieher gewendet haben.

Die ſchreckliche Niederlage bei Stralſund, ſagte Wertheim, hatte uns aller Mittel beraubt, uns zu zeigen. Wir beſaßen nichts als die Uniform, die wir an uns trugen, und einige Silbermünzen von unbedeutendem Werth. Es ſtand alſo nicht in unſerer Gewalt, die Kleidung abzulegen, die uns kenntlich machte, und wir verbargen uns am Tage in Wäldern und Sümpfen, um dem Schickſale unſerer Gefährten zu entgehen, von denen wir zuweilen von unſerm Verſtecke aus einzelne von den feindlichen Truppen Eingefangene bemerkten, die einem ſchmählichen Looſe entgegengeführt wurden. Wir hatten die Abſicht uns dennoch, trotz der Gefahr hieher zu wenden. Da wir aber nur bei Nacht wandern konnten, ſo verirrten wir uns oft und erkannten nach langer Anſtrengung zuweilen dieſelben Orte wieder, von wo wir vor mehreren Tagen ausgegangen waren. Da wir uns nur die allernothwendigſte Nahrung erlauben durften, ſo wurden unſere Kräfte erſchöpft, und doch mußte auch dieſe Nahrung hoch beſchränkt werden, denn wir hatten bald gar keine Mittel mehr. Zwei Tage, ehe Sie uns fanden, war es uns ſchon nicht mehr möglich, ein wenig Brodt von den Bauern einzuhandeln, denn wir hatten auch nicht das kleinſte Stück Geld übrig. Wir verſuchten es, uns durch Beeren und Wurzeln zu ernähren, und wir wären gewiß verloren geweſen, hätte der Zufall Sie nicht zu unſerem Beiſtande herbei geführt.

Der Graf Robert umarmte seine Freunde in heftiger Bewegung, und sein Oheim wendete sich ab, um seine Rührung zu verbergen. Er sagte den beiden jungen Männern, daß er hoffe, sie seien auf Schloß Hohenthal in vollkommener Sicherheit, daß er aber zu ihrer Beruhigung noch nähere Erkundigung einziehen wolle.

Da die Erzählung der Geschichte ihres Unglücks die Kranken sehr aufgeregt hatte, so rieth ihnen der Graf dringend, den Schlummer zu suchen, damit sie nicht, wie er lächelnd hinzufügte, sich den Tadel des Arztes und ihrer strengen Wärterin zuzögen.

Er führte darauf den Grafen Robert mit sich hinweg und sagte: Ich bin vollkommen überzeugt, daß beide junge Männer ohne Gefahr hier bleiben können, wenn es nicht verrathen wird, daß sie mit Schill in Verbindung waren. Deßhalb müssen wir auf eine bestimmte Erklärung des jämmerlichen Zustandes sinnen, in dem wir sie fanden, denn glauben Sie mir, der Prediger wird nicht mit allgemeinen Antworten zufrieden sein. Und wenn er auch thäte, als wäre es, so wird er so viele mißtrauische, spöttische Winke fallen lassen, daß er unfehlbar Argwohn erregen wird, und doch möchte ich auch ungern ihm das Geschick Ihrer Freunde aufrichtig vertrauen, denn er würde dieß Vertrauen zwar um keinen Preis mißbrauchen, sie unglücklich zu machen, aber er

würde dadurch ein solches Uebergewicht erlangt zu haben glauben, daß er Ihnen, bester Vetter, oft unerträglich lästig sein würde.

Der Graf Robert, der die Menschen nicht immer so milde betrachtete, wie sein Oheim, und der daher dem Prediger nicht sonderlich geneigt war, sah die Wahrheit des Gesagten ein. Nach langer Berathung kamen die beiden Verwandten überein, dem Prediger zu vertrauen, die beiden jungen Männer hätten sich nach Frankreich gewagt, um das Schicksal der Schwester des Einen und der ehemaligen Braut des Andern zu erforschen, und wären auf den französischen Obristen gestoßen, mit dem Wertheim das Duell der Schwester wegen gehabt habe. Die eingeleitete Verfolgung habe die jungen Männer zur Flucht genöthigt und sie gezwungen, sich ängstlich zu verbergen. Dadurch wären ihnen die Hülfsmittel ausgegangen und sie endlich in den kläglichen Zustand gerathen, worin man sie gefunden. Daß das französische Regiment abgelöst war, gab der Fabel einige Wahrscheinlichkeit, und da der Pfarrer bei seiner Neugierde im Grunde leichtgläubig war, so ließ sich hoffen, er würde die Unwahrscheinlichkeiten in dieser Erzählung übersehen. Der Graf Robert übernahm es, seine Freunde davon in Kenntniß zu setzen, auf welche Weise ihre Erscheinung auf dem Schlosse erklärt würde, damit sie im Stande wären, die Fra-

gen gehörig zu beantworten, die der Geistliche unfehlbar an sie richten würde.

Der große Tag war erschienen, an welchem das glänzende Manoeuvre des Baron Löbau Statt finden sollte. Er hatte alles gethan, um die Waffenübung des Grafen Robert zu übertreffen, den er mit einigem Verdruß als seinen Nebenbuhler betrachtete, ohne zu bedenken, daß er niemals auf die Idee gekommen wäre, Beschäftigungen der Art anzuordnen, wenn ihm nicht die Einrichtungen des Andern dadurch, daß sie das Streben ihn zu übertreffen in ihm weckten, eine Anregung gegeben hätten.

Als die beiden Grafen erschienen, bemerkten sie eine Batterie von Kanonen, die ein Mittelding zwischen Scherz und Ernst, ein Spielwerk für Erwachsene genannt werden konnten. Mit leuchtendem Gesicht machte der Baron sie darauf aufmerksam, und er hatte die Genugthuung, daß der Graf alle seine Pläne lobte. Die Batterie wurde genommen und die Kavallerie auf den schönen Pferden entschied im bedächtigen Schritt, wie es angeordnet war, den Sieg.

Es ist so kindisch, sagte der Graf Robert, als sie sich von dem entzückten Baron getrennt hatten, daß man nicht einmal darüber lachen kann.

So ist es doch auch harmlos, erwiederte der Graf, und wird Niemand verletzen. Es liegt in jedes Menschen Seele

eine gewiſſe poetiſche Sehnſucht, aus dem alltäglichen Leben heraus zu treten, etwas Beſonderes vorzuſtellen. Sie offenbart ſich ſchon bei dem Kinde in der Neigung zu Verkleidungen. Bei Niemandem von meinen Bekannten habe ich aber dieſe Sehnſucht ſo groß gefunden, als bei unſerm guten Baron. Sie werden dieß in jeder kleinen Geſchichte bemerken, die er erzählt, und ich habe mir oft gedacht, wenn er Talent genug zur Darſtellung beſäße und ſeine Phantaſie dadurch befriedigen könnte, daß er Novellen und Romane ſchriebe, ſo würde er im gemeinen Leben der Wahrheit näher bleiben.

So wäre alſo, rief der Graf Robert lachend, ein Lügner im Grunde nur ein verunglückter Dichter?

Warum wollen Sie es nicht ſo milde betrachten? erwiederte ſein Oheim, da zudem in jedem Menſchen, auch in dem edelſten, ſich eine kleine Neigung für dieſe Schwäche findet.

Es iſt wahr, ſagte Graf Robert, ich möchte wohl den Menſchen ſehen, der ſich rühmen könnte, nie die Unwahrheit geſagt zu haben, und es iſt mir lieb, wenn ich mich künftig einmal auf ſo etwas ertappen ſollte, daß ich zu meiner Beruhigung weiß, daß ich mich nur der Neigung zur Dichtkunſt überlaſſe, indem ich ſündige. Sie können uns ja

gleich dieſe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſagte ſein Oheim, denn haben wir nicht gleichfalls ein feindliches Komplott gemacht, um den Prediger zu hintergehen? Das iſt Noth, rief der Graf Robert, aber nicht freie Neigung zur Dichtkunſt.

Da der Graf ſeine Abreiſe auf den andern Tag feſtgeſetzt hatte, wollte er, nachdem ſie das Schloß wieder erreicht hatten, noch den Abend von dem Obriſten Abſchied nehmen, um den Greis nicht am andern Morgen in ſeiner Ruhe zu ſtören.

Als der Obriſt ſich bald nach zehn Uhr entfernen wollte, um die Vorſchriften des Arztes nicht zu übertreten, der die Ruhe vor Mitternacht unerläßlich für ihn fand, ſchloß ihn der Graf mit Rührung in die Arme, um ihm Lebewohl zu ſagen. Er fühlte den Freund in ſeinen Armen vor Altersſchwäche zittern, und ſein Auge ruhte wehmüthig auf dem nur noch ſpärlich von ſilberweißen Haaren bedeckten Scheitel. Das leuchtende Auge des Greiſes traf den von einer Thräne verſchleierten Blick des Grafen. Sie fühlen, ſagte der Greis mit ſeligem Lächeln, daß wir uns hienieden nicht mehr wieder ſehen werden. Und Sie ſprechen dieß wie eine Hoffnung aus? fragte der Graf mit ſanftem Vorwurf.

Mein theurer Freund, erwiederte der Obriſt, indem er beide Hände des Grafen faßte, wenn Sie durch die reizend-

ſten Thäler luſtwandeln, über Berge ſchweifen, die Ihnen die ſchönſten Ausſichten, immer neue Ueberraſchung gewähren, und Sie ſetzten dieſen Genuß unaufhaltſam fort, kommt nicht endlich die Stunde, wo auch das ſchönſte Thal nicht mehr zum Weiterſchreiten lockt, wo die ermüdeten Glieder ſich nach Ruhe ſehnen, und Sie ſinken hin und laſſen der menſchlichen Natur ihr Recht angedeihen. Ein ſolcher müder Wanderer bin ich. Ein großer Theil meiner Bahn war rauh und dornenvoll. Sie verſetzten mich in ein reizendes Thal, aber ich kann die Reiſe nicht fortſetzen; ermüdet ſehnen ſich meine Glieder nach Ruhe. Wir werden uns hier nicht wieder ſehen, ſchloß der ehrwürdige Alte, empfangen Sie den letzten Dank und den Segen eines liebenden Vaters.

Mit inniger Rührung umarmten ſich die Freunde noch ein Mal und trennten ſich mit dem Gefühle, daß ſie wahrſcheinlich zum letzten Mal liebende Worte gewechſelt hatten.

VII.

Der Graf hatte von allen Freunden am Abend Abſchied genommen und wollte des andern Morgens ſehr früh das Schloß unbemerkt verlaſſen; als er aber in dieſer Abſicht den Saal betrat, fand er den Arzt, der ihn erwartete, um jetzt noch förmlich Abſchied zu nehmen, da er den vorigen Abend etwas war überſehen worden. Der Graf reichte ihm

die Hand und sagte: Ich danke Ihnen, daß Sie mir noch Gelegenheit geben, eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung mir sehr am Herzen liegt. Was halten Sie von dem Zustande unseres alten Freundes?

Der Arzt drückte die Augen zu, senkte den Kopf auf die linke Schulter, sah dann den Grafen blinzelnd an und erwiederte: Wenn das Oel verzehrt ist, mögen wir dann die Lampe noch so sorgsam hüten, sie wird doch erlöschen, und hier ist das Lebensöl ausgebrannt, und nur schwach glimmt noch die matte Flamme; der leichteste Windhauch wird sie verlöschen.

Erhalten Sie mir den würdigen Greis so lange als möglich, sagte der Graf mit bewegter Stimme. Er wollte sich nun entfernen, aber sein Vetter Robert trat ein, um ihm zu sagen, daß er ihn einige Meilen begleiten und dann zu Pferde zurückkehren wolle. Der Oheim hatte eben diese Begleitung dankbar angenommen, als auch die Damen erschienen, um den geehrten Verwandten noch ein Mal zu umarmen; nur der Obrist kam nicht; ihn fesselte Altersschwäche an sein Lager, wo er den Schlummer gewöhnlich erst gegen Morgen fand. Der Graf tadelte liebevoll die ihn umringenden Freunde, daß sie ihr Wort nicht gehalten und sich der Ruhe entzogen hatten. Er entriß sich mit sanfter Gewalt ihren Armen und traf, als er eilig die Treppe hinunter stieg,

auf Guſtav Thorfeld, der auch noch ein Wort des Abſchiedes von dem edeln Manne gewinnen wollte. Der Graf reichte ihm freundlich die Hand und lud ihn ein, die nächſten Ferien zu benutzen, um einen Theil Deutſchlands zu durchreiſen und dann auch ihn zu beſuchen, da, wo er ſich eben aufhalten würde. Ein Strahl von Freude zuckte über des Jünglings Antlitz bei der Vorſtellung einer genußreichen Reiſe. Ich werde ſorgen, daß Ihnen die Mittel nicht fehlen, ſagte der Graf gütig, indem er mit ſeinem Vetter den Reiſewagen beſtieg.

Es war ein kühler Herbſtmorgen. Die Natur hatte ſich in wenigen Tagen auffallend verändert; ſie hatte den ſommerlichen Charakter verloren. Das Laub der Bäume welkte und fiel ab, und die Waldung wurde dadurch lichter, obgleich ein neuer Reiz entſtand, indem die Bäume, nachdem ihr Laub das friſche Grün verloren, in verſchiedenen Farben prangend, von der Morgenſonne beſchienen funkelten. Beide Reiſende ſaßen eine Zeit lang ſchweigend neben einander; endlich ſagte der Graf: Sie blicken ſo tiefſinnend vor ſich nieder, lieber Vetter; was kann Sie in ſo ernſte Gedanken verſenken?

Ich dachte, ſagte der Graf Robert, indem er bewegt die Hand des Oheims drückte, wie viel Segen ein edler Menſch um ſich verbreiten kann, und wie er dann im Kreiſe

der durch ihn Glücklichen durch Liebe herrscht wie ein unumschränkter Monarch; wie alles das, was an den Höfen der Fürsten gespielt wird, um der Etikette zu genügen, oder aus Eigennutz, oder aus lächerlicher Eitelkeit, hier der Abdruck wahrer Empfindungen ist; denn Wer in ihrem kleinen Königreiche, theurer Onkel, fuhr er sich zum Lächeln zwingend fort, ist nicht beglückt, wenn Sie ein freundliches Wort an ihn richten? Wer fühlt sich nicht gekränkt, wenn Sie ihn übersehen? Wer ringt nicht danach, Ihr beifälliges Lächeln zu gewinnen, und Wer ist nicht stolz darauf, wenn er Ihnen durch unbedingten Gehorsam seine Verehrung und Ergebenheit beweisen kann? Nein gewiß, schloß er, die Menschen sind nicht so gefühllos, wie man oft von ihnen behauptet; sie erkennen gern einen edeln Geist an und beugen sich willig seiner Ueberlegenheit.

Ich will nicht zur Unzeit den Bescheidenen mit Ihnen spielen, erwiederte der Graf. Ich will Ihnen zugeben, daß ich mich nicht für böse halte, daß ich überzeugt bin, das Beste zu wollen, daß ich zuweilen im Stande bin, Andere auf die rechte Bahn des Lebens zu leiten. Ich will es eingestehen, daß mein Herz bewegt wird von fremder Noth, und daß mein Geist dann eifrig auf Mittel denkt, sie zu vermindern. Aber, theurer Vetter, alle diese Eigenschaften würden nicht im Stande sein, mir mein kleines Königreich,

wie Sie es nennen, zu bilden, wenn mir der Himmel nicht ohne mein Zuthun ein bedeutendes Vermögen gewährt hätte. Wäre ich arm, fuhr der Graf fort, indem er die Hand seines Vetters drückte, dann würde ich zufrieden sein, einen Freund zu finden, der mein Herz verstände und meinen Charakter unter allen Umständen richtig würdigte, und ich würde unter den übrigen Menschen verkannt, einsam und vergessen, ja von denen, die sich meiner erinnerten, um eben der Eigenschaften Willen, die Sie jetzt erheben, getadelt und verachtet umhergehen.

Unwillig zuckte die Hand des Grafen Robert in der seines Oheims. Getadelt, verachtet und verfolgt — fuhr dieser mit Nachdruck fort; denn eben die Eigenschaften, die man jetzt anerkennt, würden mich wahrscheinlich hindern ein Vermögen zu erwerben; denn nicht alle Mittel würden mir gleich sein, um diesen Zweck zu erreichen, und da ich niemals meine Seele zur Verehrung des Geldes gewöhnen könnte, so würde ich auch nie den gehörigen Eifer erlangen, um es zusammen zu häufen. Dabei würde mein ganzes Leben ein stillschweigender Tadel so vieler Andern sein, den ich durch keine Annehmlichkeit zu mildern vermöchte, die wir durch unser Vermögen so leicht unsern Bekannten verschaffen, und sie könnten dann nicht denken wie jetzt, wenn ich unwillkührlich strengere Grundsätze aussprächе: Er hat gut re-

den, wäre seine Lage so beschränkt wie die unsere, so würde er eben so denken wie wir, so würde mir denn Niemand meine abweichende Lebensansicht verzeihen wollen. Die Mildesten würden sie für Thorheit erklären, die Härteren mich für einen kopflosen, verschrobenen Menschen halten.

Sie haben so oft meine Härte getadelt, sagte sein Vetter mit dem Ausdrucke des Erstaunens, wenn ich ein Urtheil über die Menschen aussprach, und nun muß ich Ihre Ansicht weit härter finden und in der Tiefe Ihrer Seele eine Menschenverachtung, die mich erschreckt.

Nicht der ist milde, erwiederte der Graf, der in der Täuschung lebt, die Menschen im Allgemeinen für trefflich hält und aus diesem Gesichtspunkte handelt. Nur dessen Herz darf so genannt werden, der die Menschen kennt und ihnen verzeiht, und indem er die Fehler Anderer einsieht, sich zugleich der eigenen Schwäche bewußt ist und es sich eingesteht, daß vielleicht am Meisten der Stolz der Seele ihn aufrecht erhält, der ihm den Willen gibt, sich nicht zu beugen. Freilich wird ein Solcher in vielen Fällen, wenn er Andern beisteht, sich nur selbst befriedigen; aber ist er so glücklich, nur einen Freund zu besitzen, den er wahrhaft ehren kann, so wird ihn dieß doch vor der schlimmsten Selbstsucht bewahren, und er wird sich das Bild einer edleren Menschheit dennoch zu erhalten wissen.

Der Graf hatte mit lebhafter Bewegung gesprochen, und die Freunde hatten, ehe sie vermutheten, die erste Post erreicht, wo sie sich trennen wollten. Der Graf Robert schied von seinem Oheim mit erhöhter Empfindung, denn er hatte die Einsicht gewonnen, daß nicht ein leicht erregtes Gefühl diesen zu großmüthigen Entschließungen bestimmte, sondern daß ein entschiedenes Wollen einer wahrhaft edeln Seele seine Handlungen leitete. Und dennoch hat er Unrecht, sagte er zu sich selber. Ich habe oft einzelne Menschen zu hart beurtheilt; seine unbillige Härte aber trifft die Menschen im Allgemeinen, und er dürfte nur um sich blicken, um seinen Irrthum zu erkennen, denn wie viele treffliche Menschen haben sich um ihn her versammelt. Und wären diese alle so trefflich, fragte er sich betroffen weiter, wenn er sie nicht zu sich herauf bildete, und könnte er das in dem Grade ohne die Hülfe seines großen Vermögens? Ja ich selbst, fuhr er mit Beschämung in seinen Betrachtungen fort, was wäre aus mir geworden, der ich in finsterm Grimm ihn zu bestürmen kam, wenn seine Lage ihn gezwungen hätte, nur sein Recht gegen mich zu behaupten? Hätte ich ihn wohl jemals richtig würdigen und verstehen können, wenn ich trostlos von ihm hätte scheiden müssen? Würde ich mich nicht mit kaltem Haß von dem Manne abgewendet haben, den ich jetzt mit Zärtlichkeit liebe und verehre? Es ist ge-

wiß, fuhr der junge Mann seufzend in seinen Gedanken fort, es ist leider gewiß, nicht bloß unsere Gefühle, auch unsere Tugenden hängen von Zufällen ab. Wenige ragen wie mein Oheim aus der Menge hervor, und einen wie weiten Weg habe ich noch vor mir, ehe ich ihn erreiche. Aber er hat Recht, mit Beschämung muß ich es eingestehen, der reiche Schatz seines Geistes und seines Herzens würde unerkannt von der Erde wieder verschwinden, wenn die Güter des Glücks nicht die Dollmetscher seiner edeln Seele würden. Mit solchen Gedanken beschäftigt erreichte der Graf Schloß Hohenthal, während sein Oheim sich immer weiter davon entfernte und die Residenz bald möglichst zu erreichen wünschte, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde.

Als der Graf seine Reise zurückgelegt hatte und in Berlin eingetroffen war, wurden ihm nach den ersten freudigen Begrüßungen und theilnehmenden Fragen mehrere während seiner Abwesenheit angekommene Briefe eingehändigt. Zwei von diesen Schreiben erregten seine besondere Aufmerksamkeit. Das eine von St. Julien, in dem er meldete, daß der Abschluß des Friedens täglich zu erwarten sei, und daß er alsdann leicht Urlaub erhalten könne, um sich mit den theuern Eltern und der zärtlich geliebten Braut wieder auf einige Zeit zu vereinigen. Der andere Brief war von einem Rechtsanwald aus München, der dem Grafen meldete, daß

in den furchtbaren Schlachten bei Aspern und Wagram, in denen die Baiern für Napoleon fochten, mehrere entfernte Mitglieder ſeiner Familie geblieben wären, ſo daß von dem im ſüdlichen Deutſchland lebenden Zweige derſelben Niemand mehr vorhanden ſei, als eine Wittwe, die bei der durch die vielen Todesfälle eingetretenen Erbſchaft gleiche Rechte mit ihm habe, und in deren Namen er ſich der Theilung wegen an den Grafen wende. Der Nachlaß beſtehe, wie der Rechtsgelehrte meldete, in einem am Rheine gelegenen Gute und einigem baaren Vermögen. Da aber die Miterbin als eine Wittwe ſich bei den gegenwärtigen unruhigen Zeiten nicht gern mit einem Grundbeſitz befaſſen wolle, ſo ſchlug ihr Rechtsfreund dem Grafen vor, nach billiger Uebereinkunft das Gut zu behalten, und lud ihn ein, entweder ſelbſt zu dieſem Behufe nach München zu kommen oder Jemandem ſeine Vollmacht in dieſer Angelegenheit zu überſenden.

Es iſt furchtbar, ſeufzte der Graf, wie verheerend dieſe ewigen Kriege wirken, ganze Geſchlechter werden ausgerottet. Er theilte ſeiner Gemahlin die empfangenen Nachrichten mit, und Beide entſchieden ſich, die Reiſe nach München anzutreten und den geliebten Sohn dorthin zu beſcheiden, weil der Graf glaubte, daß er von dort, durch einen eng mit Napoleon befreundeten Hof, leichter Mittel finden würde, die Anerkennung des Namens Evremont für St. Julien zu

bewirken, als von Berlin, wo er ſich nicht mit einem Geſuche an die franzöſiſchen Machthaber wenden durfte, ohne einen gehäſſigen Schein auf ſich zu laden. Die Gräfin ſah die Triftigkeit ſeiner Gründe ein; ihr Herz ſchlug dem Sohne entgegen und aus Emiliens Augen leuchtete ſeliges Entzükken, als ſie vernahm, wie bald ſie St. Julien wieder zu ſehen hoffen durfte; und eine ſanfte Roſengluth brannte verſchönernd auf ihren Wangen, als der Graf bemerkte, daß doch dieſer Frieden vielleicht ſo lange dauern würde, als unerläßlich nothwendig wäre, um zwei Liebende zu vereinigen. Sollen wir denn ewig vor der Erneuerung des Blutvergießens uns ängſtigen? fragte die Gräfin. Kann man einen Friedensſchluß, wie er jezt eintreten wird, anders als wie einen Waffenſtillſtand betrachten? entgegnete der Graf. Die Frauen ſeufzten über die trüben Ausſichten, aber dennoch wich der Kummer der gegenwärtigen freudigen Hoffnung. Der alte Dübois ſchien ſich zu verjüngen. Mit Eifer wurden die Anſtalten zur Reiſe durch ihn betrieben, und aus den Augen des Greiſes leuchtete ein Strahl der Freude bei dem Gedanken, daß er den jungen Grafen Evremont wiederſehen ſollte, denn er erlaubte ſich nie St. Julien anders zu nennen ſeit ſeiner Erkennung.

Der Graf hatte St. Julien nach München beſchieden. Die Gräfin hatte ihrer Adele den gefaßten Entſchluß gemel-

det. Dübois war mit den Vorbereitungen zur Reiſe fertig. Kein Theilnehmer an derſelben ließ ſich eine Verzögerung zu Schulden kommen, und ſo gelangte die Familie in kurzer Zeit nach München, wo bald nach ihnen Adele eintraf und wo man, um das Glück der Vereinigung vollkommen zu genießen, nur noch auf St. Julien hoffte, der Wien nicht ohne Urlaub verlaſſen durfte, den er mit höchſter Ungeduld erwartete.

Die Auseinanderſetzung der Erbſchaft wegen, welche die erſte Veranlaſſung zur Reiſe nach München gegeben hatte, war in wenigen Tagen beendigt, weil bei der Denkungsart des Grafen jede Schwierigkeit leicht gehoben wurde, indem er weit davon entfernt war, ſeine Miterbin, eine nicht ſehr bemittelte Wittwe, irgend bedrücken zu wollen. Es wurde ihrem Wunſche gemäß die Vereinigung getroffen, daß der Graf das Gut am Rheine behielt und ihr noch eine Summe zu dem baaren Nachlaſſe des gemeinſchaftlichen Verwandten hinzuzuzahlen ſich verpflichtete, ſobald alle Rechtsformen beobachtet ſein würden, die, um ihn in den Beſitz zu ſetzen, erforderlich wären. Der Graf nahm ſich vor, das neu erworbene Gut ſo bald als möglich in Augenſchein zu nehmen und, wenn er die Lage ſo reizend fände, wie ſie ihm beſchrieben wurde, wenigſtens einen Theil des Jahres dort zu wohnen.

Eben hatte der Graf die letzten Geſchäfte mit dem An-

walde ſeiner Miterbin abgeſchloſſen, und er nahm den Rückweg zu ſeiner Wohnung durch den Schloßgarten der Reſidenz, wo die warme Mittagsſonne Luſtwandelnde vereinigte, denn wenn München auch ſeiner hohen Lage und der Nachbarſchaft der Gebirge wegen ein wechſelndes, im Ganzen nicht angenehmes Klima hat, und man im frühen Herbſt und ſpäten Frühling Kälte und Schnee zuweilen ertragen muß, ſo macht doch ſeine ſüdliche Lage, daß dafür oft im November noch ſo ſchöne warme Tage eintreten, daß man ſich nach Italien verſetzt glaubt. Ein ſolcher warmer Novembertag lockte den Grafen unter die hohen, unbelaubten alten Kaſtanienbäume des Schloßgartens, und er bemerkte, daß wie ihn auch viele Andere die warme Mittagsſonne herbeigezogen hatte.

Der Blick des Grafen ſchweifte über die verſchiedenen luſtwandelnden oder im Geſpräch verweilenden Gruppen, und es machte einen betrübenden Eindruck auf ihn, daß er beinah Niemanden bemerkte, der nicht Trauer trug, wie ſein Herz ihm ſagte, um einen in den Schlachten des letzten Krieges gefallenen Verwandten. Die Wenigen, die nicht in Trauer gehüllt waren, machten keinen heiteren Eindruck, denn es waren verſtümmelte, zum Theil noch ſchwer an ihren Wunden leidende Krieger, die hier in der warmen Herbſtſonne Erquickung nach grauſamen Leiden ſuchten. So haben nun wieder Deutſche gegen Deutſche gewüthet, dachte der Graf

ſeufzend; ſo vertilgen ſie ſich gegenſeitig von der heimathlichen Erde und bringen Trauer über verwandte Geſchlechter. Sein Schritt war, ohne daß er es bemerkte, langſam geworden und ſein Blick ſenkte ſich kummervoll zu Boden, als er plötzlich aufſchrak, weil eine Hand von hinten ſanft ſeine Schulter berührte. Er wendete ſich und blickte in das ihm freundlich entgegen lächelnde Geſicht des General Clairmont. Der Graf war freudig überraſcht, und nach den erſten herzlichen Begrüßungen fragte ſein Freund lächelnd: Was hat Dich ſo philoſophiſch geſtimmt, daß Du, in tiefe, ernſte Gedanken verſenkt, Deine Freunde nicht bemerkſt? Ich ging bei Dir vorüber, ohne von Dir beachtet zu werden, und ich redete Dich nicht gleich an, weil ich einen Augenblick zweifelte, ob dieſer ſinnende Philoſoph wohl mein Freund Hohenthal ſein könne, den ich hier nicht erwartete.

Es iſt wohl natürlich, ſagte der Graf, daß mich die Folgen Eurer Siege ernſthaft ſtimmen. Bemerke alle dieſe Trauerkleider um uns her, die ohne Zweifel um Verwandte getragen werden, die von deutſchen Händen für Eure Sache fielen.

So iſt nun einmal der Krieg, erwiederte der General nachläßig. Doch was führt Dich aus Deinen anmuthigen Bergen hieher? Etwa nur das Verlangen dieſe Betrachtungen anzuſtellen?

Ein nahe mit ihnen zusammenhängender Grund, sagte der Graf. In Euern Schlachten ist ein Verwandter von mir geblieben, der hier einheimisch war und dessen Erbe ich geworden bin.

So führt das Ueble immer das Gute herbei, sagte der General leichtsinnig. Sein Freund wendete sich verletzt ab. Nun, sei mir nur nicht böse, fuhr der General lächelnd fort; Du weißt, ich habe mich niemals zu Deiner sublimen Moral erheben können, und ich denke in meinem mir so oft von Dir vorgeworfenen Leichtsinn, daß es doch keine so gräßliche Sache sein kann, der Erbe eines Verwandten zu werden, den man vielleicht gar nicht oder doch nur wenig gekannt hat.

Der Graf ließ das Gespräch über diesen Gegenstand fallen, denn er wußte, daß sein Freund seine Art zu denken in manchen Fällen, und so auch hier, nicht verstand. Es konnte nicht fehlen, daß die Unterhaltung bald eine Wendung nahm, wodurch sie die Begebenheiten der Zeit berührte und der General bemerkte bei dieser Gelegenheit: Jetzt hoffe ich, wird Dein Herz in sofern wenigstens sich kummerfreier fühlen, als nun nicht mehr Deutsche gegen Deutsche fechten werden, dieser Frieden stellt uns hierüber vollkommen sicher. Alle kleineren Staaten Deines Dir so theuern Vaterlandes sind mit Napoleon auf's Engste verbunden; Preußen wird durch

die Umstände dazu gezwungen, und Oesterreich wird sich jetzt aufrichtig mit uns vereinigen.

Die Verbindungen der Staaten unter einander, erwiederte der Graf, können nie wie Privatfreundschaften betrachtet werden. Sie sind so lange aufrichtig, bis ein höheres Interesse andere Forderungen macht.

Was willst Du damit sagen? fragte der General. Weißt Du nicht, daß die Tochter des österreichischen Monarchen Kaiserin von Frankreich wird?

Auch Familienbande, antwortete der Graf, sichern dem Bunde der Staaten keine ewige Dauer. Erinnere Dich, als es Euer Ludwig der Vierzehnte durchsetzte, seinen Enkel auf Spaniens Thron zu erheben, da rief er auch in der Trunkenheit der Freude über das gelungene Werk: Jetzt giebt es keine Pyrenäen für Frankreich mehr. Nun, Du weißt, die Pyrenäen sind dessenungeachtet geblieben.

Jetzt aber, sagte der General mit Stolz, jetzt ist diese Scheidewand für Frankreich gesunken. Spanien ist unser.

Ihr kämpft aber doch in diesem Euern Spanien noch mit abwechselndem Glück, versetzte der Graf.

Was folgt daraus? rief sein Freund unmuthig.

Daß sich die Pyrenäen dennoch wieder für Euch erheben können, sagte der Graf.

Einen Augenblick flammte der Zorn in den Augen des

Generals, indem er den Grafen anblickte, doch der ſcharf geklemmte Mund, der eben etwas Heftiges ausſprechen wollte, ſchwieg. Die Spannung des Geſichts löſte ſich, die eben noch zornigen Augen begegneten freundlich dem edeln Blicke des Grafen, der Mund, der eben beleidigen wollte, lächelte anmuthig, und nachdem der General ſeinen Freund in dieſer wohlwollenden Stimmung noch einen Augenblick betrachtet hatte, brach er in ein lautes Gelächter aus. Habe ich jemals einen Menſchen unerſchütterlich ſtandhaft in ſeinen Anſichten gefunden, ſagte er endlich, ſo biſt Du es. Du wirſt noch ein Märtyrer Deines Glaubens werden, fügte er ernſthaft hinzu.

Ich weiß nicht, wie es geſchieht, ſagte der Graf ebenfalls lächelnd, ich habe mir ſonſt nie über dieſe Gegenſtände Unbeſonnenheiten vorzuwerfen, ich weiß meine Anſichten zurückzuhalten und zu verbergen; ſo wie ich Dich aber erblicke, zolle ich der Thorheit dieſen Tribut und bekämpfe Deine Anſichten unnützer Weiſe, indem ich die meinigen eben ſo zwecklos zu vertheidigen ſuche. Ich kann mir keinen Grund für dieſe Schwachheit angeben, fuhr er fort, wenn er nicht darin zu ſuchen iſt, daß mir die Erinnerung der Jugend mit allen ihren Vorrechten und ihrem rückſichtsloſen Vertrauen nahe tritt, wenn ich Dich erblicke, und ich mache eben dieſe Vorrechte geltend.

Der General, der seinen Arm in den des Freundes gelegt hatte, drückte diesen leise als Zeichen freundlicher Erwiederung.

Wirst Du lange in München bleiben? fragte endlich der Graf, nachdem Beide eine Zeitlang geschwiegen hatten.

Nein, erwiederte sein Freund. Ich komme jetzt von Paris, wohin ich mich nach dem Waffenstillstande gern senden ließ, und kehre nun nach Wien zurück, wohin ich mancherlei Nachrichten zu überbringen habe, und ich verweile auch hier nicht ohne Grund. Doch werde ich morgen reisen, und ich denke, sagte er freundschaftlich zum Grafen gewendet, wir trennen uns heut so wenig als möglich. Dem Grafen fiel plötzlich ein, daß sich ihm nicht leicht eine bessere Gelegenheit bieten würde, die Anerkennung des Namens Evremont für St. Julien zu bewirken, und doch machten manche Umstände es ihm schwer, dem General sein Anliegen zu vertrauen. Es war möglich, daß sich sein Freund, wenn er ihn damit bekannt machte, daß er mit der Wittwe des Grafen Evremont verbunden sei, sich der weiblichen Gestalt erinnerte, die er bei der Hinrichtung des unglücklichen Freundes erblickt hatte, und es lag so nahe, dann in dieser die Gemahlin des Grafen zu vermuthen. Alle diese Vorstellungen peinigten ihn, und er konnte zu keiner Entschließung kommen, und beide Freunde wandelten eine Zeitlang schwei-

gend auf und ab. Ich erkenne Dich heute nicht wieder, fing endlich der General das Gespräch von Neuem an. Was hast Du nur, das Dich in so ernste, in so ungleiche Stimmungen versetzt?

Der Graf hatte indessen seine Zweifel bekämpft. Jedes Bedenken mußte aus Rücksicht für den geliebten Sohn überwunden werden, und er sagte deßhalb entschlossen: Ich wünschte, daß Du Dich in einer Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt, bei Napoleon für mich verwenden möchtest, und ich weiß nicht recht, wie ich sie Dir vortragen soll.

Aha! rief der General lachend, muß sich Deine Spartaner-Tugend beugen? Bedarfst Du der Gewaltigen der Erde? Nun freilich kann ich mir denken, daß Du einen schweren Kampf mit Deinen Grundsätzen bestehen mußt, ehe Du solche Bekenntnisse ablegst.

Es ist nicht das, sagte der Graf, aber um Dich in den Stand zu setzen mir beizustehen, muß ich Dich mit Einzelnheiten bekannt machen, die mich in mehr als einer Hinsicht schmerzlich berühren, und da dieß Mittheilungen sind, die sich nicht im Freien machen lassen, und ich Dich früher davon in Kenntniß zu setzen wünsche, ehe ich Dich in meine Wohnung einlade, so bitte ich Dich, mich in die Deine zu führen.

Der General war bereit dazu, und beide Freunde wollten den Schloßgarten verlassen, als der Blick des Generals

auf einen Krieger fiel, der eine Dame, die er am Arme führte, los ließ und die Hand an den Hut legte, um den General militärisch zu begrüßen. Dieser Krieger mochte einige vierzig Jahre zählen; seiner Haltung mangelte die französische Zierlichkeit einigermaßen; sein stark gebräuntes, mageres Gesicht deutete auf viele überstandene Beschwerden, und wenn seine Kleidung eher beschränkte Umstände als Ueberfluß erkennen ließ, so war das Kreuz der Ehrenlegion auf seiner Brust ein Beweis seines Muthes. Die Dame, die sich in seiner Begleitung befand, mochte schön gewesen sein, aber die erschlafften Gesichtszüge bewiesen eben so wie der freche Blick, daß sie das Leben zu sehr benutzt hatte; die hoch aufgetragene Schminke konnte den Schein blühender Jugend nicht mehr hervorrufen, so wie der auffallende Putz nicht Wohlhabenheit lügen konnte. Die beschmutzten Bänder und verblichenen Blumen, mit denen die schwarzen Locken überladen waren, verkündigten wohl die Ansprüche, die noch gemacht wurden, aber zeigten auch deutlich, daß sie nicht mehr befriedigt werden konnten.

Wie geht es, Kapitän? redete der General den Krieger an. Sind Sie von Ihren Wunden wieder hergestellt?

Dem Himmel sei Dank, erwiederte der Angeredete, ich kann bald wieder eintreten in die Reihen der Braven.

Der Kaiser wird Sie belohnen, sagte der Genral, ich

kann das beste Zeugniß Ihres Muthes bei Landshut ab
gen, und ich hoffe Sie bald als Obristen zu begrüßen, de
leider sind sehr viele brave Kameraden geblieben.

Nur Ihnen, mein General, verdanke ich es, erwiede
der Kapitän, daß ich meine Laufbahn nicht als Sergeant b
schlossen habe, denn die Zeiten sind auch bei uns vorübe
wo man sich ohne Beschützer empor arbeiten konnte.

Sind Sie vermählt? fragte halb leise der General, d
schon ein paar Mal den Blick zu der Dame hatte hinüb
streifen lassen, die in des Kapitäns Begleitung gekomm
war, und die nun sichtlich verdrüßlich darüber, daß Niema
ihre Gegenwart zu berücksichtigen schien, seitwärts stand.

Sie begreifen, mein General, sagte der Kapitän ver
gen lächelnd. Madame übernahm es, mich während mein
langen Krankheit zu verpflegen, und sie ist so gütig, si
meines Namens zu bedienen, weil — weil dieß in viele
Fällen für zwei in Freundschaft lebende Personen beque
ist. Sie verstehen wohl, wie ich das meine?

Vollkommen, entgegnete der General mit spöttischem
Lächeln, indem er sich eben von seinem Kriegsgefährten tren
nen wollte, als die vernachlässigte Schöne, die ihren Zor
nicht länger unterdrücken konnte, ihm näher trat und, inde
sie ihm mit großer Dreistigkeit in die Augen blickte, sagte
Sie wissen aus eigener Erfahrung, General, wie liebevo

ich einen Leidenden zu verpflegen verstehe, und ob meine Sorgfalt nicht Dank und Anerkennung verdient.

Gewiß, gewiß, sagte der General, ohne den spöttischen Ausdruck des Gesichts zu mildern. Ich habe den Werth Ihrer Zuneigung vollkommen würdigen gelernt, und vor Allem hat mich die zarte Schonung überrascht, die mir den Schmerz des Abschiedes ersparte und zugleich alle Hindernisse des leichteren Fortkommens mir aus dem Wege räumte.

So groß die Frechheit der Tochter des alten Lorenz auch war, die sich in der Begleiterin des Kapitäns nicht mehr verkennen ließ, so schwieg sie doch einen Augenblick bestürzt und sagte dann mit weniger dreister Stimme: Ich glaube, meine Aufopferung für Sie hätte eine bessere Belohnung verdient.

Ich zweifle nicht, erwiederte der General lächelnd, daß ich dieß selbst würde geglaubt haben; da es Ihnen aber gefiel, den Werth dieser Aufopferung selbst zu bestimmen, so habe ich Ihr Urtheil für richtiger als das meine gehalten.

Nach einer leichten Verbeugung faßte der General von Neuem den Arm des Grafen, um sich eilig mit ihm zu entfernen. Der Kapitän schien sein Verhältniß zu seiner Freundin selbst zu leicht zu nehmen, als daß er durch die Art, wie der General mit ihr sprach, hätte beleidigt sein sollen. Im Gegentheil blickte er diesem mit wohlwollendem Lächeln

nach, als er sich entfernte, und sagte, indem er seiner Begleiterin den Arm bot: Ein braver Mann der General, ein wahrer Ehrenmann, ohne auf den Zorn zu achten, der in den Augen seiner Freundin funkelte.

Als die beiden Freunde die Wohnung des Generals erreicht hatten, sagte dieser: Vor allen Dingen mußt Du mir nun versprechen, diesen Mittag mein Gast zu sein. Gern, erwiederte der Graf, wenn Du mir erlaubst, meine Damen davon zu benachrichtigen, damit ich nicht vergeblich erwartet werde.

Ist Deine Gemahlin mit Dir in München? fragte der General, nicht angenehm überrascht, denn sein Zusammentreffen mit der Tochter des alten Lorenz erinnerte ihn daran, wie er mit dieser auf Schloß Hohenthal erschienen war, und er mußte es sich gestehen, daß er dadurch unmöglich die Achtung der Gräfin gewonnen haben könne. Der Graf hatte die Frage des Freundes bejahend beantwortet und der Gräfin einige Worte geschrieben. Der General zog die Klingel, auf deren Ruf ein Bedienter in übertrieben reicher Livree erschien, der zum Ueberbringer des Blatts bestimmt wurde. Der Graf sah dem davon eilenden Boten gedankenvoll lächelnd nach, und der General, der einen Tadel seines Geschmacks in Bezug auf die zu reiche Livree fürchtete, fragte etwas gespannt: Was fällt Dir an dem Bur-

schen so auf? Der Wechsel der Dinge, antwortete der Graf. Ich weiß die Zeit, wo eine so reiche Livree dem Herrn dieses Burschen als einem entschiedenen Aristokraten zur Guillotine geholfen hätte.

Tempi passati, sagte der General gähnend. Von Menschenrechten ist nicht mehr die Rede. Der Ruhm, der Glanz der französischen Nation, das ist jetzt der Gedanke, der Alle mit Begeisterung erfüllt.

Es ist eine eigene Ideenverbindung, bemerkte der Graf lächelnd, daß Du an die Menschenrechte denkst, wenn ich die Guillotine erwähne.

Nun, Du mußt doch zugeben, erwiederte sein Freund, daß die verruchte Maschine zu der Zeit am thätigsten war, wo am Meisten von den Menschenrechten geredet wurde. Doch laß uns nicht wieder in die Politik gerathen; laß uns, wie in vergangenen Zeiten, in harmloser Heiterkeit uns zu Tische setzen, und dann theile mir Dein Verlangen mit.

Der Graf hatte gegen diese Anordnung seines Freundes nichts einzuwenden und er folgte ihm zur Tafel, wo der General einer schwelgerischen Mahlzeit alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und über die Mäßigkeit des Grafen mit in dem Grade erhöhter Munterkeit scherzte, wie der reichlich genossene Wein seine Lebensgeister immer mehr anregte. Endlich, als der Pfropfen der Champagnerflasche sprang

und der schäumende Wein in den Gläsern perlte, sagte er: Nun, alter Freund, sprich es aus, was begehrst Du, was soll ich für Dich bei unserm Kaiser auswirken?

Es ist mir unmöglich, sagte der Graf, Dir meine Wünsche bei der Flasche mitzutheilen, denn ich muß Dich, damit Du mir gefällig sein kannst, mit zu ernsthaften Gegenständen bekannt machen.

So laß uns denn ernste Gegenstände ernst behandeln, sagte der General, indem er sich mit dem Freunde von der Tafel erhob und ihn in ein anderes Zimmer führte. Es wurde dem Grafen schwer, die nöthige Mittheilung zu beginnen, weil er bei einem ihm an sich peinlichen Gegenstande die Weinlaune des Freundes fürchtete. Aber diese Besorgniß war ungegründet, denn so wie der Graf den Namen Coremont nannte, war jede Spur der ausgelassenen Heiterkeit verschwunden, die der General bei Tafel gezeigt hatte, und er hörte alles, was der Graf ihm mittheilte, mit der ernstesten Aufmerksamkeit und innigsten Theilnahme an. Was Du wünschest, sagte er endlich, als der Graf schwieg, ist eine Kleinigkeit, die der Kaiser ohne Frage sogleich gewähren wird. Dafür könnte ich mich verbürgen, aber Du wirst es mir vergeben, daß das Erstaunen über das wunderbare Schicksal, das Dich zum Gemahl von Coremonts Wittwe machte, alle meine Sinne fesselt. Armer Coremont!

rief er klagend, und doch, fuhr er erheitert fort, habe ich Recht, jedes Böſe bringt ſein Gutes. Unſer unglücklicher Freund wurde eigentlich das Opfer ſeines Vaters, das kannſt Du nicht läugnen, bei aller Liebe, die der alte Herr für ihn hatte; aber dieß Unglück hat Dein Glück herbeigeführt durch die Verbindung mit ſeiner liebenswürdigen Wittwe, und daß Du ihren Sohn ganz als den Deinen betrachten willſt, daran thuſt Du recht, und nur Gewinn wird Dir dabei zu Theil, denn ich ſage Dir, er iſt einer der bravſten Offiziere in der Armee und Du kannſt noch die Ehre erleben, Dich den Vater eines Marſchalls von Frankreich zu nennen.

Der Graf bemühte ſich nicht ſeinem Freunde auseinander zu ſetzen, weßhalb er dieſe Ehre nicht zu genießen wünſchte. Er begnügte ſich, ihm für das beſtimmte Verſprechen zu danken, welches er gegeben hatte, dieſem geliebten Sohne die Rechte ſeines wahren Namens wieder zu verſchaffen, und lud ihn nun ein, den Abend bei ihm zuzubringen und ihm zu erlauben, ihn mit der Gräfin bekannt zu machen. Mißverſtehe mich nicht, ſagte der General zögernd, wenn ich Dich bitte, dieſe Ehre zu verſchieben, bis ich ſie länger genießen kann, als es dieß Mal möglich wäre. Du weißt, in welcher Begleitung ich auf der Burg Deiner Väter erſchien. Unter Männern hat dieß nichts zu ſagen, bei Feinden auch nicht, wo man wie ein Ungewitter vorüberzieht und keine Achtung

erwecken, kein wohlwollendes Andenken zurücklaſſen will. Aber bei der Gemahlin meines Freundes iſt dieß eine andere Sache. Kann ich mich künftig des Umganges in Deinem Hauſe länger erfreuen und durch ein fortgeſetztes anſtändiges Betragen die übeln Eindrücke wieder auslöſchen, ſo wirſt Du mich dankbar Deiner Einladung folgen ſehen. Aber jetzt auf eine halbe Stunde hinzugehen, gleichſam um die Frau Gräfin mit dreiſter Stirn daran zu erinnern: Hier iſt der Mann, der ſich in Ihrem Hauſe ſo unklug aufführte, und mich dann gleich wieder zu empfehlen, nein, verzeih, das geht über meine Kräfte.

Der Graf bekämpfte die Gründe ſeines Freundes nicht mehr, als es die Höflichkeit forderte. Ihm ſelbſt war es angenehm, ihn der Gräfin nicht, ohne ſie darauf vorbereitet zu haben, vorzuſtellen, denn mit welcher Dankbarkeit er es auch anerkannte, daß ſein Freund mit der Feinheit eines Mannes von Welt es nicht auf die fernſte Weiſe bemerken ließ, daß er errathe, die weibliche Geſtalt, die er bei der Hinrichtung Egremonts bemerkt habe, möge die Gräfin geweſen ſein, ſo würde doch ſchon jeder neugierige Blick, den vielleicht, ſich unbeachtet glaubend, der General auf ſeine Gemahlin gerichtet hätte, den Grafen tief verwundet haben. Er folgte alſo der Einladung des Generals, noch einige Stunden der Freundſchaft

zu weihen, bis dieſen Geſchäfte abriefen, die er noch mit den Miniſtern vor ſeiner Abreiſe nach Wien hatte.

Beide Freunde fühlten durch dieſen mit einander verlebten Tag die Gefühle ihrer Jugend neu belebt und trennten ſich mit herzlicher gegenſeitiger Zuneigung.

VIII.

Es waren mehr als zwei Jahre verfloſſen, ſeit der Graf mit ſeinem Freunde Clairmont in München zuſammen getroffen war; längſt war deſſen Verſprechen erfüllt, St. Julien war als Evremont anerkannt und führte ſchon lange dieſen Namen. Das Glück, den geliebten Sohn zu umarmen, war genoſſen und ſchon lange wieder entſchwunden. Napoleons heftig bewegte Seele geſtattete ſeinen Kriegern keine lange Waffenruhe, und es hatte die Verbindung der Liebenden beſchleunigt werden müſſen, wenn ſie nicht die Qual der Trennung von Neuem erdulden ſollten. Die reizende Emilie war in München mit dem ſchönen Sohne der Gräfin vereinigt worden, und wenige Tage darauf mußte der Graf, ſchmerzlich ſeufzend, das beglückte Paar entlaſſen, und die bitterſten Thränen benetzten von Neuem die Wangen der einſamen Mutter. Die Gräfin erkannte jetzt erſt, wie viel ihr Emilie geweſen war, als ſich auch dieſe von ihrem Herzen losriß, um dem geliebten Gemahle zu folgen, der

neuen Gefahren entgegen eilte, denn ſeine Beſtimmung war, ſich mit den Truppen zu vereinigen, die noch immer auf Spaniens Boden kämpften und den ungeſtörten Beſitz des ſchönen Landes der neuen Dynaſtie nicht erringen konnten. Die ſchüchterne Emilie folgte den Truppen, ſoweit es ſich thun ließ, um ſo viel als möglich in der Nähe des geliebten Gemahls zu bleiben. Nur ſelten wurden die Eltern durch Nachrichten erfreut, weil die ewigen Bewegungen der Heere keinen regelmäßigen Briefwechſel geſtatteten, und die Phantaſie war geſchäftig, Bilder von tauſend möglichen Gefahren zu erzeugen, und oft ſchon wurde Evremont verzweiflungsvoll als ein Geſtorbener beweint.

Da die Stimmung der Gräfin ſie bewog, die Geſellſchaft zu meiden, ſo hatte der Graf ſein neues Erbe, das Gut am Rhein, bezogen, damit die ängſtliche, kummervolle Mutter in der ſchönen Natur den Troſt fände, den ihr die Geſellſchaft nicht gewähren konnte.

Nach langem Schweigen waren endlich wieder ſehr verſpätete Briefe von Evremont und ſeiner Gattin eingetroffen. Beide meldeten den zärtlichen Eltern ihr neues Glück, und Evremont konnte nicht Worte finden, ſein Entzücken auszudrücken. Emilie, die angebetete Emilie hatte ihm einen Sohn geboren und alle Gefahren glücklich überſtanden, die ein Leben jedes Mal bedrohen, wenn ein anderes aus ihm

ſich entwickeln ſoll. Er ſelbſt hatte neue Lorbeeren ohne Wunden errungen und konnte ſich des ungetrübteſten häuslichen Glückes erfreuen. Emilie ſelbſt ſchrieb wenig, weil jede Bewegung des Gemüths noch vermieden werden mußte; aber die wenigen Worte ihrer Hand zeigten, wie ganz ſelig ſie ſich als Mutter fühlte und wie zärtlich liebend ihre Seele ſich an den beglückten Gatten ſchloß.

Lange fand in dem Herzen des Grafen und ſeiner Gemahlin keine andere Empfindung Raum, als eine zärtliche, wehmüthige Freude über ihr erhöhtes Glück, und beſonders empfand die Gräfin eine ſchmerzliche Sehnſucht nach dem Anblick des neugebornen Kindes. Man berechnete, daß es nun ſchon einige Monate alt ſein müſſe, weil die Briefe, die ſein Daſein meldeten, lange zurückgehalten worden waren, ehe ſie ihre Beſtimmung erreicht hatten.

Endlich war dieſe wichtigſte Familienbegebenheit ſo vielfach mit immer erneuerter Freude beſprochen worden, daß die Seele gewiſſermaßen befriedigt war, und der Graf hatte nun auch das beſonders an ihn gerichtete Paket des Sohnes geleſen, das in Form eines Tagebuches die bedeutendern Vorfälle bei der Armee, ſo weit dieß zu wagen war, berichtete.

Der Graf folgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Gange der Begebenheiten, an denen Evremont Antheil genommen hatte, bis ſeine Aufmerkſamkeit von den großen

weltgeſchichtlichen Ereigniſſen abgelenkt wurde, indem ſein Sohn einen Gegenſtand berührte, der ſeine Phantaſie in den Kreis ſeines bürgerlichen Lebens zurückführte.

Ich zog, ſo ſchrieb Evremont, an der Spitze meines Regiments durch ein anmuthiges Thal, das ſich zwiſchen baumbewachſenen Hügeln hinſchlängelte. Der Himmel war über uns dunkelblau, wie ein unermeßlicher Sapphir, ausgeſpannt, kaum regten ſich gelinde Lüfte. Nichts unterbrach die Stille der Natur, als das ſanfte Plätſchern eines ſilberhellen Baches, der zwiſchen blühenden Ufern floß. Mir ſchien es, als ſei dieß ruhige Thal von den Menſchen vergeſſen und blühe hier ſtill für ſich in ungekannter Schönheit, und es dünkte mir fremd und ſeltſam, daß ich hier mit kriegeriſchem Getöſe über den ruhigen Buſen der Erde zog. Meine Träumerei und die tiefe Ruhe um uns her wurde auf einmal durch den Knall von kleinem Gewehrfeuer unterbrochen, den ein vielfaches Echo in den Bergen wiederholte, und es ſchien mir, als ließe ſich ein fernes Jammergeſchrei ſchwach unterſcheiden. Da unter den jetzigen Umſtänden in dieſem herrlichen Lande Vorſicht die erſte Tugend iſt, die man ſich aneignen muß, ſo zog auch ich mit doppelter Vorſicht weiter durch das enge Thal, und ich hatte ſo ſehr allen Sinn für die noch eben empfundene Schönheit deſſelben verloren, daß ich eifrig das Ende zu erreichen wünſchte. Indeß näherte

ich mich an der Spitze meines Regiments dem Platze, wo eben gekämpft worden war, indem wir um einen Hügel bogen, hinter welchem sich das Thal etwas weiter ausbreitete, und der erste Blick überzeugte mich, daß keine Gefahr zu überstehen sei, ob sich mir gleich ein trauriger Anblick darbot.

Es waren Reisende, die nur eine schwache Bedeckung hatten, von Guerillas überfallen worden, und sollten eben geplündert und getödtet werden, als der Anblick meiner überlegenen Macht diese bewog, sich eilig zurückzuziehen und die, die sie sich zu Opfern ausersehen hatten, ihrem Schicksale zu überlassen.

Als ich dem Orte näher kam, wo der Ueberfall Statt gefunden hatte, bemerkte ich vischen umgeworfenen Wagen eine stehende Dame, die ihre Hände krampfhaft auf der Brust zusammengepreßt hatte, und mit dem Ausdrucke höchster Angst und des heftigsten Schreckens die starren Blicke gedankenlos in die Weite richtete. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich in dieser Dame diejenige wieder erkannte, der ich mich in Madrid hatte vorstellen lassen, um die Bekanntschaft eines räthselhaften Verwandten zu machen. Als ich mich überzeugt hatte, daß keine Täuschung mich verblende, stieg ich vom Pferde und näherte mich der Geängstigten. Ich faßte, indem ich Sie anredete, ihre Hand, um sie aus der Erstarrung zu erwecken. Ein schöner Blick aus

den dunkeln Augen traf mich bei der Berührung, doch schien sie sich bei meinem Anblick einigermaßen zu beruhigen und deutete mit der linken Hand, indem ich ihre Rechte hielt, auf einen Gegenstand, den mir ein umgeworfener Wagen verbarg. Ich näherte mich und sah denselben jungen Mann, den man in Madrid Don Fernando nannte, schwer verwundet auf dem Rasen liegen. Er röchelte dumpf aus der verletzten Brust, und bei jedem Athemzuge quoll von Neuem das Blut hervor, das den Rasen rings um ihn färbte. Ich bog mich entsetzt zu ihm nieder, ich weiß nicht, ob er mich kannte, aber er wendete scheu den Blick von mir ab. Ich erkannte die Nothwendigkeit augenblicklicher Hülfe. Der Regimentsarzt war schnell herbei gerufen, und ich führte die Dame hinweg, bat sie in einiger Entfernung zu ruhen während des nothwendigen Verbandes, und ließ ihr eine Bedeckung zu ihrer Sicherheit. Stillschweigend ließ sie sich alle meine Anordnungen gefallen, und ich kehrte zu dem Verwundeten zurück, um Zeuge eines seltsamen Auftritts zu sein.

Ein alter würdiger Unteroffizier hatte den Tadel seiner Kameraden nicht geachtet und sich vor einiger Zeit mit einer Frau verheirathet, die mehrere Officiere nach einander zur Geliebten gehabt hatten. Diese nun folgte als Marketenderin dem Regimente, und da bei dem Verbande des Ver-

wundeten Leinenzeug erforderlich war, wurde sie herbei gerufen, um wo möglich damit auszuhelfen. Sie erschien und schaffte bereitwillig herbei, was sie vermochte, und wollte nun auch bei dem Verbande selbst Hülfe leisten. Als sie sich, um dieß zu können, zu dem Verwundeten niederbeugte, starrte sie diesen einen Augenblick an und rief dann mit allen Zeichen eines lebhaften Schmerzes: Jakob, Bruder Jakob, muß ich Dich so wiedersehen? Der Verwundete richtete einen matten Blick auf die Gestalt, deren kreischender Ton ihn erweckt hatte, und wendete dann mit unverkennbarem Widerwillen sein Gesicht hinweg.

Diese Bewegung des zum Tode Verwundeten ließ die, die ihn als Bruder erkannte, alle Gefahren vergessen, denen sein Leben Preis gegeben war, und sie ergoß sich in Strömen von Scheltworten, worin sie ihm vorwarf, daß sein Hochmuth sie zu Grunde gerichtet habe, indem er ihre Schönheit immer benutzt habe, um sich Wege zu bahnen, und daß nun ein um seinet Willen gänzlich verlornes Leben nun sein schnöder Undank ihr so vergelte, daß er sie im letzten Augenblicke seines Daseins nicht anerkennen wolle.

Der junge Mann schien unter diesem Strome von Scheltworten furchtbar zu leiden, und seine Augen suchten ängstlich einen Gegenstand, dessen Dasein er offenbar fürchtete. Ich duldete diesen Erguß des Zornes nur so lange, als

meine Ueberraſchung mich verſtummen ließ. Sobald ich mich davon erholt hatte, befahl ich dem Unteroffizier ſeine ſchel-tende Gattin hinwegzuführen, und da im Kriege auch eine Marketenderin gehorchen muß, ſo wurde meinem Befehle zur ſichtbaren Erleichterung des Verwundeten Folge geleiſtet. Die hinweggeführte ſcheltende Schweſter hatte ſich im Zornes-eifer der deutſchen Sprache bedient, und ſo war ſie von Niemandem als von mir und dem unglücklichen Bruder ver-ſtanden worden. Indeß hatte ſich die Dienerſchaft der Rei-ſenden wieder geſammelt, die vor den Guerillas die Flucht genommen hatte; auch einige Schäfer und Landleute hatten ſich eingefunden, denen vielleicht diejenigen nicht fremd wa-ren, die ihre Beute beim Anblicke der überlegenen Macht verlaſſen hatten. Mit dem Verbande war man, ſo gut es ſich thun ließ, zu Stande gekommen, und ich ſah mich nun verlegen um, weil ich nicht wußte, was ich mit dem Un-glücklichen beginnen ſollte. Ein alter Schäfer trat zu mir, deſſen weißes Haar und ehrwürdiges Geſicht jedes Mißtrauen zu widerlegen ſchienen, das in meiner Seele hätte aufſteigen können. Er rieth mir, den Verwundeten über einen der Berge tragen zu laſſen, zu dem ein Fußpfad hinaufführte, und er verſicherte mir, wir würden in einer halben Stunde ein Dorf erreichen und dort bei dem menſchenfreundlichen Geiſtlichen allen möglichen Beiſtand finden. Er iſt nicht

wie Viele ſeines Gleichen, ſetzte der Greis mit Bedeutung hinzu; wenn ein Leidender ſeiner Hülfe bedarf, ſo fragt er nicht, für welche Sache er ſtreitet. Ich verſtand den Wink. Die Landleute bereiteten aus Baumzweigen eine Bahre, um den Verwundeten zu tragen. Die Reiſewagen waren wieder aufgerichtet und ſollten auf dem Fahrwege daſſelbe Dorf zu erreichen ſuchen, wozu ſie, wie man verſicherte, einige Stunden brauchen würden. Einen Theil meiner Leute gab ich dieſen als Bedeckung mit, andere ſollten uns zu Fuß begleiten, und den Reſt des Regiments ſendete ich mit der Marketenderin nach dem Orte voraus, wo ein Raſttag gehalten werden ſollte.

Als ich alle dieſe Anordnungen getroffen hatte, näherte ich mich dem Orte, an dem ich die Dame verlaſſen hatte. Zwei Kammerfrauen, die ſich hinter Hecken während des Ueberfalls verborgen, hatten ſich zu ihr gefunden und ſchienen ihr Beiſtand zu leiſten, denn in dem Schooße der einen ruhte das bleiche Haupt der Gebieterin, von dem ſich die glänzend ſchwarzen Locken und Flechten in Verwirrung bis auf den Raſen herabſenkten, indeß die andere ihr wohlriechende Eſſenzen vorhielt. Als ich mich dieſer Gruppe näherte, erhob ſich die Dame mit mehr Kraft, als ich ihr zugetraut hatte, und indem ſie mir mit Anſtrengung entgegen wankte, fragte ſie mit bleichen, bebenden Lippen: Lebt mein Gemahl?

Da ich so eben die unzweifelhafte Ueberzeugung bekommen hatte, daß der verwundete junge Mann, wie Sie, mein theurer Vater, schon lange werden vermuthet haben, Niemand anders sei als der Sohn Ihres ehemaligen Dieners, des alten Lorenz, so verwirrte mich die Frage, und ich schwieg einen Augenblick. Die Dame wurde sichtlich bleicher, und indem sie mit beiden Händen meinen Arm faßte und ihn krampfhaft drückte, rief sie in höchster Angst: Sprechen Sie es aus, er lebt nicht mehr, und, Gott! fuhr sie fort und richtete den Blick mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes nach oben, o Gott! ich habe ihm nicht vergeben! Fassen Sie sich, erwiederte ich und brachte so viel Ruhe als möglich in meine Stimme; er lebt, aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß sein Zustand mir nicht gefahrlos scheint. Gelobt sei die heilige Mutter Gottes! rief sie und zog ihre Hände zurück, die meinen Arm noch immer hielten. Ich theilte ihr nun mit, daß der Verwundete über den nahen Berg getragen werde, um ein Kirchdorf eher zu erreichen, und fragte sie, ob sie sich Kräfte genug zutraute, den Weg einer halben Stunde zu Fuß mit mir zu machen, oder ob sie es vorzöge, das Dorf auf dem Fahrwege zu erreichen und so etwas später einzutreffen. Sie wählte ohne Bedenken das Erste und sagte, indem sie sich zitternd an meinen Arm lehnte, ihre Kräfte seien völlig wieder hergestellt. Wir

ſetzten uns ſogleich in Bewegung, und auch die Kammerjungfern ſchloſſen ſich uns an. Wir bemerkten bald, daß die jungen Landleute, den Verwundeten tragend, ſich ſchon den Berg hinaufbewegten, und wir eilten, ſo ſehr es die Kräfte meiner Begleiterin geſtatteten, ihnen zu folgen.

Mit einiger Beſchwerde war der Weg bald zurückgelegt, und der würdige Geiſtliche, den einige vorancilende Landleute ſchon von dem Unglück unterrichtet hatten, kam uns am Eingange des Dorfes entgegen, und bot ſein Haus und alles, was er vermöge, den Reiſenden freundlich an. Wir erreichten bald ſeine beſcheidene Wohnung, und ein altes Mütterchen, ſeine Haushälterin, empfing uns in reinlicher Kleidung eben ſo freundlich als ihr Herr. Der Verwundete wurde ſogleich in ein kleines ſchon für ihn bereitetes Zimmer gebracht, und wie ein Sterbender, bleich mit mattem Blick, faſt bewegungslos, von der Bahre gehoben und auf ein reinliches Lager geſenkt. Der erſte nur flüchtig angelegte Verband mußte jetzt verbeſſert werden, und als der Unglückliche alle dieſe unvermeidlichen Qualen überſtanden hatte, irrten ſeine Blicke im Zimmer umher, als ob er Jemanden ſuche, den er ſchmerzlich vermiſſe. Ich errieth ihn und eilte ſeine Gemahlin aufzuſuchen, die der Geiſtliche in ein anderes Zimmer geführt und der Vorſorge der Haushälterin überlaſſen hatte, indeß er ſelbſt ſich bemühte, alles

herbei zu ſchaffen, was zur Erleichterung des Kranken dienen konnte. Ich fand die Dame mit ihren Kammerfrauen im eifrigen Gebet vor einem Muttergottesbilde auf den Knieen liegen; ſie erhob ſich bei meinem Anblick, und ihr großes ſchwarzes Auge blickte mir ängſtlich fragend entgegen. Ich fragte ſie, ob ſie jetzt, da der Verband gehörig angelegt ſei, ihren Gemahl beſuchen wolle. Sie nahm ſchweigend meinen Arm und ich führte ſie an das Lager des Kranken. Ein Strahl der Zärtlichkeit dämmerte auf im erloſchenen Auge des Verwundeten; kraftlos bemühte er ſich die Hand zu erheben und ſie der Gattin entgegen zu ſtrekken. Da löſte ſich die Starrheit ihrer Züge; die glänzenden Augen wurden feucht, und Thränen träufelten wie Perlen über die bleichen Wangen; ſie ſenkte ſich auf ein Knie neben das Lager des Leidenden, faßte mit ihren beiden Händen deſſen dargebotene Hand und preßte ſie mit leidenſchaftlichem Ausdruck an ihren Buſen, indem ſie rief: Ich vergebe Euch, Don Fernando, wie der Himmel mir in meinen letzten Stunden vergeben möge. Ein ſchwaches, ſeltſames Lächeln zuckte um den Mund ihres Gatten, indem die Dame fortfuhr: Ja, und ich bete inbrünſtig zu Gott und allen Heiligen, daß der Himmel Euch erhalten, und die gnadenreiche Mutter Euch zum Heile und mir zum Troſt Euern Sinn ändern möge.

Da ich fühlte, daß jeder Zeuge den beiden Gatten läſtig

ſein müſſe, verließ ich das Zimmer und führte den Wundarzt mit mir hinaus. Wir betraten beide den kleinen Garten des Pfarrers, und ich fragte ihn, was er von dem Zuſtande des Verwundeten halte? Er zuckte die Achſeln und erwiederte: Er wird die Nacht nicht überleben, und es wäre gut, wenn ihn der Pfarrer darauf vorbereitete, damit, wenn er noch Verfügungen zu treffen hat, die koſtbare Zeit nicht verloren geht. Ich hörte mit Schrecken dieſe beſtimmte kaltblütige Zuſicherung eines Mannes, deſſen geübter Blick ſich ſchwerlich täuſchen konnte. Ich werde ihn mit keinem Verbande mehr quälen, fügte er hinzu, denn es iſt völlig unnütz; auch werde ich ihm nicht unterſagen zu ſprechen, denn ſein Schweigen könnte ſein Leben höchſtens einige Stunden verlängern, die keinen Werth für ihn haben können, und er hat vielleicht noch Anordnungen zu treffen, die ſein Gewiſſen beruhigen oder für ſeine Familie werthvoll ſein können. Ob mich gleich die tiefe Ruhe empörte, mit welcher der Wundarzt alles dieß ausſprach, ſo ſah ich doch das Vernünftige ſeines Verfahrens ein und kehrte zu dem Kranken zurück, bei dem ich ſeine Gattin und den Pfarrer antraf. Es ſchien, als ob er mich mit Sehnſucht erwartet hätte, denn er ließ, ſo wie er mich erblickte, die Hand ſeiner Gattin los, die er auf ſeine verletzte Bruſt gedrückt hielt, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er mit mir allein zu ſein

wünſche. Der Pfarrer verließ mit der Dame das kleine Gemach, und ich ſetzte mich neben das Lager des Leidenden hin. Es ſchien, als ſuche er Kraft ein Geſpräch zu beginnen, das ihm nothwendig däuchte und ihm doch in jedem Sinne quälend zu werden drohte. Ich ſuchte ſeinen Zuſtand zu erleichtern, und indem mir die Worte des Wundarztes einfielen, begann ich das Geſpräch und ſagte: Sie werden mich gewiß nicht für ſo roh halten und glauben, daß ich Sie auch nur auf die entfernteſte Weiſe beleidigen wolle, wenn ich einige Fragen an Sie richte über einen Gegenſtand, über den, wie es ſcheint, Sie ſelbſt ſich mitzutheilen wünſchen. Ich verbinde mit dieſen Fragen keine andere Abſicht, als Sie das Sprechen ſo viel als möglich vermeiden zu laſſen, denn Sie brauchen meine Fragen nur durch Zeichen zu beantworten, und eben ſo wird ein Zeichen mich davon belehren können, wenn Sie dieſe Erklärungen überhaupt zu vermeiden wünſchen. Erwartungsvoll richtete der junge Mann die dunkeln Augen auf mich, und ich fuhr fort, indem ich meiner Stimme einen ſo ſanften Ton gab, als ich nur vermochte: Nicht wahr, Sie ſind der Sohn des alten Lorenz, des ehemaligen Kaſtellans des Grafen Hohenthal? Ein ſchmerzhaftes Gefühl machte die blaſſen Lippen beben, aber der Verwundete gab ein bejahendes Zeichen. Und der Baron, fragte ich weiter, deſſen Namen Sie führen, iſt bei

Bayonne im Duell geblieben, und Sie benutzten seine Papiere? Auch diese Frage wurde bejahend beantwortet. Ich habe Ihre Schwester entfernt, fuhr ich fort, um der Dame, die Ihre Gemahlin ist, unnützen Kummer zu ersparen, der durch eine rohe Zudringlichkeit hätte veranlaßt werden können. Ein dankbarer Blick belohnte mich für diese Aufmerksamkeit. Haben Sie mir aber nichts für diese Schwester aufzutragen? fragte ich weiter. Er deutete auf ein Kästchen, das auf einem kleinen Tisch neben dem Bette stand. Ich öffnete es auf sein Verlangen; er deutete auf eine schwere Börse voll Goldstücken. Wollen Sie, daß ich ihr diese Summe einhändigen soll? Er bejahte auch dieß. Ich nahm die Börse zu mir und versprach diese Pflicht zu erfüllen. Und nun, sagte ich, wie soll ich es beginnen, um meine Fragen so einzurichten, daß mir ein Zeichen andeuten kann, was ich, um Ihre Wünsche zu erfüllen, für Ihre Gemahlin thun soll? Wie kann ich dieser Pflicht genügen und Ihre Brust dabei schonen?

Die Schonung ist unnütz, sagte er mit leiser Stimme, ich weiß, daß ich sterben muß, und ich habe die wenigen Lebenskräfte, die mir noch bleiben, für edlere Gegenstände bewahren wollen. Ich beobachtete durch dieß Fenster Ihr Gespräch mit dem Wundarzte, und ich sah es Ihren und seinen Mienen an, daß ich sterben muß. Ich wollte Hoffnungen

ausſprechen, die ich ſelbſt nicht hegte. Ein Zeichen der Ungeduld legte mir Stillſchweigen auf, und der Kranke fuhr mit Anſtrengung fort: Wenn ein Richter über den Sternen lebt, wenn der Gebrauch, den wir hier von unſerem Daſein machten, unſere Zukunft dort beſtimmt, ſo wird das Weſen, das wir anbeten, unſern wahren Werth wägen und nicht wie ein Polizeioffiziant dieſer armen Erde Unterſuchungen anſtellen, ob wir es gewagt haben, einen andern als den uns zukommenden Namen zu führen, um ein ſolches Vergehen zu beſtrafen. Eine ſolche Furcht kann mich nicht beunruhigen, gleichgültig erſcheint mir der Unterſchied der großen und unbedeutenden Namen, eine Kinderei, die bald für mich ganz geendigt ſein wird; aber verſprechen Sie mir alle Vorſicht anzuwenden, damit meine Gemahlin nie über dieſen Gegenſtand aufgeklärt werde. Sie hat mich ſehr geliebt, mit höchſter Leidenſchaft, fuhr er fort, aber doch nicht ſo ſehr, daß der kaſtilianiſche Stolz die Neigung nicht überwunden haben würde, wenn ſie nicht überzeugt geweſen wäre, ſich mit einem der älteſten Freiherrn des römiſchen Reiches zu verbinden, und ſie würde völlig elend werden, wenn Sie ihr den unſchädlichen Wahn rauben wollten. Er ſah verlangend nach mir auf. Ich reichte ihm die Hand und gelobte auch dieß, und ich glaube ich habe mir nichts dabei vorzuwerfen. Warum ſollte ich das Herz einer unſchuldigen Frau durchboh-

ren, um ſie über einen Irrthum aufzuklären, der Niemandem in der Welt Nachtheil zuziehen kann. Ein unverkennbarer Ausdruck der Dankbarkeit leuchtete matt in den verlöſchenden Augen des Verwundeten. Nachdem er wieder einige Kräfte geſammelt hatte, fuhr er fort: Auch ich habe dieſe Frau auf's Innigſte geliebt — eine ſchwache Röthe färbte auf einen Augenblick die bleichen Wangen — aber freilich ſah ich auch dieß Gefühl anders an, als die heftige, leidenſchaftliche Frau. Ich glaubte, für den geliebten Gegenſtand ſei jedes Opfer ohne Ausnahme möglich, und hielt mich für berechtigt, alle zu erwarten, die es in meinen Plänen liegen könnte zu fordern. Die Irrungen, die hiedurch zwiſchen uns entſtanden, ſtraften mich für dieſe falſche Anſicht ſchrecklich; doch auch dieß iſt vorbei. Mir bleibt noch eine Pflicht zu erfüllen. Rufen Sie den Pfarrer und den Alkalden des Orts herbei, und ſetzen Sie in ihrer Gegenwart ſpaniſch und franzöſiſch eine Erklärung auf, daß alle Wechſelbriefe, die ſich in meiner Chatoulle befinden, das unbeſtreitbare Eigenthum meiner Frau ſind, ob ſie gleich auf meinen Namen geſtellt ſind, und ich werde die letzten Kräfte daran wenden, dieß Blatt zu unterſchreiben. Eilen Sie aber, ehe es zu ſpät wird, und wenn ich todt bin, ſchaffen Sie meine Frau ſicher nach Frankreich hinüber.

Die lange Rede hatte die Kräfte des Kranken erſchöpft

und mich erſchreckte ſein ſchwaches Huſten. Ich rief den Wundarzt eilig; doch ging der Anfall dieß Mal vorüber, ohne ſein Leben zu endigen, und ich eilte den Alkalden herbeizuſchaffen, um der Frau, die bald Wittwe ſein würde, wenigſtens ihr Eigenthum nach dem Tode des Mannes zu ſichern. Auch dieß Geſchäft wurde rechtsgültig geendigt, und ich richtete den Kranken behutſam in meinen Armen auf, damit ſeine zitternde Hand die Urkunde unterzeichnen könnte. Ganz erſchöpft lehnte er ſich auf die Kiſſen zurück, nachdem er dieß vollbracht hatte, und ſagte mir dann in deutſcher Sprache: Da ich, um meine Frau zu heirathen, zur katholiſchen Religion übergetreten bin, ſo wünſche ich noch zu beichten, damit die Arme über mein Ende ſich beruhigen kann. Ich theilte den Anweſenden ſeinen Wunſch mit, der der Gattin des Kranken ſehr zum Troſt zu gereichen ſchien, und wir ließen ihn mit dem Geiſtlichen allein, deſſen liebevolle Ermahnungen ſelbſt auf dieſen Menſchen einen tiefen Eindruck gemacht zu haben ſchienen, denn der Ausdruck ſeines Geſichtes war milder, als wir auf ſein Verlangen alle zu ihm zurückkehrten. Er nahm von uns Abſchied, erinnerte mich noch ein Mal an mein Verſprechen und blieb mit ſeiner Gattin allein.

Die Unterredung zwiſchen beiden Gatten ſcheint eine leidenſchaftlichere Wendung genommen zu haben, als für den Zuſtand des Kranken heilſam war, denn ſie waren nicht lange

allein, als ein durchdringender Schrei der Frau uns bewog nach dem Krankenzimmer zu eilen. Als wir eintraten, bemerkten wir sogleich, daß nun das Ende des jungen Mannes nicht mehr zu verzögern war. Seine Wunden hatten sich geöffnet und das Blut quoll unaufhaltsam hervor; ein schwaches, röchelndes Husten erneuerte immer wieder sein Strömen. Die Frau lag auf den Knieen neben dem Bette des Sterbenden und klagte sich laut in den leidenschaftlichsten Ausdrücken als die Mörderin desselben an.

Der Wundarzt näherte sich ihr mit gutmüthiger Rohheit, und sagte ihr kalt und trocken: Sein Sie darüber ruhig; schon vor mehreren Stunden habe ich es dem Herrn Obristen gesagt, daß Ihr Gemahl die Nacht nicht überleben könne und daß jeder Versuch, sein Leben zu erhalten, vergeblich sein würde. So roh mir diese Worte klangen, so schienen sie doch einen Trost für die Frau zu enthalten, denn sie wurde ruhiger, gefaßter. Sie richtete einen mitleidigen Blick auf den Sterbenden und faltete ihre Hände, um für seine Seele zu beten. Die Augen des Verwundeten hatten Glanz und Licht verloren; matt griff seine Hand auf der Bettdecke umher. Die Frau errieth ihn und faßte die suchende Hand. Ein tiefes Röcheln folgte und das Leben, das er vielleicht nie würdig gebraucht hatte, war dem Unglücklichen entflohen.

Ich war in diesen Stunden so vielfach aufgeregt wor-

den, daß ich meine Pflicht für mein Regiment etwas aus den Augen verloren hatte, und jetzt, indem ich mich darauf besann, wußte ich nicht, wie ich meine Versprechungen mit diesen Pflichten vereinigen sollte. Ich empfahl die Wittwe dem Pfarrer, die ich zwar betrübt, aber doch viel gefaßter fand, als ich es erwartet hatte, und eilte nach dem Sammelplatze meines Regiments, mit dem Versprechen, vielleicht noch diesen Abend wiederzukehren.

Als ich den Ort erreicht hatte, wo ein Rasttag gehalten werden sollte, überraschte mich angenehm der Befehl, drei Tage hier zu verweilen, um ein anderes Regiment zu erwarten, das sich mit dem meinigen vereinigen sollte. Ich brauchte die Vorsicht, dem Manne der Marketenderin streng zu befehlen, seine Frau nicht aus den Augen zu lassen, und ich fügte diesem Befehle die Versicherung hinzu, daß die Folgsamkeit freigebig belohnt werden sollte.

Hierauf kehrte ich beruhigter zu dem Pfarrer zurück, der schon alle vorbereitenden Anstalten zu der Beerdigung zu treffen begann, die am folgenden Tage Statt finden sollte. Das Glück war mir günstiger, als ich hoffen durfte, denn wenige Stunden nach der Beerdigung zog ein französisches Regiment durch die Gebirge, das nach Frankreich beordert war und dessen Obristen ich als einen sehr achtbaren Mann kannte. Ihm durfte ich die Wittwe empfehlen, und ich war

überzeugt, daß sie unter seinem Schutze Frankreich sicher erreichen würde. Es blieb mir nun nichts übrig, als sie mit der Nothwendigkeit der baldigen Abreise bekannt zu machen. Sie nahm meine Erklärung mit Ruhe auf und sagte, sie sei bereit ihrem Schicksale zu folgen und ihr Vaterland auf immer zu verlassen, das sie nie wieder wohlwollend aufnehmen würde. Sie bemerkte die Verwunderung, welche diese Worte in mir erregten, und sagte: Ich bin Ihnen, Obrist, so viel Dank schuldig, daß es mir eine Pflicht scheint, Ihnen manche Aufklärungen zu geben, ohne die Sie vielleicht mein verletztes Gefühl nicht begreifen könnten und das Unglück meines Lebens nicht einzusehen vermöchten. Sie haben es in Madrid leicht bemerken können, fuhr sie fort, mit welcher Glut der Seele ich Don Fernando liebte, denn ich war unabhängig und brauchte eine Neigung, die ich für anständig und edel hielt, nicht zu verbergen. Noch heftiger, schien es, flammte die Glut der Liebe in Don Fernandos Seele, und wir schlossen einen Bund, der, wie ich hoffte, uns beide beglücken sollte. Sie wissen, daß ich der französischen Partei aus der reinen Ueberzeugung ergeben war, daß nur durch sie das Wohl meines Vaterlandes zu erreichen möglich sei. Auch diese Ansicht schien Don Fernando zu theilen. Wir waren vereinigt, und wenige Wochen waren hinreichend, um den Schleier vor meinen Augen zu zerreißen. Ich mußte

es bald erkennen, daß ihn nicht ein hohes Intereſſe für die Fortſchritte menſchlicher Veredlung nach Spanien geführt hatte, er ſcherzte über meine Begeiſterung und glaubte, da wir ſo innig verbunden waren, nicht mehr nöthig zu haben, mir ſeine wahre Anſicht zu verbergen. Sein Vortheil beſtimmte ihn allein; er wollte bei der Verwirrung, die die verſchiedenen Parteien erregten, gewinnen; er wollte ſteigen, und das allgemeine Unglück ſollte ihm dazu helfen, die höchſten Stufen der Ehre zu erreichen. Er hatte gehofft, dieß durch franzöſiſchen Einfluß zu erlangen, doch wurde ihm dieß zweifelhaft bei dem abwechſelnden Glück, womit in Spanien gekämpft wurde. Er ſuchte ſich alſo der entgegengeſetzten Partei vorſichtig zu nähern, ohne es mit der franzöſiſchen verderben zu wollen, und hoffte ſo auf jeden Fall ſeinen Zweck zu erreichen.

Abſcheu und Verzweiflung erfüllten meine Seele, als ich dieſen Charakter in ihm erkannte, und dennoch gab es Stunden, wo die Täuſchung zurückkehrte und das Gefühl der Liebe von Neuem meine Bruſt belebte, wo mich der thörichte Wahn ergriff, ich könne dieß Herz vielleicht läutern, dieſe Seele auf eine edlere Bahn leiten; aber bald ſollte für mich auch die letzte Täuſchung verſchwinden. Einen Augenblick ſchwieg die ſchöne Kaſtilianerin, eine tiefe Röthe glühte auf ihren Wangen und die Flamme des Zornes brannte in den dunkeln Augen bei der Erinnerung erlittener Schmach. Nach

kurzem Schweigen fuhr ſie mit unterdrückter Bewegung fort: Nicht bloß mein Vermögen wollte er benutzen, um ſeine ehrgeizigen Plane zu erreichen, ſondern mich ſelbſt. Ich ſollte ihm dazu dienen, die Machthaber aller Parteien zu feſſeln, zu blenden — doch genug über meine Erniedrigung, die jedes Band der Seele zwiſchen uns löſte, ohne die Feſſeln zerreißen zu können, die mich unauflöslich an ſeine Perſon ſchmiedeten. Ich glaubte nun, ich hätte den Kelch des Elends bis auf die Hefen geleert, aber zu dieſem im Herzen nagenden Unglück drängte ſich noch ein Leiden von außen herein. Die Intriguen Don Fernandos waren nicht mit Feinheit geleitet, ſie wurden von allen Seiten durchſchaut, und wir wurden bei der franzöſiſchen Partei ein Gegenſtand der Verachtung. Der Hof war uns ſo gut als verboten, und mein Haus, das Sie als den Sammelplatz der glänzendſten Geſellſchaft gekannt haben, war eine Einöde. Die Gegner der Franzoſen betrachteten uns mit dem reinſten, ganz unverhehlten Abſcheu und wir wurden wie Verpeſtete gemieden. Unter ſolchen Umſtänden fand ich es natürlich, daß Don Fernando Spanien verlaſſen wollte, und ich weigerte mich nicht ihm nach Italien zu folgen, das er mir als künftigen Aufenthaltsort vorſchlug. Er hatte ſich gleich nach unſerer Verbindung mit liebender Zudringlichkeit der Verwaltung meines Vermögens bemächtigt, und in der Stimmung, in der ſich meine

Seele nun befand, achtete ich zu wenig auf die Güter des Lebens. Aber ein wahrhaftes Entsetzen ergriff mich, als ich nach unserer Abreise aus Madrid durch ihn selbst erfuhr, daß er alle eingezogenen Gelder auf seinen Namen hatte stellen lassen und daß ich also in eine Abhängigkeit von ihm gerathen war, die mich beinah zu seiner Sklavin machte. Er machte mich mit der größten Ruhe mit dieser Einrichtung bekannt und sagte lächelnd, er habe diese Vorsicht beobachtet, damit die Grillen, die mein Herz von ihm entfernt hätten, mich niemals bestimmen könnten, mich gänzlich von ihm zu trennen, und damit er, wie es ihm seiner ruhigeren Vernunft wegen gebühre, Herr meines Schicksals bleiben könne und meine leidenschaftliche Seele nie das seine zu bestimmen vermöchte. Im Innersten empört machte ich ihm die bittersten Vorwürfe über diese niedrige Art zu handeln, und es entschlüpfte meinen Lippen die Aeußerung, daß ich schon lange bemerkt habe, daß ich von ihm betrogen sei, daß ich an sein großes Vermögen in Deutschland nicht glaube, weil er so eifrig bemüht sei sich das meinige anzueignen. Die Erfahrung meines Lebens, erwiederte er ruhig, hat mich vorsichtig gemacht. Durch den Gemahl meiner Schwester, den Grafen Hohenthal, wurde ich in früher Jugend aus einer ruhigen, sorglosen Lage gedrängt, und er hat es zu verantworten, wenn dadurch ein Schatten auf meinen Charakter fällt, daß

ich nun vielleicht zu ängstlich jedes Besitzthum, das mir erreichbar wird, mir zu sichern strebe, denn durch seine Schuld habe ich früh mit dem Mißgeschick kämpfen müssen und in den Jahren der Jugend, die dem Genuß hätten geweiht sein sollen, habe ich die Bitterkeit des Lebens erfahren.

Es war mir höchst überraschend zu sehen, daß ein Mensch so sehr ein Lügner gegen sich selbst werden kann, und es lag zugleich etwas Komisches darin, wie er die Wahrheit, daß Sie, mein theurer Vater, einem Sie unverschämt beraubenden Bedienten in seinem frechen Beginnen Einhalt thaten, in seine Erfindungen hinüber spielte, durch die er sich für Ihren nahen Verwandten ausgab. Mich überwältigte der Eindruck des Komischen und ein unwillkührliches Lächeln zuckte mir um die Lippen.

Die Dame schwieg verwundert und beleidigt einen Augenblick, und eilte dann sichtlich ihre Erzählung zu beendigen. Aehnliche Gespräche, sagte sie, hatten wir oft auf der Reise, und nicht immer hielt ich die Ausbrüche meines Zornes zurück, und eben hatte ich Don Fernando betheuert, daß ich ihm nie vergeben, und fortan nur Haß und Abscheu gegen ihn empfinden würde, daß mein Fluch seine Sterbestunde belasten solle, als wir überfallen wurden und nur durch Ihren Beistand einem noch schrecklicheren Loose entrannen.

Wir schwiegen nun beide verlegen. Endlich sagte die

Dame mit etwas trockenem Tone: Da ich vielleicht in meinem Vertrauen zu weitläuftig geworden bin, so bitte ich Sie dieß zu verzeihen und zugleich mir so viel Wohlwollen zu beweisen, als zu einiger Erwiederung meines Vertrauens gehört. Sagen Sie mir aufrichtig, fuhr sie lebhaft fort, was konnte Sie zum Lachen reizen, als ich erwähnte, wie es Don Fernando rechtfertigen wollte, daß er auf eine so unwürdige Weise mich gänzlich von sich abhängig gemacht hatte?

Gewiß lachte ich nicht, sagte ich mit Verwirrung. Nun, worüber lächelten Sie denn? fragte die Wittwe ungeduldig. Daß Ihr Gemahl Ihnen ein so gänzlich falsches Bild von dem Grafen Hohenthal entworfen hat, sagte ich endlich, um nur etwas zu sagen. Wie, Sie kennen den Grafen Hohenthal? rief sie höchst verwundert. Die Gräfin ist meine Mutter, sagte ich in der Ueberraschung. Erstaunt ließ die Dame die Arme sinken und rief, indem sie mir starr in die Augen blickte: So war ja Don Fernando Ihr Oheim? Ich lächelte und schwieg. Wie kommt es dann, fuhr sie fort, daß Sie Ihre Verwandschaft nicht schon in Madrid geltend machten? Da ich in Frankreich erzogen wurde, so hatte ich keine Gelegenheit meinen Oheim kennen zu lernen, und ich wollte mich erst überzeugen, ob der nun Verstorbene dieselbe Person sei, für die ich ihn hielt, ehe ich mich ihm zu erkennen gab. Sie erinnern sich aber vielleicht, daß eine

Krankheit, die ihn damals überfiel, mich meine Absicht verfehlen ließ.

Die Wittwe sah mich mit einem durchdringenden Blicke an. Sie fühlte die Zweideutigkeit meiner Antwort und sagte endlich, indem sie die flache Hand auf ihre Stirn legte: Ich will nicht weiter in Sie dringen; ich selbst habe Don Fernandos Charakter so kennen gelernt, daß ich mir denken kann, wie seine Verwandten Gründe haben konnten, sich von ihm zurückzuziehen. Weßhalb soll ich noch einen Schmerz mehr auf meine Seele laden durch die Kenntniß von Dingen, die mir vielleicht besser verschwiegen bleiben. Als ich auf diese Bemerkung schwieg, sagte sie nach einigen Augenblicken: Gönnen Sie mir den Vorzug, mich als Ihre Verwandte zu betrachten, wenn wir im Leben wieder zusammentreffen sollten. Da meine Lebenspläne jetzt nur von mir allein abhängen, so habe ich nicht die Absicht nach Italien zu gehen, wenigstens für jetzt nicht. Eine Verwandte, die mit mir erzogen wurde und meine schwesterliche Liebe mit Innigkeit erwiederte, lebt in Frankreich in der Nähe von Bordeaux, wohin sie dem Gemahl folgte. Zu ihr will ich, und will dort in Ruhe und Abgeschiedenheit mein Herz zu heilen, und mein Gewissen zu beruhigen suchen.

Ihr Gewissen? fragte ich befremdet.

Ja, mein Gewissen, erwiederte sie, denn ich quäle mich

mit inneren Vorwürfen, daß ich Don Fernandos Leben, wenn auch nur um Stunden, verkürzt habe. Ich wollte ihm in unserer letzten Unterredung mein ganz versöhntes, ihm völlig vergebendes Herz zeigen, weil ich glaubte, dieß sei, um sein Gewissen zu beruhigen, nothwendig. Er unterbrach mich aber, indem er mir sagte, ich möchte erlauben, daß er seine letzten Gedanken auf wichtigere Gegenstände richtete, denn es sei ein Irrthum von mir, wenn ich glaube, daß ich ihm so viel zu verzeihen habe; wir wären auf dem Wege unseres Lebens nur durch verschiedene Ansichten geleitet worden, und dieß sei Alles. Ich vergaß in diesem Augenblicke die Nähe seines Todes. Der Schmerz über mein durch ihn zu Grunde gerichtetes Leben überwältigte mich, und tief empört darüber, daß er nicht einmal eine Ahnung von seinem gräßlichen Unrecht zu haben schien, ließ ich mich zu einer Leidenschaftlichkeit verleiten, die ihn in seinen letzten Augenblicken nicht schonte, und der Strom meiner Vorwürfe wurde nur durch den Strom des Blutes gehemmt, der aus seinen Wunden drang.

Mein Bekannter, der Obrist, dessen Schutz ich die Wittwe empfohlen hatte, unterbrach unsere Unterredung, indem er kam, unhöflich, daran zu erinnern, daß er mit seinem Regimente aufbrechen müsse. Eilig war Alles zur Abreise geordnet, und ich trennte mich nicht ohne Theilnahme von ei-

ner Frau, deren Lebensglück ein Elender gewissenlos zertrümmert hatte.

Auf dem Rückwege zu meinem Regimente drängte sich mir die Betrachtung auf, wie falsch wir oft über die Menschen urtheilen, wenn wir bei ihnen Gewissensqualen über Handlungen voraussetzen, die wir als abscheulich erkennen. Ich habe im kurzen Laufe meines Lebens schon manchen ruhig sterben sehen, von dem seine Bekannten behaupteten, seine Handlungen würden in der Stunde seines Todes schwer auf seiner Seele lasten. Die Unglücklichen erkennen ja ihr Unrecht nicht; die Verblendung verläßt sie ja auch im letzten Augenblicke nicht. Sie halten ihre Schlechtigkeit für Klugheit, ihre Hartherzigkeit für Vernunft und männlichen Charakter, den schnödesten Geiz für eine achtungswerthe Sparsamkeit, und haben so für jeden Fehler den Namen einer Tugend bereit, unter dem die Sünde recht mit Liebe gehegt wird. Würde denn nicht auch jeder Mensch eilen, ihn schändende Makel von sich zu thun, wenn er sie als solche erkennte? Aber das ist unsere unglückliche Verblendung, daß wir unsere schlimmsten Fehler für unsere besten Tugenden halten.

Als ich das Standquartier meines Regiments erreichte, bemerkte ich, daß das erwartete, welches sich mit dem meinigen vereinigen sollte, schon eingetroffen war, und da nun kein

Grund zum Verweilen mehr vorhanden war, ſo wurde beſchloſſen am andern Morgen aufzubrechen, und wir verließen eine Gegend, die mir gewiſſermaßen merkwürdig geworden war. Erſt nachdem einige Tagesmärſche zurückgelegt waren, ließ ich die Marketenderin und ihren Gatten rufen. Das Geſicht der Frau zeigte deutlich, wie übel ſie mit mir zufrieden war, daß ich ſie gleichſam in Gefangenſchaft unter der Aufſicht ihres Mannes mehrere Tage erhalten hatte, und ich hatte Grund zu vermuthen, daß er das Recht des Mannes der Frau zu befehlen durch ſehr ernſthafte Mittel hatte müſſen geltend machen, ehe ſie ſich ihm zu gehorchen bequemte. Ich machte ſie nun mit dem Tode ihres Bruders bekannt und verſüßte die Nachricht dadurch, daß ich ihr das ihr beſtimmte Erbe einhändigte. Die ſchwere mit Dublonen gefüllte Börſe verfehlte ihre Wirkung nicht. Sie trocknete die Thränen und ſagte, es ſei doch grauſam von mir, daß ich ihr jetzt erſt den Tod ihres einzigen Bruders anzeigte, der doch in ſeinen letzten Augenblicken ihrer noch liebevoll gedacht habe, und nun, da wir ſchon ſo weit entfernt wären, könne ſie nicht einmal den Troſt haben, ſein Grab mit ihren Thränen zu benetzen. Ich entſchuldigte mein Verfahren, ſo gut ich vermochte, ohne ihr zu ſagen, daß ich ſie gerade von ſolchen Beweiſen ihrer Zärtlichkeit hatte abhalten wollen, denn ich bin ſehr überzeugt, daß der ſogenannte

Don Fernando mit dieſem Namen geſtorben iſt, ohne dem Pfarrer in ſeiner letzten Beichte das demüthige Bekenntniß abzulegen, daß er der Sohn des alten Lorenz und der Bruder der Marketenderin ſei, und der gutmuthige, beſchränkte alte Mann würde ſich mit Gewiſſenszweifeln darüber gequält haben, daß er einem ſo verhärteten Sünder die vollſtändige Abſolution gewährt hatte und ein chriſtliches Begräbniß mit allem Prunke, den ſeine kleine Kirche bieten konnte, wenn er dieſen Umſtand erfahren hätte. Die Schweſter des Verſtorbenen nahm meine Entſchuldigung kalt auf; der Unteroffizier, ihr Gatte, aber ſagte lächelnd: Ich habe Sie, mein Obriſt, niemals hart gefunden; im Gegentheil, Ihre Milde erkennt das ganze Regiment dankbar an; wenn Sie alſo dieß Mal für nöthig gefunden haben, eine Ausnahme zu machen und ſich gegen meine Frau hart zu zeigen, ſo müſſen Sie dazu wichtige Gründe haben, die uns weiter nichts angehen. So ſehe ich die Sache an, und damit kann ſich meine Frau ebenfalls beruhigen. Was aber die Erbſchaft anbetrifft, fuhr er fort, indem er die Börſe aus den Händen ſeiner Gattin nahm und ſie wohlgefällig in ſeiner braunen Hand wiegte, ſo geſtehe ich, daß ſie mich freut, denn dieſes Geld ſoll unſerm kleinen Eugen zu Gute kommen. Ich habe die Ueberzeugung, fügte er hinzu, indem er die funkelnden Augen auf mich richtete, daß Niemand im Regimente meinen

Muth bezweifelt; ich ſtand immer mit den Braven und würde es weit in der Armee gebracht haben, wenn nicht die Armuth meiner Eltern es ihnen unmöglich gemacht hätte, auch nur die geringſte Sorgfalt auf meine Erziehung zu wenden. Jetzt habe ich die Mittel in Händen meinen Sohn ſo gut unterrichten zu laſſen, wie den Sohn eines Generals, und wir können es noch erleben, ſagte er freudig lächelnd, indem er ſeiner Gattin derb auf die Schulter ſchlug, unſern Eugen als General kommandiren zu ſehen. Das denke ich, ſo oft ich ihn in ſeinem Korbe ſchreien höre, und mich quälte nur die Sorge, woher ich die Mittel zu ſeiner Erziehung nehmen ſollte; doch jetzt, Dank meinem verſtorbenen Schwager, bin ich von dieſer Unruhe befreit. Nach dieſen Worten führte der brave Soldat ſeine Gattin hinweg, und mir traten bald ſo viele ernſthafte Sorgen entgegen, die die Erinnerung an dieſe Begebenheit in den Hintergrund meiner Seele zurückdrängten, daß ich nur jetzt, indem ich Ihnen ſchreibe, dieſelbe wieder lebhaft in mein Gedächtniß zurückrufe.

Evremont ging nun wieder zu den öffentlichen Begebenheiten über, die er fortfuhr dem Grafen zu berichten, in wie weit er ſelbſt eine handelnde Perſon dabei war, bis zu dem Augenblicke, wo er Gelegenheit fand ſeine großen Pakete abzuſenden.

IX.

Es war ein ſchöner, heiterer Frühlingstag des Aprils achtzehnhundert und zwölf, als der Graf Hohenthal in dem Pavillon ſeines Gartens ſaß und gedankenvoll hinaus ſchaute. Wolkenleer glänzte das reine Blau des Himmels, die ſommerlich warme Sonne ſpielte mit blinkenden Lichtern in den Wogen des Rheins. Die Bäume wiegten theils noch ſchwellende Knospen, theils ſchon entfaltete Blüthen an den ſchlanken Zweigen, die Wohlgerüche der Kräuter und der frühen Blumen ſchwebten in der Luft. Die Aurikeln hatten ihre vielfarbigen Augen geöffnet und ergötzten duftlos durch ihre beſcheidene Schönheit. Von den Höhen der Berge ſchauten die Ueberreſte alter Schlöſſer, die Zeichen entſchwundener Macht, herab, an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge ernſthaft mahnend, und die Lerche wirbelte ihren heitern Geſang tröſtend aus der reinen Höhe herab. Doch es ſchien nicht, als ob der Graf den Reiz des erwachenden Frühlings beachtete. Die Stirn in die flache Hand gelehnt und den Arm auf die Lehne des Seſſels geſtützt, ſcharrte er hinaus in das glänzende, tönende, blühende Leben, doch der wehmüthige Zug des Mundes, der ernſte Blick der Augen zeigten, daß ſeine Seele ſich mit trüben Gegenſtänden beſchäftigte.

Die Gräfin war eingetreten, ohne von ihm bemerkt worden zu ſein. Sie betrachtete ihren in tiefes Sinnen verlor-

nen Gemahl, und ein leiſer Seufzer entrang ſich der beklemmten Bruſt. Der Graf bemerkte ſie und reichte ihr liebevoll die Hand. Theilnehmend forſchte die Gräfin nach der Urſache ſeines tiefen, finſtern Sinnes. Finſter, antwortete der Graf, waren meine Gedanken wohl nicht, aber ich geſtehe, ernſt und wehmüthig. Ich muß es oft bedenken, fuhr er fort, wie wir beglückt ſind vor Millionen Menſchen, wie viele tauſend Augen ſich mit Neid auf uns richten mögen, und doch, wie wenige glückliche Stunden hat uns dieß Leben geboten? Schlägt nicht ſtündlich unſer Herz in ängſtigenden Sorgen? Haben wir nicht immer gehofft, nun ſolle das Leben beginnen, und werde in der nächſten Zukunft das wahre Glück eintreten, und mit dieſem ängſtlichen Hoffen auf die Zukunft iſt in der Pein der Gegenwart das Leben verſchwunden, und wir haben es in lauter Anſtalten zum Leben verloren. Wenn dieß nun unſer Loos iſt, wie beklagenswerth muß das Geſchick des Armen ſein, der alle dieſe Pein duldet und noch durch heftige Anſtrengungen in bitteren Sorgen die Mittel herbei ſchaffen muß, ſich in der kläglichen Gegenwart zu erhalten.

Die Thränen träufelten über die Wangen der Gräfin, indem ſie ſagte: Das Geſchick gewährt die guten Stunden wie ein Karger, den ſeine Gabe, nachdem er ſie kaum gegeben, gereut, und der ſie dem Armen mit rauher Hand ſo-

gleich wieder entreißt. Auch ich, ſetzte ſie hinzu, betrachte mit Wehmuth den Frühling, die erwachende Natur. Wie vieles iſt dahin, das nicht mehr erwachen wird, und ich läugne nicht, der Gedanke an meinen Bruder erfüllt meine Seele mit Schmerz. Wie oft habe ich in der Verhärtung meines Herzens gefürchtet, er möchte wiederkehren und ſein Anblick würde mich verletzen — und der war ſchon Staub, deſſen Daſein ich fürchtete. Ach! wie gering iſt die Tugend des Menſchen! Können wir doch immer nur wahrhaft vergeben, was uns nicht tief und wahrhaft verletzte; aber die ewig ſchmerzlich blutenden Wunden unſeres Herzens verzeihen wir nicht! Der gemeine Rachſüchtige verfolgt ſeinen Beleidiger und ſtrebt ihm wo möglich noch mehr Böſes zuzufügen, als er durch ihn erlitten hat. Wir verzeihen mit dem Munde, wir thun, wenn wir können, unſern Beleidigern Gutes und gefallen uns in der Großmuth unſerer Gefühle, ohne wahrhaft zu vergeben; denn nie wird uns der, von dem wir uns tief verletzt fühlten, wieder das ſein können, was er uns vor der Beleidigung war, und wir bereuen unſere Härte nur dann, wenn der Gegenſtand derſelben Staub iſt.

Ich glaube, wir haben uns gegen dieſen Bruder nichts vorzuwerfen, ſagte der Graf mild tröſtend. Wir haben ihm unſern Umgang verſagt, den er unfehlbar zu nicht löblichen Zwecken würde mißbraucht haben, und unſere Liebe, die doch

der nur fordern kann, deſſen Herz fähig iſt, ſie zu empfinden. Was mich aber heute beſonders in trübes Sinnen verſenkte, fuhr er fort, iſt die Nachricht, die dieſer Brief mir brachte, daß unſer alter Freund, der Obriſt Thalheim, ſein Leben in den Armen ſeiner Kinder ſanft geendigt hat. Er reichte nach dieſen Worten der Gräfin den Brief. Sie las mit inniger Theilnahme, wie ſanft der Greis zu der letzten Ruhe in den Armen ſeiner Kinder entſchlummert war, und wie er ihr und dem Grafen ſeinen väterlichen Segen kurz vor dem Hinſcheiden geſendet habe, und wie er Beiden ſeine dankbare Liebe verſichern ließ, von der er die zuverſichtliche Hoffnung ausgeſprochen hatte, daß ſie über das Grab hinüber reichen würde.

Möge unſer Ende ſo ſanft ſein, ſagte die Gräfin, indem ſie, die Thränen trocknend, ihrem Gemahle das Blatt zurückreichte. Mögen wir einſt, wie er, unſer Leben in den Armen unſerer Kinder beſchließen. Der Graf wendete ſich ab, um ſein kummervolles Geſicht zu verbergen. Beide Gatten ſchwiegen; Keiner wollte die Sorgen ausſprechen, die ſein Herz zernagten, denn Keiner wollte den Kummer in der Bruſt des Andern erwecken. Seit den letzten Nachrichten von Egremont waren abermals Monate verfloſſen. Mehrere Gefechte in Spanien waren vorgefallen, und kein Wort ſeiner Hand hatte die ängſtlichen Eltern über ſein Geſchick beru-

higt, und nun ſtrömte die große franzöſiſche Armee in furchtbaren Maſſen über den Rhein, einem Feinde entgegen, den in ſeinem eigenen Lande zu bekämpfen, den Franzoſen ſelbſt noch vor Kurzem ein abentheuerlich vermeſſenes Unternehmen gedünkt haben würde; und alle die Tauſende, die vorüber zogen, ahneten nicht, wie ſehnſüchtige Blicke oftmals den langen Reihen folgten. Niemand brachte Kunde von dem geliebten Sohne.

Das trübe Sinnen der bekümmerten Eltern wurde auf einen Augenblick durch das Raſſeln eines Reiſewagens unterbrochen, der eilig vorüber flog und ihren Blicken bald entzogen wurde durch eine Beugung, die die Straße hinter dem Garten des Grafen machte. Das vorige ſorgenvolle Schweigen war wieder eingetreten, wurde aber bald von Neuem durch freudig rufende Stimmen unterbrochen. Der Graf und ſeine Gemahlin ſahen zugleich auf und richteten den Blick auf einen Baumgang, der zu dem Pavillon führte, in dem ſich Beide befanden. Eine junge Frau flog mit leichten Schritten durch dieſen Baumgang; der Wind ſpielte mit dem zurückgeworfenen Schleier, ſo daß das leichte Gewebe in den Lüften flatterte. In der Ferne zeigten ſich noch andere Perſonen, die ſich mit langſamen Schritten näherten. Ehe noch der Graf oder die Gräfin eine Vermuthung über die Herbeieilende äußerten, lag dieſe ſchon mit ſchlagendem Herzen,

mit glühenden Wangen und ſeligen Thränen in den Armen der Gräfin. Emilie! ſtammelte dieſe in der Ueberraſchung des Entzückens und ſank aus Freude entkräftet auf einen Seſſel, als die junge Frau ſich aus ihren Armen riß, um den Grafen mit demſelben zärtlichen Ungeſtüm zu umſchlingen. Indeß hatten ſich auch die übrigen Perſonen genähert und Emilie verließ ſchnell den Grafen, nahm aus den Armen der Wärterin ein ſchlafendes Kind und legte es in den Schooß der Gräfin, indeß ſie ſelbſt vor ihr nieder knieete. Mit bebenden Händen erhob die Gräfin das ſchöne, wie ein ſchlummernder Engel ruhende Kind und drückte zärtlich leiſe ihre Lippen auf den roſigen Mund, auf des Knäbleins unſchuldige Stirn, indeß ihr unbewußt die heiligen Tropfen entzückender Rührung niederthauten. Der Graf entriß mit einer Bewegung ungeſtümer Liebe ſeiner Gemahlin das Kind, hob es in ſeinen Armen empor und überließ ſich ohne Rückhalt dem Gefühle der höchſten Freude. Ach! wie ſo reich an ſeligen Genüſſen dünkte in dieſem Augenblick denen das Leben, die noch vor wenigen Minuten die dürftigen Freuden kurzer Stunden beklagten.

Das Kind war durch die heftigen Liebkoſungen erwacht und erhob in nicht melodiſchen Tönen ſeine klagende Stimme. Zwei Perſonen drängten ſich hinzu, um es aus den Armen des Grafen zu empfangen, die Wärterin und der alte

vor Freude zitternde Dübois. Dem Letztern gelang es, ſich des Kindes zu bemächtigen, indem er zum erſten Male in ſeinem Leben alle Scheu und Ehrerbietung vor denen bei Seite ſetzte, die er ſeine Herrſchaft nannte und von denen er wie ein Glied der Familie betrachtet wurde. Es iſt mein Recht, ſagte er, indem er die Wärterin wegdrängte; es iſt der vierte Graf Evremont, dem ich dienen werde, und der dritte, den ich in meinen Armen halte. Er entfernte ſich etwas mit dem Kinde, indem er Segen und Gebet über daſſelbe ſprach, und überließ es nur dann erſt der Wärterin, als die immer ſtärker ſich erhebenden Klagetöne deſſelben ihm die Nothwendigkeit weiblichen Beiſtandes bewieſen. Indeß war eine Frau zur Gräfin getreten, die, indem ſie den Schleier zurückſchlug, in Thränen lächelnd ſagte: Seid Ihr denn im Glücke ſo ſelbſtſüchtig geworden, daß Ihr außer Euch Niemanden bemerkt? Adele! rief die Gräfin und preßte die ſchweſterliche Freundin an ihre Bruſt.

Als der erſte Sturm des Entzückens vorüber war, heftete die Gräfin einen ängſtlichen Blick auf Emilie, indem ſie halb leiſe fragte: Und Adolph? Er kömmt, jauchzte Emilie. Morgen zieht ſein Regiment durch dieſe Gegend, morgen wird er hier ſein!

Der Taumel der Freude legte ſich endlich, und als man einige Stunden beiſammen geweſen war, hatte man ſich ſo

weit verſtändigt, daß die Eltern nun wußten, das Regiment des Sohnes ſei ebenfalls in Bewegung nach Rußland, er habe Emilien die Bitte abgeſchlagen, ihm in dieſe unwirthbaren Länder zu folgen, und beſtimmt, daß ſie den Ausgang des Kampfes bei ſeinen Eltern erwarten ſolle, und auch ihre liebevolle Tante habe ſich an ſie zu dieſem Zwecke angeſchloſſen, weil ſie hoffte, das Leid der neuen Trennung und die damit verknüpften Sorgen leichter mit den Freunden vereinigt zu ertragen.

Ein leichter Schatten trübte den hellen Glanz der Gegenwart bei dem Gedanken, daß Evremont dazu beſtimmt war, an einem Kampf Antheil zu nehmen, den man ſich nicht anders als höchſt gefahrvoll denken konnte. Indeß die Gegenwart war zu ſchön, und ſie trug mit ihrem Glück und ihrer Freude den Sieg davon über die bangen Sorgen für die Zukunft, die ſich eindrängen wollten.

Der nächſte Tag erſchien und mit ihm, um das Maaß des Glücks zu füllen, Evremont. Wie ganz anders leuchtete dem Grafen der Frühling nun entgegen, deſſen Pracht er am vorigen Morgen kaum beachtet hatte, als er am Arme des geliebten Sohnes unter ſeinen Blüthenbäumen wandelte. Mit väterlichem Stolz bemerkte er die Veränderung, die mit Evremont ſeit ihrer letzten Trennung vorgegangen war. Sein Körper hatte ſich männlicher ausgebildet, die Stimme tönte

etwas tiefer aus der ſchön gewölbten Bruſt, die Augen waren befehlender geworden, die Wangen gebräunter und etwas magerer, indeß alle Anmuth der Jugend und die liebevollſte Zärtlichkeit um den edel geformten Mund ſchwebte, deſſen rothe Lippen im herzgewinnenden Lächeln die ſchönſten Zähne entblößten.

Zwei kurze Tage des Glücks waren den Freunden gegönnt. Nie hatte der Graf ſeine leidenſchaftliche Zärtlichkeit für Evremont ſo ohne Rückhalt gezeigt, als in dieſen beiden Tagen, und es war ein rührender Anblick, wie innig der junge Krieger die Liebe erwiederte und mit kindlicher Unterwürfigkeit vereinigte. Endlich führte der Morgen des dritten Tages den Schmerz der Trennung herbei. Der Graf, der ſonſt immer zur Faſſung ermahnt hatte, war dieß Mal ohne Faſſung. Er führte den Sohn in den Garten hinaus, und dort mit ihm allein, drückte er ihn lange und ſchmerzlich an die Bruſt. Mein Sohn, ſagte er endlich mit vor Angſt unterdrückter Stimme, mein theurer Sohn, ich fürchte, wir ſehen uns nicht wieder.

Mein Vater, rief der Sohn erſchreckt, Gott wird Sie uns erhalten; Ihr Alter iſt noch nicht ſo weit vorgerückt, Sie ſind geſund. O! um Gottes Willen, erwecken Sie mir ſolche Angſt nicht; Sie ſind ein Segen ihrer Umgebung, und der Himmel wird Sie zum Wohle der Menſchen erhalten.

Der Graf widersprach ihm nicht. Er wollte ihm nicht sagen, daß er an seinen Tod nicht gedacht hatte und daß ihn diese Vorstellung auch nicht mit solcher Angst erfüllen würde. Er lehnte schweigend die Stirn an des Sohnes Heldenbrust und überließ sich ohne Rückhalt seinem Schmerz, der sich in heißen Thränen ausströmte.

O mein Vater! sagte Evremont, indem er mit inniger Liebe den Grafen umschlang und sich dann vor ihm auf ein Knie senkte, geben Sie mir Ihren Segen auf den Pfad mit, den ich nun wandeln muß, denn ich fürchte, er wird rauh und dornenvoll sein. Der Graf legte seine Hand auf das Haupt des jungen Mannes, indeß seine betenden Lippen und sein nach oben gerichteter Blick den schönsten Segen des Himmels für dieß theure Haupt erflehten; dann küßte er mit langem Drucke Evremonts Stirn und riß den bis zu Thränen bewegten Krieger heftig empor. Laß uns wie Männer scheiden, sagte er dann entschlossen, und nicht mit unserm Jammer Deine Mutter tödten.

Als der Graf und Evremont zu der Familie zurückkehrten, wurde dem letztern gemeldet, daß Alles zum Aufbruch bereit sei. Die schmerzliche Trennung war nicht mehr zu verschieben. Mit tiefbewegter Seele zog Evremont an der Spitze seines Regimentes hinweg, und in Thränen aufgelöst blieb seine trostlose Familie zurück.

Wie ſchwere, dunkle Wolken das Blau des Himmels bedecken und die leuchtende Sonne verhüllen, ſo laſtet der Schmerz auf der Seele des Menſchen; aber wenn die dunkeln Wolken ihre Waſſer ergoſſen haben, wenn ein friſcher Wind die Nebel zerſtreut, dann freut ſich die Erde von Neuem der goldnen Sonne und das reine Blau des Himmels erglänzt von Neuem. In Thränen löſt der Menſch ſeinen Schmerz auf, nothwendige Thätigkeit zerſtreut den Nebel des Kummers, und wir erſtaunen oft ſelbſt, daß unſere Schmerzen ſich lindern und Hoffnung von Neuem uns tröſtend entgegen lächeln kann, und wir müſſen uns dann geſtehen, wandelbar ſind alle Gefühle der menſchlichen Bruſt.

Dieſe Bemerkungen theilten ſich einander die Glieder der Familie des Grafen mit, als der leidenſchaftliche Schmerz der Trennung nach einigen Tagen ſchwieg und die Hoffnung leiſe tröſtend in alle Herzen ſchlich.

Die Frauen beſchäftigten ſich faſt ausſchließend mit dem Kinde, und es wurde auf die Nahrung, Kleidung und Geſundheit des Kleinen eine Sorgfalt gewendet, die er gar nicht zu ſchätzen verſtand. Das erſte Aufdämmern von Gedanken, von Beſinnung erregte in ſeinen Angehörigen Entzücken. Der Graf lächelte über dieß Treiben, und doch konnte man bemerken, daß er oft zu dem Kinde ſchlich und verſuchte, ob es ihn noch nicht erkenne. Oft küßte er die dunkeln

Augen und die roſigen Lippen dieſes kleinen Abdrucks ſeines Vaters und eilte, die Rührung zu verbergen, die ihn zu bewältigen drohte. Dubois verſicherte, daß der kleine Graf ihn ſchon verſtände; dieß ſei auch natürlich, da er nur franzöſiſch mit ihm rede, und er zweifle gar nicht, daß dieß auch die erſte Sprache ſein würde, die der junge Herr ſprechen würde.

Noch hatte die Familie die größten Leiden nicht erfahren, die der Schooß der dunkeln Zukunft für ſie in ſich hegte. Evremont erfüllte ſein Wort. Er gab regelmäßig Nachricht und man folgte ihm in Gedanken über den Niemen. Nach jedem bei dem weiteren Vordringen beſtandenen Gefechte ſtiegen die innigſten Dankgebete zum Himmel empor, denn glücklich hatte der junge Held ſie alle beſtanden und nicht einmal eine leichte Verwundung erſchwerte ihm die Mühſeligkeiten des Kampfes. In dieſer Abwechslung von Freude, die jeder Brief erregte, und von Angſt, wenn man bedachte, was alles vorgefallen ſein konnte, ſeit er geſchrieben, war der Sommer entſchwunden, und der Herbſt, ſo reizend in der Gegend, wo der Graf lebte, erhöhte die Beſchwerden dort, wo ſein Sohn kämpfte, für eine Sache, der der Vater nach ſeinen Anſichten keinen glücklichen Fortgang wünſchen durfte, und während doch auch der Gedanke an das Mißlingen des überkühnen Unternehmens ihn des Sohnes wegen

mit Furcht erfüllen mußte. Es laſtete alſo zwiefach drükkend die Sorge, welche Wendung wohl dieſer Krieg nehmen werde, auf ſeiner Seele. Blieben die Franzoſen auch in dieſem Kampf Sieger, ſo war auf lange Zeit jede Hoffnung zur Befreiung Deutſchlands verſchwunden, und wurden ſie dort im hohen Norden vernichtet, welch Schickſal theilte dann ſein Sohn?

Dieſe Gedanken, die dem Grafen immer wiederkehrten und die ſelbſt der Anblick des heiteren, ſchönen, ſich ſchnell entwickelnden Kindes nicht zerſtreuen konnte, raubten ihm die milde, gleichmäßige Stimmung, die ſonſt in jedem Kummer ihn zur Stüze und zum Troſte ſeiner Familie machte, und er war viel allein, um nicht durch ſeinen Trübſinn den Kummer der Andern zu erhöhen.

Jezt erfuhr man durch die Zeitung, daß eine große, furchtbare Schlacht bei Borodino geſchlagen war, worin ſich die Franzoſen Sieger nannten und in deren Folge Moskau in ihre Hände fallen mußte. Ein zwiefaches Entſezen erregte dieſe Nachricht in dem Grafen. War dann auch Rußland verloren? Und was war in dieſer entſezlichen Schlacht aus Everemont geworden? Denn von ihm trafen keine Nachrichten ein.

Aber noch ein Mal ſollte der Balſam des Troſtes die geängſtigten Herzen erquicken. Ein Courier, der nach Paris

eilte, ein Bekannter Evremonts, erfüllte sein dem Freunde gegebenes Versprechen. Er machte einen unbedeutenden Umweg und stieg einen Augenblick bei dem Grafen ab, um den bekümmerten Eltern ein Paket von der Hand des geliebten Sohnes zu übergeben und zu versichern, daß er ihn gesund verlassen habe, ob dieß gleich beinah ein Wunder zu nennen sei, weil er sich rücksichtslos allen Gefahren des furchtbarsten Kampfes ausgesetzt habe.

In Evremonts Briefen war der Eindruck nicht zu verkennen, den die neuesten Ereignisse auf seine Seele gemacht hatten. Sie waren ernst, und kein Strahl der jugendlichen Heiterkeit leuchtete darin, womit er sonst von überstandenen Gefahren sprach. Nach der Erwähnung des Kampfes bei Borodino sagte er: Ich habe viele Schlachten mitgefochten und habe den Tod in den Reihen der Krieger wüthen sehen, aber niemals bin ich Zeuge so entsetzlichen Blutvergießens gewesen, und ob wir gleich Sieger sind, so glaube ich doch, daß, wenn wir noch öfter ähnliche Schlachten erleben sollten, selbst das große Genie des Kaisers nicht hinreichen würde, um Mittel aufzufinden, bei so großen Opfern, wie solche Siege sie erfordern, nicht unterzugehen.

In mir, fuhr er fort, wurden während der Schlacht und nach dem Kampfe, außer der Theilnahme an dem allgemeinen Leiden, noch Empfindungen erregt, die einen so tie-

ſen Eindruck auf mein Gemüth gemacht haben, daß ich mich ſeitdem ernſter fühle und daß es mir wenigſtens jetzt noch ſcheint, als ob die Heiterkeit der Jugend dadurch auf immer in meiner Seele untergegangen ſei. Der Kampf hatte ſchon einige Stunden gewährt, die feindlichen Kugeln ſtreckten ganze Reihen nieder. Ein Regiment in der Nähe des meinigen war beinah vernichtet, als es den Befehl erhielt, ſich mit meinen Truppen zu vereinigen und unter meiner Anführung weiter zu kämpfen. Der einzige übrig gebliebene Offizier führte mir den ſchwachen Reſt ſeiner Mannſchaft zu, und indem er ſich mir näherte, um meine Befehle zu vernehmen, und ich, indem ich ſie ihm geben wollte, ihn anblickte, erkannten wir uns beide und erblichen in demſelben Augenblick, er vielleicht aus Schrecken, wie er mich erblickte, ich aus Abſcheu und Entſetzen, denn es war Lamberti, der in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern mich hatte ermorden wollen, mit denen er mich wahrſcheinlich in der Ueberzeugung verlaſſen hatte, daß ich wirklich todt ſei, als Ihre Menſchenliebe, mein theurer Vater, den ſchwach glimmenden Funken des Lebens in meiner Bruſt bewahrte, wie Sie mich, nachdem Jene entflohen, im Walde in Schleſien fanden. Wir ſtarrten uns beide einige Augenblicke ſchweigend an. Endlich faßte ich mich und ſagte ihm: Wir haben uns vielleicht über die Vergangenheit gegen einander zu erklären, doch iſt dazu jetzt nicht der Au-

genblick; Sie sind mir zugeordnet und wir bekämpfen heute in Eintracht den gemeinschaftlichen Feind. Er beugte sich ohne weitere Antwort und vernahm eben so stumm meine Befehle, die ich kaum noch Zeit zu ertheilen hatte, als unsere gemeinschaftlichen Regimenter zu einem neuen Angriff beordert wurden. Wir stürmten von Neuem auf die Feinde, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie dieser Lamberti mit Löwenkühnheit allen Gefahren Trotz bot, und ich mußte wenigstens den unbeugsamen Muth eines Menschen bewundern, den ich sonst alle Ursache hatte zu verabscheuen. Zuletzt in der Hitze des Gefechtes hatte ich ihn aus den Augen verloren und ich mußte ihn für todt oder verwundet halten, und konnte, da der Kampf bis zum Abend fortwüthete, nicht weiter an ihn denken. Endlich endigte die Nacht das mörderische Gefecht; die Russen zogen sich zurück und wir blieben Herren des blutigen Feldes. Nach einer kurzen Erholung, als kaum der Morgen dämmerte, führten mich Dienstgeschäfte nach der Gegend des Schlachtfeldes zurück. Meine entsetzten Augen suchten den gräßlichen Anblick zu vermeiden, ich bog mit meinen Begleitern etwas seitwärts, wir wollten ein kleines Gebüsch umreiten, als ein Ton unser Ohr traf, der uns alle zugleich erbeben machte. Es war ein menschliches Geheul; aber wenn das Wehklagen der Verwundeten, die nicht alle zugleich versorgt werden konnten, schon

herzzerreißend war, ſo drückte ſich in dieſem Tone eine ſo gräßliche Verzweiflung aus, daß ſich die Haare unſeres Hauptes empor ſträubten. Nach kurzem Beſinnen näherten wir uns dem Orte, woher die Töne kamen, und fanden im Gebüſch Lamberti ſo gräßlich verſtümmelt, daß mein Herz erkranken würde, wenn ich es beſchreiben wollte. Gott weiß, daß bei dieſem entſetzlichen Anblick jedes andere Gefühl als das des Mitleids aus meiner Bruſt ſchwand. Ich näherte mich dem Unglücklichen, und wollte ihm Troſt und Hülfe bringen. Mit wahnſinniger Verzweiflung blickte er mir in die Augen und rief: Kommſt Du Dich daran zu weiden, daß ich verdammt bin? Ja wiſſe es, ſchon Einer iſt zum Abgrunde der ewigen Qual hinunter gefahren, zur Strafe, daß wir Dir Dein armſeliges Leben rauben wollten. Mein Bruder ſtarb ohne Vergebung der Sünden und iſt ewig verloren, und auch ich muß ſo ſchrecklich büßen. Unglücklicher, ich vergebe Dir von ganzem Herzen, ſagte ich auf's Heftigſte bewegt. Mir hilft Deine Vergebung nicht, rief er in höchſter Verzweiflung, Du haſt kein Recht mir meine Sünden zu vergeben; ich habe nicht meine Miſſethat gebeichtet, mir fehlt die Abſolution des Prieſters. Meine Kraft ſtrömt aus allen meinen Wunden, und der Troſt der Kirche lindert nicht meine Qual. Ich athme das Leben aus und die Seele fährt zum Abgrunde hernieder!

Ich fühlte wohl, daß es vergeblich sein würde, ihm in seinen letzten Augenblicken andere Begriffe von der Gnade Gottes beibringen zu wollen, als die ihn durch sein ruchloses Leben begleitet hatten. Wie die meisten Italiener war er fest überzeugt, daß er ohne Vergebung der Sünden durch den Mund eines Priesters ewig verloren sei. Ich erinnerte mich, daß ich einen polnischen Geistlichen bemerkt hatte, der französisch redete und die fromme Pflicht ausübte, den Sterbenden Trost zuzusprechen. Ich bat den mit Verzweiflung Ringenden sein Gemüth zu beruhigen, weil ich mich bemühen wolle, ihm geistlichen Trost zu verschaffen, und ließ einige meiner Begleiter bei ihm, denn sein Zustand war so schrecklich, daß ihn Niemand aufheben, ja daß man ihn kaum berühren konnte, und er muß eine ungewöhnliche Lebenskraft besessen haben, daß er nicht schon geendet hatte, ehe wir ihn fanden. Ich war glücklich genug den Geistlichen nicht sehr weit von dem Orte zu treffen, wo Lamberti lag, und ich führte ihn von einem Todten hinweg, dessen letzte Augenblicke er erleichtert hatte, zu einem Sterbenden, dessen Seele schwarze Thaten belasteten. Als Lamberti den Priester in meiner Gesellschaft erblickte, milderte sich der Ausdruck der Verzweiflung in seinen Zügen; der fromme Vater aber schauderte, als er den verstümmelten Krieger erblickte. Ich entfernte mich mit meinen Begleitern so weit, daß Lamberti,

ohne von uns gehört zu werden, ſeine Beichte ablegen konnte, die der Geiſtliche ſelbſt abkürzte, denn es war deutlich, daß ſein Ende nahe war. Ich ſah aus der Ferne, wie er dem Sterbenden Abſolution und Segen ertheilte, worauf er ſich dem Orte näherte, wo ich ihn erwartete. Thränen glänzten in den Augen des Geiſtlichen, als er mir ſagte: Kommen Sie und ſprechen Sie es jetzt aus, daß Sie dem Unglücklichen den beabſichtigten Mord vergeben, damit ſeine Seele in Frieden ſcheiden möge. Ich zögerte nicht und wurde von Wehmuth überwältigt, als ich in den nun ruhigen Zügen des bleichen Geſichtes den Ausdruck wiedererkannte, der früher mein Herz zur Liebe bewegt hatte. Alle niederen Leidenſchaften waren nun geſchwunden. Vergib mir jetzt, Adolph, ſagte er mit demſelben weichen Tone der Stimme, der früher mein Herz traf, und füge Deine Verzeihung der Vergebung der Sünden hinzu, womit Chriſti Stellvertreter mein Herz erleichtert hat. Du biſt geſund und glücklich, und ſieh, ich bin hart geſtraft für den verſuchten Mord. Die letzten Worte ſprach er ſchon mit ſchwindender, dahinſterbender Stimme. Antonio! rief ich mit dem wahrſten Gefühl, ich vergebe Dir von ganzem Herzen. O! möchteſt Du leben, daß ich Dich davon überzeugen könnte. Ein mattes Lächeln ſchwebte um den blaſſen Mund. Er verſuchte es vergeblich die Hand zu mir zu erheben, ein dumpfes Röcheln tönte aus der ſchwer ath-

menden Bruſt, ein leichtes Zucken überflog das Geſicht, und das Daſein des Unglücklichen war geendigt. Als er geſtorben war, ließ ich den Leichnam aufheben, um ihn zu beerdigen, wobei der Prieſter, ſo weit es ſich auf der Stelle thun ließ, alle frommen Gebräuche beobachtete. Nachdem auch dieſe Pflicht erfüllt war, fragte ich den Geiſtlichen, ob ihm Lamberti nicht die Urſache vertraut hätte, weßhalb er und ſeine Brüder mir nach dem Leben getrachtet hätten, zu einer Zeit, wo ſie mir die innigſte Freundſchaft bewieſen. Der gute Vater ſagte mir, daß er alle näheren Erörterungen vermieden habe, um den Sterbenden noch mit dem Troſte der Kirche ſtärken zu können, weil er es erkannt habe, daß das Leben des Sünders nur noch wenige Minuten währen konnte. Ich mußte mich alſo beruhigen und werde es nun wahrſcheinlich niemals erfahren, was Menſchen, die mir ſo oft die zärtlichſte Freundſchaft ſchwuren, beſtimmen konnte, ſo grauſam und treulos gegen mich zu verfahren. Es iſt gewiß, daß der Anblick eines Schlachtfeldes, wo der Tod eben ſo furchtbar gewüthet hat, uns das Leben des Einzelnen nicht ſo bedeutend erſcheinen läßt, und wir würden uns ſelbſt als engherzig und kleinlich verachten müſſen, wenn in ſolchen Augenblicken Beleidigungen, die wir erfahren haben, Verrath, der an uns geübt wurde, uns ſo wichtig erſchiene, wie in friedlichen Stunden in unſern ruhigen Häuſern; und ſo war es

auch ohne Zweifel meine wahrste Empfindung, die die aufrichtigste Versöhnung mit dem sterbenden Lamberti aussprach, und doch fühle ich nun bestimmt, da ich ruhiger geworden bin und der Anblick seines Leidens mich nur noch in der Erinnerung bewegt, daß ich ihm mit dem besten Willen nicht Wort halten könnte und alles, was ich, lebte er noch, für ihn thun möchte, würde doch gewissermaßen Heuchelei sein, denn das Zutrauen, die Liebe und Achtung gegen ihn sind auf ewig in meiner Brust vernichtet, so daß auch die wahrste Reue sie nicht wieder in mir zu wecken vermöchte. Diese Betrachtungen sind niederschlagend, denn sie belehren mich, daß die edelsten Empfindungen eben so flüchtig durch unsere Brust ziehen, wie die engherzigen, selbstsüchtigen, und daß der Mensch einer großmüthigen Erhebung über alle seine Schwächen nur in einzelnen Augenblicken fähig ist.

Noch viele ähnliche Betrachtungen enthielten Evremonts Briefe, die von einer ernsten Stimmung seiner Seele zeugten, und die Worte der Liebe, die er sonst voll freudiger Hoffnung aussprach, klangen dieß Mal wehmüthig, so daß dieses Schreiben nach der ersten Freude die Familie des Grafen in eine trübe Stimmung versetzte, die in demselben Maße zunahm, als sich die Zeit ausdehnte, in der sie ohne alle Nachricht blieben. Moskau war in Napoleons Hände gefallen, ohne daß eine Sylbe von Evremont seine Freunde über

ſein ferneres Schickſal beruhigt hätte. Eine drückende Schwüle lag auf allen Gemüthern, während Napoleon in der alten Hauptſtadt Rußlands weilte. Endlich ward ein Rückzug angetreten, den ſo ſchauderhaftes Elend begleitete, daß die Herzen derer erbebten, die die unermeßlichen Leiden in der Ferne vernahmen, durch die ein ſo großes Heer vernichtet wurde.

Jetzt erfuhr die Gräfin, daß es noch neue Qualen für ſie gab, deren furchtbaren Schmerz ſie in ihrem leidenſchweren Leben nicht kennen gelernt hatte. Sie wagte nicht zu hoffen, daß der ſchrecklichſte Tod, der ſo viele Tauſende dahin gerafft, ein ihr ſo theures Haupt verſchont haben würde. Die Angſt preßte ihr Herz zuſammen, und dennoch wagte ſie nicht die Qual auszuſprechen, die ſie erlitt, denn es ſchien ihrer peinlich gereizten Phantaſie, ſie könne den Sohn dadurch tödten, wenn ſie nur die Möglichkeit ſeines Todes ausſpräche. Zuweilen zeigten ihn ihr fieberhafte Träume lebend, und ihre Seele bebte ſchaudernd vor dem Anblick zurück, den ihr ſolche Träume boten. Das bleiche, ſtarre Antlitz des geliebten Sohnes blickte dann mit Todesſchmerz auf die verzweifelnde Mutter, und die von dem Elend verwüſtete Geſtalt erſchien ihr in einer ſchmählichen Erniedrigung, die dem Zuſtande des jungen Wertheim und ſeines Freundes glich, wie ihn der Graf beſchrieben hatte, als ſie dem Tode nahe von dem Grafen auf ſeinen heimiſchen Ver-

gen gefunden wurden. Auch der Graf verſank in düſtre Schwermuth. Alle Verſuche, Nachrichten über Evremont einzuziehen, waren vergeblich geweſen, und die Furcht, daß das blühende Leben des geliebten Sohnes unter dem rauhen Himmel Rußlands erloſchen ſei, wurde beinah Gewißheit in ſeiner Seele. Aber auch er ſchwieg über ſeinen Gram, er wollte nicht den letzten Funken der Hoffnung in dem Herzen ſeiner Gattin tödten. Doch oftmals verſchleierten Thränen ſein Auge, die er nicht unterdrücken konnte, wenn er den kleinen Adalbert, Evremonts Sohn, auf ſeinen Knieen hielt, und aus dem kleinen Geſicht das dunkle Auge des Vaters ihn ſinnig anblickte, und roſenrothe Lippen in Evremonts herzgewinnendem Lächeln die milchweißen Zähnchen entblößten.

So tief bekümmert Emilie auch war, ſo genoß ſie dennoch das ſchöne Vorrecht der Jugend, lebendig zu hoffen in jedem Drangſal des Lebens. Oft zwar benetzte ſie mit heißſtrömenden Thränen das liebliche Kind, das dann mit ihr zu weinen begann, ohne ihren Kummer begreifen zu können; aber öfter noch ſprach ſie dem Kleinen vor, wie ſchön Alles umher ſein würde, wenn der Vater erſt zurück käme, und der Kleine lallte lächelnd, an ihren Buſen gelehnt, den Namen Vater und erfüllte das Herz der Mutter mit wehmüthigem Entzücken.

Die ſchweſterliche Freundin der Gräfin, die zärtliche

Adele, war mit ihr vereinigt geblieben, und sie war die einzige, die standhaft an Evremonts Erhaltung glaubte und durch die Zuversicht, mit der sie seine Rückkunft erwartete, oft dazu beitrug, den Muth der Andern wieder zu beleben, wenn er ganz ersterben wollte.

So war ein trüber Winter vergangen, und die Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten genommen hatten, lenkte wenigstens zuweilen die Gedanken des Grafen von seinem persönlichen Kummer ab. Preußens König rief die waffenfähige Jugend auf, sich um ihn zu versammeln, und wie ein elektrischer Schlag traf dasselbe Gefühl alle Herzen. Nun sollte wirkend in's Leben treten, was lange vorbereitet war und der Graf erfuhr, daß auch sein Vetter, der Graf Robert, die bewaffneten und wohlgeübten jungen Landleute seinem Könige zugeführt habe, und daß ihn seine Freunde, Wertheim und Lehndorf, auf diesem rühmlichen Zuge begleiteten.

So eifrig die Deutschen sich gegen Napoleon zu vereinigen strebten, eben so große Thätigkeit entwickelte aber auch er, und mit dem neuen Frühlinge strömte ein neues französisches Heer über den Rhein, und harte Kämpfe entflammten stets von Neuem den Muth der Krieger, und mit angstvoller Spannung erwarteten die Völker die Entscheidung ihres Geschicks.

X.

Endlich war der entſcheidende Schlag gefallen. Die große, blutige, folgenreiche Schlacht bei Leipzig war geſchlagen. Die Franzoſen mußten der von Vaterlandsliebe erregten Begeiſterung weichen und wurden über den Rhein zurückgedrängt. Doch ehe ſie dieſen Strom erreichen konnten, mußte Napoleon noch ein blutiges Gefecht beſtehen, wo Tapferkeit mit Tapferkeit ſich maß, und endlich ſahen die deutſchen Völker ihren Boden von fremden Bedrückern befreit, und im Taumel der Siegesfreude vergaßen ſie willig die ſchweren Opfer, die ſie für dieſe Befreiung dargebracht hatten.

Seit dem letzten Kampfe bei Hanau fielen noch täglich kleine Gefechte vor mit verſprengten franzöſiſchen Truppen, die noch nicht über den Rhein zurück gekonnt hatten, und viele dieſer kleinen Corps wurden von den Deutſchen weit ſeitwärts gedrängt, und mußten oft mit einer überlegenen Macht kämpfen und zuweilen faſt untergehen, ehe ſie einen Punkt fanden, wo ſie durch erkaufte Schiffer oder andere Mittel über den Rhein nach Frankreich zurück gelangen konnten. Auch in der Nähe des Landſitzes, wo der Graf Hohenthal mit ſeiner Familie lebte, hallten oft die Berge den Donner des Geſchützes zurück, und als dieſer endlich ſchwieg, hörte man doch noch täglich kleines Gewehrfeuer, oft ganz in der Nähe des friedlichen Wohnſitzes. Unter ſolchen Um-

ständen fand es der Greis Dübois angemessen, alle Pforten und Thore wohl verschlossen zu halten, und es war sein strenger Befehl, Niemandem, der klopfen möchte, zu öffnen, ohne ihn vorher zu rufen, damit er erst vernehmen könne, ob Freund oder Feind Einlaß begehre. In den ersten Tagen des Novembers war die Familie des Grafen wieder geängstigt worden, weil man gegen Abend ganz in der Nähe hatte schießen hören, und Dübois hatte an diesem Tage seine Vorsicht verdoppelt. Die Dämmerung des Abends wich beinah der Dunkelheit der Nacht; ein leichter Nebel schwebte über dem Rhein und deckte die Häupter der gegenüber liegenden Berge. Die Familie des Grafen war in einem Saale versammelt, dessen bis auf den Boden reichende Fenster nach dem Garten zu gingen. Die milde Luft lockte zuweilen ein Mitglied derselben hinaus auf eine kleine Terrasse, die längs den Fenstern hinlief, und wenn die Thüre zu diesem Zweck geöffnet wurde, strömte der Duft von Reseda und spät blühenden Blumen in den Saal, wo ein schwaches Kaminfeuer brannte. Der Antheil, den Alle an der Befreiung Deutschlands nahmen, erfüllte doch, wie lebhaft er auch sein mochte, nicht so ganz ihr Herz, daß nicht auch die Trauer über den abwesenden Sohn und Gatten, über dessen Schicksal ein düsteres Schweigen ruhte, Raum darin behalten hätte, und so wechselten Gespräche über die nächsten Hoffnungen des Ba-

terlandes und über Evremont mit einander abwechſelnd ab, und obgleich nichts vorgefallen war, was die Sorge über ſein Geſchick hätte lindern können, ſo ſchlich doch die Hoffnung leiſe in jedes Herz; denn es iſt ein im Gefühl ruhender Glaube, daß eine glückliche Begebenheit ein Unterpfand ſei, durch das uns das Schickſal verbürge, daß ſich nun Alles zu unſerm Heile geſtalten werde.

Dieſe friedlichen Geſpräche wurden plötzlich durch ein lautes Klopfen an die äußere Pforte unterbrochen. Der Einlaß Begehrende ſchien ungeduldig, denn er wiederholte nach kurzen Zwiſchenräumen lauter und heftiger die Schläge mit dem metallenen Klopfer an das Thor, ſo daß der Schall weit durch die Nacht tönte.

Dübois, in dem dieſe Zeichen der Ungeduld Beſorgniß erregten, näherte ſich in Begleitung des Gärtners und eines ſtarken, breitſchultrigen Bedienten dem Thore, und gab dem Gärtner den Auftrag zu fragen, Wer draußen ſei und Einlaß begehre, und er hoffte, daß deſſen tiefe Baßſtimme dem etwaigen Feinde Achtung einflößen würde, indem er daraus ſchließen werde, daß wehrhafte Männer vorhanden wären, die das Haus gegen eine geringe Anzahl zu vertheidigen im Stande wären. Um Gottes Willen macht doch auf, rief eine etwas kreiſchende Stimme in Thüringer Mundart von draußen, und gebt chriſtlichen Menſchen eine vernünftige

Antwort. Ueberraſcht horchte Dübois auf dieſe Töne; doch wollte er ſeinem Ohre nicht trauen und befahl dem Gärtner leiſe, noch ein Mal zu fragen, wie viel Perſonen Einlaß begehrten. Für jetzt bin ich allein, lautete die ungeduldige Antwort, und ich begehre nichts von Euch, als daß Ihr mir aus Menſchenliebe gegen gute Bezahlung einen Boten verſchafft, der mich und meine Begleiter, die wenige Schritte von mir ſind, nach dem Wohnorte des Grafen Hohenthal führt.

Alle Zweifel waren bei dem würdigen Haushofmeiſter verſchwunden. Mit freudiger Eile wollte er ſelbſt den ſchweren eiſernen Riegel zurückſchieben, doch ſeine ſchwachen zitternden Hände verurſachten nur eine unnütze Verzögerung, da drängte der ſtarke Bediente ihn hinweg und ſchob mit unbedeutender Anſtrengung das Eiſen zurück, worauf ſich das Thor öffnete und der Außenſtehende das ſilberweiße Haupt des Greiſes erblickte. Dübois, werther alter Freund, rief er in freudiger Ueberraſchung, indem er den Haushofmeiſter mit ſolcher Gewalt in ſeine Arme ſchloß, daß der entkräftete Alte nur mühſam die Worte an ſeiner Bruſt keuchte: Beſter Herr Doktor, gewiß ich bin entzückt, aber Sie werden mich erſticken. Erſchrocken ließ der Arzt, denn es war Niemand anders als der würdige Doktor Lindbrecht, den Greis plötzlich aus ſeinen Armen los, der in Folge die-

ſer unerwarteten Befreiung beinah zu Boden getaumelt wäre, und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Dübois ſenkte ſeine ſchmale Hand in die kräftige des Arztes und empfand einen Druck der Freundſchaft, der ihm Thränen des Schmerzes aus den Augen preßte. Doch überwand der höfliche Franzoſe dieß neue Ungemach und erwiederte das Zeichen der Liebe ſo ſtark er es vermochte.

Iſt dieß der Wohnſitz des Grafen? fragte endlich der Arzt, nachdem er ſich von ſeiner freudigen Ueberraſchung erholt hatte. Gewiß, erwiederte Dübois, und den Herrn Grafen wird Ihre unvermuthete Ankunft höchlich erfreuen. Ich komme nicht allein, verſetzte der Arzt mit liſtigem Lächeln; ich komme mit Freunden und auch mit Feinden, und ſehen Sie, alter Freund, da ſind ſie ſchon. Ich war nur voran geeilt, weil ich hier Licht erblickte, wollte die nöthigen Erkundigungen einziehen und fand mich unvermuthet im Hafen. Mit einem kräftigen Schlage auf die Schulter verließ er den Alten und eilte den Ankommenden entgegen. Obgleich Dübois den Sinn der Rede des Arztes nicht verſtanden hatte, ſo war er doch überzeugt, daß keine Gefahr zu beſorgen ſei, und erwartete alſo im offenen Thore neugierig die Ankommenden, denen der Arzt ſchon von fern entgegen rief: Nur hieher, hier iſt das Land der Verheißung, hier iſt der Wohnort des Grafen. Eine dunkle Maſſe

näherte ſich und Dübois vernahm deutlich das Klirren der Schwerter, und ſeine Beſorgniſſe erwachten von Neuem. Endlich konnte man die Ankommenden unterſcheiden. Ein junger Mann ſchwang ſich vom Pferde und Dübois, der von einer freudigen Ueberraſchung zur andern überging, fand ſich in den Armen Guſtav Thorfelds, den er in dem jungen Krieger erkennen mußte. Auch der Graf Robert drückte die Hand des vor Freude weinenden Alten, der endlich, nachdem er ſich ein wenig erholt hatte, Alle einzutreten bat und dem Grafen die Freude zu gewähren, einen theuern Verwandten zu umarmen und werthe Freunde zu begrüßen.

Noch einen Augenblick gewartet, rief der Arzt, dort kommt unſer Gefangener. Haben Sie einen franzöſiſchen Gefangenen in Ihrem Gefolge, fragte Dübois mit Theilnahme. Freilich, freilich, ſagte der Arzt, wir kommen nicht mit leeren Händen, und, fuhr er fort, indem er die kleinen Augen halb zudrückte und den Greis liſtig lächelnd anblinzelte, ſtrengen Sie einmal Ihren Scharfſinn an, und errathen Sie, Wen wir bringen. Dübois dachte flüchtig an Evremont, aber überzeugte ſich ſogleich, daß dieß unmöglich ſei, und ſagte daher ſeufzend: Wie kann ich wiſſen, wer von den Franzoſen in Ihre Hände gerathen iſt. Wer anders, antwortete der Arzt, als der General, der ſich damals auf Schloß Hohenthal ſo viele ungebührlichen Freiheiten her-

ausnahm, bis es sich ergab, daß er ein alter Freund des Grafen war. Wie, der General Clairmont? rief Dúbois erstaunt. Derselbe, sagte der Arzt, und hier ist der junge Held, der ihn gefangen genommen hat und dem er sein Leben verdankt. Durch einen Schlag auf Thorfelds Schulter bezeichnete er diesen als den Gegenstand seines Lobes.

Während dieses kurzen Gespräches hatte sich ein Wagen unter der Bedeckung von einigen Kriegern genähert, der in den Hof fuhr. Mühsam stieg der General Clairmont ab, wobei ihn der Graf Robert und Thorfeld unterstützten. In Folge eines starken Blutverlustes war er sehr bleich und ermattet; den Arm trug er in der Binde. Er erkannte Dúbois sogleich und bat ihn, ihm ein ruhiges Zimmer anzuweisen, wo er sich erholen könne, und den Grafen zu bitten, ihn erst morgen sprechen zu wollen, weil er sich heute zu entkräftet fühle. Dúbois eilte mit gewohnter Gutherzigkeit diese Wünsche zu erfüllen, und der Graf Robert sendete die militairische Bedeckung nach dem Dorfe zurück, wo seinen übrigen Truppen die Nachtquartiere angewiesen waren, und Alle setzten sich in Bewegung, um den Grafen freudig zu begrüßen.

Das verworrene Getöse im Hofe, das sich nun auch im Hause verbreitete, begann die Familie des Grafen zu beunruhigen. Der Graf hatte einige Male die Klingel gezogen,

um von den Bedienten Auskunft zu erhalten. Da aber die Neugierde alle um die Ankommenden verſammelt hatte, ſo erſchien Niemand auf den Ruf der Glocke, und als nun auch im Vorzimmer ein lautes Geräuſch von Eintretenden und klirrenden Sporen entſtand, eilte der Graf mit einiger Beſtürzung auf die Thüre zu, indem ſie ſich eben öffnete und der Graf Robert mit innigſter Freude ſeinen Oheim zu umarmen eilte. Kaum von ſeiner angenehmen Ueberraſchung etwas zu ſich ſelbſt gekommen, bemerkte der Graf den jungen Thorfeld, der beſcheiden ſeitwärts ſtand. Er wollte ihn eben freundlich begrüßen, als er daran durch den Arzt verhindert wurde, der ſich vordrängte und in doppelter Hinſicht das Erſtaunen des Grafen erregte. Er hatte es nicht erwartet, daß ſich der Doktor Lindbrecht von ſeiner Braut trennen und an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde; deßhalb ſetzte es ihn in Erſtaunen, ihn in der Geſellſchaft ſeines Vetters zu erblicken, aber mehr noch, als ſein Erſcheinen ſelbſt, erregte die Art, wie er auftrat, die allgemeine Verwunderung. Der Krieg, die Gefahren der Schlachten hatten einen ganz neuen Menſchen aus dem Arzte gemacht. Er hatte es angemeſſen gefunden, den feinen Weltton, in deſſen Beſitze er zu ſein vermeinte, mit den freieren Sitten des Soldaten zu verbinden, wie er ſich überhaupt ein kriegeriſches Anſehen zu geben geſucht hatte. Ein an-

ſehnliches Schwert hatte er um ſeine Hüften gegürtet, einen Stutzbart hatte er ſich wachſen laſſen; ſein von der Luft gebräuntes Geſicht trug er mit einer ihm ſonſt fremden Dreiſtigkeit emporgerichtet, und dieß alles machte einen ſo überraſchend komiſchen Eindruck, daß ſelbſt der Graf, wie ernſt er auch in der letzten Zeit immer geſtimmt war, ſich des Lächelns nicht erwehren konnte. Dabei erhob der Arzt ſeine Stimme jetzt mehr, als früher, wodurch ſie oft in ein unangenehmes Kreiſchen überging; er trat feſter auf als ehedem und hatte es nicht ungern, wenn Schwert und Sporen bei jeder Bewegung klirrten.

Es waren endlich viele eilige Fragen von allen Seiten beantwortet worden. Der Graf hatte erfahren, daß ſein Vetter ganz in ſeiner Nähe ein kleines Gefecht mit einem franzöſiſchen Haufen beſtanden hatte, der ihm ſeitwärts in den Schluchten, die die Berge bildeten, entkommen war, daß er ſich während dieſes Gefechtes von Thorfeld getrennt gefunden, aber bald durch ſchnell aufeinander folgende Schüſſe wieder auf ſeine Spur geführt worden ſei, und eben, als er hinzugekommen, habe ſich ein hitziges Gefecht ſiegreich für ſeinen jungen Freund geendigt, der das Leben eines franzöſiſchen Generals dabei gerettet, den eben Wertheim in der Wuth des Kampfes habe niederhauen wollen. Der General, der in Folge ſtarken Blutverluſtes beinah ohnmächtig

geweſen ſei, habe ſich ihm hierauf ergeben, und, ſchloß der Graf Robert ſeinen Bericht, nachdem die kunſtfertige Hand unſers heldenmüthigen Arztes ſeine Wunden verbunden hatte, ſchafften wir einen Wagen und brachten unſeren Gefangenen hieher unter Ihr gaſtliches Dach, weil wir um ſo mehr eine freundliche Aufnahme für ihn hofften, da wir Ihnen in ſeiner Perſon einen alten Freund zu führen.

Wer iſt es? fragte der Graf, von Neuem in Verwunderung geſetzt.

Wer wird es ſein, rief der Arzt, ſich mit der Antwort vordrängend, als der unbeſcheidene Mann, der mit ſeiner luſtigen Begleiterin damals das ganze Schloß Hohenthal in Beſitz nahm, der mir geradezu in's Geſicht lachte wegen meiner franzöſiſchen Ausſprache. Ei! er dachte damals nicht, daß ihm mein Anblick noch einmal ſo tröſtlich ſein würde.

Wie, Clairmont! rief der Graf. Derſelbe, erwiederte ſein Vetter. Da ihn der Arzt erkannte und wir die Abſicht hatten, Sie, beſter Oheim, auf dieſe Nacht zu beſuchen, ſo brachten wir ihn hieher, wo er hoffen darf, allen Beiſtand zu finden, den er bedarf.

Der Graf wollte ſeinen Freund ſogleich beſuchen; da man ihm aber mittheilte, daß der General dieſen Abend allein zu bleiben wünſche, um ſich zu erholen, ſo fügte er ſich in den Willen ſeines Freundes und überließ es Dübois, für

deſſen Bequemlichkeit zu ſorgen. Doch befolgte er den Wink des Arztes und ſchickte nach einem geſchickten Wundarzte, denn der Doktor Lindbrecht erklärte, daß er morgen mit den Truppen weiter rücken würde und alſo für den General nichts weiter thun könne, als am nächſten Morgen den Verband erneuern, denn ſeine Pflicht rufe ihn hinweg.

Die durch vielfache Ueberraſchungen erregte unruhige Bewegung der Gemüther hatte ſich gelegt. Die Freunde freuten ſich ruhiger des kurzen Beiſammenſeins, und auch die Frauen nahmen Theil an den Geſprächen. Man erfuhr nun, daß der Graf Robert auf dem Marſche begriffen ſei, um mit einer Abtheilung preußiſcher Truppen ſich zu vereinigen, daß er hoch erfreut geweſen, als er erfahren, daß die ihm anbefohlne Richtung nah bei des Grafen Wohnſitz vorbeiführe, daß er ſeine Einrichtungen ſo getroffen, daß er einige Stunden früher hätte eintreffen können, wenn das Gefecht nicht einen Aufenthalt verurſacht hätte.

Die Geſellſchaft ſaß endlich ruhig um den Kamin und Thorfeld hatte ſich des ſchönen Kindes bemächtigt, deſſen Aehnlichkeit mit Evremont, den er aufrichtig liebte, ihn innig bewegte; doch hielt ihn ſeine Beſcheidenheit zurück, nach dem Freunde zu fragen, der ihm auf Schloß Hohenthal ſo viel Wohlwollen bewieſen hatte. Aus ſeinen Armen nahm der Graf Robert den kleinen Adalbert, und indem er ihn

herzlich küßte, pries er laut seine auffallende Schönheit, worüber die Mutter aus innerer Freude sanft erröthete. Der Kleine hatte nicht die gewöhnliche Blödigkeit der Kinder; er wuchs unter Erwachsenen auf und war es gewohnt, fremde Gesichter zu sehen. Als aber auch der Arzt ihn an sich riß und ihn mit halb geschlossenen Augen anblinzte, dann einen heftigen Kuß auf seine Wange drückte, wobei der scharfe Bart ihn unsanft berührte, da verzog sich der liebliche Mund des Knaben zum Weinen und er streckte die kleinen Arme Hülfe suchend nach der Mutter aus.

Der Graf konnte seine wehmüthigen Gefühle nicht beherrschen; er dachte mit Schmerzen an Evremont, als er dessen Sohn von allen Freunden geliebkoset sah. Er war aufgestanden und trat auf die Terrasse hinaus, um sich unbemerkt seinem Kummer zu überlassen. Sein Vetter folgte ihm und fragte in leisem, ängstlichem Tone: Haben Sie Nachrichten von Adolph, bester Onkel? Seit der Schlacht von Borodino keine, antwortete der Graf, indem er die Hand des Verwandten heftig drückte. Ich fürchte, setzte er mit beinah versagender Stimme hinzu, ich fürchte, wir werden nie mehr Nachrichten von ihm hören. Um Gottes Willen, hegen Sie nicht solche Gedanken, rief sein Vetter im wahrsten Mitgefühl; der Himmel erhält ihn Ihnen gewiß. Es wäre zu hart, wenn Sie, theurer Onkel, der Sie so viel

Glück und Segen um ſich verbreiten, ſo ſchmerzlich verwundet werden ſollten. Laß uns davon ſchweigen, ſagte der Graf ſich ermannend, ich zeige ſeiner Mutter und Gattin nie meinen Schmerz; ich ſpreche zu ihnen immer nur von Hoffnungen, die ich oft ſelbſt nicht mehr den Muth habe zu hegen. Aber Du kannſt es der Mutter anſehen, ihr Leben hängt an dieſem zarten Faden; die Gewißheit, daß der Sohn dahin iſt, führt auch ihren Tod herbei.

Es iſt wahr, ſagte der Graf Robert, ich finde die Tante ſehr verändert. Wir haben vielen Kummer in dieſer Zeit erduldet, antwortete der Graf ſeufzend, indem er mit dem Vetter in den Saal zurück trat, wo er den Arzt mit auffallend lauter Stimme ſprechen hörte.

Die Gräfin hatte ſich während der Abweſenheit beider Grafen nach der Familie des Predigers erkundigt, und zur Verwunderung der Frauen hatte dieſe Frage den Arzt in ſo heftigen Zorn verſetzt, daß die kleinen Augen funkelten und die gebräunten Wangen ſich dunkel rötheten. Ich werde nie mehr ohne Zorn an meinen ehemaligen Freund denken, hatte er eben heftig geantwortet, und als er den Grafen wieder eintreten ſah, wendete er ſich ſogleich an dieſen und rief: Denken Sie, Herr Graf, welch ein ſchönes Beiſpiel von Vaterlandsliebe unſer Herr Prediger gegeben hat! Ich machte ihm den ſehr vernünftigen Plan, er ſolle uns

als Feldprediger in diesen heiligen Kampf begleiten. So lange er die Sache für Scherz hielt, ging er darauf ein, und da er mit verstellter Ernsthaftigkeit darüber sprach, so glaubte ich seinen trügerischen Worten. Denken Sie sich mein zürnendes Erstaunen; als es nun zum Aufbruch kam, und ich ihm dieses bekannt machte und ihn aufforderte, sich uns anzuschließen, da antwortete mir der Schalk, indem er die dünnen Lippen zu einem spöttischen Lächeln verzog: Sind Sie denn so thöricht gewesen im Ernst zu glauben, daß ich meine Gemeinde verlassen werde? Ich war ganz erstarrt über diese Falschheit, nahm mich aber zusammen und sagte: Auch ich habe hier gleichsam eine Gemeinde, an die meine Pflicht mich bindet. Es kann sein, daß während meiner Abwesenheit Mancher meine Hülfe entbehren und darunter leiden wird, dieß ist ein möglicher Fall: aber mich ruft die Pflicht dahin, wo ich, wie ich gewiß kann, Hunderten, ja vielleicht Tausenden nützlich sein werde. Eben so ist es mit Ihnen. Ein bejahrter Amtsbruder, dem man nicht mehr zumuthen darf, die Beschwerden eines Feldzuges zu theilen, der mag Ihre hiesigen Pflichten mit versehen; darum auf! rüsten Sie sich, und folgen Sie wie ein Mann dem Ruf der Ehre! Sind Sie denn ganz besessen von Ihrer Thorheit? antwortete er mit beißiger Grobheit auf meine wohlgemeinte Rede. Könnte ich es vor meiner zahlreichen

Familie verantworten, wenn ich ſie wie ein Unſinniger verlaſſen wollte? Da der Arzt im Laufe ſeiner Erzählung immer heftiger wurde, ſo ſuchte der junge Thorfeld ihn zu unterbrechen, der ſichtlich bei der Anklage des Predigers litt, und ſagte: Aber zu berückſichtigen iſt es doch gewiß, wenn ein Vater für eine zahlreiche Familie zu ſorgen hat.

Weil Sie in die Tochter verliebt ſind, antwortete der Arzt ohne ſchonende Rückſicht, ſo wollen Sie Ihre falſche Anſicht zur allgemeinen erheben. Der junge Mann ſchwieg erröthend, und der Arzt fuhr triumphirend fort: Was hat das Vaterland mit ſeiner großen Anzahl Kinder zu ſchaffen, und hätten ſie nicht alle nützlich beſchäftigt werden können? Die erwachſenen Söhne hätten mit in's Feld rücken müſſen und die jüngeren hätten mit den Töchtern Charpie bereiten können, wie ich dieſe heilſame Einrichtung mit meiner Braut und künftigen Schwiegermutter getroffen habe. Die Stimme des Arztes wurde ſanfter, als er dieſer Perſonen gedachte, und er fuhr zwar mit Selbſtgefühl, aber mit einer Art von Wehmuth fort: und habe ich denn nicht größere Opfer gebracht, als ich ihm zumuthete? Ich habe eine ſchöne Braut verlaſſen, die in Schmerz bei unſerer Trennung vergehen wollte, aber doch mit Stolz auf mich blickte, daß ich im Stande war, das Vaterland ſelbſt meiner Liebe vorzuziehen. Meine Verwandte und künftige Schwiegermutter weinte, daß

ſie im Schluchzen die Sprache verlor, und winkte mir noch tauſend Grüße vom Balkon unſeres Hauſes herab, ſo lange wir uns ſehen konnten. Alle meine Studien müſſen unterbleiben, ausgenommen die praktiſchen, die ich täglich an Verwundeten mache, die mir unter die Hände kommen, und vergeblich iſt meine Bibliothek in ſchönſter Ordnung aufgeſtellt. Mein botaniſcher Garten wird in meiner Abweſenheit zu Grunde gehen. Den Jammer kann ich mir ſchon denken, denn die gute Frau, meine Baſe, verſteht nichts davon, und der Schloßgärtner wird nachläſſig werden, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen bleibt. Und was wäre vergangen oder verloren, wenn der Prediger mit uns gezogen wäre, wie es ſeine Pflicht war? Würde er nicht Alles wieder gefunden haben, wie er es verließ? Und iſt es nicht unendlich ſchwerer, ſich von einer Braut als von einer Frau zu trennen?

Das kommt auf die Anſicht an, ſagte der Graf beſänftigend. Und wenn Sie auch darin Recht haben, daß es im Allgemeinen nur ein Vorwand der Selbſtſucht iſt, die keine Opfer bringen will, wenn die Pflichten für die Familie vorgeſchoben und als ablehnende Antworten die Redensarten gebraucht werden: ich bin meiner Familie dieſe Rückſicht ſchuldig, oder, ich kann dieß vor meiner Familie nicht verantworten, ſo müſſen Sie doch auch bedenken, daß nicht Jedermann

mit ſolchem Heldenmuth geboren wird, daß es ihm, wie Ihnen, möglich iſt, der Pflicht jedes Opfer zu bringen.

Der Arzt wurde durch die Anerkennung ſeines Verdienſtes beſänftigt, und die wenigen Worte des Grafen, die ihm ſchmeichelhaft waren, machten ihn mehr zur Verſöhnung mit dem Prediger geneigt, als alle Verſuche Thorfelds, der den Geiſtlichen zu vertheidigen und ſo die Vereinigung der alten Freunde zu bewirken ſuchte; und als der Graf im Laufe des Geſprächs noch die Bemerkung machte, daß eine Gemeinde, die von ihrem Prediger verlaſſen ſei, Gefahr laufe, moraliſch zu verwildern, ſo gab der Arzt zu, daß ſein Freund andere Pflichten zu erfüllen habe als er, und die Verſöhnung ward in ſeinem Gemüthe beſchloſſen. Unter andern kleinen Begebenheiten, die der Arzt bei der nun ruhiger fortgeſetzten Unterhaltung erwähnte, theilte er auch die Nachricht mit, daß der alte Lorenz wenige Tage vor ſeiner Abreiſe völlig kindiſch geſtorben ſei, und fragte, ob der Pfarrer nicht die ſchuldige Anzeige gemacht habe. Der Graf erwiederte, daß er ſeit der erſten Bewegung der Truppen gar keine Briefe erhalten habe, und man ging leicht über das Ende eines Menſchen hinweg, der durch ſein Leben weder Achtung noch Theilnahme verdient hatte.

Adele fragte den Arzt, warum er ſich ſo kriegeriſch gerüſtet habe, da doch ſein Beruf ſelbſt auf dem Schlachtfelde

nur friedlich und heilbringend ſei. Meine Abſicht iſt, erwiederte der Angeredete, Wunden zu heilen und, wenn ich es vermeiden kann, keine zu ſchlagen, aber, ſetzte er hinzu, indem er ſtolz um ſich blickte und den Griff ſeines Schwertes faßte, es ziemt ſich in Zeiten der Gefahr, daß der Mann gewaffnet iſt, und muß es ſein, ſo werde ich mein Leben theuer verkaufen.

So ſehr es dem Arzte mit dieſen Gefühlen Ernſt war, ſo hatte doch ſein ganzes Thun etwas ſo Komiſches, daß, als er nach ſeiner Meinung wie ein Held in der Mitte ſeiner Freunde ſtand, Niemand eines leichten Lächelns ſich erwehren konnte.

Die vorgerückten Stunden der Nacht erinnerten endlich Alle an die Nothwendigkeit einen kurzen Schlummer zu ſuchen, denn mit dem früheſten Morgen mußte der Graf Robert mit ſeinen Begleitern aufbrechen, um zur gehörigen Zeit an dem ihm beſtimmten Vereinigungspunkte einzutreffen, und man trennte ſich mit erneuerten Gefühlen der Freundſchaft und des Wohlwollens.

Am andern Morgen war der Arzt der erſte, der ſich vom Lager erhob, und nachdem er den fremden Wundarzt geweckt hatte, der in der Nacht angekommen war, führte er ihn zum General Clairmont und ließ ihn in ſeiner Gegenwart den Verband um deſſen verwundeten Arm erneuern,

um ſich von ſeiner Geſchicklichkeit zu überzeugen. Als das Geſchäft zu ſeiner Zufriedenheit beendigt war, fragte der General finſter: Werden Sie mit Ihren Freunden heute noch weiter rücken? In einer halben Stunde, antwortete der Arzt. So empfehlen Sie mich dem jungen Grafen und ſeinem Freunde, und entſchuldigen Sie es, ſo gut Sie vermögen, daß ich ſie nicht vor ihrer Abreiſe zu ſehen wünſche. Es iſt nicht Mangel an Achtung, fuhr der General fort, als er die Verwunderung des Arztes bemerkte, es iſt meine finſtere Stimmung, die mich eine völlige Einſamkeit wünſchen läßt, deßhalb entſchuldigen Sie mich, ohne Jemanden zu beleidigen.

Der Arzt verſprach ſeinen Auftrag auf die beſte Art auszurichten, und der General fuhr fort: Da ich großmüthigen Feinden in die Hände gefallen bin, ſo beſitze ich die Mittel Ihnen ein Andenken anzubieten. Er reichte dem Arzte einen werthvollen Ring, und auf deſſen ablehnende Gebehrden ſetzte er hinzu: Beleidigen Sie mich nicht, indem Sie dieſe Kleinigkeit ausſchlagen; ich will Sie nicht damit belohnen. Es ſoll Sie dieſer Ring nur erinnern, wenn Ihnen andere Franzoſen in die Hände fallen, daß ich Sie bitte, dieſe eben ſo menſchlich als mich zu behandeln. Der General hatte die letzten Worte mit bewegter Stimme und abgewendetem Geſicht geſprochen, und der Arzt nahm den Ring mit dem großmüthigen Gefühl, einen beſiegten Feind nicht

kränken zu wollen. Er erhob seine Stimme, um dem General zu versichern, daß jeder Hülfsbedürftige aufhöre sein Feind zu sein. Doch eine unmuthige Gebehrde des französischen Kriegers verschloß ihm die Lippen, und er entfernte sich, als dieser kurz und trocken sagte: Und nun leben Sie wohl, Herr Doktor, und überlassen Sie mich der Ruhe, die ich vielleicht noch durch einige Stunden Schlaf finde.

Auf dem Gange vor den Zimmern des Generals konnte sich der Arzt nicht enthalten, die blinkenden Steine des Ringes zu betrachten und zu berechnen, wie er sie zum Schmuck für seine Braut verwenden wolle, als er in diesen angenehmen Gedanken durch Dübois gestört wurde, der ihn hier erwartet hatte, um ihm dieselbe Bitte für die verwundeten Franzosen an's Herz zu legen, die der General mit einem so ansehnlichen Geschenk begleitet hatte. Aber, lieber alter Freund, rief der Arzt halb beleidigt, was quälen Sie sich und mich mit so unnützen Sorgen? Ich habe Ihnen ja den Beweis, wie ich handle, nicht eigentlich in die Hand gegeben; ich habe Ihnen ja einen verwundeten Franzosen selbst in's Haus gebracht, nachdem ich auf's Beste für ihn gesorgt hatte. Sie haben sich also selbst davon überzeugen können, wie großmüthig ich unsere heillosen Feinde behandle. Dafür wird Gott Sie segnen, sagte Dübois mit bewegter Stimme, denn wenn der Krieg auch ein nothwendiges Uebel ist, so

iſt die Grauſamkeit doch gewiß nie zu entſchuldigen. Der Arzt reichte dem Greiſe zum Abſchiede die Hand und drückte dabei deſſen Hand ſo heftig, daß er den Schmerz wieder von Neuem aufregte, der ſich bei dem alten Manne ſeit der nachdrücklichen Begrüßung des vorigen Abends noch nicht aus dieſem Gliede verloren hatte.

Als ſich der Arzt von Dübois getrennt hatte, ſuchte dieſen der junge Thorfeld auf, um in der Stille von ſeinem väterlichen Freunde Abſchied zu nehmen. Der alte Mann hatte den jungen Krieger nicht mehr Du nennen wollen und ihn mit Sie angeredet; doch Guſtav Thorfeld forderte alle Rechte der Liebe zurück, und man ſah, daß es dem Greiſe erfreulich war, ſich wie ein Vater geehrt zu fühlen und das Verhältniß früherer Vertraulichkeit zu erneuern. Ich kann es nicht tadeln, ſagte er beim Abſchiede dem jungen Mann, daß Du Dein Vaterland zu vertheidigen ſtrebſt; aber bedenke, daß Frankreich das meinige iſt, wenn Du ſeinen Boden betreten ſollteſt, und ſorge dafür, daß Deine Krieger menſchlich verfahren. Thorfeld verſprach dieß um ſo bereitwilliger, da ſein eigenes Gefühl ihn aufforderte, Schonung zu üben, wo es ſich irgend mit ſeiner Pflicht vereinigen ließe.

Der Graf Robert hatte von den Frauen Abſchied genommen, die noch kaum Zeit gefunden hatten, alle Fragen

nach ſeiner Gattin und ſeinen Kindern an ihn zu richten, die ihnen am Herzen lagen. Er umarmte noch ein Mal ſeinen Oheim, der ihn in den Hof begleitete, wo die Pferde hielten, reichte dem alten Dübois freundſchaftlich die Hand und ſchwang ſich in den Sattel. Ihm folgte Thorfeld, der mit derſelben Leichtigkeit zu Pferde ſaß, indeß der Arzt etwas mehr Mühe verwenden mußte, um ſein Thier zu beſteigen, wobei ihm beſonders das große Schwert hinderlich war. Die begleitenden Diener folgten, und bald hatte der Graf Alle aus den Augen verloren, und der kurze Aufenthalt der Freunde dünkte den Bewohnern des Hauſes wie ein Traum, als dieſelbe Stille nun wieder in den Sälen und Zimmern herrſchte, die auf kurze Zeit ſo erfreulich war unterbrochen worden.

XI.

Es waren einige Stunden ſeit der Abreiſe der kriegeriſchen Freunde verfloſſen, als ſich der Graf nach dem Zimmer des Generals begab und, indem er freundlich an deſſen Lager trat, ihn lächelnd fragte: Willſt Du mich noch länger von Deinem Angeſicht verbannen? Die Frage kann nicht Dein Ernſt ſein, antwortete der General, indem er ſich auf ſeinem Lager empor richtete und dem Grafen die Hand des geſunden Armes bot. Er zwang ſich zum Lächeln, indem er hinzuſetzte: Sehr verſchieden von dem erſten Male ſiehſt

Du mich jetzt zum zweiten Mal unter Deinem Dache. Daß dieß möglich sein könnte, würde ich noch vor Kurzem nicht geglaubt haben.

Der Graf hatte während dieser Rede seinen Freund genauer betrachtet, und er erstaunte über die große Veränderung, die er bemerken mußte. Auffallend alt war der General in den wenigen Jahren geworden, und die Heiterkeit, die sonst unzerstörbar in seinen Augen glänzte und um seine Lippen spielte, war durch eine finstere Schwermuth verdrängt worden, die dem Gesichte einen für den Grafen fremden Ausdruck gab. Auf die mit einiger Bitterkeit ausgesprochene Bemerkung des Generals erwiederte der Graf, um dessen trübe Stimmung zu mildern, daß der Krieg so manchen Wechsel des Geschicks herbei führe, daß man sich eigentlich über keinen wundern dürfe. Der General schwieg unmuthig und fragte endlich: Sind Deine siegenden Freunde weiter gezogen?

Sie sind alle abgereist, antwortete der Graf. Aber vergib, fuhr er fort, ich kann es nicht mit dem ritterlichen Charakter eines französischen Kriegers vereinigen, daß Du so finster grollend einen glücklichen, tapferen Feind betrachtest. Du hast weder meinen Vetter noch seinen Freund sehen wollen, die doch, wie Du zugeben mußt, nur ihre Pflicht erfüllten, indem sie Dich bekämpften, und ich gestehe

Dir, daß es mich befremdet, zu ſehen, daß Du Feindſchaft bewahrſt, wenn der Kampf geendigt iſt, denn das iſt gegen alle mir bekannte franzöſiſche Sitte.

Du beurtheilſt mich ganz falſch, ſagte der General; ich müßte eine lange Geſchichte erzählen, um Dich darüber aufzuklären. Es iſt das Tragiſche des Krieges, daß gerade die bravſten Leute ſich gegenſeitig erſchlagen, denn die Feigen ſuchen ſich in Sicherheit zu bringen. Man gewöhnt ſich an ſolche Erſchütterungen wie an jede andere und achtet den braven Feind, der unſere braven Kameraden vernichtet; aber zuweilen iſt ein ſolcher Fall mit ſo ſchmerzlichen Nebenumſtänden verbunden, daß man doch, wenn es möglich iſt, den Anblick des Gegners meidet, wo man nur friedlich mit ihm zuſammen treffen darf und ihm noch obendrein verpflichtet iſt.

Es trat ein neues Schweigen ein. Der Graf hielt die Hand ſeines Freundes und betrachtete ihn ſtumm, denn er mochte nicht durch eine Frage, die zudringlich hätte erſcheinen können, das Geſpräch wieder erneuern. Endlich begann der General wieder die Unterredung, indem er ſagte: Wenn ich Dir die letzten Ereigniſſe meines Lebens mittheile, wirſt Du es natürlich finden, daß ich ernſter geſtimmt bin als früher.

Der Graf drückte die Hand des Freundes zum Zeichen, daß er bereit ſei zu hören, und dieſer fuhr fort: Du weiſt,

daß ich mich in Paris verheirathet hatte. Ich beſaß eine junge, ſchöne, reiche und liebenswürdige Frau, und dieß wäre ein großes Glück geweſen, wenn uns Napoleon verſtattet hätte, ein ſolches Glück zu genießen; aber bald in Spanien, bald in Deutſchland und im hohen Norden kämpfend lebte ich getrennt von meiner Gattin, und das kurze, flüchtige Beiſammenſein, das die Umſtände zuweilen erlaubten, diente nur dazu, den Schmerz der Trennung zu ſchärfen. Indem ich mir bewußt war ein großes Vermögen zu beſitzen, mußte ich Entbehrungen erdulden, die zu ſchauderhaft ſind, um ſie zu wiederholen; und nicht allein in meiner Bruſt entſtand ein Unwillen über Kriege, deren Zweck wir nicht einzuſehen vermochten, ſondern die Stimmung wurde ziemlich allgemein in der Armee, beſonders, als der entſetzliche Rückzug aus Moskau angetreten werden mußte. Die furchtbarſte Kälte, der ſchauderhafteſte Mangel wüthete mehr als der Feind in unſeren Schaaren, und der Einfluß dieſes Elends war ſo mächtig, daß alle Bande der Ordnung und des Gehorſams ſich auflöſten. In dieſem Zuſtande war jedes Gefecht für uns verderblich, und als endlich der Uebergang über die Bereſina möglich wurde, drängte ſich Alles ohne Ordnung hinzu, Heil und Rettung am jenſeitigen Ufer hoffend. Auch ich, zu Fuß, in Lumpen gehüllt, auf mein Schwert wie auf einen Stab gelehnt, drängte mich der

Brücke zu, um hinüber zu gelangen, und hielt mich vorsichtig in der Mitte des Menschenstroms, um nicht, wie viele Andere, seitwärts in den Fluß gedrängt zu werden und in den Wogen zu versinken. Die furchtbare Kälte, mit dem Mangel vereinigt, hatte jedes andere Gefühl als die dumpfe Sehnsucht, sich selbst zu erhalten, in der Brust der Menschen ersterben lassen, und auch ich dachte nur an mich und sah mit wahrhaft thierischer Fühllosigkeit Viele in den Strom sinken. Endlich traf ein kreischender Ton mein Ohr, der mir bekannt klang, wie rauh und scharf das Elend auch die Stimme gemacht haben mochte, die ihn klagend ausstieß. Ich blickte unwillkührlich nach der Seite hin, von woher er schallte, und meine Augen trafen auf ein Weib, die mühsam in der Menge den Durchgang zu erkämpfen strebte und ein Kind hoch empor hielt, um es im Gedränge gegen Verletzung zu sichern. Die Unglückliche konnte, umringt von Menschen, nicht bemerken, daß sie gerade nach dem Flusse hingedrängt wurde. Die Vorderen stürzten hinein und erhoben ein Klagegeschrei. Sie wendete den Kopf, um wo möglich die Ursache zu erspähen, die sie von ihrem Standpunkte aus nicht entdecken konnte, und ihre Augen trafen auf mich. An diesen dunkeln, glänzenden Augen, die als letzte Spur der Schönheit ihr geblieben waren, erkannte ich die Arme. Tausend Mal hatte ich diese Augen geküßt, tau-

ſend Mal hatten die ſüßen, halb ſchalkhaften, halb zärtlichen Blicke ein warmes Gefühl in meiner Bruſt erregt und mein Herz heftiger ſchlagen machen, und nun erblickte ich ſie im höchſten Elend und in augenſcheinlicher Todesangſt wieder. Denn obgleich, als die Vorderen in den Fluß ſtürzten, ſich ein Geſchrei des Entſetzens erhob und die Nächſten zurück zu drängen verſuchten, ſo war die Maſſe der Folgenden, die die Gefahr nicht erkannten und immer meinten, ſie drängten auf die Brücke zu, zu groß; immer mehr mußten ihrem Schickſal erliegen, und auch die Unglückliche, die in dieſem Augenblicke meine ganze Theilnahme erregte, war ihrem Verderben nah. Sie bemerkte jetzt die Gefahr und ein furchtbarer Schrei tönte zu mir herüber. Ich weiß nicht, ob ſie mich in dieſer Angſt erkannte, aber mir ſchien es, als richte ſie den Ruf um Hülfe an mich, und ich weiß noch nicht, wie es geſchah, ich ſtand in demſelben Augenblicke an ihrer Seite. Ich wollte ſie vom Ufer des Fluſſes zurückreißen und faßte in der bis zur fürchterlichſten Angſt geſteigerten Theilnahme ihr Kind, das ſie in demſelben Augenblicke losließ, indem ſie vorwärts gedrängt wurde in den naſſen Tod. Sie richtete noch einen letzten Blick flehender Zärtlichkeit auf mich — und die Wogen riſſen ſie hinweg.

Der General ſchwieg eine kurze Zeit und fuhr dann mit bewegter Stimme fort: Es ſchien, als ob dieß das letzte Opfer

sein sollte, das in den Wogen unterging. Man kam zur Besinnung; die Nachstrebenden erkannten die Gefahr, und es gelang mir mit dem Kinde mich zurück zu kämpfen und die Brücke zu erreichen. Kaum hatte sie mein Fuß berührt, als ein Mann sich herbeidrängte, mit allen Zeichen der Verzweiflung wild um sich blickte und in fast heulendem Tone schrie: Mein Weib! mein Kind! mein armes Weib! mein unglücklicher Sohn! Er erblickte endlich das Kind in meinen Armen, riß es an sich und rief mit erlöschender Stimme: Wo, wo ist mein Weib? Ich vermochte nicht zu antworten und deutete stumm auf den Strom. Er erbleichte wie ein Sterbender; doch kehrte nach einigen Augenblicken das Blut in seine Wangen zurück; er schlug heftig auf seine Brust und sagte mit männlicher Stimme: Ertrage auch das, mein Herz! Er küßte hierauf das Kind und sagte: Jetzt, Eugen, mußt Du mein einziger Trost sein. Es schien, als ob er, das Kind in den Armen, alle männliche Kraft der Seele und des Körpers wieder gewonnen hätte. Er drang, mir Bahn brechend, wie ein Verzweifelnder vorwärts, und wir erreichten das jenseitige Ufer.

Ich will Dir nicht, fuhr der General nach einigem Schweigen fort, eine Beschreibung von dem Elende machen, das wir auf diesem ganzen unglücklichen Rückzuge erdulden mußten. Der Soldat, dessen Kind ich gerettet hatte, schloß

ſich an mich an, und ich geſtehe Dir, ohne ihn wäre ich im Elende verſchmachtet. Die Verhältniſſe, in denen er aufgewachſen war, hatten ihn ſinnreicher als mich gemacht, Mittel aufzufinden, um unſer Daſein zu friſten. Als wir uns zum erſten Male wieder geordneten Truppen anſchloſſen und er erfuhr, daß er einem Generale die Erhaltung ſeines Kindes verdankte, wurde dadurch ſeine Anhänglichkeit noch geſteigert, und er war mir mit wahrhafter Schwärmerei ergeben. Ich ſorgte jetzt für ihn und es ging uns einige wenige Tage beſſer; aber als auf dieſem unglücklichen Rückzuge alle Hoffnungen untergingen, da brach von Neuem ein Elend auf uns herein, das ich vergeblich zu beſchreiben verſuchen würde, und ich muß es wie ein Wunder betrachten, daß ſowohl ich, als er und das Kind den deutſchen Boden erreichten. Durch übermäßige Anſtrengungen gelang es dem Braven, unſer Daſein zu friſten, und durch Entbehrungen aller Art bis zum Tode ermattet, trugen wir abwechſelnd ſein Kind, denn es war nicht mehr möglich uns ein Pferd zu verſchaffen; die beklagenswerthen Geſchöpfe waren längſt vernichtet. Als wir den deutſchen Boden erreicht hatten, beſchloſſen wir uns einige Tage Ruhe zu gönnen, und die Bequemlichkeiten, die der elende Gaſthof eines kleinen Städtchens an der polniſchen Gränze bot, dünkten uns köſtlich. Mein braver Soldat hatte ſich auf kurze Zeit entfernt und

das vor Hunger weinende Kind bei mir zurückgelassen; jedoch er kehrte bald zurück mit Wein und allen guten Dingen beladen, die in dem kleinen Orte zu erreichen waren. Ich betrachtete ihn mit Erstaunen; doch der Reiz einer so lang entbehrten guten Mahlzeit brachte alle anderen Empfindungen zum Schweigen und erst, nachdem wir alle gesättigt waren, fragte ich meinen Unglücksgefährten, woher er die Mittel zu nehmen gedenke, um solchen Aufwand zu bestreiten. Listig lächelnd verriegelte er die Thür unsers schlechten Zimmers von innen, ergriff dann ein Messer und trennte die Näthe seiner in Lumpen verwandelten Kleider auf, und zu meinem Erstaunen wurden mehrere Goldstücke sichtbar. Als er sein Geschäft beendigt hatte, legte er das Geld vor mir auf den Tisch und sagte, indem eine Thräne in seinem kühnen Auge glänzte: Auch dieß verdanken wir der guten Frau, der Mutter meines Kindes. Du glaubst nicht, wie tief mich diese einfachen Worte erschütterten. Ich muß mir jetzt zwar sagen, daß die Unglückliche auch ohne mich vielleicht ein leichtsinniges Geschöpf geworden wäre; aber läugnen kann ich mir nicht, daß ich sie auf die Bahn des Verderbens geführt habe, und die ich mit Hohn behandelte, als ich sie das letzte Mal sprach, reichte mir nun gleichsam aus ihrem nassen Grabe die Mittel zum Leben. Die Noth des Augenblickes besiegte jedes andere Gefühl; das Gold gewährte

uns nun Mittel um Frankreich zu erreichen, denn die ſchwachen Reſte meiner Regimenter früher zu treffen, durfte ich nicht hoffen, da ſich alle Ordnung aufgelöſt hatte und Jeder fortzukommen ſuchte, wie er konnte. Jetzt, da wir uns wieder gekleidet hatten und bequemer reiſten, erfuhr ich von meinem treuen Begleiter, daß er in Evremonts Regiment als Unteroffizier gedient habe, und daß er deſſen Vorſorge die Mittel verdanke, die uns ſo wohl zu Statten kamen, weil er ſeiner Gattin dieß Geld als Erbſchaft von einem hartherzigen Bruder verſchafft habe.

Der Graf hatte mit höchſter Spannung die Erzählung ſeines Freundes gehört. Schon lange war es ihm gewiß, daß der Begleiter des Generals derſelbe Unteroffizier ſei, deſſen Evrement in ſeinen Berichten aus Spanien gedachte. Jetzt aber, da ſein Freund den Namen des betrauerten Sohnes ausſprach, hielt er ſich nicht mehr zurück und unterbrach die Erzählung mit dem heftigen Ausrufe: Um Gottes Willen, ſage mir, was wußte Dein Begleiter von meinem Sohne? Wenig, erwiederte der General; ſein ganzes Regiment war kurz vor dem Uebergange über die Bereſina aus einander geſprengt worden, und der brave Soldat hatte ſeinen tapferen Obriſten ſeitdem gänzlich aus den Augen verloren. Doch war er, ſo lange er etwas von ihm wußte, unerwartet glücklich ohne Wunden geblieben, trotz der Kühnheit, mit welcher

er ſich allen Gefahren ausſetzte, und, was noch mehr ſagen will, ohne erfrorne Glieder, und er iſt wahrſcheinlich in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen. Es lag ein Troſt für den Grafen in dieſen dürftigen Nachrichten und er hinderte den Fortgang der Erzählung nicht, die ſein Freund wieder begann. Wir erreichten endlich Paris, ſagte er mit einem tiefen Seufzer, und hier erwartete mich neuer Jammer. Ich betrat mein Haus und fand es verödet. Meine Gattin, die ich in der Hoffnung zurückgelaſſen hatte, mir zum zweiten Mal Vaterfreuden zu gewähren, war durch die Geburt einer todten Tochter ſo angegriffen worden, daß ſie wenige Tage danach ſtarb, und man ſchrieb dieß Unglück der immerwährenden Angſt um mein Schickſal zu. Man brachte mir meinen Sohn, deſſen lächelndes Geſicht einen ſeltſamen Gegenſatz gegen die Trauerkleider bildete, in die man das kleine Geſchöpf gehüllt hatte. Ich hob meinen kleinen Napoleon zu mir empor, und indem ich ihn küßte, wiederholte ich unwillkührlich die Worte des braven Soldaten und ſagte: Ertrage auch das, mein Herz; Du mein Sohn mußt künftig mein einziger Troſt ſein. Mein Begleiter ſtand neben mir, und ſeine eigenen Worte aus meinem Munde rührten ihn bis zu Thränen.

Gab uns der Kaiſer nicht Zeit, um uns zu erfreuen, ſo gewährte er uns auch keine, um verlorne Güter zu betrauern,

und die Bildung des neuen Heeres, das dem Feinde entgegengestellt werden mußte, entriß auch mich meinem Kummer. Ich sorgte in Paris für meinen Sohn, und indem ich seine Erziehung nach bester Einsicht ordnete, gab ich ihm den Sohn des Unteroffiziers, des braven Bertrand, zum Gespielen und befahl, ganz dieselbe Sorgfalt der Pflege und Erziehung auf dessen Kind wie auf das meine zu wenden. Diese Anordnung fesselte die treue Seele noch inniger an mein Geschick und er ward mir ganz das, was der alte Dübois Dir ist, nur, möchte ich sagen, nach Art eines Soldaten, da im Gegentheile Dein alter Freund immer den würdigen Hofmann zu spielen sucht.

Wir waren wieder über den Rhein gegangen, wir kämpften wieder, wenn auch blutige, doch glückliche Schlachten, und die stolze Hoffnung hatte uns nicht verlassen, unsere Macht in ihrer ganzen Ausdehnung wieder herzustellen. Da endeten endlich die unglücklichen Tage bei Leipzig diese ehrgeizigen Träume und der Kaiser mußte nach Frankreich zurück. Bei Hanau mußte noch ein Mal gekämpft werden, und unter den kleinen Abtheilungen, die von der Hauptarmee hinweggedrängt wurden, war auch ich mit einem Theile meines Corps. Der alte Bertrand wich nicht von meiner Seite; er hatte in kleinen Gefechten mehrmals mein Leben gerettet, und wenn ich ihn ermahnte, sich nicht so tollkühn in alle Gefah-

ren zu stürzen, so sah er mich mit glänzenden Augen an und sagte: Was habe ich zu fürchten? Sie haben mein Kind gerettet, Sie erziehen meinen Knaben, wie Ihren Sohn; Napoleon und Eugen, unter diesen mit Ruhm bedeckten Namen werden künftig unsere Kinder fechten. Alles dieß danke ich Ihnen und Ihnen gehört bis zum letzten Tropfen mein Blut. Ich stand oft beschämt vor diesem braven Soldaten; er hielt meine Handlungen für den Ausfluß hochherziger Menschenliebe, er ahnete nicht, welches Band mich früher an seine Gattin gefesselt hatte, und ich fühlte mich gegen ihn einer fortwährenden Falschheit schuldig. Mein kleines Corps war nach und nach zusammengeschmolzen, wir hatten mehrere Gefechte bestanden, Viele waren geblieben und Viele hatten mich verlassen, um, wie sie vermochten, über den Rhein zurückzukehren; und so geschwächt wurden wir gestern von Preußen angegriffen, an einer Stelle, wo die Wege in zwei verschiedene Bergschluchten führten. Ein Theil meiner kleinen Macht wurde von mir hinweggedrängt, und ich wurde mit den Wenigen, die mich umringten, heftig von den Feinden bedrängt. Der brave Bertrand sah unsere Kameraden fallen, er sah mein Blut fließen und kämpfte mit einer Erbitterung, die ihn nicht mehr auf die Stimme der Vernunft hören ließ. Ein junger Offizier forderte uns auf uns zu ergeben; statt der Antwort führte Bertrand, der sich zwischen uns gewor-

fen hatte, einen wüthenden Streich auf die Bruſt des jungen Mannes, und dieſer — ich weiß, es war Gegenwehr, ich weiß, er konnte nicht anders, aber es iſt entſetzlich — er hieb meinen alten Freund nieder, ſo nahe vor mir, daß das treue Blut auf meine Kleider ſprizte und ſich mit dem meinigen vermiſchte, das ſo heftig aus meinen Wunden floß, daß mir die Kräfte entſchwanden. Der brave Bertrand ſtarb ſogleich. Die Wunde, die ſein Leben endigte, war mit jugendlich kräftiger Hand zu tief geſchlagen, als daß er lange daran hätte leiden können; ein halb lächelnder zärtlich ſtolzer Blick traf mich noch und ſchien zu ſagen: Siehſt Du, daß ich nicht prahle, all mein Blut habe ich für Dich vergoſſen. Mir wurde es dunkel vor den Augen, und nur wie im Traume bemerkte ich, daß ein Eiſen über mir funkelte, und wie aus der Ferne hörte ich, daß eine rauhe Stimme rief: So fahre auch Du zur Hölle! Zurück Wertheim! rief der junge Offizier, der meinen Freund getödtet hatte, ſie ſehen, er kann ſich nicht vertheidigen, und ſein Schwert ſchlug die Waffe, die über meinem Haupte blinkte, zurück. Dieß alles war die Sache weniger Augenblicke. Ergeben Sie ſich mir, ſagte der junge Mann darauf zu mir; Sie ſehen, Sie können nicht mehr fechten. Ich reichte ihm meine Waffen und ſank ermattet zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich unter den Händen eines Mannes, deſſen Geſicht mich an ferne

Zeiten erinnerte. Seine Hand war sanfter, als seine rauhe Zunge, denn indeß er mit schonender Sorgfalt meine Wunden verband, verletzte seine kreischende Stimme mein Ohr mit barbarischem Französisch, und doch begreife ich nicht das wunderbare Gefühl; ich fühlte mich so schwach durch Trauer, Schmerz und Blutverlust, ich kam mir so verloren vor, und diese rauhen Töne berührten verletzend und tröstend mein Ohr. Es stieg in meiner Seele bei ihrem Klange das Bild Deiner Bäume, Deines Hauses auf, und Dein edles Antlitz blickte mich tröstend an durch die dunkle Verwirrung meiner Gedanken hindurch.

Der General schwieg und heftete den traurigen Blick auf eine stark mit Blut befleckte Uniform, die über der Lehne eines Stuhles hing. Endlich sagte er seufzend: Das Uebrige weißt Du; ich bin nun hier, und finde Liebe und Beistand bei Dir. Trost wird vielleicht die Zukunft gewähren.

Der Graf war selbst zu bewegt, als daß er es hätte versuchen sollen, die Gefühle seines Freundes durch die gewöhnlichen Trostgründe zu bekämpfen, und vielleicht trug seine wahre Theilnahme mehr dazu bei, dessen Gemüth wieder zu erheben, als es Worte vermocht hätten. Da die Wunde des Generals nicht gefährlich war und nur der starke Blutverlust seine große Entkräftung veranlaßt hatte, so hatte er sich nach einigen Tagen in so weit erholt, daß er sein La-

ger verlassen durfte, und der Graf beredete ihn, wenigstens einige Stunden des Tages in der Gesellschaft der Frauen zu verleben. Seitdem so viele ernste Sorgen den Grafen beunruhigten, war die Furcht in seiner Seele schwächer geworden, daß sein Freund seine Gemahlin wieder erkennen möchte, und seit ihr Gemahl alle ihre Schmerzen kannte, hatte sich die scharfe Reizbarkeit der Gräfin verloren, und da sie wenigstens den Sohn wieder gewonnen hatte, so erbebte sie nicht mehr vor dem Klange der französischen Sprache.

Viel leichter als früher konnte also der General Clairmont ein Mitglied des Kreises werden, der sich täglich im Saale um die Gräfin versammelte, und ob gleich durch die letzten Ereignisse seines Lebens seine Stimmung ernster geworden war, als sie es ehedem zu sein pflegte, so ließ sich nicht verkennen, welche Gewalt auf ihn, wie auf alle Franzosen, der Umgang mit Frauen ausübte. Es währte nicht lange, so wachte ein schwaches Verlangen wieder in ihm auf witzig, heiter, geistreich in diesem liebenswürdigen Kreise zu erscheinen, und da von Seiten der Frauen Alles versucht wurde, um seinen Kummer zu zerstreuen, so kehrte nach und nach Gesundheit, und mit ihr größere Ruhe des Gemüths in die Seele des Generals zurück, wodurch die Heilung seiner Wunden sichtlich erleichtert wurde.

Durch die Bemühung den Freund zu erheitern wurd

der Graf und seine Familie mehr von dem eigenen Kummer abgezogen, und Emilie machte sich oft ernsthafte Vorwürfe darüber, wenn sie auf die Bitte des Generals sang, daß die Musik die gewohnte Macht auf ihre Seele ausübte und die Sorge auf kurze Zeit aus ihrem Herzen verdrängte. Adele, die nie den Muth gehabt hatte, an Evremonts Rückkehr zu zweifeln, und der die dürftigen Nachrichten, die der General geben konnte, eine Bestätigung ihrer Hoffnung waren, tadelte die liebende, zärtliche Emilie ernstlich über solche Selbstanklagen und behauptete, daß ihre Liebe für Evremont weit erfreulicher sein würde, wenn sie sich durch dieselbe bestimmen ließe, auf ihre Schönheit und Gesundheit zu achten, und alle vom Himmel verliehenen Fähigkeiten auszubilden, damit, wenn er nach unendlichen Mühseligkeiten endlich zurückkehrte, sie ihm jugendlich froh, mit ihrem schönen Kinde an der Hand, entgegen eilen könnte, und ihn durch neu erworbene Kenntnisse und durch erhöhte Ausbildung früherer Fähigkeiten auf s Angenehmste zu überraschen vermöchte. Die Gräfin war wenigstens zum Theil derselben Meinung und sagte oft: Ich fühle, daß wir besser thun würden, uns für Evremont zu erhalten, als daß wir uns aus Gram um ihn zerstören, der ihm nicht helfen kann, und der ihm, wenn wir daran untergehen, bei seiner Wiederkehr neuen Jammer bereitet. Aber ich bin zu schwach geworden, ich kann nicht mehr ausüben, was ich als

vernünftig erkenne, meine Seele hat die Jugendkraft verloren.

Der General Clairmont konnte oft lange den kleinen Adalbert auf den Knieen ſchaukeln und ihm von ſeinem braven Vater erzählen. Das früh entwickelte Kind ergötzte ihn durch unſchuldige Fragen, die mehr Geiſt verriethen, als ſonſt bei Kindern von ſo zartem Alter gewöhnlich iſt. Ob wohl mein Napoleon auch ſo klug ſein wird! rief dann der General. Mir ſchien es immer, als ob der kleine Eugen des armen Bertrand mehr Geiſt verriethe, als mein eigener Sohn.

Tage und Wochen waren entſchwunden, und der General, deſſen Wunden beinahe geheilt waren, fühlte ſich täglich einheimiſcher in der Familie ſeines Freundes. Ja, er würde heiter geworden ſein, wenn Frankreichs Geſchick nicht den Frieden ſeiner Seele getrübt hätte; aber Frankreich war in Gefahr, ſeinen Ruhm verdunkelt zu ſehen, den Ruhm, wofür das Blut ſo vieler Tauſende gefloſſen war. Bei dem Gedanken daran kehrte ein finſterer Mißmuth in ſein Herz zurück, und als mit dem Beginne des neuen Jahres die Verbündeten über den Rhein ſchritten und den Krieg auf Frankreichs Boden führten, da gränzte ſeine Stimmung an Verzweiflung, und ob er gleich hoffte, daß jeder Franzoſe fühlen würde wie er, und daß jeder Bewohner des ſchönen Landes den geliebten Boden bis auf den letzten Blutstropfen verthei-

digen würde, so machte ihn doch seine eigene Ohnmacht trostlos, und er fand es schmachvoll, aus der Ferne zusehen zu müssen und nicht um die theuersten Güter mitkämpfen zu dürfen. Dabei bildete er sich ein, die Freude über die für Frankreich unglücklichen Ereignisse auf der Stirn des Grafen zu lesen, und so zog er sich heimlich grollend zurück und war beinah immer in seinen Zimmern allein. Da auf diese Weise der Zweck, weßhalb man zerstreuende Unterhaltungen veranlaßt hatte, nicht mehr erfüllt wurde, so behauptete die herzzernagende Sorge wieder ihr Recht und schien jede Hoffnung erdrücken zu wollen. So ängstlich preßte sie Aller Herzen zusammen, so trübe und schwer lastete sie auf jedem Sinn, und das Jahr achtzehnhundert und vierzehn begann sehr düster für die trauernde Familie.

XII.

Es war ein heiterer Wintertag in der ersten Hälfte des Januars. Die Familie des Grafen war ohne den General, der in seinem Zimmer einsam mit dem Schicksale grollte, im Saale beim Frühstück versammelt. Der Graf sprach von den Fortschritten der Verbündeten in Frankreich und las einen Brief seines Vetters, des Grafen Robert, vor, den dieser Gelegenheit gefunden hatte dem Oheim zu senden, und aus dem sich ergab, daß die Stimmung in Frankreich gar

nicht so allgemein für den Kaiser wäre, wie es der General auf's Hitzigste zu versichern pflegte. Diese friedliche Unterhaltung wurde unterbrochen, indem Jemand mit Heftigkeit die nach dem Vorzimmer führende Thür aufriß.

Die Schwäche des Alters hatte den Haushofmeister vermocht, darauf Verzicht zu leisten, seine Herrschaft beim Frühstück zu bedienen, denn er mußte länger ruhen, als es sich mit diesem Geschäft vereinigen ließ. Nichts konnte ihn aber dahin bringen, daß er nicht die wenigen Ueberreste seiner silberweißen Haare jeden Abend in Papilloten gelegt, und am andern Morgen gehörig frisirt und gepudert hätte, um alsdann im stattlichsten Anzuge gegen Mittag vor der Gräfin zu erscheinen, ihre Befehle zu vernehmen. Wie sehr mußten also alle Anwesenden erstaunen, als sie Dübois erblickten, der mit einem ihm fremden Ungestüm die Thüre aufriß und dessen Anblick bewies, daß er das Werk, sein würdiges Haupt mit einer anständigen Frisur zu schmücken, erst halb vollendet habe, denn nur die rechte Seite war in gewohnter Ordnung; über dem linken Ohre aber flatterten noch die Papilloten, die seine wenigen Haare gefesselt hielten. Auch trug er noch seinen Morgenrock und erschien in gelben Pantoffeln. Das Ungewöhnliche dieses Anblicks wurde noch durch die unnatürlich funkelnden Augen des Greises und die tiefe Röthe seiner Wangen erhöht. Erschrocken waren alle An-

wesenden aufgestanden, und der Graf trat dem alten Manne besorgt entgegen, der nicht sprechen konnte und um dessen Lippen ein ängstigendes Lächeln schwebte. Endlich keuchte er mühsam hervor: Nachrichten, Nachrichten von unserm Grafen! Wo? durch Wen? tönte es von allen Lippen, und Alle umringten den Greis, der auf die Thür deutete. Der Graf stürmte nach dem Vorzimmer und führte gleich darauf einen jungen Husarenoffizier in russischer Uniform in den Saal. Lebt er? Ist er gesund? Nicht verstümmelt? Haben Sie ihn gesehen? so tönten die Fragen, ihn betäubend, rund um den jungen Mann. Ich habe, sagte er endlich, für Sie, Herr Graf, Briefe von Herrn Covement.

Vom Grafen Covement, verbesserte Dubois laut, der sich etwas erholt hatte, aber noch nicht so sehr, daß er das Unschickliche seiner Kleidung hätte bemerken können.

So lebt mein Sohn! sagte die Gräfin mit bebender Stimme und drängte sich zu dem jungen Krieger. O! sprechen Sie, wo lebt mein Sohn, und ist er gesund? Werden wir ihn mit reiner Freude in unsere Arme schließen?

Der junge Mann, den, wie es schien, die vornehme Umgebung und alle die Anzeichen des Reichthums, die er vielleicht mit Covement in seinen jetzigen Verhältnissen niemals in Verbindung gedacht hatte, etwas in Verwirrung setzten, sagte: Wenn es derselbe ist, von dem ich Ihnen Briefe

bringe, der lebt, und ich habe ihn gesund bei meinen Eltern verlassen. Er ging hierauf nach dem Vorzimmer zurück und brachte ein versiegeltes Paket, das er dem Grafen reichte. Alle drängten sich hinzu, auch Dübois; Alle erkannten sogleich die Züge der geliebten Hand. Ein allgemeiner Ausruf der Freude entschwebte allen Lippen. Der Graf hielt seine Thränen nicht zurück und sagte: Sie sind uns ein Bote des Himmels, Sie bringen nach jahrelangen Leiden Trost und Ruhe meiner kummervollen Familie.

Die Gräfin faßte mit ihren bebenden Händen die Hand des jungen Mannes und sagte fast schluchzend: Im Hause Ihrer Eltern lebt mein Sohn? O! wenn Sie nach überstandenen Gefahren zu Ihrer Familie zurückkehren, dann wird Ihre Mutter fühlen, welchen Trost Sie mir heute gebracht haben. Emilie hob ihr schönes Kind empor und sagte, indem sie die Thränen ungehindert fließen ließ, die wie Perlen über die in erhöhter Farbe brennenden Wangen flossen: Sieh, Adalbert, dieser Herr bringt Nachricht von Deinem Vater. Der Kleine mißverstand die Mutter, und indem er die zarten kleinen Arme um den Nacken des jungen Mannes schlang und mit den rothen Lippen, wie mit frischen Rosen, die gebräunten Wangen des fremden Kriegers berührte, fragte er: Bringst Du meinen Vater mit?

Vom Gefühle der Rührung überwältigt, zog der junge

Mann das Kind von den Armen der Mutter, und dessen schöne Augen küssend, sagte er: Wie sprechend sieht er seinem Vater ähnlich! Das Kind, das die Frage, die es eben gethan, schon wieder vergessen hatte, spielte ruhig an der Brust des Fremden mit den sich vielfach kreuzenden Schnüren an dessen Uniform, die seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

Der Sturm des Entzückens legte sich endlich. Der übermäßig quellende Strom der Freude floß sanfter, und Dübois bemerkte mit Entsetzen, wie sehr er durch seine unanständige Kleidung die gewohnte Ehrerbietung gegen die gräfliche Familie verletzt habe. Er entfloh beschämt, um seinen Anzug eilig zu vollenden.

Der fremde Offizier machte endlich eine Bewegung sich zu entfernen, doch die ganze Familie bestürmte ihn mit Bitten diesen Tag zu bleiben. Er gestand, daß er zwei Nächte gereist sei, um seinem Freunde Egremont Wort halten zu können und dessen Briefe selbst zu überreichen, daß er aber nun einiger Ruhe bedürfe und dann schleunig aufbrechen müsse, um zur bestimmten Zeit bei dem General einzutreffen, der ihn nach Petersburg gesendet habe und zu welchem er nun zurückkehre. Der Graf berechnete die Zeit, und versprach für Courierpferde zu sorgen und eine ziemliche Strecke ihn durch eigene Pferde zu befördern, und so ließ es sich

machen, daß der junge Mann bis zum andern Morgen bleiben konnte. Dübois, der nun völlig gekleidet und gehörig gepudert wieder eingetreten war, übernahm mit großer Freude den Auftrag, für die Bequemlichkeit des Fremden zu sorgen, und es versteht sich, daß er diese Pflicht auf's Beste erfüllte.

Als der junge Offizier sich entfernt hatte, um einige Ruhe zu genießen, ergriff ein Jeder die für ihn bestimmten Briefe, um nur Einiges flüchtig zu lesen, und sich vorläufig von Evremonts Wohl und der Fortdauer seiner Liebe zu überzeugen. Der Graf besonders konnte das an ihn gerichtete Schreiben nicht so bald beendigen, da es den ganzen Lauf der Begebenheiten enthielt, die den Schreiber seit der Schlacht bei Borodino betroffen hatten. Man beschloß also, dieß alles in seinem ganzen Umfange gemeinschaftlich nach der Abreise des Fremden zu lesen, um gegen den, der so hoch beglückende Nachrichten gebracht hatte, die Erfüllung der Gastfreundschaft nicht zu versäumen.

Auf seine Erkundigungen erfuhr der Graf, daß sein Gast in einen sanften, tiefen Schlaf versunken war. Er befahl ihn nicht zu stören, da der junge Krieger dieser Erholung vor Allem zu bedürfen schien, und begab sich zu dem General Clairmont, um ihm die Freude mitzutheilen, die so eben die Familie beglückte. Gott sei gelobt, daß er lebt!

rief der General, den eigenen Trübsinn bei dieser Nachricht vergessend. Ich gestehe Dir, fuhr er fort, ich habe oft im Stillen gefürchtet, wir würden nie wieder von ihm hören, und mochte nur meine Furcht nicht zeigen, um Euch nicht die Hoffnung zu nehmen, die Ihr, wie es mir schien, aller Wahrscheinlichkeit zuwider hegtet.

Willst Du nun nicht wieder Theil an der Gesellschaft nehmen? fragte der Graf; willst Du nicht den jungen Mann selbst über Coremont sprechen?

Nein! rief der General verdrüßlich nach kurzem Schweigen. Ich will den Russen nicht sehen. Nun eilen sie alle nach Frankreich, und meinen dort leicht Lorbeeren zu gewinnen und unsern Ruhm zu verdunkeln; ich mag solchen anmaßenden Menschen gar nicht sprechen. Morgen, wenn er abgereist ist, dann theile mir aus Coremonts Briefen alles mit, was nicht allein für die Familie gehört, und Du wirst sehen, daß ich mich [illegible] kann, aber heute erlaube mir allein zu bleiben. Der Graf, der die Freiheit seiner Gäste nicht zu beschränken wünschte, fügte sich in den Willen seines Freundes, und als er diesen nach einiger Zeit verließ und in den Saal zurückkehrte, fand er die Gesellschaft dort versammelt und den fremden Krieger durch den kurzen Schlaf gestärkt, von den Frauen umringt, die alle verlangten, er sollte von Coremont erzählen, und ihn deßhalb

it tausend Fragen bestürmten. Der junge Mann wußte gentlich nichts weiter zu sagen, als daß er als Courier ach Petersburg gesendet worden, und da ihm die Zeit be- immt sei, in welcher er wieder bei seinem General eintref- n müsse, und man ihn in Petersburg sehr schnell wieder bgefertigt, so habe er durch angestrengte Eile es so einrich- n können, daß ihm Zeit geblieben sei, einen kurzen Besuch uf zwei Tage bei seinen Eltern zu machen, deren Güter in nbedeutender Entfernung von der Straße lägen, die er abe verfolgen müssen. Hier habe er Evremont als Haus- enossen gefunden, indem ihn sein Vater als Kriegsgefan- enen bei sich aufgenommen habe. Den Abend vor seiner lbreise habe ihn der liebenswürdige, von der ganzen Familie eliebte junge Mann dringend gebeten, ein Paket an den Grafen Hohenthal zu besorgen, und da er sich überzeugt abe, daß sein Weg ihn nahe bei dessen Schlosse vorbeifüh- en müsse, so habe er sich entschlossen, das Paket, an dessen Beförderung dem Hausgenossen seiner Eltern so viel zu lie- gen schien, selbst zu besorgen, obgleich ihm dieser nicht gesagt, daß er der Sohn des Hauses sei.

Die Frauen waren über diese Zurückhaltung Evremonts ehr erstaunt. Den Grafen, der das an ihn gerichtete Schrei- en flüchtig durchgesehen hatte, schien sie weniger zu befrem- den; er sagte nur lächelnd: Die Umstände, unter welchen

mein Sohn das Haus Ihres würdigen Vaters betrat, würden vielleicht Zweifel an seiner Wahrheitsliebe erregt haben, wenn er sich Obrist und den Sohn eines Grafen hätte nennen wollen. Ich habe sein Schreiben noch nicht ganz gelesen, aber ich glaube nach dem, was ich schon daraus ersehen habe, daß wir nie im Stande sein werden, die ganze Schuld der Dankbarkeit gegen Ihre Familie abzutragen. Der junge Mann schwieg etwas verwirrt; er mochte es nicht sagen, daß ihm während des kurzen Aufenthalts im Hause seiner Eltern Everemonts Dasein völlig unbedeutend vorgekommen war, daß er kaum ein Wort mit ihm gewechselt habe und nur beim Abschiede erst aufmerksam auf ihn geworden sei, als dieser ihn so dringend gebeten, ein großes Paket Briefe an einen deutschen Grafen zu besorgen, und daß Neugierde mehr als Theilnahme ihn bestimmt habe, selbst der Ueberbringer zu sein, indem er zu erfahren gehofft habe, in welchem Zusammenhange Everemont mit diesem Grafen stehe, ohne daß er irgend erwartet habe, in als Sohn des gräflichen Hauses bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

Der Tag verschwand, den man dem Gaste so angenehm als möglich zu machen strebte, und am folgenden Morgen führten ihn des Grafen schnellste Pferde seiner Bestimmung entgegen. Der General, der den Fremden hatte abreisen sehen, erschien nun sogleich und erinnerte den Grafen an sein

gestriges Versprechen, ihm alles über Evremont mitzutheilen, was die Theilnahme des Freundes erregen könne. Der Graf, der die Blätter schon durchgesehen hatte, war bereit sie vorzulesen, da sie Evremont, wie er oft that, in französischer Sprache geschrieben hatte.

Evremont beschrieb seinen Eltern den Einzug der Franzosen in Moskau, wie sie in ihren Erwartungen sich getäuscht gesehen hätten, als sie die beinah gänzlich von den Einwohnern verlassene Stadt betraten, den furchtbaren Brand und den noch furchtbarern Rückzug. Mein Regiment, fuhr er in seinem Berichte fort, war gänzlich auseinander gesprengt und vernichtet, ehe wir die Beresina erreichten. Der Mangel, die Kälte rafften Tausende hin, und die Ueberlebenden dachten nur daran weiter rückwärts zu kommen, ohne mehr dem Befehle ihrer Officiere zu gehorchen. Der alte Bertrand, der Schwager des jungen Lorenz, hatte sich treu mit einem kleinen Haufen an mich angeschlossen; er glaubte mir Dank schuldig zu sein für manche kleine Dienste, die ich ihm geleistet, um mein hartes Verfahren gegen seine Gattin in Spanien wieder gut zu machen. Diese, die uns als Marketenderin folgte, gewährte mir nun viele Erleichterung durch die wenn auch geringen Vorräthe, die sie für ihren Mann und ihr Kind zu bergen gewußt hatte, und die die Familie bereitwillig mit mir theilte. Aber auch diese kleine Milde-

rung der Beſchwerden ſollte bald für mich aufhören. Wir wurden eines Abends in der Dunkelheit von Koſacken überfallen und da wir, vor Kälte erſtarrt, nicht fechten konnten, ſo ſuchte Jeder den Feinden, wie er vermochte, zu entkommen.

Ich irrte die Nacht auf einer unermeßlichen Ebene umher; ein ſcharfer Wind hob den Schnee vom Boden auf und wirbelte ihn in der Luft umher, vom Himmel ſenkten ſich gleiche Maſſen nieder, die ſich mit den vom Boden emporgewirbelten vereinigten. Bei jedem mühſamen Schritt ſanken die Füße bis an die Knice in den Schnee, der den Boden Ellenhoch bedeckte, ſo daß es ſchien, als ob alle Lebendigen von der Erde verſchwunden und ich einſam den furchtbar aufgeregten Elementen Preis gegeben ſei, denn der Wind wurde immer kälter und ſchneidender, und die dünne Uniform konnte mich gegen dieß Ungemach nicht ſchützen. Alle meine Beſitzthümer wie meine Dienerſchaft waren zerſtreut, verloren, und ich hatte vor wenigen Tagen auf einer eiligen Flucht vor den Feinden ſelbſt den Mantel zurücklaſſen müſſen, den ich in einer rauchenden Hütte abgelegt hatte, die mir ein augenblickliches Obdach gewährte, um ihn am Feuer und Rauch zu trocknen. In dieſem troſtloſen Zuſtande fühlte ich nur noch dunkel die Nothwendigkeit, mich fortwährend zu bewegen, wenn ich mein Leben erhalten wolle. Mit höchſter Anſtrengung ſetzte ich meine Wanderungen fort, ſelbſt völlig

erblindet, denn der Wind trieb mir den Schnee in's Geſicht; dieſer blieb an den Augenliedern hängen, die ſogleich zufroren. Endlich waren meine Kräfte erſchöpft; trotz der groſſen Kälte bemeiſterte ſich eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit meiner, und ich glaube, ich würde nach wenigen Minuten niedergeſunken ſein und würde, wie ſo viele Tauſende, mein Leben durch die Gewalt der furchtbaren Elemente verloren haben, wenn nicht eine rauhe Hand die meine ergriffen und mich in eine kleine Hütte gezogen hätte, der ich mich, ohne es in meiner Blindheit zu bemerken, genähert hatte. Die große Hitze in der Hütte ließ den Schnee ſchmelzen, mit dem mein Geſicht bedeckt war, und meine Augen öffneten ſich. Ich erkannte, daß ich mich unter Koſacken befand, die hier die Nacht zugebracht zu haben und der Kälte draußen eine gleiche Hitze in ihrer Hütte entgegenſetzen zu wollen ſchienen. Dieſer plötzliche Wechſel der Luft betäubte mich vollends, und ich ſah die Geſtalten ſich nur wie Schatten in dem in der Hütte verbreiteten Rauch bewegen. Der Anführer dieſes kleinen Trupps bemerkte es vielleicht, daß ich dem Tode nahe war. Er trat zu mir, ſchüttelte meine Hand, und das braune, kriegeriſche Geſicht blickte mich gutmüthig an; er ſprach einige Worte, die mich vermuthlich ermuntern ſollten; ich verſtand aber ſeine Gebehrden beſſer; er reichte mir nämlich eine Flaſche hin und deutete an, ich ſolle trinken. Ich that

es und fühlte, wie die Wärme des Getränks wohlthätig auf mich einwirkte, zugleich aber meine Müdigkeit sich erhöhte. Auf einige Worte ihres Anführers hatten zwei Kosacken mir die völlig durchnäßte Uniform ausgezogen. Sie bekleideten mich mit einem gemeinen Soldatenmantel und setzten mir eine ähnliche Mütze auf. Ich ließ Alles mit mir geschehen, ich war völlig betäubt und willenlos; ich weiß nur noch, daß ich auf einen für mich bereiteten Haufen Stroh sank und in einen so tiefen Schlaf fiel, daß ich nichts mehr vernahm, was in der Hütte vorging.

Ich mochte mehrere Stunden geschlafen haben, als ich durch heftiges Rütteln aus diesem todtenähnlichen Zustande erweckt wurde. Man deutete mir an, daß wir weiter ziehen müßten, und reichte mir grobes Brod, gesalznes Fleisch und gemeinen Branntwein als Frühstück. Ich verschlang diese dürftige Nahrung und sah mich dann vergeblich nach meiner Uniform um; sie war verschwunden, zugleich vermißte ich meine Uhr, mein letztes Besitzthum von Werth, und die wenigen Goldstücke, die ich bei mir getragen hatte. Ich sah also wohl, daß mein tiefer Schlaf von den behenden Kosacken nicht unbenutzt gelassen war. Da ich aber den Kriegsgebrauch kannte, so erhob ich keine vergebliche Klage und bequemte mich, in der demüthigen Kleidung eines gemeinen französischen Soldaten mit meinen Ueberwindern, die sich im

Uebrigen aber menſchlich zeigten, den Weg in eine troſtloſe Gefangenſchaft anzutreten.

Ein kurzer Schimmer von Hoffnung leuchtete mir noch ein Mal. Wir ſtießen auf einen Theil eines franzöſiſchen Regimentes. Die Koſacken wurden angegriffen, ſprengten nach ihrer Art zu fechten ſogleich aus einander und entflohen einzeln mit Blitzesſchnelle dem überlegenen Gegner, und ich blieb in der Gewalt der Franzoſen. Ehe ich aber noch Gelegenheit finden konnte, mich mit dem Offizier zu erklären, ſtießen wir auf neue Feinde, und nach einem kurzen Gefecht, in welchem der Offizier blieb, geriethen wir in deren Gewalt, und meine Befreier waren meine Mitgefangenen geworden.

Ich will nichts von dem Elende erwähnen, das ich auf den endloſen Märſchen erdulden mußte, ehe wir das Armeecorps erreichten, dem das uns führende Regiment zugeordnet war. Ich verdankte es der Kraft der Jugend, daß ich dieſe Mühſeligkeiten überſtand, denen die meiſten meiner Unglücksgefährten unterlagen. Endlich war dieß traurige Ziel erreicht, und die wenigen noch lebenden Gefangenen, die der Obriſt des ruſſiſchen Regimentes, das uns genommen hatte, vorſtellen konnte, wurden einer großen Anzahl zugeſellt, die nach dem Innern des Reiches geführt werden ſollte. Hier traf ich Franzoſen, Deutſche, Italiener und Spanier im bunten

Gemisch, aber Alle in gleichem Elend. Unsere Namen wurden hier flüchtig verzeichnet, und da meine höchst armselige Erscheinung in der zu Lumpen gewordenen Kleidung eines gemeinen Soldaten, hätte ich die Wahrheit angegeben, meine Glaubhaftigkeit verdächtig gemacht haben würde, so nannte ich mich bloß Cyrrmont, Officier des Regimentes, das ich geführt hatte. Aber auch dieß konnte bei der unglaublich grossen Anzahl Gefangener, die stündlich eingebracht wurden, nicht weiter beachtet werden. Da ich nur mein Wort dafür hatte und meine Erscheinung dem widersprach, auch unter den gegenwärtigen Gefangenen Niemand war, der mich kannte, so traf mich das Loos, als gemeiner Soldat mit einer Anzahl, worunter wenige Franzosen waren, meist Italiener, einen Weg anzutreten, dessen ich mich mit Schauder erinnern werde, so lang ich lebe.

Unsere Nahrung war der Masse nach zwar hinreichend, aber von der gröbsten Art, so daß sich meine Natur dagegen sträubte und ich beinahe dem Hunger unterlag, und ich gestehe, daß ich, wenn wir durch kleine Städte zogen, in welchen Bäcker wohnten, die schlechte Waizenbrote zum Verkauf ausgelegt hatten, alle Kraft der Seele aufbieten mußte, um meine Hand nicht danach auszustrecken, und mich hielt nur die Furcht vor den schimpflichen Folgen davon zurück, denn auch in diesem Elende blieb mir das Gefühl, daß

ich Ihnen, meine verehrten Eltern, meiner angebeteten Emilie und meinem geliebten Knaben ein makelloſes Leben ſchuldig ſei, und daß ich keine Handlung begehen dürfe, worüber mir ſo theure Weſen jemals erröthen müßten.

So, in täglich zunehmender Noth, hatten wir die Oſtſeeprovinzen erreicht, und mehrere der unglücklichen Gefangenen waren ſo entkräftet, daß ſie auf Schlitten fortgebracht werden mußten, um in der nächſten Stadt, wo Lazarethe eingerichtet waren, zur Pflege abgegeben zu werden. Die Furcht vor einem ähnlichen Schickſale vermochte mich alle Kräfte aufzubieten, um meinen Weg zu Fuß fortſetzen zu können, und das Unglück der Kranken erleichterte ſelbſt ein wenig den Zuſtand der Geſunden, denn das Bedürfniß Pferde zu haben, um die Hülfloſen fortzuſchaffen, hatte die Einrichtung nothwendig gemacht, daß die an der Straße wohnenden Edelleute die nöthigen Pferde zu ſtellen verpflichtet wurden, und ſo zogen wir von einem Edelhofe zum andern, indem in jedem neue Pferde bereit gehalten wurden, die die Kranken wieder bis zum nächſten brachten, und ich muß es dankend rühmen, wie bereitwillig die Menſchenliebe die Noth des Augenblicks zu lindern ſtrebte. Freilich war der wohlthätige Beiſtand mehr meinen Gefährten als mir zu Theil geworden, denn ich konnte mich nicht hinzudrängen, um meinen Theil von den Lebensmitteln, die uns gereicht wurden, zu

erhalten. Da mich die Gefangenen selbst für einen gemeinen Soldaten hielten, so glaubten sie mir keine Rücksicht schuldig zu sein, und da die Noth den von Natur selbstsüchtigen Menschen noch selbstsüchtiger macht, so rafften die Andern Alles an sich, ohne daran zu denken, daß ich beinah verschmachtete.

Trotz dieser großen Noth hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken, daß das im Allgemeinen feine und gebildete Aussehen der meisten Edelleute einen seltsamen Gegensatz zu der Rohheit bildet, in die die ursprünglichen Bewohner des Landes, die jetzigen Bauern, versenkt sind, so daß man sich weit weg aus Europa versetzt fühlt, wenn man sie betrachtet, und seltsam überrascht wird, wenn man in dieser Umgebung zierliche Frauen, schöne Fräulein und gebildete Männer, die sämmtlich französisch reden, sich bewegen sieht. Mir wurde später dieses Räthsel gelöst, denn ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie viel eine jede Familie für die Erziehung ihrer Kinder thut, und wie jeder Vater, der es irgend vermag, seine Söhne auf Reisen sendet, um ihnen eine Wohlthat zu gewähren, die er auch selbst genossen hat. Dadurch ist ein gewisser Anstand im Betragen fast allen Familien eigen, der den Fremden angenehm anspricht. Die Ursache dieses anständigen, milden Betragens war mir zur Zeit meiner trau-

rigen Wanderung nicht klar, aber ich ſollte die wohlthätigen Wirkungen deſſelben erfahren.

Ich hatte durch faſt übermenſchliche Anſtrengung mich immer aufrecht erhalten; aber meine Kräfte waren durch lange Entbehrungen aller Art ſo geſchwächt, daß ich mit mir kämpfte, ob ich mich nicht ſollte ſinken und fühllos, beſinnungslos dem neuen Elende eines Lazareths entgegenſchleppen laſſen, als wir auf einem Edelhofe aufgeſtellt wurden und hier warten ſollten, bis die nöthigen Pferde herbeigeſchafft würden. Der Beſitzer des Gutes, ein Mann von mittleren Jahren, näherte ſich uns mit ſeinem Verwalter und betrachtete unſer Elend mit mitleidigen Blicken. Er ſagte dem Verwalter einige Worte, der darauf in's Haus ging, und redete die nächſten Gefangenen franzöſiſch an, und als er die Italiener bemerkte, dieſe auch italieniſch.

Mit lärmender Freude ward er ſogleich von denen umringt, die die Laute ihres ſchönen Vaterlandes in ſo weiter Ferne vernahmen. Indeß war die Gemahlin des Gutsbeſitzers auch herab gekommen; ſie redete uns freundlich an, und eine Magd trug ihr einen Korb voll wollener Strümpfe nach, die ſie unter uns vertheilte, denn das mitleidige Auge dieſer Frau hatte ſogleich unſere höchſt mangelhafte Fußbekleidung bemerkt. Schöne Kinder umringten das würdige Paar, in deſſen Augen Thränen des Mitgefühls glänzten.

Die Italiener besonders drängten sich stürmisch heran, um die Gaben den schönen Händen zu entreißen. Ich lehnte mich seitwärts an die kalte Mauer, denn ich konnte mich beinahe nicht mehr aufrecht erhalten. Die Dame bemerkte mich, und vielleicht durch mein bleiches Ansehen gerührt, näherte sie sich mir, um mir ihre Gabe zu reichen, die ich dankbar empfing. Der Verwalter erschien nun wieder und der Herr des Guts lud uns ein in's Haus zu treten, um uns zu erwärmen und uns durch eine einfache Mahlzeit zu erquicken. Alle drängten sich herbei und so auch ich, den die äußerste Noth dazu trieb, so gut ich es vermochte. O! meine theuersten Eltern, wie köstlich dünkte mir nach so langer Entbehrung reinlich bereitete Suppe, die ein mürrischer Koch in Schüsseln von grobem Thon vor uns hinstellte, indem er uns hölzerne Löffel dazu reichte. Er zählte, indem er mit seinem großen Messer Jeden berührte, laut seine ihm unwillkommenen Gäste und theilte das uns bestimmte Fleisch, ohne Rücksicht auf einladende Saubrkeit, in eben so viele Theile, als Personen vorhanden waren.

Die Wirthschafterin reichte Jedem mit verdrießlicher Miene ein Glas Branntwein aus demselben Glase. Alles das störte nicht die Lust des Genusses, und hätte ich nach der Mahlzeit meine ermüdeten Glieder zum erquickenden Schlummer ausstrecken dürfen, so würde ich mich in dem

Augenblicke glücklich gefühlt haben. Doch die Pferde waren bereit und wir mußten ſcheiden. Ich hatte bemerkt, daß der Gutsbeſitzer vor unſerer Mahlzeit ernſthaft mit ſeiner Gemahlin ſprach, wobei mich Beide betrachteten. Jetzt näherte er ſich mir wieder und fragte, wo wir gefangen genommen wären. Nachdem ich auf ſeine Frage geantwortet, nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm für die Güte, die er uns bewieſen, zu danken. Es ſchien mir, als ob er gern das Geſpräch mit mir fortgeſetzt hätte, doch der Unteroffizier, der uns führte, erinnerte, daß es Zeit ſei aufzubrechen, und ich verließ mit Schmerz einen Ort, wo ich nach langem Leiden die erſte Erquickung gefunden hatte, nachdem ich dem menſchenfreundlichen Gutsbeſitzer noch meinen Namen geſagt hatte, den er zu wiſſen begehrte.

Erwärmt und geſättigt faßte ich von Neuem den Entſchluß, mich ſo lange als möglich aufrecht zu erhalten, um der Gefahr, in's Lazareth zu kommen, zu entgehen, und es war auf unſerm zweiten Tagesmarſche, den ich mit höchſter Anſtrengung als Geſunder machte, als ich den Gutsbeſitzer, der uns ſo wohl aufgenommen hatte, bei uns vorbeifahren ſah. Er grüßte uns freundlich, und ich weiß nicht, was ich mir daraus Gutes vorherſagte, aber ſein Anblick richtete meinen Muth auf und ich erreichte die Stadt als Geſunder, wo unſer ferneres Schickſal entſchieden werden

sollte. Wir waren auf dem Markte aufgestellt, und sahen nicht ohne schmerzliche Empfindungen uns von den Einwohnern mit Neugierde betrachtet, und erwarteten mit Aengstlichkeit die Entscheidung, wohin wir nun mit kraftlosen Schritten wandern sollten. Ich blickte mit Betrübniß auf das Haus, wo der Obere der Polizei wohnte, der unsere weitere Versendung zu besorgen hatte, als sich die Thür desselben öffnete und der mir so wohlbekannte Gutsbesitzer an der Seite dessen heraustrat, der unser Schicksal zunächst zu bestimmen hatte. Mein wohlwollender Bekannter näherte sich mir und fragte mich, ob ich etwas dagegen hätte, wenn er mir den Vorschlag machte, das Ende des Krieges als sein Hausgenosse zu erwarten und indessen die Verpflichtung zu übernehmen, seine Kinder in der französischen Sprache und, worin ich sonst vermöchte, zu unterrichten, vor Allem aber beständig französisch mit ihnen zu sprechen, damit sie sich die nationale Aussprache ganz eigen machen könnten. Ich ging mit Freuden auf sein Anerbieten ein, und in wenigen Minuten war die Sache zwischen ihm und dem Obern der Polizei abgemacht, und ich folgte zum großen Aerger der Italiener, um die sich Niemand bemühte, dem wohlwollenden Manne, dessen Hausgenosse ich werden sollte. Die wenigen Franzosen unter den Gefangenen waren bald auf eine ähnliche Art wie ich selbst untergebracht, und nur die unglück-

lichen Italiener und Spanier wurden weiter gesendet. Mein neuer Beschützer kaufte mir zu allererst einen Mantel, der, obwohl nichts weniger als fein, mir dennoch höchst erfreulich war, denn ich konnte nun die erstarrten Glieder erwärmen, auch in dem Gasthofe, wo er selbst abgestiegen war, mich durch eine anständige Mahlzeit stärken, und den andern Tag saß ich neben ihm im Schlitten, von wärmenden Decken geschützt, und flog schnell und bequem den Weg nach seinem Gute zurück, den ich so kummervoll und mühevoll vor wenigen Tagen gewandert war.

Im Hause meines Beschützers angelangt, fand ich die wohlwollendste Aufnahme. Der lang entbehrte Besitz eines freundlichen, anständig möblirten Zimmers erfreute mein Herz; ein reinliches, bequemes Lager lockte mich an, doch wurde ich dieses Genusses erst durch ein Bad würdig, das man mir, die Nothwendigkeit erkennend, sogleich bereitete. Die zarte Vorsorge der Gebieterin des Hauses ließ es mir auch an Wäsche nicht mehr mangeln, und da von meinen Kleidungsstücken durchaus keines brauchbar war, brachte man mir für's Erste einen Schlafrock meines Beschützers. In diesem so sehr verbesserten Zustande war ich doch einige Tage ein Gefangener auf meinem Zimmer, bis der Schneider des Gutes, ein Eingeborner des Landes, der die Bedienten des Hauses kleidete, seine Kunst zu meinem Besten ausgeübt

hatte. Da ich nicht mit ihm sprechen konnte, mußte ich mich seiner Willkühr überlassen, doch wären Erinnerungen auch überflüssig gewesen; er kannte nur einen Schnitt der Kleider, den er seit Jahren für alle Bedienten des Hauses benutzte. Der Stoff, aus dem mein neuer Anzug verfertigt wurde, war zwar von feinem Gespinnst, ein Fabrikat des Hauses, worin ich nun lebte, doch aus Mangel an Kenntniß und den nöthigen Vorkehrungen so schlecht bereitet, daß er nur in der Ferne eine Aehnlichkeit mit Tuch hatte. Auf gleiche Weise wurde meine Fußbekleidung durch einen Eingebornen besorgt, und um das Werk zu vollenden, schnitt einer der Bedienten, der dieß Geschäft bei seinen Kameraden besorgte, mein Haar, das auf den mühseligen langen Märschen völlig verwildert war, auf eine Weise zurecht, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich mich im Spiegel erblickte. Und nun war ich fähig, der Familie des Hauses vorgestellt zu werden.

Nennen Sie mich nicht undankbar, verehrte Eltern. Ich erkannte mit dankbarer Seele die wohlthätige Verbesserung meiner Lage, aber ich stand dennoch betrübt vor dem Spiegel und betrachtete mich mit einem erzwungenen Lächeln, durch das ich mich selbst aufzurichten strebte. Ich mußte daran denken, daß ich sonst nur die feinsten, ausgewähltesten Zeuge für würdig hielt meinen Leib zu bedecken, und daß

die vorzüglichsten Kleiderkünstler in Paris oft noch von mir getadelt wurden und mich nicht zufrieden stellen konnten. Meine Haut durfte nur Battist oder höchstens die feinste holländische Leinwand berühren, und ich gestehe, ich war nicht frei von Eitelkeit in Bezug auf mein vorzüglich schön gelocktes Haar, und ich hielt Wohlgerüche für ein unentbehrliches Bedürfniß des Lebens, und nun — wie demüthig umhüllt, ja, wie lächerlich entstellt blickte mich mein Bild aus dem Spiegel an, mir allen Muth benehmend, mich vor den Frauen zu zeigen.

Der Graf hatte viele Stellen dieses langen Schreibens mit bewegter Stimme gelesen. Die Thränen der zuhörenden Frauen waren häufig geflossen; auch der General, der den kleinen Adalbert auf den Knieen hielt, hatte oft mit Mühe die Rührung zurückgehalten, die in ihm die Theilnahme an Evremonts Geschick erregte; aber jetzt schien er mit einer andern Empfindung zu kämpfen, die er einige Augenblicke mit Anstrengung unterdrückte; doch plötzlich brach er in ein herzliches, langes, lautes Gelächter aus.

Der Graf sah seinen Freund bei diesem unerwarteten Ausbruche der Heiterkeit verwundert an. Die Frauen richteten zornige Blicke auf ihn, und die sanfte Emilie sagte, indem sie unwillig ihre Thränen trocknete: Ist es möglich, daß die Kunde von so großen Leiden, von der traurigen

Lage eines Freundes irgend ein Gefühl von Heiterkeit erregen kann?

Werthe Freunde, sagte der General, die Thränen trocknend, die ihm sein heftiges Gelächter erpreßt hatte, sein Sie nicht undankbar, und verschonen Sie mich mit Vorwürfen und zornigen Blicken. Der Himmel weiß, wie oft ich im Stillen für Ernewents Schicksal gezagt habe, und wie herzlichen Antheil ich an seinen Gefahren und Leiden nehme, deren Größe nur der beurtheilen kann, der mit demselben Ungemache gekämpft hat. Aber er lebt, er ist gesund, unverstümmelt weder durch den Feind, noch durch das noch feindlichere Klima, die Gefahren, die ihn noch weiterhin in seiner Gefangenschaft hätten treffen können, sind abgewendet, gegen den furchtbarsten Mangel, dem er noch hätte erliegen können und dem Tausende erliegen werden, schützt ihn der Aufenthalt in einer achtbaren Familie, worin Du, alter Freund, ihm auf's Schnellst. die größten Summen senden kannst, was Du auch nicht unterlassen wirst; dieß ist ein Glück, so groß, so ernsthaft, daß Euer Dank dafür nicht feurig genug zum Himmel emporsteigen kann. Aber nun seid auch gerecht und vergönnt mir, da alle Gefahr und auch alle eigentliche Noth für ihn vorüber ist, das Lächerliche seiner Lage zu fühlen. Können Sie es läugnen, fuhr er fort, indem er sich an Emilie wendete, daß unser Freund die größ-

ten Gedanken in ſeiner Seele hegen konnte und zugleich daneben doch auch ernſthaft daran dachte, wie er ſein Halstuch nach der Mode knüpfen ſollte? Wollen Sie behaupten, daß das weiche, dunkle, ſchön gelockte Haar ihm nie eine angenehme Beſchäftigung gewährt habe? Und nun iſt es gefallen unter der plumpen Scheere eines Bauern. Achtete er nicht beinah ängſtlich darauf, in ſeinem Anzuge die Sitte des Tages zu beobachten? Er war die Zierde der Geſellſchaften, und dieß bewußtloſe Gefühl gab ihm die liebenswürdige Sicherheit des Betragens, die gleich weit von kindiſcher Schüchternheit entfernt iſt, wie von ungezogener Anmaßung. Er war der Spiegel der Mode, alle jungen Herren, die auf guten Ton Anſpruch machten, ſuchten ſich ihm ähnlich zu geſtalten, und nun, wie ſehr ſind alle dieſe Vorzüge für den Augenblick verdunkelt! Aber beruhigen Sie ſich, meine Freunde; die großen Geldſummen, die Sie ſenden werden, erreichen ihn bald. Dann wird er die demüthige Hülle eines Kinderlehrers abwerfen und, wie die Sonne aus verſchleierndem Nebel, zum Erſtaunen ſeiner Umgebung glänzend hervortreten.

Es konnte Niemand umhin ſich einzugeſtehen, daß der General nicht mit Unrecht Evremont der kleinen Schwächen beſchuldigte, deren er gedachte. Sie waren aber ſo eng mit allen liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Charakters ver-

wirkt, daß Niemand sie hinweg gewünscht hätte, und das unwillkührliche Lächeln auf allen Gesichtern zeigte dem Freunde, daß man die Wahrheit seiner Bemerkungen anerkannte. Dieser hob den kleinen Adalbert von seinen Knieen auf, küßte ihn herzlich und rief: Ich sage Dir, mein Junge, werde so gut, so brav wie Dein Vater, so edel, so mild, so treu in der Freundschaft und so großmüthig wie er, dann will ich Dir erlauben, Dich noch sorgfältiger zu putzen, wie er selbst, wenn es möglich ist.

Diese Unterbrechung hatte die tiefe Rührung der Familie gemildert, und man vernahm in ruhiger Stimmung, indem man zuweilen auch ein Lächeln sich erlaubte, die weiteren Klagen Evremonts, die der Graf vortrug. Ich wendete mich von dem Spiegel ab, schrieb Evremont weiter, und schritt einige Mal im Zimmer auf und ab, um den unangenehmen Eindruck zu besiegen, den mein Bild in demselben auf mich gemacht hatte; dann faßte ich den Muth mich den Damen vorzustellen.

Des andern Tages, nun völlig hergestellt von allen erduldeten Beschwerden, begann ich mit Eifer mein Geschäft. Ich unterrichtete die Kinder in allen Dingen, worin ich Unterricht zu ertheilen vermochte. Ich lehrte nicht nur französisch, sondern auch Zeichnen, Geschichte und Erdbeschreibung, und unterrichtete die Knaben in der Mathematik.

Die dankbaren Eltern erkannten um so mehr meine Bemühungen an, als sie, wie sie glaubten, ein so vorzügliches Loos getroffen hatten. Denn in allen Nachbarhäusern waren ebenfalls kriegsgefangene Franzosen; da diese aber größtentheils waren, was ich schien, nämlich gemeine Soldaten, so konnten sie weder Sitten, noch irgend eine Wissenschaft lehren, und ich mußte oft lächelnd bemerken, daß sich durch Einige sogar die provinziellen Dialekte unsers schönen Frankreichs zu verbreiten anfingen. Auf diese Art fühlte ich mich bald heimisch bei den guten Menschen, in deren Hause ich lebte, und sie behandelten mich bei sich wie ein Glied ihrer Familie. Anders war dieß freilich in der Gesellschaft, wo ich völlig bis zum Nichts herabsank, denn die Edelleute, zu denen sich die Prediger gesellten, bildeten eigentlich die Gesellschaft. Die verschiedenen Hofmeister und Lehrer waren nur gegenwärtig, ohne dazu zu gehören, und von diesen sonderten sich die Deutschen wieder ab, die natürlich Anspruch darauf machten, Gelehrte zu sein, und deßhalb mit großer Geringschätzung auf die Franzosen herab sahen, die sie ohne Ausnahme für gemeine Soldaten hielten. Den Frauen nähert man sich in Gesellschaften nur beim Tänze, und da es meinem Gefühl zu sehr widersprach, mit fremden Frauen zu tanzen, indeß meine angebetete Emilie vielleicht brennende Thränen des bittersten Kummers über mein Schick-

sal vergießt, und da ich außerdem vermeiden wollte, daß man den Wunsch äußern möchte, ich solle die Kinder auch in dieser Kunst unterrichten, weil ich in meiner abhängigen Lage keinen Wunsch, der geäußert wurde, ablehnen durfte, so läugnete ich hartnäckig, daß ich zu tanzen verstehe, und obwohl man dieß von einem Franzosen lange nicht glauben wollte, hörte man doch endlich auf mich aufzufordern, an einem Vergnügen Theil zu nehmen, das keins für mich sein konnte.

Er hat Recht, unterbrach der General abermals die Vorlesung, er hat Recht. Daß er ernsthafte Wissenschaften zu lehren sucht, in einer Abhängigkeit, die er aus ehrenvollen Gründen erduldet, kann ihn nie beschämen; aber ewig unauslöschlich lächerlich und kränkend würde es mir sein, wenn ich mir einen der bravsten Offiziere der großen Armee denken müßte mit russischen Kindern nach einer armseligen Geige herumspringend, um ihnen Künste zu lehren, womit sie in ihren Gesellschaften glänzen sollen.

So geschah es, fuhr der Graf aus Evremonts Briefen fort, daß ich mich nie so völlig einsam fühlte, wie in den Gesellschaften, die sich hier auf dem Lande bildeten, und ich sehnte mich herzlich nach dem spät beginnenden Frühlinge, um einigen Ersatz für alles, was ich entbehre, in der Na-

tur zu finden. Doch auch diese bietet hier Genuß mit karger Hand. Die Gegend wenigstens, in der ich lebe, ist so völlig flach, daß man den kleinsten Hügel ganz ernsthaft einen Berg nennt, und das Auge schweift, irgend einen Punkt suchend, an den es den Blick fesseln möchte, ermüdet über unermeßliche Kornfelder, die oft nur der Horizont begränzt. Man bekommt ein ängstigendes Gefühl der Trockenheit, weil man mehrere Meilen fahren kann, ohne das kleinste Wasser zu erblicken, und trifft man endlich auf einen Bach, so fließt er träge zwischen flachen Ufern, und ist im Sommer mit Schilf und Binsen bewachsen. Dieß ist im Allgemeinen der Charakter des Landes, und dennoch lieben dessen Bewohner hier die Natur mehr, als ich es an den Bewohnern der glücklichsten Gegenden bemerkt habe. Man kann sagen, sie feiern jeden schönen Tag, den ihnen der hier strenge Himmel etwa gewährt; sie benutzen jeden Platz an einem dieser Flüsse oder der kleinen Seen im Lande, um anmuthige Gärten zu bilden. Ja, sie wandeln zu diesem Zwecke die unwirthbarsten Sümpfe um und ringen mit unglaublichen Anstrengungen der widerspenstigen Natur ein kleines Fleckchen ab, um ihre Sehnsucht nach einer anmuthigen Umgebung zu befriedigen. In solchen kleinen Paradiesen kann man es zuweilen vergessen, daß man so hoch im Norden lebt; nur muß der unter den Blüthenbüschen Wandernde sich hüten, daß sich sein Auge

nicht über die Umzäunung hinaus verirrt, sonst wird ihn die Liebe rund umher daran erinnern.

Daß ich nun hier, meine theuern Eltern, trotz der Güte, die ich erfahre, ein höchst trauriges Leben führe, werden Sie begreifen, in drückender Abhängigkeit, von der Gesellschaft eigentlich ausgeschlossen, zurückgestoßen von der rauhen Natur, ohne alle Nachricht von allen mir theuern Wesen, und durch die öffentlichen Nachrichten für mein Vaterland mit Recht besorgt! Ich läugne nicht, daß ich mich oft mit aller Anstrengung ermannen muß, um den Kummer, den ich im Herzen trage, denen nicht zu zeigen, die ihn weder verstehen noch theilen könnten, denn sehr begreiflich sind hier viele Dinge, die mich betrüben, eine Ursache zur Freude.

Es war mir ein Trost, in einsamen Stunden diese Zeilen an meine Familie zu richten, ohne daß ich wußte, wie sie bis zu Ihnen, geliebte Eltern, gelangen sollten. Nach Jahren hatte ich gestern das erste Mal wieder das Gefühl lebhafter Freude. Der älteste Sohn des Hauses, in dem ich lebe, überraschte seine Eltern und Geschwister auf seinem Rückwege zur Armee mit einem kurzen Besuche. Er hat mir sein Ehrenwort gegeben dafür zu sorgen, daß diese Briefe sicher in Ihre Hände kämen, mein theurer Vater, und ich betrachte nun meine Noth als geendigt. Evremont fügte noch Vieles hinzu für jedes einzelne Glied der Familie, wel-

ches der Graf nicht angemessen fand dem Generale mitzutheilen, und er endigte die Vorlesung, die Alle mit so innniger Theilnahme angehört hatten.

XIII.

Das Schreiben Evremonts hatte die schmerzliche Trauer in der Familie des Grafen geendigt. An die Stelle der quälenden, alle Lebenskräfte verzehrenden Angst trat die wohlthätige Sehnsucht der Liebe, die zwar innig die Vereinigung mit dem Geliebten herbei wünscht, aber, wenn das Schicksal zögert diese zu gewähren, die Stunden des Erwartens dadurch versüßt, daß sie alle dem Streben gewidmet werden, den schönen Augenblick, wenn er endlich eintritt, auf alle Weise zu verherrlichen. Der Graf hatte leicht Mittel gefunden, da er Evremonts Aufenthalt kannte, ihm solche Summen zu übersenden, daß von einer abhängigen Lage nun bei ihm nicht die Rede mehr sein konnte, und da das ganze Land von Feinden gereinigt war, so konnte ein regelmäßiger Briefwechsel eintreten, der ein großer Trost für Alle wurde. Emilie hatte nun Gemüthsruhe genug den wohlgemeinten Rath ihrer Tante zu befolgen, und sie theilte ihre Zeit zwischen der Sorge für ihren Sohn, den sie schon zu unterrichten anfing, und eigenen Studien und Musik. Die wohlwollende Adele rief oft triumphirend: Hatte ich nicht Recht, daß ihn

der Himmel zu unſerm Troſte erhalten würde und war nun nicht all die furchtbare Angſt unnöthig? Sie liebte Evremont mit der Zärtlichkeit einer Mutter; ſie hatte oft verzweiflungsvoll für ihn gezagt, aber ſie war nun herzlich froh, mit gutem Gewiſſen die Laſt der Traurigkeit abwerfen und ſich ihrer angebornen Heiterkeit überlaſſen zu dürfen. Der Graf gewann den Gleichmuth der Seele wieder, denn er durfte den Schlag des Schickſals nicht mehr befürchten, den er ſich bewußt war nicht ertragen zu können, und die Gräfin, die ſich dem Grabe ſichtlich zugeneigt hatte, kehrte, geſtärkt durch die innere Ruhe, noch ein Mal auf den Weg des Lebens zurück. Selbſt die Kräfte des alten Dübois ſchienen ſich zu verjüngen, da er den jungen Grafen, wie er Evremont nannte, in Sicherheit wußte; es entzückte ihn, daß der gütige Herr auch ſeiner in dem langen Schreiben gedachte, und er widmete nun dem kleinen Grafen, wie er den kleinen Adalbert nannte, doppelte Aufmerkſamkeit und hatte wenigſtens ſelbſt eben ſo viel Freude daran, als er in Evremont dadurch zu erregen hoffte, daß der Kleine ſo reines Franzöſiſch ſprach, daß kein Pariſer etwas daran zu tadeln gefunden haben würde, ein Verdienſt, welches ſich der alte Haushofmeiſter ganz allein zuſchrieb.

Jeder Fortſchritt, den die verbündeten Truppen in Frankreich machten, erhöhte die Zufriedenheit der Familie des Gra-

ſen, denn jeder führte die Hoffnung des endlichen Friedens näher. Eine ganz andere Wirkung hatten dieſe Fortſchritte auf das Gemüth des General Clairmont. Er hatte gehofft, Frankreich würde der geſammten Macht Europas widerſtehen und ſo auf eigenem Boden den in der Ferne verlornen Ruhm wiedergewinnen. Ihn entzückte daher jeder Vortheil, den die Franzoſen erkämpften, und er erklärte es für eine Verwegenheit der Verbündeten, daß ſie ſich nach Paris wendeten, denn er ſagte ihren gewiſſen Untergang vor dieſer Stadt voraus, deren geſammte Bevölkerung, wie er behauptete, die Waffen gegen den eindringenden Feind ergreifen würde. Als nun der entſcheidende Schlag gefallen war, Paris in ſeinen Mauern die fremden Heere aufnahm, gränzte ſeine Stimmung an Verzweiflung, und als bald darauf Napoleons Abdankung und die Zurückberufung der Bourbons erfolgte, ſchloß er ſich zwei Tage in ſein Zimmer ein, ohne ſelbſt dem Grafen Zutritt zu verſtatten, der ſo gern den Freund beruhigt hätte.

Als endlich der General wieder in der Geſellſchaft erſchien, war er bleicher und ernſter als gewöhnlich. Ich werde Dich nun bald verlaſſen, ſagte er dem Grafen, indem er ihm die Hand reichte. Die Erinnerung an Deine Freundſchaft, an den langen Aufenthalt in Deinem Hauſe wird mir um

ſo wohlthätiger ſein, da ich Deinem Beiſpiel folgen und mich auf meine Güter zurückziehen werde.

Wie kommen Sie zu dem Entſchluß? rief Adele unbedachtſam. Wie oft haben Sie behauptet, in Frankreich könne man nur in Paris leben, wenn man das Leben mit allen ſeinen Vorzügen genießen wolle.

Paris iſt nichts mehr für mich, rief der General mit aufflammendem Unwillen. Welchen Reiz könnte Paris für mich noch haben, wo Alles danach ſtrebt, ein ruhmvolles Leben zu vergeſſen oder als ein Verbrechen zu behandeln, wo ſelbſt jedes Zeichen vertilgt werden ſoll, das an eine ſo nahe Vergangenheit erinnert, daß ſie beinah noch Gegenwart iſt. Nein! rief er, indem er die dreifarbige Kokarde vom Hute nahm, nie werde ich dieſes Zeichen gegen das weiße Band vertauſchen; und darf ich es nicht mehr öffentlich erheben, ſo ſoll es auf meinem Herzen ruhen, ſo mag es mit mir begraben werden. Er wendete ſich ab, um das Geſicht, auf dem Zorn und Rührung mit einander kämpften, zu verbergen.

Wie iſt es möglich, ſagte der Graf in beſänftigendem Tone, daß die Farbe eines Bandes Dich ſo leidenſchaftlich erregen kann? Du ſprichſt nicht, wie Du denkſt, ſagte der General nach kurzem Schweigen, während deſſen er den Freund zürnend angeſehen hatte. Bleibt das ein bloßes Band, woran

ſich tauſend Erinnerungen der Ehre, der Begeiſterung, des Entzückens nach überſtandenen faſt unglaublichen Gefahren knüpfen? Hätte man uns ein Zeichen nicht laſſen ſollen, unter dem Frankreichs Name unter allen Himmelsſtrichen verherrlicht wurde? Nein, nimmermehr wird der, der dem kühnen Adler unter Egyptens heißen Himmel und nach Rußlands Wüſteneien folgte — — doch, ich vergeſſe, unterbrach er ſich ſelbſt mit Bitterkeit, ich vergeſſe, daß ich mit Dir rede, deſſen Seele an alten eingeſogenen Vorurtheilen hängt; der in Ereigniſſen, die außer aller menſchlichen Berechnung lagen, mit Selbſtzufriedenheit die richtige Berechnung ſeiner Weisheit erkennen, und der triumphirend mich daran erinnern wird, daß ja nun Alles ſo gekommen iſt, wie er es vorhergeſagt, der nun ſelbſtgefällig in tiefe Einſicht verwandeln wird, was damals nur ein eigenſinniges Feſthalten veralteter Meinungen war.

Und fühlſt Du nicht, ſagte der Graf mit Milde, wie ſehr Du mir unrecht thuſt, indem Du ein ſo treffliches Bild von mir entwirfſt? Ich habe nichts vorhergeſagt, ja ich geſtehe, daß ich nicht erwartet habe, Ereigniſſe zu erleben, wie ſie jetzt eingetreten ſind, und wenn ich in früheren Zeiten glaubte, daß ſie nicht außer dem Kreis der Möglichkeit lägen, ſo hatte mich die Geſchichte anderer Länder bewogen dieß anzunehmen und keineswegs eigenſinniger Dünkel. Und

wenn ich dem Himmel von Herzen dafür danke, mein Vaterland von dem Drucke der französischen Uebermacht befreit zu sehen, so richte ich deßhalb den Blick nicht feindlich nach Frankreich hinüber, und sollte der Traum, den ich jetzt hege, denn nicht eben so wohl wie der frühere in Erfüllung gehen können? Sollten nicht beide Nationen, statt einander feindlich zu vertilgen, ihre gegenseitigen Vorzüge anerkennen? Sollte nicht ein friedlicher Wetteifer eintreten können in der Ausbildung jeder Kunst und jeder Wissenschaft des Lebens? Und sollten nicht beide statt einander feindlich zu berauben, nun lieber durch gegenseitigen Austausch zu gewinnen suchen? Der Haß, der sich jetzt noch durch die aufgeregten Leidenschaften ausspricht, wird sich bald verlieren. Die Deutschen sind zu geneigt fremdes Verdienst anzuerkennen, als daß sie nicht bald wieder auch das französische gehörig würdigen sollten, und den Franzosen, erlaube es mir zu sagen, wird das erlebte Unglück eben so heilsam sein, wie einem in Reichthum, Glück und Gesundheit übermüthigen jungen Manne ein Schlag des Schicksals zuweilen wohlthut. Es wird Euch bescheidener machen und die Idee wird bei Euch Zugang finden, daß es auch außerhalb Frankreich noch etwas Bedeutendes und Wissenswerthes geben kann, daß auch die Bestrebungen anderer Nationen Achtung verdienen, und eine engere und edlere Verbindung wird sich so zwischen Euch und Euren

Nachbaren bilden, als wenn Ihr sie durch die Gewalt der Waffen unterdrücktet.

Der General war zu sehr mit seinen eigenen Gefühlen beschäftigt, als daß er die Worte des Freundes hätte genau beachten können. Er hörte nur im Allgemeinen die wohlwollende Gesinnung heraus, und mehr dem Gange seiner Gedanken folgend, als dem Grafen antwortend, sagte er: Es ist wahr, im Gefolge der Revolution waren empörende Gräuel. Das edelste Blut vergoß man, der Menschlichkeit Hohn sprechend, in Strömen, aber gestehe es, viele große Gedanken wurden auch ausgesprochen und faßten unmerklich Wurzel in jedes Menschen Brust, und wenn Du zurückblickst, wie weit alle Staaten sowohl, als einzelnen Menschen von der Stelle aus weiter geschritten sind, wo sie vor dieser Revolution standen, so wirst Du zugeben müssen, daß sie, wenn sie auch wie ein furchtbar zerstörendes Gewitter über die Länder schritt, doch auch wie dieses Spuren des Segens zurückgelassen hat. Napoleon bändigte dieses Ungeheuer, aber mit ungemessenem Ehrgeiz opferte er den kühnsten Plänen wieder das edelste Blut in Strömen, und doch fand Frankreich Trost in dem Ruhme, der seinen Namen unter den fernsten Himmelsstrichen verherrlichte. Jetzt hat nun wieder das strömende Blut vieler Tausende den Boden der Länder geröthet, um die Ver-

gangenheit zurückzuführen, und welcher Segen wird uns für diese Opfer?

Die Segnungen des Friedens, sagte der Graf, den Euer schönes Frankreich sowohl bedarf, wie alle europäischen Länder. Wir müssen erst erwarten, erwiederte der General, was dieser Frieden für Folgen haben wird, ehe wir seine Segnungen preisen. Ich werde mich auf jeden Fall zurückziehen und in ruhiger Muße für die Erziehung meiner beiden Knaben sorgen. Armer Bertrand! fuhr er seufzend fort, unser Napoleon und Eugen werden diese Namen nicht von Neuem verherrlichen, wie Du hofftest, denn Gott weiß, ob man ihnen nicht die Namen selbst als Verbrechen anrechnen wird.

Wenige Tage nach dieser Unterredung schied der General von seinem Freunde, und Beide trennten sich nicht ohne Rührung, denn wie verschieden auch oft ihre Ansichten waren, so fand doch Jeder in dem Andern so viele Vorzüge anzuerkennen, daß die gegenseitige Achtung das in der Jugend geknüpfte Band der Freundschaft nur dauernder und fester machte, und schon den folgenden Tag, als der General französischen Boden berührte, dachte er: Sollte es denn nicht möglich sein, daß, wie ich Hohenthal liebe und achte, obgleich er ein Deutscher und von den Grillen dieser Nation nicht frei ist, und wie er mich liebt, obgleich er meine

beſten Eigenſchaften für Thorheiten eines Franzoſen hält, eben ſo einſt beide Völker in aufrichtiger Freundſchaft einander gegenüberſtänden? Dieſe friedlichen Geſinnungen wurden jedoch bald aus der Bruſt des franzöſiſchen Kriegers verſcheucht, indem er den feindlichen Truppen begegnete, die ſo gleichgültig auf franzöſiſchem Boden wandelten, als wäre es gar nichts Beſonderes für ſie, ſich hier als Sieger zu bewegen, und es gereichte ihm nur dieß zu einigem Troſte, daß alle wenigſtens auf dem Wege waren Frankreich zu verlaſſen.

Unter den rückkehrenden Kriegern war auch der Graf Robert und ſeine Freunde, und wenige Tage, nachdem der General das Haus des Grafen verlaſſen hatte, wurde dieſer auf's Angenehmſte durch die Ankunft ſeines Vetters überraſcht, der dieß Mal in Begleitung aller ſeiner Freunde kam, denn auch Wertheim und der Baron Lehndorf kehrten nach Deutſchland mit ihren Truppen zurück, und natürlich mit ihnen der Arzt und Guſtav Thorfeld.

Die Freude Aller wurde erhöht, als ſie erfuhren, daß Evremont lebe, und daß man nun, da alle Kriegsgefangenen frei gegeben wurden, ſeine baldige Rückkehr erwarten dürfe. Der Graf bemerkte mit Wohlgefallen, daß das ſcheue, finſtere Weſen Wertheims ſich verloren hatte, und daß ſeine Sitten milder, als ſonſt erſchienen. Der Graf Robert löſte

dem Oheim dieß Räthsel, indem er ihm die glückliche Veränderung mittheilte, die in der ganzen Lage des jungen Mannes eingetreten sei. Durch eine weitläuftige Verwandte war ihm eine Erbschaft zugefallen, und zwar hatte ihn diese zum einzigen Erben eingesetzt und die entlaufene Schwester gänzlich ausgeschlossen. Dieß Vermögen setzte ihn in den Stand, das kleine Gut kaufen zu können, welches der Graf früher dem Obristen Thalheim eingeräumt hatte; und wenn er sich nun dazu entschließen wolle, dieß dem jungen Manne zu überlassen, so könne er, bemerkte der Graf Robert, dessen Lebensglück begründen, denn alsdann sei er entschlossen, sich dort niederzulassen und sich mit der ältesten Schwester des Grafen zu verbinden, indem Beide, von gegenseitiger Neigung bestimmt, dieß sehnlichst wünschten.

Da Sie, mein lieber Vetter, erwiederte der Graf, Hohenthal als Ihr künftiges Eigenthum betrachten müssen, so ist es mehr Ihre, als meine Sache, und ich gebe im Voraus zu jeder Einrichtung, die Sie dort treffen, meine Einwilligung.

Der Graf gab es nicht zu, daß sein Vetter sich in Danksagungen ergoß, indem er scherzend bemerkte, daß er noch zu lange zu leben hoffe, als daß er jetzt schon Dank für ein Erbe verdiene, das er erst so spät zu überlassen gedenke, und er führte bald seinen Vetter auf das Schicksal

ſeines Freundes zurück. Wodurch er völlig zur Milde geſtimmt wurde, fuhr der Graf Robert in Beziehung auf Wertheim fort, war, daß, als wir nicht weit von Paris in ein artiges Landhaus einquartirt wurden, er in der Beſitzerin ſeine entflohene Schweſter erkannte, die hier mit ihrem Gatten, der, in Spanien ſchwer verwundet, zum Dienſt untauglich wurde, in glücklicher Ehe lebte. Drei ſchöne, in Geſundheit blühende Kinder umgaben dieß Paar, und die Verſöhnung war bald gemacht, da Wertheim ſeine Schweſter als Gattin deſſen fand, der ſie entführt hatte, und da man ihn verſicherte, daß der franzöſiſche Offizier ſie in Deutſchland ſchon förmlich geheirathet haben würde, wenn man nicht überzeugt geweſen wäre, der Bruder werde dieß nicht zugeben und im Gegentheil darauf beſtehen, daß die Schweſter dem Baron Lehndorf ihr übereilt, bloß um ſeinen Wunſch zu erfüllen, gegebenes Wort halten ſolle, wodurch ſie ſich für ihr ganzes Leben höchſt unglücklich gefühlt haben würde. Da Wertheim ſich geſtehen mußte, daß er allerdings ſo gehandelt haben würde, und da Lehndorf über den Verluſt der früheren Braut längſt durch die Hoffnung getröſtet war, ſich mit meiner jüngeren Schweſter zu verbinden, ſo war die Verſöhnung von allen Seiten leicht, und Wertheim, der es früher für die Aufgabe ſeines Lebens hielt, dieſen Franzoſen von der Oberfläche der Erde zu ver-

tilgen, ſchied als deſſen aufrichtiger Freund von ihm. Er hatte nämlich die Schweſter mit dem Tode ihrer gemeinſchaftlichen Verwandtin bekannt gemacht, ohne ihr zu ſagen, wie feindlich die ſie auch im Tode vom Mitgenuſſe ihres Vermögens ausgeſchloſſen habe, deren Geiz ihr und der Mutter, als ſie noch lebte, auch in der dringendſten Noth ſelbſt die kärglichſte Unterſtützung verſagt hatte. Mein Freund wollte alſo, fuhr der Graf Robert fort, ſein Erbe mit der Schweſter theilen, doch deren Gemahl gab dieß nicht zu, indem er dem Bruder ſeiner Gattin bewies, wie ſein Vermögen bedeutend genug ſei, daß er leicht dieſen Zuwachs entbehren könne, und nach einem gegenſeitigen Kampfe der Großmuth blieb mein Freund der einzige Beſitzer des Vermögens, indem er gern als Gabe des Wohlwollens den Vortheil annahm, den urſprünglich nur der Haß ihm hatte zuwenden wollen. Der Baron Lehndorf, berichtete der Graf Robert weiter, hat bei unſerer Rückkehr die ſichere Ausſicht auf eine ſehr gute Anſtellung bei dem Forſtweſen, wodurch er ebenfalls in die Lage kommt, einen Hausſtand begründen zu können, was er in Vereinigung mit meiner jüngeren Schweſter zu thun beabſichtigt.

So haben Sie ja bei Ihrer Rückkehr, bemerkte der Graf lächelnd, die Ausſicht auf eine Reihe von Feſten, auf viele fröhliche Hochzeiten.

Gewiß, gewiß, rief der Arzt, der mit seinen großen Sporen im Saale umherklirrte. Sobald ich zurückkehre, wird das große, das heilige Fest begangen. Alle meine Gedanken richten sich nach der Heimat; das Bild meiner geliebten Braut folgte mir überall, und ich habe selbst in Frankreich mancherlei Tand für sie eingekauft, um sie damit zu schmücken, und auch für meine Schwiegermutter, die sich eigentlich noch lieber putzt und bunter kleidet, als es sich, wie mich bedünken will, für ihr Alter ziemt. Aber unschädlichen Thorheiten giebt der Weise nach, und besser zu viel Schmuck an den Bewohnern und im Hause, als daß die Grazien darin fehlen sollten.

Man gab dem Arzte, der diese Rede mit großer Selbstzufriedenheit gehalten hatte, von allen Seiten Recht, und die Frauen verlangten die Geschenke zu sehen, die er für die Braut und Schwiegermutter bestimmt hatte, um, wie sie sagten, seinen Geschmack zu bewundern. Der gutmüthige Arzt, der auf Alles eitel war, wurde durch diese Aufforderung erfreut und brachte nur zu gern alle Gegenstände zum Vorschein, die er, wie er sagte, in Frankreich rechtlich eingehandelt und nicht, wie ihm dieß von Manchem bekannt sei, ohne weitere Zahlung an sich gebracht habe; und die Frauen rühmten scherzend jedes Stück und lobten den zarten Sinn des glücklichen Arztes, der, die Vorliebe seiner Schwieger-

mutter für alles Bunte kennend, ihren Geschmack beinah auf eine übertriebene Weise zu befriedigen gesucht hatte.

Die Freunde blieben einige Tage bei dem Grafen, der sich ernstlich für den jungen Thorfeld zu verwenden versprach, um ihm eine Stelle als Justizamtmann in der Nähe von Hohenthal zu verschaffen, deren Besitz er so heftig wünschte, wie der Arzt auf seine Weise mit seinem Scherz bemerkte, um in der Nähe zu bleiben und sich gegen Angriffe in seine Eigenthumsrechte auf das Herz der Tochter des Predigers zu bewahren. Der junge Mann schwieg erröthend, und es ließ sich also annehmen, daß der oft wiederholte Scherz des Arztes nicht grundlos war.

Die Gräfin bemerkte während dieser Zeit gegen den Grafen Robert, daß es wunderbar sei, wie verschieden Glück und Unglück auf verschiedene Charaktere wirke. Viele Menschen, sagte sie, werden durch Ungück erzogen. Es macht sie ernster, milder, theilnehmender gegen Andere, wenn sie selbst die Schmerzen kennen gelernt haben, mit denen dieß Leben uns verfolgt. Andere macht dagegen das Unglück hart, störrisch und roh, wie wir dieß an Ihrem Freunde Wertheim bemerken mußten, und nur das Glück vermag diese zu erziehen, ihren Charakter edler, ihre Sitten milder zu machen. Graf Robert erröthete, denn er erinnerte sich daran, daß auch er zu denen gehörte, die das Glück edler gebildet

hatte, und daß sein erstes Auftreten im Hause seines Oheims keinen vortheilhaften Begriff von seinen Sitten erregt haben konnte. Er sagte endlich verlegen: Auffallender ist es noch, wie sehr der unaussprechliche Haß gegen Frankreich und gegen Franzosen in der Brust meines Freundes gemildert ist, seitdem er in dem Entführer seiner Schwester deren rechtmäßigen Gemahl und einen braven, achtungswerthen Mann kennen gelernt hat.

Es ist überhaupt schwer, bemerkte der Graf, genau zu bestimmen, in wie weit sich Persönlichkeit in unsere Gefühle mischt, wenn wir das Vaterland lieben oder dessen Feinde hassen, und ich glaube, wenn wir recht scharf sondern wollten, würde nicht immer so viel Tugend übrig bleiben, wie man in neuester Zeit in diesen Empfindungen zu suchen gewohnt ist.

Während des Aufenthaltes der Freunde beim Grafen gewann der Graf Robert den kleinen Adalbert so lieb, daß er im Scherze behauptete, er müsse noch einst durch eine Verbindung mit seinem jüngst gebornen Töchterchen sein Sohn werden, und er wiederholte diesen Scherz so oft, daß man leicht bemerken konnte, wie der Wunsch sich ganz ernsthaft in seiner Seele ausbildete.

Die Heiterkeit des Beisammenseins wurde den Freunden nur auf Augenblicke getrübt, wenn sie daran dachten, daß

Coremont in ihrem Kreiſe fehle, und jedes Mal, indem ſie über ſeine Abweſenheit ſeufzten, ſtieg zugleich ein Dankgebet zum Himmel empor dafür, daß er ihnen erhalten war.

Endlich war der Augenblick der Trennung erſchienen, und wenn auch ein Gefühl der Wehmuth Alle beim Abſchiede ergriff, ſo eilten doch der Graf Robert und ſeine Freunde mit freudigem, hochklopfendem Herzen ihren heimathlichen Bergen zu, denn Jeder wußte, daß ihn dort ein ſehnſüchtiges Herz erwartete und zärtliche Blicke ihn begrüßen würden. Der alte Dübois wollte ſeinen Sohn, wie er den jungen Thorfeld nannte, nicht entlaſſen, ohne ihm ein Geſchenk aufzudringen, worin der junge Mann mit Rührung von Neuem die väterliche Liebe des Greiſes erkannte. Der Arzt verhehlte ſein Gefühl höchſter Glückſeligkeit beim Abſchiede nicht. Ich werde, rief er, indem er ſich die Thränen der Rührung abtrocknete, die ihn zugleich bewältigte, den Lohn aller der Opfer empfangen, die ich dem Vaterlande gebracht habe. Die erhöhte Liebe und Achtung meiner Braut wird meine Anſtrengungen belohnen, und die Lorbeern werden mich ehren, die ich im Kriege gewann, nicht indem ich Menſchen tödtete, ſondern indem ich manchen braven Mann erhielt.

Es iſt wahr, ſagte der Graf Robert, mit wahrer Tollkühnheit wagte ſich der Doktor jedes Mal auf das Schlacht-

feld, wenn kaum der Feind ſich zurückzog, und die Kugeln noch herüber und hinüber flogen; wie ein Geier auf ſeine Beute ſtürzte er ſich auf die Verwundeten, und Viele danken ihr Leben und die Erhaltung ihrer Glieder nur der ſchnellen Hülfe, die er ihnen durch dieſen Muth gewährte, und da unter den Geretteten mancher bedeutende Mann iſt, ſo glaube ich, daß dieſe ſeltene Tapferkeit eines Arztes noch durch eine Auszeichnung belohnt werden wird.

Das eiſerne Kreuz, ſagte der Arzt, indem er ſich ſehr in die Bruſt warf und dadurch einige Aehnlichkeit mit einem indianiſchen Hahne gewann, das eiſerne Kreuz kann mir nicht entgehen, wenn man nicht ganz ungerecht gegen mich ſein will.

Endlich trennte man ſich, und der kleine Adalbert vermißte noch einige Tage den Grafen Robert und Thorfeld ſchmerzlich, die ſich ſo viel mit ihm beſchäftigt, daß ſie die lebhafteſte Zuneigung des Kindes gewonnen hatten.

XIV.

Das Leben war auf dem Landſitze des Grafen nach der Abreiſe der Freunde wieder in ſeine gewohnten Gleiſe zurückgekehrt. Die Tage verſtrichen gleichmäßig unter ernſten Beſchäftigungen, oder im Genuſſe der Natur, der Poeſie und Muſik, und dieſer einfache Gang des Lebens wurde nur durch

erhöhte Heiterkeit unterbrochen, wenn Briefe von Evremont eintrafen. Man hatte nun nichts mehr für ihn zu fürchten, seine Lage nicht mehr zu beklagen; also gewährten seine Briefe reine Freude, nur mit der kleinen Beimischung von Schmerz, daß die sehnsüchtige Erwartung immer noch getäuscht wurde; er konnte immer noch nicht seine Abreise aus Rußland melden. Obgleich es bekannt war, daß die kriegsgefangenen Franzosen ohne Schwierigkeit Erlaubniß erhalten sollten, nach Frankreich zurückzukehren, so war es doch natürlich, daß bei der weiten Ausdehnung der russischen Provinzen manche Jögerung für viele Einzelne eintrat, und Evremont besonders wollte nun bei seiner Abreise doch einen Paß erhalten, in dem sein wahrer Rang in der französischen Armee verzeichnet wäre. Er hatte sich zum Theil in dieser Absicht nach Petersburg begeben, weil er dort mit Gewißheit hoffen konnte, mehrere Franzosen anzutreffen, denen er persönlich bekannt wäre, und die also sein Gesuch unterstützen könnten. Aber auch in der kaiserlichen Residenz mußte er seinen Aufenthalt länger ausdehnen, als er wünschte, ehe er sein Ziel erreichen konnte, und er schrieb seinen Freunden über diese merkwürdige Stadt:

„Wer Petersburg sieht, wird sich des Staunens nicht erwehren können über das Ungeheure, was menschliche Anstrengung in wenig mehr als hundert Jahren hervorzubrin-

gen vermochte. Wenn man die demüthige Hütte beſucht hat, die ſich Peter der Erſte errichtete, von wo aus er ſein Rieſenwerk leitete, und wirft dann einen Blick auf die unermeßlichen Straßen, auf die koloſſalen Paläſte, die ſeitdem entſtanden ſind, oder auf die herrliche Einfaſſung der majeſtätiſchen Newa, und die großartigen, reich verzierten Thore und Gitter des Sommergartens, ſo kann ſich die Phantaſie nicht daran gewöhnen, ſich dieß alles als kürzlich entſtanden zu denken. Betrachtet man die ungeheuern Säulen aus Granit, jede aus einem einzelnen Block und wie Edelgeſtein poliirt, die in der Kaſanſchen Kirche prangen, ſo darf man dieſe Werke dreiſt mit den Werken der Römer vergleichen, und hätte immer ein richtiger Geſchmack dieſe ungeheuern Kräfte geleitet, daß wir eben ſo wohl den edeln Styl der Baukunſt immer bewundern könnten, wie den großen Kraftaufwand, ſo wäre Petersburg beinah ein Wunder zu nennen, aber nicht zu läugnen iſt es, daß ſich dem Beſchauer oft ein Gefühl aufdrängt, das ihn zwingt, eine ſolche Verwendung ſo ungeheurer Kräfte zu beklagen. Auch war es mir, nachdem das erſte Anſtaunen dieſer Schöpfung vorüber war, ſtörend, das lebendig-frohe Gewühl anderer Städte zu vermiſſen. Die Straßen ſind ſo unermeßlich lang und breit, daß ſie immer leer ſcheinen; die Plätze ſind ſo groß, daß ſich Alles darauf verliert, und ich weiß nicht, ob es vielleicht aus

dieſem Grunde war, daß die Statue Peters des Erſten nicht den Eindruck auf mich machte, den ich erwartete. Sie ſteht in dieſer Umgebung klein aus, und ſelbſt der Felſen, auf dem ſie ſteht, kann nicht Bewunderung in dem Beſchauer erregen, wenn er es nicht weiß, daß dieſer ungeheure Granitblock aus Finnland hieher verſetzt wurde, denn hier, wo er jetzt ſteht, ſieht er bei Weitem nicht ſo groß aus, wie ich ihn mir nach Beſchreibungen dachte. Einigermaßen mag der Sommer Schuld ſein an dem todten Anſehn, das jetzt Petersburg hat, weil dann Alles eilt, für dieſe wenigen Monate die reizenden Landhäuſer zu beziehen, die die Stadt von allen Seiten umgeben, und in der That, hier kann man es ganz vergeſſen, daß man im Norden lebt. Dieſe verſchwenderiſche Pracht von Blumen und blühenden Stauden entzückt das Auge; die ſich auf dem Waſſer ſchaukelnden, bunt geſchmückten Gondeln rufen ſüdliche Bilder in unſerer Seele hervor. Die ſchattigen Baumgänge gewähren anmuthige Kühlung bei dem Brande der Sonne und ſchützen gegen die rauhen Winde, die tückiſch oft auf einmal an den Norden erinnern. Iſt man ſo glücklich, an einem ſchönen Tage denn auch die nur in Rußland einheimiſche Hornmuſik im Freien zu hören, ſo muß auch der eigenſinnigſte Kritiker geſtehen, daß die große Kaiſerſtadt und ihre Umgebung die edelſten Genüſſe zu gewähren vermag. Ich habe niemals Inſtrumentalmuſik ge-

hört, die auf mich einen ſo tiefen, unerklärlichen Eindruck gemacht hätte. Es iſt ein lebendiges aus Menſchen zuſammengeſetztes Inſtrument, das wir hier hören. Jeder bläſt nur einen Ton auf einem der an Größe verſchiedenen Hörner, und wenn auch dieſe Muſik ihrer Natur nach wohl nur dazu geeignet iſt, ernſtere Sachen in gedehnten Tönen vorzutragen, ſo iſt es doch auf's Höchſte zu bewundern, wie dieß Menſcheninſtrument eingeübt iſt, denn ſie machen die ſchnellſten Läufe auf und ab mit einer Genauigkeit, die an's Unglaubliche gränzt. Nachdem mir dieſe Muſik den höchſten Genuß gewährt hatte, drängte ſich mir doch ein ſchmerzliches Gefühl auf, denn es drückte mich hart, den Menſchen in dem Grade zur Maſchine erniedrigt zu ſehen.

Noch ergreifender aber und unendlich erhabener iſt der Eindruck, den die ruſſiſche Kirchenmuſik auf jeden Menſchen hervorbringen muß, deſſen Seele für ſolche Eindrücke überhaupt empfänglich iſt. Bekanntlich verbannt der ſtrenge griechiſche Ritus alle Begleitung der Inſtrumente, auch verbietet dieſelbe Strenge bei Beſetzung des Soprans ſich der Hülfsmittel zu bedienen, die die lateiniſche Kirche geſtattet, alſo wird die Diskantſtimme von Knaben geſungen, die für die Kapelle zu dieſem Behufe ausgewählt werden. Die Seele wird getroffen und das Herz in ſeinen Tiefen bewegt, wenn dieſe göttlich ſchönen Stimmen ſich himmelan ſchwingen, da-

rum, weil eine so süße Kindesunschuld in ihnen tönt, daß man unwillkührlich an die den Thron Gottes umschwebenden Engel denken muß. Freilich, wenn der Gesang verstummt ist und die Bewegung des Herzens sich beruhigt hat, behauptet dann der alte Fehler des Menschen, immer urtheilen und vergleichen zu wollen, sein Recht, und ich mußte mir gestehen, als ich die Kapelle verlassen hatte, daß die lateinische Messe kunstreicher ausgebildet ist, auch that die Ursache, warum dieß so ist, glaube ich ganz nahe. Da nämlich die Oberstimme in der griechischen Kirche immer von acht- oder zehnjährigen Knaben gesungen werden muß, so kann nie ein Virtuose die echte Kunst des Gesanges oder die ganze Tiefe des religiösen Gefühls darin entfalten, alle andern Stimmen müssen mit bescheidener Mäßigung behandelt werden, damit die Oberstimme nicht unterdrückt wird; deßhalb bewegt die rührende Unschuld in diesem himmlischen einfachen Gesange vorzüglich das Herz, wenn wir bei der kunstreicher gebildeten lateinischen Messe oft noch Gelegenheit haben, die große Virtuosität einzelner Sänger zu bewundern. Vielleicht würden diese Betrachtungen meinen griechischen Christen viel zu weltlich dünken, denn ich glaube, es fällt nur wenigen ein, den Gesang in der Kirche als Kunst zu betrachten; es scheint ihnen bloß unerläßlich zum Gottesdienst zu gehören. Ueberhaupt, glaube ich, hat die Kunst hier noch wenig Eingang ge-

funden, obgleich die Kaiſerſtadt viele herrliche Kunſtwerke beſitzt. Kunſtgenuß iſt hier ein Luxus, den ſich nur Wenige erlauben, keineswegs ein Bedürfniß der Seele. Deßhalb durchwandert man die Säle, in denen die Kunſtſchätze ſich befinden, beinah immer einſam, und auch ich habe mir nur einen flüchtigen Ueberblick zu verſchaffen geſucht, freilich aus andern Gründen. Die Kunſtwerke ſind ſo zahlreich, die Sammlungen ſo großartig, daß ich nicht lange genug hier verweilen kann, um einigermaßen mit Nutzen ſehen und das Geſehene im Gemüth ordnen zu können. Schon allein die Sammlung geſchnittener Steine iſt ſo groß, daß ein Studium dazu erforderlich iſt, um ſie einigermaßen kennen zu lernen, und ich habe mich während meines Hierſeins oft darüber gewundert, daß bis jetzt ſo wenig über Petersburg und ſeine Kunſtſchätze geſchrieben worden iſt, wodurch der Fremde einigermaßen geleitet werden könnte.

Da ich alſo auf ein Studium der hier befindlichen Kunſtwerke mich nicht einlaſſen kann, ſo gewährt es mir ein großes Vergnügen, die Stadt nach allen Richtungen zu durchſtreifen, und wenn ich auf dieſen Wanderungen in der Nähe großartiger Paläſte noch hin und wieder armſelige Häuſer erblicke, ſo ſtellt ſich mir dadurch die noch nicht lange entſchwundene Zeit neben die Gegenwart, und die rieſenmäßige Kaiſerſtadt mit ihren endloſen Straßen, ungeheuern Plätzen

und koloſſalen Gebäuden iſt, glaube ich, kein übles Bild des ganzen Rußlands überhaupt, deſſen ſchnelle Entwickelung erſt künftige Geſchlechter ganz unparteiiſch werden bewundern können. Bin ich von dieſen Wanderungen und den Betrachtungen, die ich anſtelle, ermüdet, dann ſchiffe ich mich auf einer Gondel ein, und die majeſtätiſche Newa trägt das leichte Schiffchen auf ihrem glänzenden Rücken; nach dem Takte der Ruderſchläge gleitet das Fahrzeug dahin, und ich umkreiſe die blühenden Inſeln, die ſich mit ihren Blumen, Bäumen und freundlichen Häuſern in der ſilberhellen, ſie umfangenden Newa ſpiegeln. Fällt mir dann ein, daß dieß Duften und Blühen, dieſer dunkle Baumſchatten, dieſe ſchwebenden Gondeln nur wenige Monate das Auge entzücken, und den größeren Theil des Jahres alles dieß unter Schnee und Eis begraben liegt, ſo kann ich mir denken, daß es mir wie die Zaubereien in den Märchen der Tauſend und Eine Nacht erſcheinen würde, wenn ich nach einem hieſigen endloſen Winter alle dieſe Pracht für eine kurze Zeit auf einmal neu entſtehen ſähe, denn die Natur muß hier eilen, wenn ſie etwas leiſten will, und der Frühling wird beinah ganz übergangen; die dürren Bäume ſind in wenigen Tagen belaubt, und der Winter geht beinah unmittelbar in den Sommer über.

Alle äußerten nach dieſer Beſchreibung, daß es ein groſſer Genuß ſein müſſe, Petersburg zu ſehen, und der Graf

machte im Scherze den Vorſchlag, dorthin zu reiſen und Evremont abzuholen — ein Gedanke, aus dem vielleicht Ernſt geworden wäre, wenn man nicht hätte befürchten müſſen Evremont zu verfehlen, der leicht ſchon abgereiſt ſein konnte, ehe ſeine Freunde die Kaiſerſtadt erreichten.

Unter dieſen Erwartungen verſchwand der Herbſt und der Winter. Evremont fand mehr Schwierigkeiten, als er geglaubt hatte. Sein Aufenthalt in Petersburg dehnte ſich in die Länge, Napoleon landete unerwartet in Frankreich, ehe er nach Deutſchland zurückgekehrt war, und ſeine Freunde beſorgten, daß die Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten nun nahmen, vielleicht auf's Neue ſeine Rückreiſe verzögern dürfte.

Evremonts letzte Briefe hatten gemeldet, daß er endlich ſeine Päſſe, ſo wie er es wünſchte, erhalten habe und nun Petersburg verlaſſen würde, um noch auf wenige Tage nach dem Hauſe zurückzukehren, das ihn ſo wohlwollend aufgenommen hätte und deſſen menſchenfreundlichen Beſitzern er gewiß die Erhaltung ſeines Lebens zu verdanken habe — eine Wohlthat, die er jetzt erſt nach ihrem ganzen Umfang zu ſchätzen begann, da ſich das Leben mit allen ſeinen Reizen von Neuem vor ihm ausbreitete. Dieß waren die letzten Nachrichten, die man von Evremont erhalten hatte, und die, wie ſie eintrafen, die ganze Familie in Entzücken ver-

setzten. Sein Schweigen nun gab Allen die traurige Ueberzeugung, daß er neue durch die eingetretenen Umstände veranlaßte Hindernisse gefunden haben müsse.

In solchen traurigen Betrachtungen saßen die Glieder der Familie an einem schönen Sommerabend bei einander im Saale des Hauses. Die Thüren nach dem Garten waren geöffnet und der Duft der Blumen strömte in den Saal; aus dem Garten hörte man den Gesang der Nachtigall und das Plätschern des Springbrunnens. Jeder saß in Schweigen versenkt, halb auf diese Töne lauschend, halb seinen kummervollen Gedanken hingegeben. Eine Bewegung in den nächsten Zimmern erregte endlich die Aufmerksamkeit, und indem Alle die Augen dahin richteten, erblickten sie zugleich Coremont, der hineinstürmte und abwechselnd, ohne zu sprechen, Vater, Mutter, Gattin und seine gütige Tante an die Brust drückte. Thränen der Freude erstickten Anfangs alle Worte, und als diese erste Erschütterung vorüber war, machte sich Coremont Vorwürfe darüber, seinen Lieben seine Ankunft nicht vorher gemeldet zu haben, denn seine Mutter und selbst der Graf waren auf das Heftigste von der Bewegung der Seele ergriffen. Doch die Erschütterung der Freude wirkt selten schädlich, und als sich die Eltern ein wenig erholt hatten, blickten seine Augen suchend umher. Emilie verstand den Blick, sprang eilig nach dem

Garten hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück, Adalbert an ihrer Hand, den sie dem entzückten Vater zuführte. Evremont konnte nicht aufhören abwechselnd seinen Knaben, seine Gattin und seine Eltern zu liebkosen; er tadelte sich selbst, in Thränen lachend, über seinen kindischen Ungestüm und begann doch stets von Neuem. Seine Familie hielt ihn in den Armen und blickte ihm wie selig träumend in die Augen. Man konnte kaum daran glauben, daß der lange Schmerz der Sehnsucht nun wirklich endlich gelöst sei, und es vergingen einige Tage, ehe man sich mit dem Gefühle der Gewißheit des Glücks recht vertraut gemacht hatte.

Nachdem endlich die stürmische Bewegung in jeder Brust gemildert war, nachdem alle Fragen erschöpft und alle Antworten gegeben, und selbst Dúbois befriedigt war, dem Evremont alle die Liebe und Achtung bewies, die der Greis verdiente, und für die liebende Aufmerksamkeit den innigsten Dank sagte, die er seinem Knaben gewidmet, fanden ruhigere Gespräche Statt, und die Blicke der Männer richteten sich auf die öffentlichen Angelegenheiten. Aber ehe noch die wichtige Frage zwischen Vater und Sohn entschieden war, ob es Evremonts Pflicht sei oder nicht, sich den französischen Kriegern anzuschließen, war die Schlacht bei Waterloo geschlagen, und Napoleons zweite Abdankung machte jeden Streit hierüber überflüssig.

Der neue Friedensschluß war für Frankreich drückender als der erste, und indem Evremont darüber trauerte, daß seinem Vaterlande Provinzen entrissen wurden, lag ein tröstendes Gefühl darin, daß sein Interesse nicht mehr von dem seiner Eltern verschieden war, denn seine Güter jenseits des Rheins, die er fortan unter preußischer Regierung besitzen sollte, machten ihn wie den Grafen zum Bürger dieses Staates.

Evremont hatte das Leben in so vielfacher Gestalt kennen gelernt, daß er, obwohl noch jung, dem öffentlichen Antheile daran gern entsagte, und sich und seiner Familie zu leben beschloß — ein Entschluß, der Emilien in Entzücken versetzte und von den Eltern höchlich gebilligt wurde, und nur Adele, ob sie gleich erfreut war, alle Gefahr für den geliebten Neffen geendigt zu wissen, empfand es doch schmerzlich, daß sie die still genährte Hoffnung, Evremont noch einst als französischen Marschall zu sehen, aufgeben sollte. Der Graf machte sie auf die Unmöglichkeit aufmerksam, als preußischer Unterthan in der französischen Armee zu dienen. Ja, ja, bemerkte sie seufzend, ich sehe es ein, das sind die traurigen Folgen von Frankreichs Unglück.

Es war noch eine kurze Trennung Evremonts von der Familie nothwendig. Er mußte nach Paris reisen, um seinen förmlichen Abschied aus der französischen Armee sich aus-

zuwirken, den er leicht zu erhalten hoffte, da alle Krieger, die unter Napoleon gefochten hatten, nur zu bereitwillig von der neuerdings zurückgekehrten Regierung entlassen wurden. Aber diese Reise verzögerte sich, weil er sich nicht entschließen konnte, nach so langer Abwesenheit seine Familie sogleich wieder zu verlassen, und weil er seinen Aufenthalt in Paris auf so kurze Zeit zu beschränken dachte, daß er selbst nicht Emilie bereden mochte ihn zu begleiten, denn wenn er auch die Absicht hatte, daß sie Paris und Frankreich sehen sollte, so wollte er dieß doch aufschieben, bis Frankreich erst wieder mehr Ruhe und Würde erlangt hätte und also auch mehr Genuß gewähren könnte.

Es verzögerte sich also Evremonts Abreise von Woche zu Woche, und die Zögerung selbst wurde immer drückender, weil die Nothwendigkeit, sich endlich zu einer unangenehmen Handlung zu entschließen, täglich dringender wurde. In dieser Zwischenzeit trafen Briefe aus Hohenthal ein, an denen sich Jeder auf verschiedene Weise erfreute. Die Schwestern des Grafen Robert waren an Wertheim, dem das kleine Gut unter sehr billigen Bedingungen überlassen war, und an Lehndorf, der die gewünschte Anstellung erhalten hatte, verheirathet, und auch der Arzt hatte seine Verbindung auf's Glänzendste gefeiert, wobei seine Schwiegermutter alle Kunst des Backens und Kochens entfaltet hatte, um

die Gäste gehörig zu bewirthen, und, über die Maßen erhizt durch die übernommene Anstrengung, bei der Bewirthung in ihrem bunten Pariser Putz eine seltsame Erscheinung gewährt hatte.

Die Freude des Arztes war aufs Höchste gesteigert worden, weil er wirklich das eiserne Kreuz vor seiner Hochzeit erbeut und es an diesem Ehrentage an einem möglichst langen Bande an der Brust tragen konnte. Mit Uebermuth hatte er auf den Prediger geblickt, indem er zwischen den Fingern das Ehrenzeichen hin und herbewegte, und ihm gesagt: Sie hätten es auch haben können, wenn Sie vernünftigem Rathe Gehör gegeben hätten und uns gefolgt wären, um sich wie wir dem Dienst des Vaterlandes zu weihen. Dieser Uebermuth des Arztes hätte beinah eine unangenehme Störung veranlaßt, indem die Antwort des Predigers, der seiner Empfindlichkeit Raum gab, nicht so gemäßigt ausfiel, als seiner geistlichen Würde, besonders an diesem Tage, angemessen war. Ueberhaupt theilte sich der große Kreis der Gesellschaft in und um Hohenthal seit diesen mannigfachen Verbindungen oft in zwei kleinere, wovon der eine sich um den Grafen Robert vereinigte, während in dem andern der Prediger und der Arzt einander, oft nicht ohne Heftigkeit, den Vorrang streitig zu machen suchten. Der Arzt gründete seine Ansprüche auf die Wissenschaft, sein Haus

mit dem Balkon, seinen botanischen Garten, seine Verdienste und vor Allem auf das eiserne Kreuz, und wurde dabei auf's Lebhafteste von seiner Schwiegermutter unterstützt. Der Prediger fühlte die Ueberlegenheit seines Geistes; er war so gewohnt den Arzt zu übersehen, und dieser hatte seine geistige Ueberlegenheit so lange stillschweigend anerkannt, daß nun dem Geistlichen die Anmaßung seines Freundes wie eine Rebellion erschien, die er durch alle Mittel beißenden Witzes und schneidender Verachtung zu unterdrücken strebte, indem er durchaus sich nicht darein finden konnte, daß der Arzt seit seinem Feldzuge ein anderer Mann geworden war. Nicht selten wurde die Spannung zwischen Beiden so groß, daß der Graf Robert vermittelnd dazwischen treten mußte, um die Versöhnung zu bewirken, die indeß niemals schwer zu bewerkstelligen war, weil beide Freunde zu sehr fühlten, wie sehr sie einander bedurften. Von den verschiedenen Nachrichten, die diese Briefe enthielten, erregte die, die den jungen Thorfeld betraf, Evremonts Theilnahme am Lebhaftesten, denn er hatte den jungen Mann in früheren Zeiten aufrichtig liebgewonnen, und so freute es ihn denn nun, daß auch er hoffen durfte, die Wünsche seines Herzens erfüllt zu sehen, denn er hatte die ersehnte Anstellung erhalten und es ließ sich erwarten, daß er nächstens auch seine Verbindung mit der Tochter des Predigers melden würde.

Endlich ermahnte der Graf selbst Evremont an die nothwendige Reise, und die ganze Familie wurde auf's Höchste überrascht, als, nachdem der Tag der Abreise festgesetzt war, der alte Dübois erschien und den jungen Herrn Grafen um die Ehre ersuchte, ihn begleiten zu dürfen. Alle vereinigten sich den alten Mann zu bewegen einen Plan aufzugeben, den er bei seinem hohen Alter nur mit großer Beschwerde ausführen könne.

Ich kann es nicht, erwiederte der Greis, ich muß die heimathliche Luft wieder athmen; ich muß die Sehnsucht so vieler Jahre befriedigen und meine Gebeine dem geliebten Boden lassen.

Wie, rief die Gräfin erschreckt, Sie wollen uns ganz verlassen? Was haben wir Ihnen gethan, Dübois, daß Sie uns diesen Kummer erregen wollen?

O meine gütige, meine gnädige Herrschaft, erwiederte der alte Mann in Thränen, diese Frage könnte mein Herz zerreißen, denn sie scheint mich des Undanks zu beschuldigen, wenn sie nicht ein neuer Beweis Ihrer Güte wäre. Länger als zwanzig Jahre habe ich in alle Gebete, die ich an Gott richtete, die inbrünstige Bitte eingeschlossen, es möge der ewigen Weisheit gefallen, meinen rechtmäßigen Herrn und König auf Frankreichs Thron zurückzuführen. Der Herr hat mein Gebet und das Gebet von Millionen erhört.

Der achtzehnte Ludwig hat den Sitz seiner Väter eingenommen, und wird Segen und Glück über unser Frankreich verbreiten. Ich habe Niemanden angefeindet, der anders dachte als ich. Ich konnte mein Vaterland verlassen, während es in den Zuckungen der Revolution sich selbst bis zur Unkenntlichkeit entstellte, aber nun, da Glück und Frieden mit dem rechtmäßigen König wiederkehrt, nun zieht es mich gewaltsam zurück und ich muß französische Luft athmen, ehe ich sterbe.

Man sah bald ein, daß es unmöglich sein würde, den Greis zurückzuhalten, ohne ihn auf's Schmerzlichste zu kränken und vielleicht dadurch sein Leben zu verkürzen. Es blieb also nichts übrig, als dafür zu sorgen, ihm die Reise so bequem zu machen, als nur irgend möglich wäre, und Evremont ordnete alles Nöthige mit so zärtlicher Rücksicht an, als ob es sein greiser Vater sei, der ihn begleiten wolle. Die ganze Familie trennte sich mit Thränen von dem würdigen Alten, den am Meisten die Thränen und lauten Klagen des kleinen Adalbert bewegten, und lange, nachdem der Wagen, der die Reisenden hinwegführte, schon aus den Augen der nachblickenden Freunde verschwunden war, konnte die Gräfin sich nicht davon überzeugen, daß Dubois in der That ihr Haus habe verlassen können.

Evremont hatte mit seinem Gefährten Paris bald er-

reicht, wo er vor allen Dingen seinen Zweck so bald als möglich zu erreichen suchte, denn die glänzende europäische Hauptstadt bot in diesem Augenblicke wenig Erfreuliches für ihn dar. Als Krieger schmerzte ihn die Erniedrigung, in der er Frankreich erblicken mußte, und das traurige Ende bewunderter Feldherren zerriß sein Herz. Die Schritte der Regierung konnte er als Bürger nicht billigen, und die Gesellschaft, die sich in heftig einander bekämpfende Parteien theilte, gewährte ihm keine Erholung. War es nun schon an Evremont zu bemerken, daß ihn der Aufenthalt in Paris nicht befriedigte, so klagte Dübois laut ohne Rückhalt darüber, wie sehr er sich in allen seinen Erwartungen getäuscht fühle. Er fand weder die begeisterte Freude des Volks darüber, daß ihm sein rechtmäßiger König wiedergegeben worden war, die er erwartet hatte, noch die Milde und Politur der Sitten, von der er überzeugt gewesen war, daß sie mit diesem Könige wiederkehren würde, noch von Seiten der Regierung ein ernsthaftes Streben, die Wünsche der Nation zu befriedigen, und die Art, wie die Religion nach Frankreich zurückkehrte, konnte den von Natur milden und edeln Geist des Greises am Wenigsten befriedigen. Die heftig streitenden Parteien, die er allenthalben traf, verletzten sein Gefühl für Schicklichkeit, und nachdem er jeden Tag mißvergnügter geworden war, überraschte er Evremont eines Abends mit der

Erklärung, daß er den andern Morgen nach dem südlichen Frankreich abreisen werde, um sich nach einigen entfernten Verwandten zu erkundigen, die sich dorthin zurückgezogen haben sollten. Evremont konnte ihn von diesen Nachforschungen nicht zurück halten und mußte mit Betrübniß den Greis scheiden sehen, denn er hatte gehofft ihn zu bewegen, mit ihm nach dem deutschen Ufer des Rheins zurückzukehren, und war durch das sichtliche Mißfallen seines alten Freundes an dem jetzigen Zustande der Dinge in Paris in dieser Hoffnung bestärkt worden, und nun mußte er ihn zu seinem Kummer gänzlich aus den Augen verlieren.

Um sich von diesen und andern unangenehmen Eindrücken durch Zerstreuung zu erholen, war er in eins der glänzenden Kaffeehäuser getreten, wo er eine zahlreiche Gesellschaft fand, die, wie dieß damals gewöhnlich geschah, laut die Begebenheiten des Tages beurtheilte und die Schritte der Regierung auf's Heftigste tadelte. Evremont bemerkte bald, daß er sich an einem Versammlungsorte der leidenschaftlichsten Bewunderer und Anhänger Napoleons befand, und nur der aufgeregte Zustand dieser Männer machte es erklärlich, wie ihnen entgehen konnte, was dem Unbefangenen sogleich auffiel, daß viele Mitglieder der Gesellschaft, die am Heftigsten sich zu ereifern schienen, im Grunde nur da waren, um die übrigen zu beobachten.

Kaum hatte Cremont einige Augenblicke hier verweilt und von dem dienstfertigen Aufwärter eine Erfrischung gefordert, als er von mehreren Anwesenden bemerkt wurde, die ihn erkannten, und als einen Mitgenossen entschwundenen Ruhms und vorübergegangener Gefahren begrüßten. Es waren dieß verabschiedete Offiziere, die unter Napoleon mit ihm in Spanien gedient hatten. Zu ihnen gesellten sich mehrere Spanier, die damals die Partei der Franzosen ergriffen und dem König Joseph gedient hatten, und die nun nach der Rückkehr des Königs Ferdinand sich den Verfolgungen im Vaterlande entziehen und unter Frankreichs Himmel Schutz für ihr Leben suchen mußten. Die gegenseitige Wiedererkennung war von manchem Ausrufe der Ueberraschung und der Freude begleitet. Erinnerungen an mit einander bestandene Gefahren und kleine Abentheuer, wie ein solcher Krieg sie bietet, folgten diesen, und einige Spanier erinnerten ihn daran, daß sie ihn im Hause der Wittwe Don Fernandes kennen gelernt hätten, und in dem so fortgeführten Gespräch erfuhr Cremont, daß diese schöne Wittwe sich mit einer Verwandten gegenwärtig in Paris befinde und daß ihr Haus wieder, wie früher in Madrid, der Versammlungspunkt einer glänzenden Gesellschaft sei. Er ließ sich ihre Wohnung sagen und entfernte sich, so bald es sich thun ließ, aus diesem lauten Kreise, weil er bemerkte, daß er seinerseits ein Gegen-

ſtand der Aufmerkſamkeit der beobachtenden Mitglieder geworden war.

Ein gemiſchtes Gefühl von Theilnahme und Neugierde trieb ihn an, noch denſelben Morgen einen Beſuch bei Don Fernandos Wittwe zu machen. Er hörte, als er gemeldet wurde, einen Ausruf der Freude, und als er eintrat, kam ihm die ſchöne Wittwe mit allen Zeichen freudiger Ueberraſchung entgegen und begrüßte ihn herzlich als einen Verwandten, worauf ſie ihn ihrer Freundin vorſtellte, die ebenfalls Wittwe geworden war und noch die Trauer für ihren verſtorbenen Gatten trug, und als Evremont auch dieſe begrüßt hatte und ſich nun im Saale umſah, bemerkte er den General Clairmont, der ihm herzlich die Hand drückte, und ihm zum Genuſſe der Freiheit und wiedergewonnenen Lebensfreude Glück wünſchte. Doch was führt Sie hieher? fragte der General im Laufe des Geſprächs. Ich dächte, Paris könnte Ihnen jetzt nichts bieten, was Sie aus den Armen Ihrer Freunde, worunter wunderſchöne Arme ſind, über den Rhein zu uns hinüber locken könnte.

Evremont theilte ihm die Urſache ſeines Hierſeins mit, und der General ſagte: Sie haben Recht ſich völlig zurückzuziehen, auch ich habe es gethan. Als unſer Stern noch ein Mal aufleuchtete, hoffte ich, er würde von Neuem ſeine kühne Bahn durchlaufen, und ſchloß mich ihm mit vielen tauſend

braven Herzen an; seit er aber bei Waterloo sich neigte und alsdann auf St. Helena sank, halt ich ihn für völlig untergegangen, und wenn selbst durch ein Wunder Napoleon noch ein Mal erschiene, würde ich mein Schicksal nicht mehr an das seinige schließen. Seine ersten Erfolge waren so glänzend, daß er die Mitwelt in Erstaunen versetzte und sie blendete, seine zweiten gränzten an's Wunderbare und rissen alle Herzen mit ihm fort, günstige Erfolge eines dritten Erscheinens aber halte ich für unmöglich, und da ich gewiß weiß, daß ich ihm nicht mehr dienen kann, so will ich auch meine Ruhe nie wieder aufgeben, ob ich gleich nicht so philosophisch durch den langen Aufenthalt bei Ihrem Vater, meinem alten Freunde Hohenthal, geworden bin, wie ich glaubte, denn ich habe die Einförmigkeit des Landlebens nicht lange ertragen können, und ich denke, ich werde meine beiden Knaben in Paris noch besser als in der Einsamkeit erziehen können.

Da Gremont durch den Grafen das Ende des alten Bertrand und seiner Gattin kannte, für die er lebhafte Theilnahme behalten hatte, weil er sich dankbar erinnerte, wie sehr sie sich bemüht hatten, selbst an Allem Mangel leidend ihm die Beschwerden des Rückzuges zu erleichtern, so äußerte er gegen den General seine Freude darüber, daß der verwaiste Knabe in ihm einen großmüthigen Beschützer gefunden hätte.

Laſſen wir die Großmuth beiſeit, ſagte der General. Sie wiſſen, was mir der alte Bertrand war, aber Sie wiſſen nicht, daß ich ſeine Frau früher unter andern Verhältniſſen kannte.

Doch, ſagte Evremont lächelnd, ich erinnere mich der ſchönen Dame recht wohl, die damals in Ihrer Begleitung war, als Sie ſiegreich in Schloß Hohenthal einzogen, wo ich in der Zeit ein demüthiger Gefangener war, und ich habe nicht ohne Erſtaunen erſt ſpäter erfahren, daß dieſelbe Marketenderin — —

Laſſen wir dieß alles, ſagte der General, ihn ernſthaft unterbrechend; mir thun alle dieſe Erinnerungen nicht wohl. Genug, Sie ſehen, daß es mir aus vielen Gründen wohlthut, Bertrands Knaben mit dem meinigen zu erziehen, und Sie können beide hier ſehen, wenn Sie wollen. Die Verwandte unſerer Freundin hat zwei Kinder, und da die Wittwe Don Fernandos oder die Baronin Schlebach Kinder ſehr liebt, ohne ſelbſt Mutter zu ſein, ſo werden meine beiden Knaben oft hieher geführt als Spielgeſellen der andern, und ſie ſind jetzt eben hier. Auf Evremonts Aeußerung, daß es ihm Freude machen würde, die Kinder zu ſehen, die der General der Baronin, wie ſie hier genannt wurde, mittheilte, erſchienen die beiden Knaben, und Evremont wurde überraſcht durch die kühnen Augen Bertrands, mit denen deſſen Sohn

ihn anblitzte, und durch die große Aehnlichkeit des übrigen Gesichts mit dem Sohne des alten Lorenz.

Ist es nicht ein sonderbares Spiel der Natur, sagte die Baronin, sich an Evremont wendend und den Knaben unter Liebkosungen in ihre Arme schließend, wie sehr dieß Kind Don Fernando ähnlich sieht?

Evremont hätte ihr die Aehnlichkeit leicht erklären können, doch schwieg er darüber, und lobte nur die Schönheit und den klugen Blick des Knaben, und verrieth auch später dem General nicht, in welchem Zusammenhange dieß Kind mit dem Gemahle der Dame stehe, die sich für Evremonts Verwandte hielt, denn er traute diesem nicht Zurückhaltung genug zu, um ein Geheimniß, das ihm vielleicht komisch dünken würde, ernsthaft zu verschweigen.

Es ließ sich leicht bemerken, daß die Wittwe Don Fernandos ein zärtliches Andenken für ihn im Herzen bewahrte, trotz alles von ihm erduldeten Unrechts, und sie wußte es Evremont Dank, daß er Gefühle des Unwillens und der Verachtung, die sie ihm damals verrieth, als sie in Folge der kürzlich empfangenen Eindrücke noch ihr volles Leben in ihrer Seele hatten, die nun aber die Zeit abgeschwächt hatte, nicht weiter berührte — eine Schonung, die Evremont geübt haben würde, wenn ihn auch nicht die Zärtlichkeit, mit der

ſie den ihm ähnlichen Knaben liebkoſete, hätte bemerken laſſen, daß ihr das Andenken des Gemahls noch theuer war.

Der Sohn des Generals ſchien die Sorgen des Vaters zu rechtfertigen, denn er verrieth in der That nicht ſo viel Geiſt und Feuer als ſein ihm in allen Dingen überlegener Spielgeſelle, und den ſanften Charakter, der ſich in dem Kinde ausſprach, ſchien der Vater nicht gehörig zu würdigen.

Es waren alle Gemüther noch zu ſehr durch die neueſten Umwälzungen in Frankreich aufgereizt, als daß eine Geſellſchaft lange hätte beiſammen ſein können, ohne daß ſich das Geſpräch auf die Ereigniſſe des Tages gerichtet hätte. Der Tod des Marſchalls Ney war damals das allgemeine Geſpräch. Mit Thränen in den Augen ſprach der General von der Hinrichtung des von ihm bewunderten Helden, und alle Aeußerungen, die Evremont hier über dieſe traurige Begebenheit hörte, waren weit von jeder vernünftigen Mäßigung entfernt, und er ſelbſt ſprach, durch ſein Gefühl und das Beiſpiel hingeriſſen, ſeinen Schmerz darüber ohne Rückhalt aus. Endlich brach er auf, nachdem er der Wittwe Don Fernandos das Verſprechen hatte geben müſſen, das Recht eines Verwandten zu benutzen und ihr Haus während ſeines Aufenthaltes in Paris täglich zu beſuchen. Der General Clairmont war mit ihm gegangen und forderte ihn auf dieſen Tag ganz mit ihm zu verleben, und Evremont war be-

reit, den Wunsch des alten Freundes seines Vaters zu erfüllen. Im Laufe des mannichfach wechselnden Gespräches, das unter beiden Kriegsgefährten während des Tages Statt fand, bemerkte Evremont scherzend, der General sei so einheimisch im Hause der Baronin, daß die Hoffnung nicht ganz unbegründet erscheine, ihn noch dort als den Herrn des Hauses zu begrüßen. Nein Freund, das ist nichts, sagte der General. Trotz aller Liebe, die Den Fernandos Wittwe noch für den verstorbenen Gemahl äußert, scheint sie doch durch ihn die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Bande der Ehe keine Fesseln aus Rosen sind, und ich, betrachten Sie mich, mein Haupt ist kahl geworden und die übrig gebliebenen Haare beginnen schon stark zu ergrauen. Nein Freund, für mich ist es nicht mehr Zeit an Liebe und Ehe zu denken, für mich ist die Zeit der Freundschaft den liebenswürdigen Frauen gegenüber eingetreten, und diese Meinung scheint die Baronin auch zu hegen.

Evremont mußte in der That bemerken, daß der General sehr alt geworden war, und daß die Beschwerden des Krieges diesen Zustand früher herbeigeführt hatten, als es die verlebten Jahre mit sich brachten. Und dennoch versicherte der General, daß er an dem heutigen Tage ungemein heiter und lebendig gewesen sei, weil ihn die Freude, einen so braven Kriegsgefährten und den Sohn seines alten Freun-

des wieder zu ſehen, außerordentlich aufgeregt habe. Auch ihm mußte Evremont, als ſie ſich endlich trennten, das Verſprechen geben, mit ihm während ſeines Aufenthaltes in Paris ſo oft als möglich zuſammen zu ſein.

XV.

Der vergangene Tag hatte in Evremonts Seele vielfache Erinnerungen lebhaft aufgeregt. Der oft erwähnte Tod des Marſchalls Ney hatte die Trauer über den Fall dieſes Helden ſchmerzlich erneuert, und er beſchloß in der Stille am frühen Morgen die Stelle zu beſuchen, wo das bravſte Herz, von Kugeln durchbohrt, aufgehört hatte zu ſchlagen. Er war deßhalb am andern Morgen ſehr früh allein ausgegangen, um, von Niemandes Auge bemerkt, ſein Herz zu befriedigen und im Geheim dieſe ſtille Todtenfeier zu begehen. Er hatte den Garten Luxemburg erreicht und näherte ſich der Stelle, wo der Boden das Blut des Helden getrunken, deſſen kühne Seele ſich auch im letzten Augenblicke nicht verläugnet hatte. Als Evremont ſich dem verhängnißvollen Platze näherte, bemerkte er, daß ihm Jemand in gleich liebevoller Erinnerung zuvorgekommen war. Er ſah auf der Stelle, wo der Marſchall gefallen war, einen Mann in abgetragener Uniform knieen; eine Hand hatte das Geſicht bedeckt, und Evremont bemerkte, daß der linke Arm dem

Krieger fehlte, der hier das Andenken seines Feldherrn verehrte. Er wollte sich zurückziehen, um den Knieenden nicht zu stören und zu überraschen. Das geringe Geräusch aber, das diese Bewegung verursachte, traf das Ohr des Knieenden, der Egremonts Annäherung nicht vernommen hatte. Die das Gesicht verdeckende Hand sank herab, ein mageres, sehr bleiches Gesicht erhob sich; dunkel glühende, tief liegende Augen starrten Egremont an, der einen Schritt zurücksprang und dem das einzige Wort: Lamberti! von den Lippen floh. Kommst Du endlich, Adolph, sagte der so Angeredete, ohne sich von den Knieen zu erheben, mit sanfter Stimme. Lange, fuhr er fort, habe ich diesen Augenblick erwartet und meine Seele darauf bereitet; ich werde Dir nicht widerstreben, und wenn Du auch keinen Zeugen wider mich aufzustellen hast. Ich werde das Verbrechen nicht läugnen, und ich würde mein Leben auch auf dem Schaffot freudig von mir werfen, wenn es meiner armen Mutter verborgen bleiben könnte, ach! und ihr, der Unglücklichen — — er schwieg und die magere Hand bedeckte von Neuem seine Augen.

Wenn ich auch, sagte Egremont, nachdem er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, Gefühle der Rache hätte nähren können, so würden sie doch hier aus meinem Busen schwinden, wo sich unsere Herzen wenigstens noch in einer

Empfindung begegnen. Er wollte ſich zurückziehen; doch der Knieende erhob ſich nun und ſagte, indem das glühende Auge auf Evremont ruhte: Und wäre es möglich, könnteſt Du vergeben, hier, wo das Blut des Helden floß, den wir beide verehrten?

Ich habe ſchon längſt ein Verbrechen verziehen, deſſen Urſache ich nie habe enträthſeln können, ſagte Evremont.

O Gott! rief der verſtümmelte Lamberti in Thränen, womit habe ich elender Sünder Deine Gnade verdient? Du nimmſt die Laſt ſeines Fluches von meiner Seele, nicht ohne Sakrament und Beichte werde ich ſterben, denn ich beichte die gräßliche Miſſethat täglich, und mich, mich Unwürdigen allein, rettet die ewige Gnade von dem Pfuhl der Verdammniß, in die meine unglücklichen Brüder beide geſunken ſind, beide ohne Beichte dahin gegangen, beide ewig verloren.

In Evremonts Seele hatten verſchiedene Empfindungen mit einander gekämpft. Er hatte das Wort früherer brüderlicher Vertraulichkeit, womit Lamberti ihn anredete, nicht erwiedern mögen und ſcheute ſich doch auch, ihn durch das entſchiedene Zurückweiſen dieſer Vertraulichkeit zu kränken. Jetzt aber übte der Anblick des ſo völlig zerknirſchten Sünders volle Gewalt über ſein Herz; und nur großmüthigen Empfindungen Raum gebend, ſagte er mit milder Stimme: Du quälſt Dich ohne Grund, Franceſco, Dein

Bruder Antonio ist nicht ohne Beichte gestorben. Ich selbst habe den Priester auf dem Schlachtfelde von Borodino, wo er verstümmelt lag, zu ihm geführt, und meine Verzeihung und die Vergebung seiner Sünden haben seinen Tod erleichtert, den er kämpfend wie ein Held fand.

Und Du, rief Lamberti, und Du hast diese Großmuth an Deinem Mörder geübt? O! so krône Dein Werk, nimm die gräßliche Last von der Seele einer verzagenden Mutter, die alle ihre Kinder für die Verdammniß geboren zu haben glaubt. Sie würde mir nicht glauben, fuhr er flehend fort, sie würde meinen, daß ich mir dieß alles, unser Zusammentreffen hier, in Fieberträumen eingebildet habe, die freilich oft meine Seele verwirren. O komm! rief er, als er sah, daß Evremont noch zögerte. O komm! Du hast einem Deiner Mörder in der Stunde des Todes den Priester zugeführt und seine Seele gerettet, Du hast dem andern verziehen, o komm nun auch, ein Bote des Himmels, und tröste die schuldlose Mutter.

Wohl, sagte Evremont, ich will auch dieß thun, um Deiner Seele den Frieden zurück zu geben, der Dir nur zu sehr mangelt, zeige den Weg, ich folge Dir. Ein Blick staunender Dankbarkeit belohnte ihn für den großmüthigen Entschluß. Beide verließen den Garten und ein mißtrauischer Gedanke flog durch Evremonts Seele, als sein Führer

ihn in eine entfernte Vorstadt führte, und sie ihren Weg durch enge, krumme und schmutzige Straßen nahmen. Könnte er, der mich schon ein Mal ermorden wollte, dachte er, nicht auch jetzt einen verruchten Plan entwerfen und mich in irgend einem abgelegenen Winkel vielleicht den Händen seiner Genossen überliefern, und ich verschwände von der Erde, ohne daß eins der mir theuern Wesen die Ursache dieses Verschwindens ahnen könnte, denn diese Unvernunft wird mir Niemand zutrauen, daß ich meinem Mörder freiwillig in seine Höhle folge. Seine Schritte wurden durch diese Gedanken unwillkührlich zögernd und langsam, und Lamberti blickte mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes auf seinen Begleiter und sagte: Ich sehe es, Dich gereut Dein großmüthiger Entschluß, ich fühle nur zu wohl, daß ich Dein Mißtrauen und nicht Deine Güte verdiene.

Ich hege kein Mißtrauen, sagte Everemont, in dem ein Blick auf die Jammergestalt Beschämung über seine Besorgniß hervorrief, aber ich fühle mich seltsam ermüdet; ist Deine Wohnung noch weit? Wir sind zur Stelle, antwortete Lamberti, indem er vor einem schmalen, hohen Hause stehen blieb und die Klingel zog, um Einlaß zu begehren. Nachdem sie eine Zeit lang gewartet hatten, öffnete ein altes, schmutziges Weib die Thüre, und Everemont folgte seinem Führer endlose Stufen vieler Treppen hinauf, und er berei-

tete ſein Herz auf den Anblick des tiefſten, von Unordnung, Unſauberkeit und dem ganzen ſcheußlichen Gefolge der Armuth begleiteten Elends vor. Er wurde alſo um ſo angenehmer überraſcht, als, nachdem ſie endlich die Höhe erſtiegen hatten, die Thüre der Wohnung ſeines Begleiters ſich öffnete und ſie in ein kleines, aber äußerſt reinliches Zimmer traten, deſſen ſchlechte Möbel in gefälliger Weiſe geordnet waren und aus dem ein angenehmer Wohlgeruch den Eintretenden entgegen ſtrömte, der durch einige blühende Pflanzen, die auf dem einzigen ſchmalen Fenſter im Gemache ſtanden, verbreitet wurde. In der Nähe des Fenſters ſaß ein Mädchen, welches über die Jugend hinaus, und vielleicht durch Kummer noch mehr verblüht war, als durch die Macht der Jahre; vor ihr auf dem Tiſche ſtand ein Carton mit künſtlichen Blumen, und ſie war eben damit beſchäftigt, noch andere zu vollenden, die unter ihren geſchickten Händen eine treue Nachahmung der Natur wurden. Nachdem ſie Lamberti mit Theilnahme und Cerement mit Anſtand gegrüßt hatte, fuhr ſie mit ihrer Beſchäftigung fort, und Lamberti ging, nachdem er ſeinen Begleiter gebeten hatte hier zu verweilen, in ein anderes noch kleineres Gemach, näherte ſich einem Bette, deſſen Vorhänge man in dem vorderen Zimmer bemerken konnte, und fragte mit leiſer Stimme: Schläfſt Du, meine gute Mutter?

Wie könnte ich ſchlafen, antwortete eine matte, kranke Stimme, wenn ich bemerke, daß Du die Nächte ohne alle Ruhe hinbringſt, wenn die Qualen Deiner Seele Dich vor Tage aus dem Hauſe treiben und ich weiß, daß Du Dich in ſchrecklichen Bußen abmarterſt und doch nicht retten kannſt, was ewig verloren iſt, ja ich noch fürchten muß, daß Du im Wahnſinne der Verzweiflung Dein Leben ſelber endeſt und dann alle meine Kinder auf ewig verloren ſind?

Mutter, ſagte Lamberti, mir iſt heute ein Bote des Himmels erſchienen, er hat meiner Seele Frieden gebracht und wird auch die Deinige beruhigen. Der, den ich ermorden wollte, hat mir vergeben, und er iſt hier, Dir zu bezeugen, daß auch Antonio wie ein Chriſt mit ſeinem Gotte verſöhnt geſtorben iſt. Ja, er ſelbſt hat ihm vergeben und auch ſelbſt den Prieſter zu ihm geführt, der die Laſt der Sünde von ſeiner Seele genommen hat.

Redeſt Du im Fieber? rief die Mutter. Großer Gott! iſt ſchon eingetreten, was ich ſo lange befürchtete, hat ſich der Wahnſinn Deines Geiſtes bemächtigt?

Nein, gute Mutter, ſagte Lamberti, der ſeine Thränen nicht mehr zurück halten konnte, er iſt hier, er wird an Dein Lager treten und meine Worte bekräftigen. Wo? rief die Mutter, wo? Hilf mir, daß ich mich erhebe, daß ich zu ſeinen Füßen um Vergebung für meine ſündigen Kinder

flehe, daß ich ihm Dank für eine Großmuth sage, die sich nicht oft auf Erden findet.

Das im vorderen Zimmer sitzende Mädchen hatte bei dem Anfange der Unterredung zwischen Mutter und Sohn still fort gearbeitet, und ihre Thränen auf ihren Busen niederfließen lassen. Beim Fortgange derselben erhob sie den feuchten Blick zu Evremonts auf den ersten Laut der Mutter aber, der Beistand forderte, flog sie in das kleine Nebenzimmer, und bald erschien, auf ihren und Lambertis Arm gestützt, eine reinlich gekleidete Alte, die sichtlich an der Gicht litt und sich ohne Stütze nicht wohl bewegen konnte. Laßt mich, sagte sie zu den sie Führenden, laßt mich jetzt, daß ich die Knie dieses großmüthigen Mannes umschlinge und ihn anflehe, mir zu wiederholen, was Du, mein unglücklicher Sohn, mir verkündetest, damit ich mich von der Wahrheit Deiner Worte überzeuge. Sie wollte sich zu Evremonts Füßen werfen; er gab es jedoch nicht zu, sondern stützte sie mit seinen Armen, führte sie zu dem einzigen im Zimmer befindlichen Lehnsessel und wiederholte ihr alles, was sie beruhigen konnte.

Können Sie bei der Mutter Gottes und ihrem gekreuzigten Sohne schwören, fragte die Alte, daß Sie derselbe sind, gegen den meine Söhne ein so schreckliches Verbrechen ausüben wollten, daß alle Ihre Worte wahr sind, und

daß Sie aufrichtig und von Herzen vergeben? Halb unwillig über dieß Mißtrauen legte Evremont die Finger auf ein Krucifix, auf welches die Alte deutete und das auf einem kleinen Betaltare unter einem mit künstlichen Blumen umkränzten Muttergottesbilde lag, und sagte: Ich schwöre es auf dieß uns allen heilige Zeichen des Kreuzes, daß meine Worte wahr sind und meine Vergebung aufrichtig ist.

So verzeihen Sie auch meine letzte Forderung noch, sagte die Alte mit hervorbrechenden Thränen. Eine Großmuth, wie Sie sie zeigen, ist so selten in unserer sündigen Welt, in den rachgierigen Herzen der Menschen, daß mich nur eine feierliche Versicherung ganz beruhigen konnte. Ach! Sie wissen nicht, fuhr sie fort, indem sie den thränenden Blick und die zitternden, gefalteten Hände zum Himmel erhob, welche Folterqualen Sie von unser aller Herzen nehmen. Da ich weiß, daß mein Sohn Antonio wie ein Christ gestorben ist, so darf ich ja hoffen, daß auch Camillo vielleicht noch diese Gnade Gottes vor seinem Ende gefunden hat, und Francescos Seele wird nun ruhiger werden, und wir werden alle die Trübsale des Lebens geduldiger tragen, und allen diesen Segen bringen Sie in die Hütte der Armen. Es kann für diese Handlung eines wahren, Gott ergebenen Christen die reinste Vergeltung nicht ausbleiben.

Wenn Du glaubst, sagte Evremont, sich an Lamberti

wendend, daß ich irgend eine Vergeltung verdiene, so kläre mich darüber auf, was Dich und Deine Brüder so feindlich gegen mich stimmen konnte zu einer Zeit, wo ich mich Euch mit Liebe und jugendlichem Vertrauen ohne Rückhalt hingab, und Ihr mir diese Empfindungen zu erwiedern schient.

Ich will es, rief Lamberti mit einem tiefen Seufzer, ich will Dir die ganze furchtbare Tiefe der menschlichen Seele zeigen, die Liebe und Verbrechen zugleich hegen, und im Gefühle der Freundschaft auf Mord sinnen kann.

Nein, ich will es, sagte die Mutter, ich will Dein Verbrechen nicht beschönigen, aber Du sollst Dich nicht härter anklagen, als es diese That allein schon thut. Damit Sie den ganzen Zusammenhang dieser Begebenheit einsehen, fuhr sie zu Covemont gewendet fort, muß ich auf mein eigenes Leben zurückgehen.

Meine Eltern waren arme rechtliche Leute, und wir lebten in einer Vorstadt von Florenz, wo wir dadurch reichlichen Unterhalt fanden, daß ein Jeder bemüht war, so viel seine Kräfte erlaubten zu erwerben. Mein Vater trieb einen kleinen Handel, meine Mutter verstand das Flechten der feinen, so beliebten Strohhüte, und ich selbst war dafür bekannt, die schönsten Blumen auf's Künstlichste nachzubilden. So floß unser Leben ruhig dahin, unsere mäßigen Wünsche vermochten wir zu befriedigen und beneideten Niemanden.

Ich war ungefähr siebzehn Jahr alt geworden, als ein Herr Lamberti in Florenz erschien und nicht weit von unserer Behausung seine Wohnung nahm. Die Nachbaren, die mit ihm in Berührung kamen, konnten seine Freigebigkeit nicht genug rühmen; seine Heiterkeit und gute Laune bezauberte Jedermann, und die Mädchen waren entzückt von seiner schönen Stimme und seiner Kunstfertigkeit auf der Guitarre. Das Gerücht verbreitete von ihm, er sei aus dem Römischen und habe sich von dort zurückgezogen, weil, einiger freien Aeußerungen über Religion wegen, er Verfolgungen von der geistlichen Regierung zu erdulden gehabt habe, die ihn so ernstlich bedroht hätten, daß er es vorgezogen, sein Vaterland zu verlassen.

Es währte nicht lange, so suchte er mit meinem Vater in Verbindung zu kommen, der sich in der Gesellschaft des heitern, vielerfahrnen Mannes wohlgefiel, und bald war Herr Lamberti der Freund unseres Hauses, den Jeder schmerzlich vermißte, wenn er einmal eine Stunde über die gewohnte Zeit seines Erscheinens ausblieb. Mir konnte nicht entgehen, daß ich der Magnet war, der ihn herbei zog. Meine Eltern bemerkten es eben so wohl, und da der erfahrne Mann die Neigung wohl erkannte, die er mir einzuflößen gewußt hatte, und von meinen Eltern keine Hindernisse zu besorgen waren, so hielt er um meine Hand an, die ihm mit Freuden be-

willigt wurde. In unſerer Nachbarſchaft wurde mein glänzendes Glück, wie man dieſe Heirath nannte, mit Neid geprieſen. Ich fühlte mich in der That ſelbſt glücklich und hatte nichts dagegen, als mir mein Gatte ankündigte, er habe einen Grundbeſitz in einem kleinen Orte in den Appeninen erworben. Ich würde ihm mit Freuden dahin gefolgt ſein, wenn nicht der Kummer darüber, daß ich mich von meinen Eltern trennen mußte, dieſe Freude getrübt hätte. In der That ſah ich ſie auch nach dieſer Trennung nicht mehr wieder, denn ein bösartiges Nervenfieber raffte im folgenden Jahre Beide hinweg.

In unſerem neuen Wohnorte hatte mein Gatte unſer Haus für die daſige Gegend koſtbar eingerichtet, ſo daß es den Neid mancher Einwohner erregte, während andere ſich uns mit einer Art von Ehrerbietung näherten, und es ſchmeichelte mir, daß dieſe ſämmtlich meinem Gatten bei allen Gelegenheiten unbedingt zu gehorchen ſchienen. Zuweilen beſuchten uns hier auch Fremde, von denen mir Lamberti ſagte, daß es ſeine Bekannten aus früheren Zeiten wären, und die er mir bald als reiſende Kaufleute, bald als Officiere nannte. Ich bemerkte wohl, daß ſie viele geheime Geſpräche mit einander führten, aber ich glaubte, es ſei die Pflicht einer Frau, da nicht eindringen zu wollen, wo ihr Gatte ihre Theilnahme nicht wünſchte. Oft auch entfernte

ſich Lamberti nach einem ſolchen Beſuche eine Zeitlang aus der Gegend, und immer kehrte mit ihm neuer Ueberfluß in unſere Wohnung zurück. Bald ſagte er mir, er habe einen glücklichen Handel gemacht, bald, er habe einen Proceß oder im Lotto gewonnen, und ich bewunderte ſein außerordentliches Glück und dankte Gott mit kindlicher Einfalt für den reichen Segen.

Ich hatte meinem Gatten nach und nach drei Söhne geboren. Die Knaben wuchſen heran und vor allen war Camillo der Liebling des Vaters, denn er behauptete in deſſen wilder und rauher Gemüthsart, die mir Thränen des bitterſten Kummers auspreßte, die künftige Stütze des Hauſes zu erblicken. Ich wurde, nachdem ich drei Söhne geboren hatte, nicht wieder Mutter, und da ſich mein Herz nach einer Tochter ſehnte, nahm ich mit Lambertis Bewilligung meine gute Lucretia als elternloſe Waiſe zu mir und erzog ſie mit mütterlicher Liebe. Bald ließ es ſich bemerken, daß ſie und Francesko die zärtlichſte Neigung verband. Um die Zeit kurz vor der franzöſiſchen Revolution ſuchte uns in unſerer entlegenen Ortſchaft ein Herr St. Julien auf, der in Handelsgeſchäften eine Reiſe nach Italien gemacht hatte, und da ihm in Frankreich keine Verwandten lebten, ſuchte er dieſe weitläuftigen Vettern auf, die mit ihm durch ſeine Mutter, eine Italienerin und geborne Lamberti, im entfern-

ten Grade verwandt waren. Er freute sich der kräftigen Jugend meiner Söhne und wollte ihren Vater bestimmen, ihm einen zu überlassen, der die Handlung bei ihm lernen und nach seinem Tode seine Geschäfte fortsetzen könne.

Mit seltsamem Lächeln antwortete Lamberti auf diesen gütigen Vorschlag, daß er ihm selbst einen Sohn nach Paris bringen werde, und daß er hoffe, er werde sich noch weiter von dessen Brauchbarkeit überzeugen. Der gute Herr St. Julien machte uns allen vor seiner Abreise bedeutende Geschenke, denn er hatte große Summen und viele Juwelen bei sich.

Es war nichts Auffallendes darin, als Lamberti eine Stunde nach der Abreise des Herrn St. Julien ebenfalls aufbrach und diß Mal seinen Lieblingssohn Camillo mit sich nahm, denn er hatte verschiedene Male gegen mich geäußert, daß ein Geschäft, welches ihm großen Gewinn verspräche, dringend seine Abwesenheit fordere, und daß er seine Abreise nur verschiebe, um einen geehrten Verwandten nicht früher zu verlassen, als bis dieser gesonnen sei seine Reise fortzusetzen.

Nach einer Abwesenheit von drei Tagen kam Lamberti ungemein heiter und mein Sohn Camillo in ausgelassener Fröhlichkeit zurück. Mein Gatte sagte mir, da seine Geschäfte sich weit über seine Erwartung zu seinem Vortheile gewen-

det, ſo habe er mir ein bedeutendes Geſchenk mitbringen wollen, und überreichte mir bei dieſen Worten einen koſtbaren Ring, den ich im erſten Augenblicke mit Freuden, im zweiten mit Entſetzen betrachtete. Gott! rief ich aus, wie kommſt Du zu dieſem Ringe? Er gehörte ja dem guten Herrn St. Julien. Wie kann dieß ſein? fragte Lamberti verwirrt, indem er die Farbe veränderte, was indeß damals noch keinen Argwohn in mir erregte; woran willſt Du dieß erkennen? Es iſt kein Zweifel, erwiederte ich. Der gute Mann zeigte mir einige Juwelen und mir gefiel die Faſſung dieſes Ringes ungemein. Ich würde ihn Ihnen zum Andenken ſchenken, ſagte der treffliche Mann, wenn ihn nicht meine Mutter getragen hätte, zu deren Andenken ich ihn bewahre und deren Haar er enthält. Er drückte auf dieſen kleinen Punkt hier, und ſiehſt Du, fuhr ich fort, wie jetzt hob ſich der mittlere Stein, und ſiehſt Du, hier iſt das wenige graue Haar eingeſchloſſen. Nimmermehr hätte er dieſen Ring freiwillig weggegeben; er iſt gewiß in die Hände ſchändlicher Räuber gefallen und vielleicht gar von ihnen unbarmherzig erſchlagen worden.

Warum nicht gar, ſagte Lamberti unwillig und ſetzte gleich darauf ruhig hinzu: Wenn dem aber ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo muß der Ring zu ſeinem Eigenthümer zurück, an den ich ſogleich deßhalb ſchreiben werde. Gebe Gott, daß er lebt, ſagte ich weinend, indem mein Gatte das Kleinod aus

meinen Händen zurücknahm. Du bist eine Thörin, sagte dieser mit Häute zu mir, nicht jeder wird erschlagen, dem die Last des Reichthums etwas erleichtert wird. Er verließ mich hierauf und winkte seinen Sohn Camillo mit sich hinweg, dessen spöttisches Lächeln mir in diesem Augenblicke durch's Herz schnitt. Seit der Zeit stürmte ich oft mit Fragen auf Lamberti ein, ob er keine Nachricht von Herrn St. Julien habe, bis er mir endlich mürrisch antwortete: Hetze auf mich um des alten Spießbürgers Willen zu quälen, er lebt gesund und wohl in Frankreich, und ist dort so reich, daß er den kleinen Verlust hier in Italien leicht verschmerzen kann.

Also ward er doch wirklich von Räubern angefallen? rief ich bestürzt.

Das hat ja meine kluge Mutter gleich beim Anblick des schönen Ringes errathen, sagte Camillo lachend, und zu meinem Erstaunen stimmte der Vater in das Gelächter ein. Es war überhaupt seit dieser Zeit eine Veränderung in unserem Hause eingetreten. Der Vater gab den Söhnen mit Verschwendung alles, was sie begehrten, um jede thörichte Leidenschaft der Jugend zu befriedigen, und meine beiden älteren Söhne überließen sich allen Ausschweifungen, wozu die Jugend nur zu geneigt ist, und vielleicht wurde von ähnlichen Vergehen Francesko nur durch die Liebe zu meiner sanften

Lucretia zurückgehalten. Dabei brachte der Vater ſeinen Lieblingsſohn Camillo in eine ſolche Stellung gegen ſeine Brüder, daß er völlig ihr Herr wurde, und er wußte dieſe Herrſchaft durch Klugheit und durch ſeinen kühnen Geiſt fortwährend zu behaupten. Auf allen Reiſen des Vaters begleitete ihn nur Camillo, und ich bemerkte bald, daß diejenigen Nachbarn, die den Vater zu verehren ſchienen, dem Sohne beinah die gleiche Achtung bewieſen.

Der Strom der franzöſiſchen Revolution breitete ſich auch über andere Länder aus, und meine Söhne ſowohl als ihr Vater wurden von dem allgemeinen Schwindel ergriffen. Mit Entzücken ſah der nun alternde Vater, wie alle ſeine Söhne die Waffen ergriffen, und rief: Recht, meine Kinder, ſucht Euer Glück, wo es jetzt Viele finden, ich bin noch rüſtig genug, hier unſerm Geſchäft allein vorzuſtehen. Ehe ſich meine Söhne mit den republikaniſchen Truppen vereinigten, zu denen ſie nun gehörten, hatte ſich Lamberti mit meinem Sohne Camillo lange eingeſchloſſen, und ſie hatten, wie es ſchien, ernſte und wichtige Unterredungen mit einander. Franceſko benutzte dieſe Zeit mir ſeine Empfindung mitzutheilen, und er und Lucretia legten in meine Hand das Gelübde ab, für das ganze Leben einander anzugehören.

O! welche Hoffnungen, unterbrach ſich die Mutter der Lambertis weinend, täuſchten damals meine liebende Seele! Ich

ſah meine Söhne, durch ihren Muth emporgehoben, im Geiſte in hohen kriegeriſchen Ehren; ich ſah meinen Francesko, den Liebling meines Herzens, in bedeutendem Range ſich mit der ſchönen Lucretia verbinden, und ſah mich als die glückliche Ahnfrau künftiger Geſchlechter. Ja ſie war eine Schönheit, fuhr die Alte fort, als ſie bemerkte, daß Cyrements Blick zu dem ſtill arbeitenden Mädchen hinüberſtreifte, der Kummer hat dieſe Blüte ſchnell gebrochen, aber ſie war damals eine blühende Schönheit.

Cyrement bemerkte jetzt erſt das griechiſche Profil und die edeln Formen des Kopfes, wodurch ſo viele Florentinerinnen ausgezeichnet ſind, und die Beſchämung, die ſie bei Erwähnung ihrer vergangenen Schönheit empfand, zauberte dieſe auf einen Augenblick zurück, denn die funkelnden, halb niedergeſchlagenen Augen, die glühenden Wangen zeigten flüchtig dem Beobachter, was ſie in der Blüte der Jugend geweſen ſein mußte.

Meine Söhne hatten uns verlaſſen, fuhr die Alte fort, und ich und Lucretia lebten ſehr einſam, denn Lamberti war oft abweſend und kehrte nicht immer ſo heiter zurück wie früher, ja es entfuhren ihm zuweilen Klagen über die Nichtswürdigkeit feiger Schurken, die ihre Zunge bei dem Anblicke des Todes nicht feſſeln könnten und ihre Freunde, denen ſie Treue gelobt, dadurch in Gefahr brächten. Zugleich bemerkte

ich, daß viele von unſern Nachbarn ihren Wohnort verließen, indem ſie behaupteten, ſie könnten anderswo auf eine vortheilhaftere Art ſich anſiedeln. Auch Lamberti äußerte oft, es würde ihm in den Gebirgen zu einſam, er wolle nach Florenz oder nach Mailand ziehen, um ſo mehr, da er vom Kirchenſtaate ausgehende Verfolgungen auch hier zu befürchten habe. Um die Zeit hatte er erfahren, daß Herr St. Julien geheirathet und einen Sohn ſeiner Gemahlin aus erſter Ehe adoptirt habe, dem er ſein ganzes Vermögen zuwenden wolle. Dieſe Nachricht verſetzte ihn in unglaubliche Wuth und er fluchte dem Verwandten, der ſeine rechtmäßigen Erben auszuſchließen dächte. Ich machte ihn vergeblich darauf aufmerkſam, daß unſere Verwandſchaft mit Herrn St. Julien ſo entfernt ſei, daß ſie kaum dieſen Namen verdiene, und wenn wir auch ganz nahe Verwandte wären, ſo bleibe er ja doch immer Herr ſeines Vermögens und könne es zuwenden, Wem er wolle. Ich hoffe, erwiederte Lamberti, Camillo wird Mittel für alles dieß finden. Um ihn zu beſänftigen ſagte ich, der gute alte Mann bewies uns und beſonders den Kindern ſo viel Wohlwollen, daß er ſie gewiß nicht übergehen wird, wenn er auch ſein Hauptvermögen ſeinem adoptirten Sohne zuwendet.

O! dieſe reichen Bürger, antwortete mir Lamberti hierauf mit Bitterkeit, entziehen dem alles Wohlwollen, der

ein wenig dreist von ihrem Ueberfluß fordert. Aber wir sind Herrn St. Julien ja nie zur Last gefallen, bemerkte ich.

Sprich nicht über Dinge, die Du nicht beurtheilen kannst, sagte Lamberti rauh und verließ mich, um an Camillo zu schreiben, der schon Officier geworden war und gemeldet hatte, daß auch seine Brüder dieselbe Auszeichnung in Kurzem zu erwarten hätten.

Als Lamberti seinen Brief abgesendet hatte, verließ er mich, um wieder eine seiner gewöhnlichen Reisen anzutreten, die mich, ich konnte mir nicht erklären weßhalb, zu beunruhigen anfingen, und ich blieb mit Lucretia ganz allein. Nach einigen Tagen in der Dämmerung des Abends hielt ein unbekannter Gebirgsbewohner mit einem kleinen mit Maulthieren bespannten Wagen vor unserer Thür, und als wir heraustraten, sahen wir mit Entsetzen das todtenbleiche Antlitz Lambertis. Er hemmte durch einen Wink den Schrei, der unsern Lippen entfliehen wollte.

Macht keinen unnützen Lärm, sagte er leise, helft mir in's Haus. Der Fuhrmann stand uns bei, den Schwerverwundeten hineinzutragen, und als wir ihn auf's Bett in eine bequeme Lage gebracht hatten, eilte, ohne ein Wort weiter zu sprechen, der Fuhrmann mit seinem Wagen davon.

Der Anblick der dringenden Gefahr hemmte meine Klagen und Thränen, und ich wollte einen Wundarzt rufen.

Laß das, sagte Lamberti, es ist überflüßig, ich fühle, ich sterbe, laß mir, Lucretia, unsern Pater rufen. Lucretia eilte den Geistlichen herbei zu rufen, und wenige Stunden darauf gab Lamberti seinen Geist auf, nachdem er mich vorher dringend ermahnt hatte, alle Papiere, die ich finden würde, zu verbrennen, weil sie mir zu nichts helfen, sondern mich nur in Verlegenheit bringen und auf sein Andenken Schande häufen könnten. Ich versprach dieß, aber im Schmerze über das Verscheiden meines Gatten dachte ich nicht daran, bis mich der Geistliche ernsthaft erinnerte, den letzten Willen des Verstorbenen zu erfüllen. Ich ging also an dieß Geschäft, während der Geistliche und Lucretia alles zur Beerdigung Nöthige besorgten, und als ich die Papiere verbrennen wollte, belehrte mich ein zufälliger Blick darauf, daß diese Briefe sämmtlich in Zeichen geschrieben waren, die ich nicht zu enträthseln verstand. Ein einziger italienisch geschriebener Brief fiel mir in die Hände. Er war von Herrn St. Julien, und das zärtliche Andenken, das ich dem wohlwollenden Manne bewahrt hatte, vermochte mich einen Blick darauf zu werfen. Gleich nach den ersten Worten, die ich las, war meine Aufmerksamkeit schmerzlich gefesselt. Dieser Brief war kurz nach Herrn St. Juliens Besuch bei uns, nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, an Lamberti gerichtet. Er schrieb ihm darin, daß er trotz der Dunkelheit der Nacht sehr wohl die

Räuber erkannt habe, die ihm im Einverständnisse mit dem Postillon sein Geld und seine Juweien in der Lamberti unfehlbar bekannten Bergschlucht abgenommen hätten, daß er es wie eine Gnade des Himmels betrachten müsse, daß er in diesem furchtbaren Augenblicke so viel kalte Ueberlegung gehabt hätte, einzusehen, daß er dieß Erkennen nicht verrathen dürfe, weil sonst das blanke Eisen, mit dem der junge Böswicht ihn fortwährend bedroht habe, sich unfehlbar in sein Herz gesenkt haben würde, um ihm den Verrath unmöglich zu machen. Ich will die Gerichte nicht zur Rache anrufen, schloß der Brief, aber nur noch bemerken, daß diejenigen, die sich auf Gefahr meines Lebens einen Theil meines Eigenthums angemaßt haben, nie mehr das Geringste von mir erwarten dürfen und sich also jede Reise zu mir ersparen können, weil ich keine Schlange in meinem Busen erwärmen und keinen Räuber in mein Haus nehmen werde.

Ein schreckliches Licht ging mir in diesem Augenblicke auf, und der Geistliche fand mich in Thränen gebadet, den unglücklichen Brief in der Hand. Er nahm ihn, sah ihn flüchtig durch und warf ihn zu den übrigen in's Feuer. Euer Gatte, sagte er mir dann, hat mir gebeichtet und die Vergebung seiner Sünden empfangen; schadet Euch nun nicht selbst und thut, wie er weislich rieth, denn Ihr müßt in

Kurzen eine Haussuchung besorgen, da ihn die Obrigkeit auf die Angabe einiger Genossen vielleicht für das Haupt der Räuber halten wird, die die Gebirge unsicher machen, und deßhalb ist es gut, wenn nichts gefunden wird, was diese Meinung bestätigen könnte. Ich war zu sehr durch schmerzliche Empfindungen betäubt, als daß ich diesen Rath hätte befolgen können. Der Geistliche also verbrannte selbst alles noch Uebrige, ohne noch einen Blick darauf zu werfen, und eilte mit Lambertis Beerdigung, die so feierlich als möglich vollzogen wurde.

Wenige Tage danach rückten Soldaten, von Gerichtspersonen begleitet, in den Ort unseres Aufenthalts ein. Die verlassenen Häuser der Lamberti ergebenen Nachbarn wurden durchsucht und auch das unsrige. Da aber gar nichts Verdächtiges gefunden wurde, und meine und Lucretiens Unschuld einleuchtend war, der Pfarrer auch die Verwundung Lambertis, die sein Ende herbeigeführt hatte, verschwieg, so entfernte sich alles Drohende bald wieder aus unserem Gesichtskreise.

Aber nicht lange genossen wir die traurige Ruhe, die uns geworden war. Die äußere Stille, in der ich meine Tage durchlebte, wurde durch die ganz Italien erobernden Franzosen unterbrochen, und [illegible] einem kleinen Gefechte wurden mehrere Häuser des Ortes, wo wir lebten, angezündet, und auch unser Haus und unsre Habe wurden ein Raub der

Flammen. Der oft wiederholte Schrecken wirkte nachtheilig auf meine Gesundheit und die Gicht lähmte meine Glieder. In diesem traurigen Zustande wendete ich mich mit Lucretia nach Florenz, wo sie durch ihre geschickte Arbeit die Kosten unseres Unterhaltes bestritt. Von meinen Söhnen empfingen wir wenig Unterstützung; denn obwohl Herr St. Julien die Großmuth gehabt hatte, ihnen dennoch bei seinem Tode eine ansehnliche Summe zu hinterlassen, so hatten doch die älteren Brüder nach ihrer wilden Weise zu leben bald alles, was sie besaßen, ausgegeben, dem jüngeren Bruder aber hatten sie keine Rechenschaft darüber abgelegt, und Francesko, der seit des Vaters Tode nichts hatte als seinen Gehalt, konnte uns nur spärlich unterstützen.

In dieser Lage der Dinge schwanden die Jahre dahin, bis auch Sie Kriegsdienste nahmen, und das Unglück wollte, daß Sie den Umgang mit meinen Söhnen nur zu eifrig suchten, deren falsche Freundschaftsbezeigungen Ihr argloses Herz verlockten.

Nein! rief Francesko Lamberti, sie war nicht falsch diese Freundschaft. Ich liebte Dich wahrhaft, auch Antonio war Dir ergeben, und selbst Camillo konnte Deinen offenen, wohlwollenden Charakter nicht verkennen. Es ist ein prächtiger Junge, sagte er oft, Schade, daß er so bald sterben muß. Wir lachten über einen solchen Ausspruch, da Du ge-

ſund und blühend warſt, und die Gefahren des Krieges Dich nicht mehr bedrohten, als uns. Nun, Ihr werdet ſehen, ſagte dann Camillo in ſeiner gewöhnlichen herriſchen Weiſe, daß ſeine Tage gezählt ſind.

Endlich nahte jener verhängnißvolle Tag in Schleſien. Wir wußten, Camillo hatte Dich eingeladen, ihn mit uns zu verleben, und wir freuten uns aufrichtig Deiner Geſellſchaft. Camillo miethete einen Wegweiſer, mit dem er eine lange, ernſthafte Unterredung hatte. Nachdem dieß alles geſchehen war, redete er uns ungewöhnlich ernſt und feierlich an, und ſagte, er habe von unſerm verſtorbenen Vater den Auftrag, ein uns zugefügtes großes Unrecht für uns unſchädlich zu machen. Er habe feierlich die Verpflichtung übernommen für das Wohl der Familie zu ſorgen, weil der Vater ihn als den, der am Fähigſten dazu ſei, erkannt habe; er brauche aber jetzt unſern Beiſtand, um dieß zu vermögen, und er fordere uns auf, ihm in dieſer Angelegenheit, die zu unſer aller Beſtem gereiche, vollkommenen Gehorſam zu leiſten. Wir waren es von Kindheit an gewöhnt, unter ſeiner Herrſchaft zu ſtehen, ſo daß wir dieß, ohne uns zu bedenken, verſprachen. Er nahm eine Reliquie, die er am Halſe trug, hervor und ließ uns einen furchtbaren Eid darauf ſchwören, ihm blind zu gehorchen und, was er befehlen würde, ſo lange er lebe, ſelbſt in der Beichte zu verſchweigen. Ich zögerte

einen Augenblick, doch das Beispiel Antonios riß mich hin, und wie er, leistete ich den entsetzlichen Eid. Darauf setzte unser Bruder Camillo das vermeintliche Unrecht, das uns unser Oheim St. Julien zugefügt habe, auseinander, und ich weiß nicht, ob er wirklich selbst getäuscht war oder ob er uns täuschen wollte. Er versicherte durch einen Rechtsgelehrten den Inhalt des uns nachtheiligen Testaments zu kennen, worin bestimmt sein sollte, daß, wenn Du, Adolph, ohne Erben stürbest, wir drei Brüder in Deine Rechte treten sollten. Ihr seht also ein, schloß Camillo, daß Adolph sterben muß, so leid es mir auch thut, denn ich würde ihn lieben, wenn sein Dasein nicht das unsere verkümmerte, und ich tödte ihn ohne Haß der Pflicht der Selbstvertheidigung gemäß, wie den Feind, der mir im Felde gegenüber steht. Ich schauderte vor diesem Vorsatze zurück, doch Antonio, dem künftiger Reichthum lockender als künftige Seligkeit dünkte, ging sogleich darauf ein. Ich warf mich meinen Brüdern zu Füßen. Memme, riefen Beide, Du weißt, was Du geschworen hast, und ließen mich mit der Verzweiflung ringend auf dem Boden liegen. Du kamst, Adolph, arglos lieferteſt Du Dich Deinen Mördern aus. Meine Brüder bewachten mich. Ich hätte Dir kein Zeichen geben können, wenn ich es auch gewagt hätte, den entsetzlichsten Eid zu verletzen, den je eines Menschen Zunge gesprochen hat. Du

fragteſt mit Theilnahme nach der Urſache meines blaſſen, verſtörten Ausſehens. Meine Brüder gaben Dir die Antwort, daß ein kalter Brief meiner Braut, der nächſtens eine förmliche Zurücknahme ihres Wortes erwarten ließe, mich ſo trübe ſtimme, und Camillo ſagte, mir bedeutend zuwinkend, daß der feurige Wein meine geſunkenen Lebensgeiſter erheben würde. Du ſelbſt zwangſt mit gutmüthiger Zudringlichkeit mir mehr Wein auf als gut war, bis ſich endlich mein Herz in dem Grade verhärtete, daß ich dachte: Nun, wenn er ſelbſt es nicht beſſer haben will, ſo mag es denn ſein.

Man hatte auch Dir ſelbſt nur zu viel Wein aufgenöthigt, und als wir nun endlich aufbrechen mußten, ſaßeſt Du nicht ſo ſicher wie ſonſt zu Pferde. Der Bauer führte uns, wie Camillo mit ihm verabredet hatte. Man machte Dich glauben, wir ſchlügen einen kürzeren Weg ein, um nach der Verſpätung mit unſern Truppen zur rechten Zeit in dem Verſammlungsorte zuſammen zu treffen. Wir hatten eine einſame Stelle im Walde erreicht. Der Führer verſchwand und Camillo gab das verhängnißvolle Zeichen. Wie ein Wüthender, mit Thränen in den Augen und Zähneknirſchen riß ich Dich von hinten mit der linken Hand vom Pferde; es wurde mir dunkel vor den Augen und in Verzweiflung führte ich Streiche nach Dir, mit denen ich mein eigenes Herz zerfleiſchte. Ich ſah nichts mehr, bis ich Camillos

Stimme hörte, der rief: Es iſt genug, er iſt dahin! Ich war betäubt, beinah bewußtlos; meine Brüder faßten die Zügel meines Pferdes und riſſen mich hinweg. Später hörte ich, Du ſeiſt aufgeſprungen und habeſt Dich auf's Aeußerſte vertheidigt. Davon habe ich nichts geſehen und es klang mir wie Töne aus weiter Ferne, wie meine Brüder ſich unterredeten, Deinen Muth lobten und es beklagten, daß Du uns im Wege habeſt ſtehen müſſen.

Wir mußten dem Feinde entgegen gehen, und ich hatte nicht Zeit mich den Qualen des Gewiſſens zu überlaſſen. Die allererſte Kugel, die auf einem Streifzuge der Feind zu uns hinüber ſendete, riß mir den linken Arm hinweg, der Dich vom Pferde geriſſen hatte. Schleunige Hülfe rettete mein Leben, und als ich völlig zur Beſinnung gekommen und der Verband gehörig geordnet war, beſuchte mich Camillo und ſagte: Du biſt zum Dienſte unbrauchbar geworden, armer Bruder; um ſo wohlthätiger wird Dir nun unſeres alten Oheims Vermögen ſein. Gedenke ſtets des mir geleiſteten Eides, und da Du nun, wenn Du geheilt biſt, nach Frankreich zurückgehſt, ſo kannſt Du der Wittwe unſeres Oheims den Tod ihres Sohnes melden. Er theilte mir hierauf das Mährchen mit, das ich der unglücklichen Frau für Wahrheit verkaufen ſollte. Ich bat ihn, mich mit dieſem Auftrag zu verſchonen. Er rief mir den Eid des blin-

den Gehorsams in's Gedächtniß zurück und sagte zürnend: Ich würde Dich, bebende Memme, nicht zu diesem Geschäft erwählen, wenn es nicht sehr gut wäre, daß die Mutter das Ende ihres Sohnes durch einen von uns erführe, die wir dabei zugegen waren, und Du, fuhr er halb spottend fort, kannst ihr ja sagen, Du habest den Arm in seiner Vertheidigung verloren, und die gute Frau wird alle Zeichen Deiner Gewissensqual für zärtliche Theilnahme an dem Geschick ihres Lieblings halten. Er gab mir Deine Uhr und Dein Taschentuch, um es der Mutter einzuhändigen und verließ mich. Noch denselben Abend blieb er in der Schlacht.

Mein fürchterlicher Eid zwang mich trotz seinem Tode seinen letzten Befehl zu erfüllen, und nach meiner gänzlichen Heilung, die mich lange in Berlin aufhielt, machte ich mich, von Reue und Gram erfüllt, nach Frankreich auf. Ich übergab Deiner Mutter die Pfänder Deines Todes und erzählte das wohl eingeübte Mährchen. Aber von ihr erfuhr ich zu meiner Freude und zu meiner Bestürzung, daß Du wie durch ein Wunder gerettet lebest und in Sicherheit seist. Hier erfuhr ich auch zufällig, daß wir, wenn auch unsere Gräuelthat gelungen wäre, sie doch völlig zwecklos ausgeübt haben würden, denn unser Oheim, mit Recht wider uns aufgebracht, hatte durch sein Testament seiner Wittwe die einzige Beschränkung in der Verfügung über seinen Nachlaß

auferlegt, daß er uns durch keinen denkbaren Fall, der eintreten könne, jemals zufallen dürfe.

Ueberzeugt nun, daß Du uns, sobald es die Umstände erlaubten, zu blutiger Rechenschaft ziehen würdest, bereitete ich mein Gemüth auf diesen Augenblick vor, und als ich später von rückkehrenden, wie ich verstümmelten Kriegsgefährten erfuhr, Du widersprächest dem von Camille erfundenen Mährchen nicht, so glaubte ich, Du schriebst Dir die Beweise wider uns mangelten, und als ich nun endlich auch Antonios Ende erfuhr, und nun meine Seele durch Beichte und Buße erleichtern durfte, legte ich mein furchtbares Geheimniß auch auf meiner Mutter Herz, die mit der liebevollen Lucretia hieher gekommen war, wo ich kümmerlich vom halben Sold lebte, um das Leben eines Sünders zu erleichtern. Seit der Zeit habe ich mich auf Deinen Anblick vorbereitet und den Entschluß gefaßt, durch ein vollkommenes Geständniß Dir jeden nöthigen Beweis gegen mich zu liefern; seit der Zeit lebe ich nur der Reue und Buße.

Ja und einer so furchtbaren Buße, sagte die Mutter klagend, daß meine letzte Hoffnung darüber schwindet. Wir hatten sein Unglück erfahren und seine weinende Braut, meine brave Lucretia, sagte: Um so mehr bedarf er einer treuen Begleiterin durch das Leben, die ihn sein Unglück vergessen lehrt. Wir kamen nach Paris, und das Bekenntniß seines

Verbrechens erfüllte das Herz des armen Mädchens mit Schauder. Sie rang mit Thränen und Gebet vor Gott und der heiligen Jungfrau, und ſagte: Wenn er ſich ſelbſt verabſcheut, wenn die Menſchen ihn meiden, Wer ſoll ihn nach und nach mit ſich ſelbſt und mit Gott verſöhnen, wenn nicht die treue Freundin ſeiner Jugend? Aber er legte ſich ſo harte Baſen auf, daß ſie ſeine Seele immer zaghafter machten, und finſter entfernte er ſich von der Liebe und überlieferte ſich gänzlich der Qual, der Geißelung und jeder Marter. Sein ſtrenges Faſten zehrt jede Lebenskraft auf und führt ihn an den Rand des Grabes, und ich, die ich mich lange eine glückliche Gattin eines geachteten Mannes wähnte und mich endlich als die Genoſſin eines Räubers fand, die die ſtolze Mutter dreier in Jugendkraft blühender Söhne war, verlor zwei davon, kaum wurde mir der letzte verſtümmelt erhalten, und dieſer letzte wird vor mir, die ich krank und elend bin, in's Grab ſinken und meine arme Lucretia wird zum Lohne ihrer endloſen Liebe einſam vergehen, wenn ſie endlich auch die Mutter, die ihr Fleiß ernährt, begraben haben wird.

Das ſchweigende Mädchen erhob ſich jetzt, und indem ſie zum erſten Male die Lippen öffnete, ſagte ſie, ruhig um ſich blickend: Ich ſchäme mich meiner treuen Neigung nicht und ich läugne ſie nicht. Ein verächtlicher Böſewicht wird

gewiß das Herz des Weibes, das ihn aus Täuschung liebte, von sich entfernen, wenn sie ihren Irrthum erkennt. Aber was bleibt dem Menschen auf dieser armen Erde, wenn das Herz seiner Lieben ihm nicht bleibt, die das seinige vollkommen kennen und es wissen, wie vieler schönen Empfindungen es noch fähig ist, wenn der schwache Mensch sich auch zu einem Verbrechen hat hinreißen lassen. Ich will, fuhr sie fort, Franceskos That nicht beschönigen, ich erkenne in ihr ein großes Verbrechen, das die Gesetze der Menschen mit dem Tode bestrafen, aber Gott, der die Tiefen seines Herzens kennt, wird sie ihm dennoch vergeben, und so bleibt auch meine Liebe ihm selbst im Tode treu, denn ist er auch ein Verbrecher, er ist kein Bösewicht, und wenn ihn Alles verläßt, so wird mein Herz ihm noch Trost, meine Seele noch Achtung bieten.

Nicht ohne Rührung sagte Evremont, sich an Francesko wendend: Du siehst die Milde der ewigen Liebe abgespiegelt in einer Menschenbrust, aber wie uns dieser Anblick auch innig bewegt und uns zur Ehrerbietung zwingt, glaubst Du nicht, daß Gottes Liebe dennoch milder ist, als die auch der besten Menschen? Darum ermanne Dich Francesko und gelobe mir Eins. Er bot dem reuigen Sünder die Hand, die dieser heftig ergriff, in demselben Augenblicke schmerzlich

zuſammenzuckend. Was haſt Du wieder? fragte Evremont mit edler Ungeduld.

Es ſchmerzt und entzückt mich, ſagte Francesko, daß Deine reine, großmüthige Hand ſo arglos in der Mörderhand ruht, die feindlich Dein edles Herz zu treffen ſuchte. Laß das, antwortete Evremont, ihm die Hand ſchüttelnd, und antworte mir, willſt Du mir geloben, was ich von Dir fordere?

Ich will, ſagte Francesko, und Gott ſei mein Zeuge, ich will es noch treuer halten, als meinen freventlichen Eid.

So gelobe mir, ſagte Evremont feierlich, Dir ſelbſt zu vergeben, wie ich Dir von ganzem Herzen verzeihe. Gelobe mir Deine künftige Buße nur in Werken der Liebe zu üben und es zu unterlaſſen, Dich ſelbſt zu martern, damit Du den Deinen ein Troſt ſein und ihre Leiden mindern kannſt, ſtatt ihren Jammer zu vermehren. Gelobſt Du mir dieß?

Ja, ich gelobe es Dir, ſagte Francesko mit hervorbrechenden Thränen; Du haſt in dieſer Stunde die Qualen der Hölle von meiner Seele genommen, und ich werde mir wieder ein Menſch unter Menſchen und nicht mehr ein ausgeſtoßener Verbrecher ſcheinen.

Evremont trat zu dem Tiſche, an dem das Mädchen gearbeitet hatte, und indem er zwei ſchöne Roſen nahm,

ſagte er zu ihr: Nicht wahr, Sie geben mir dieſe, daß ich ſie meiner Gattin als ein Andenken an eine ſchöne Stunde bringe? Lucretia neigte bejahend das Haupt, denn ſie vermochte vor Rührung nicht zu ſprechen, und Evremont verließ, von den Segenswünſchen der Familie begleitet, die enge Wohnung, worin nun lauter beruhigte Gemüther zurück blieben.

Auf der Straße angelangt nahm Evremont den erſten Miethwagen, der ihm aufſtieß, weil er durch dieß Fahren mit den Straßen nicht nach ſeiner Wohnung zurückgefunden haben würde, und im Fahren überlegte er, was ſich für Francesko thun ließe, denn ihm ſelbſt irgend eine Unterſtützung anzubieten und ſo ſein Gefühl auf's Tiefſte zu verletzen, vermochte er nicht. Er dachte an den General Clairmont und eilte noch denſelben Morgen zu ihm, um ihm ſeine Wünſche vorzutragen, die der alte Freund ſeines Vaters gern zu erfüllen bereit war, dem er nur ſagte, daß er ſich eben erſt nach einer langen Zwiſtigkeit mit Francesko verſöhnt habe und ihm deßhalb nicht ſelbſt Hülfe anbieten möge.

Es kommt nur darauf an, ſagte der General, daß ich, ohne daß es auffällt, mit Lamberti zuſammentreffen kann; das Uebrige wird ſich machen, denn wenn ich auch ſelbſt jetzt nicht dienen mag, ſo denken doch nicht alle ehemalige Kameraden wie ich, und ich habe unter den jetzigen Machthabern Freunde genug, die einen armen verſtümmelten Krieger ehrenvoll an-

zuſtellen vermögen, und wenn Ihre Gabe durchaus verſchwiegen bleiben ſoll, ſo ſteht es mir doch frei, eine Summe hinzuzufügen, damit ich mich nicht gänzlich mit fremden Federn ſchmücke.

Eine Gelegenheit mit Francesko zuſammen zu treffen, ohne ihn aufſuchen zu müſſen, bot ſich ſchon des andern Tages dar. Das in Paris neu gewordene Schauſpiel der Einkleidung einer Nonne lockte viele theils andächtige, theils neugierige Zuſchauer nach der Kirche, wo die Ceremonie Statt fand. Unter den letztern war der General Clairmont mit Evremont, und unter den erſteren Lamberti und die ihn begleitende Lucretia, die ſich aufrichtig an der Handlung erbauten. Evremont hatte dem General den bleichen, abgezehrten Lamberti gezeigt, und als Jedermann die Kirche verließ, wurde dieſer freundlich von dem General angeredet, der ihm auf die ungezwungenſte Weiſe darüber Vorwürfe machte, daß er einen alten Kriegsgefährten nicht aufgeſucht habe. Er forderte ihn auf, dieß wieder gut zu machen und gleich dieſen Mittag bei ihm zu ſpeiſen, und als der Angeredete zögerte dieſe Einladung anzunehmen, ſagte er: Sie werden Niemanden bei mir finden als Ihren Freund, den Obriſten; wir wollen uns ohne Zwang der vergangenen Tage erinnern. Er reichte ihm hierauf eine Karte mit ſeiner Adreſſe und ſagte: Ich verlaſſe mich darauf, daß Sie kom-

men. Verwirrt verbeugte sich Francesko und nahm so die unerwartete Einladung an.

Bei der Tafel konnte der General leicht das Gespräch auf die vielen Veränderungen, die jetzt in allen Zweigen der Staatsverwaltung vorfielen, wenden, und mit Geschicklichkeit erforschte er, wohin sich die Wünsche seines Gastes richteten, und sagte endlich: Ich zweifle gar nicht, daß ich Ihnen eine solche Anstellung werde verschaffen können. Nach der Tafel führte er ihn in sein Kabinet und zwang ihm eine Summe Geldes auf, die die ersten Einrichtungen erfordern würden und die er ihm in späteren Zeiten wiedererstatten könne. Mit freundlicher Gewalt setzte der General dieß durch und duldete weder Ablehnen, noch Widerspruch. Was ist es denn Großes, sagte er, ein verabschiedeter Krieger steht dem andern bei, das ist in der Ordnung. Als Beide in den Saal zurückkehrten, wo sie Covemont gelassen hatten, trat Kamberti zu diesem, der sich an ein Fenster lehnte, und sagte: Ich verdanke Dir auch dieß alles, ich weiß es wohl, der General ist zwanzig Mal an mir vorüber gegangen und hat mich nicht erkannt. Ich weiß wohl, Wer nun die Erinnerung an mich in ihm aufgefrischt hat, und ich ahne, was für einen Zusammenhang es mit seiner Freigebigkeit hat; aber ich habe Deine Vergebung empfangen, Deine Hand hat in der meinen geruht, Du hast mich mit mir selbst versöhnt und mehr als ein Herz

vom bitterſten Schmerze erlöſt. Nach allen dieſen größten Wohlthaten, die ein Menſch dem andern erweiſen kann, wie ſollte ich nun nicht noch die kleinere auch von Dir empfangen können?

Mit ſich ſelbſt zufrieden verließ Evremont die Wohnung des Generals, und er hatte die Beruhigung, noch ehe er Paris verlaſſen konnte, zu erfahren, daß es dem alten Freunde ſeines Vaters in der That leicht geworden ſei, ſein Wort zu erfüllen, denn er hatte Lamberti in wenigen Tagen eine Anſtellung verſchafft, die ihn mit ſeiner Familie an die ſpaniſche Grenze führte und ihm dort ein anſtändiges Einkommen ſicherte, und da ſein Gemüth, von den Schmerzen der Reue geheilt, zum Frieden des Lebens zurückkehrte, ſo erfuhr Evremont ſpäter, daß die ihm ſo innig ergebene Lucretia ihr Schickſal noch feſter mit dem ſeinen verbunden und ihm nach langer Treue ihre Hand vor dem Altar gereicht hatte.

Endlich war auch Evremonts Geſchäft in Paris geendigt. Er hatte ſeinen Abſchied erhalten und eilte mit liebevollem Herzen über den Rhein in die Arme ſeiner ihn ſehnſüchtig erwartenden Freunde zurück.

XVI.

Mit der höchſten Freude wurde Evremont von ſeiner Familie begrüßt, die ihn nun erſt ganz als den ihrigen be-

trachtete, da ſeine Verbindung mit Frankreich aufgelöſt war, indeß er ſelbſt über dieſen Grund der Freude ſeufzte, denn ihn ſchmerzte es, daß er Frankreich nicht mehr ſein Vaterland nennen ſollte; doch ging dieſe Trauer unter den ſchönſten Empfindungen des Glücks im Kreiſe der Seinen bald vorüber, und der Strom des Lebens ſchien nun einen ruhigen Gang zwiſchen blumigen Ufern nehmen zu wollen und nicht mehr über wilde Klippen zu ſchäumen. Die Stunden theilten ſich zwiſchen Beſchäftigungen und Vergnügungen; Pläne zu kleinen Reiſen wurden entworfen, ſo wie zur Verſchönerung der Umgebung, und man gedachte bei dieſen friedlichen Beſchäftigungen oft des alten Dübois, deſſen eigenſinnige Entfernung die ganze Familie beklagte. Es ſollten nach den Verſchönerungsplänen, die der Graf und Evremont entworfen hatten, auf dem großen Hofe, der nach der Straße zu gewendet vor dem Eingange des Hauſes lag, große Pflanzungen von Bäumen, blühenden Sträuchern und Blumen angelegt werden, zwiſchen denen hindurch ein Weg für die Wagen frei gelaſſen werden ſollte, ſo daß dieſer Hof künftig zur Zierde des Hauſes dienen könnte, und die ganze Familie war auf demſelben verſammelt, wo der Graf und Evremont eben nach ihrem Plane die verſchiedenen Plätze ihrer Beſtimmung gemäß abſtecken ließen. Man hatte mit Theilnahme dieſer Arbeit zugeſehen, bis ein auf den Hof rollender Wagen die

Aufmerkſamkeit Aller auf den Ankommenden lenkte. Die leichte von zwei Poſtpferden gezogene Equipage hielt vor dem Eingange des Hauſes, und hinaus ſchauten unter weißen Augenbrauen die freundlichen Augen Dübois. Ein allgemeiner Ausruf der Freude bewillkommnete den zurückkehrenden Greis. Aller Hände ſtreckten ſich ihm entgegen und auch die Bedienten eilten, die Theilnahme ihrer Herrſchaft nachahmend, herbei; doch Evremont drängte ſie zurück und er ſelbſt bot dem Greiſe die Hand zur Stütze, der mühſam aus dem Wagen ſtieg, ſich entzückt in dem freudigen Kreiſe umſchaute und dann ſagte: Hier iſt mein Frankreich, ich habe es jenſeits des Rheins nicht gefunden.

Wie im Triumph wurde der alte Mann in's Haus geführt und er konnte ſeine Rührung nicht bewältigen, als Adalbert an ſeinem Halſe hing, die von Alter gebleichten und gefurchten Wangen mit den friſchen Roſenlippen zärtlich küßte, und ſagte: Endlich habe ich Dich alten Papa Dübois wieder, nun darfſt Du nicht wieder fort, und ich hoffe, Du haſt mir ſchöne Sachen aus Deinem Frankreich mitgebracht. Ja wohl habe ich das, ſagte der Alte, die Thränen von den grauen Wimpern trocknend, das wollen wir alles nachher auspacken.

Man bemerkte jetzt erſt einen zehn- bis zwölfjährigen Knaben, der dem alten Dübois gefolgt war und nun, verlegen an der Thür ſtehend, mit den großen ſchwarzen Augen

im Saale umher blickte. Dubois erinnerte sich jetzt auch seiner. Er machte sich von Adalbert los, näherte sich ehrerbietig dem Grafen und sagte: Ich habe vielleicht das Vorrecht eines alten Dieners gemißbraucht, indem ich mir die Freiheit genommen habe, diesem edeln Hause einen neuen Diener zuzuführen. Ich habe mich dieser hülflosen Waise angenommen und glaube ihn um so sicherer Ihrem Schutze empfehlen zu dürfen, als ich diesen selbst im Hause des alten Grafen Evremont fand, der mich als hülflosen Knaben bei sich aufnahm und mich zum Diener seines Sohnes, meines seligen Herrn, bestimmte. So, dachte ich, könnte nun dieser Knabe seinem Urenkel, dem kleinen Grafen, dienen, wozu ich ihn selbst noch anleiten kann, wenn Sie ihn Ihres Schutzes würdigen.

Wen Sie, guter Dubois, sagte der Graf, für würdig Ihres Beistandes halten, der ist mir ein willkommener Hausgenosse, und es freut mich, wenn ich für Ihren Schützling etwas thun kann.

Dieß arme Kind, sagte Dubois, hat bei seiner Geburt schon die Mutter verloren. Der Vater ist bei den Verfolgungen der Protestanten kürzlich umgekommen, und es wagte Niemand aus Furcht vor den Geistlichen, die im südlichen Frankreich ihr Wesen treiben und sich Missionäre nennen, sich des armen Kindes anzunehmen, das, den Ermahnungen

seines sterbenden Vaters gehorchend, seinem Glauben treu bleiben und nicht zur katholischen Kirche übertreten wollte. Die Geistlichkeit dort wollte ihn mit Gewalt in ein Kloster bringen, um, wie sie sagten, seine Seele zu retten, und dieß wäre auch wirklich geschehen, wenn ich mich nicht zum Erstaunen aller dasigen Einwohner seiner angenommen hätte. Um mich und ihn den Verfolgungen zu entziehen, gegen die mich auch mein graues Haar nicht geschützt haben würde, beschleunigte ich unsere Abreise, denn mich hielt nichts mehr in Frankreich zurück. Alle, die mir durch die Bande des Blutes jemals angehört hatten, waren theils in der blutigen Revolution, theils in den furchtbaren Kriegen umgekommen, und Frankreich selbst ist durch die unglückliche Revolution so entstellt worden, daß es seinen alten liebenswürdigen Charakter nicht wieder gewinnen kann, und der König selbst will das Alte auf eine Weise, daß es gar nicht mehr das Alte wird. Doch Gott behüte mich davor, daß ich meinen rechtmäßigen König tadeln sollte. Aber an die Stelle der Irreligiosität, die während der Revolution mein Herz erschreckte, soll nun eine Religionsunduldsamkeit treten, von der ich nicht glaube, daß sie Gott gefällig sein kann. Ich hoffe, fuhr der alte Mann mit Wärme fort, als ein ächter Katholik zu sterben, aber ich habe so viel Tugend bei Andersglaubenden gefunden, daß ich nicht befürchten kann, Gott werde sie verstoßen, wenn sie

auch in manchen Punkten irren sollten, und deßhalb kann ihm die Verfolgung nicht wohlgefällig sein.

Der Graf lobte die milde Frömmigkeit des alten Mannes und versprach für das Fortkommen des mitgebrachten Knaben zu sorgen. Als Dübois sein Zimmer betrat, rührte es ihn von Neuem, hier Alles in der Ordnung zu finden, wie er es verlassen hatte, als wenn seine Rückkehr täglich wäre erwartet worden, und als er sich von der Reise etwas erholt hatte, mußte er dem Dringen Adalberts nachgeben und die für ihn mitgebrachten Geschenke auspacken. Sehen Sie, sagte der alte Mann bei jedem Stück, das er dem neugierig zuschauenden Kinde vorzeigte, dieß ist französisches Spielzeug, dieß sind französische Farben, hier sind französische Bilderbücher, dieß sind französische Confituren, und als alle Herrlichkeiten vorgezeigt waren, deutete er auf den fremden Knaben, der bei dem Auspacken geholfen hatte, und sagte: Und dieß ist Ihr französischer Kammerdiener. Der große Nachdruck, den der Alte auf das Französische legte, bewirkte, daß Adalbert seine großen Augen mit einer Art von Ehrfurcht auf den so Bezeichneten richtete, die sich jedoch bald verlor, als der Angekommene sein Schulgenosse, sein Spielgefährte und sein Aufwärter zugleich wurde, und in keinem dieser Verhältnisse die Achtung aus den Augen setzte, die dem jungen Grafen gebührte, eine Sache, worauf Dübois streng hielt, denn er be-

hauptete, das künftige Glück ſeines Zöglings beruhe darauf, daß er ſeine Herrſchaft mit einem religiöſen Gefühl verehre, denn alsdann würde es ihm nicht möglich ſein, ſeine Pflichten anders als mit Ergebenheit und ſtrenger Rechtlichkeit zu erfüllen, und wie ſehr eine edle Herrſchaft dieß anerkenne, lehre ſein eignes Beiſpiel.

Dübois hatte den heftigen Wunſch befriedigen wollen, ſein altes, geliebtes Frankreich wiederzuſehen, was vielleicht nie ſo da geweſen war, wie ſeine liebende Sehnſucht in der Ferne es ſich gedacht hatte, und kehrte, in ſeiner Erwartung getäuſcht, zu ſeinen wohlwollenden Freunden zurück, die er ſeine Gebieter nannte. Aber das Frankreich ſeiner Einbildung hegte er immer noch mit gleicher Liebe in ſeiner Seele und hoffte mit Zuverſicht, daß es als höchſte Vollendung menſchlicher Einrichtungen ſichtbar auf Erden erſcheinen würde, wenn die Gemüther ſich nur erſt völlig von den Erſchütterungen erholt haben würden, die die vielen Veränderungen veranlaßt hätten. Der Graf beſtätigte ſeine Meinung in ſo weit, daß er die Anſicht ausſprach, es ſei unmöglich, daß ſo viel Blut vergeblich gefloſſen ſei, und daß nicht endlich die Früchte aller gebrachten Opfer die Welt mit ihrem Segen erfreuen ſollten.

So ging das Leben nun einen gleichmäßigen und ſtillen Gang fort. Dübois machte es zu ſeiner Hauptbeſchäftigung,

Adalbert zu vergnügen und dabei für die Reinheit seiner Aussprache des Französischen zu wachen. Es erfreute ihn, daß Evremont französisches Obst pflanzte, und sein Auge entzückte jede seltene Pflanze, die der Graf aus Frankreich erhielt, weil sie ja früher in dem geliebten vaterländischen Boden gewurzelt hatte. Die Freunde scherzten jetzt zuweilen über die sonderbare Richtung, die der Charakter des alten Mannes nahm, denn es schien sich eine Neigung zum Geize zu offenbaren, die Niemand in seiner Seele geahnet hatte, denn ihn erfreute sichtlich nichts so sehr, als immer neue Geldsummen zusammen zu bringen, und man gab auch dieser Schwäche nach, und Jeder schenkte ihm bei allen Gelegenheiten baares Geld, das in dem Greise die höchste Freude erregte, obgleich Jedermann überzeugt war, daß er es zu gar nichts benutzen könne.

Auf diese Weise war ein Jahr seit der Ankunft des Alten verstrichen, und Evremont beschäftigte sich an einem schönen Frühlingsmorgen mit seinem Sohne im Pavillon des Gartens, als der französische Knabe mit erhitzten Wangen und in Thränen schwimmenden Augen eilig eintrat. Was gibt es, Francois? fragte Evremont bestürzt.

Ach Gott! gnädiger Herr Graf, sagte der Knabe, der alte Herr Dübois ist so roth im Gesicht und spricht so seltsam. Schnell erhob sich Evremont und eilte mit seinem Sohne,

der ſich ihm an die Hand hängte, in Dübois Gemach. Der Greis lehnte ſich auf die Kiſſen ſeines Lagers; ſeine Augen glänzten unnatürlich und ſeine Wangen brannten in dunkler Röthe. Wie geht es Ihnen, guter Dübois? redete Evremont ihn an. Der Alte erhob den glänzenden Blick zu ihm und ſtreckte die brennende, zitternde Hand ihm entgegen. Da ſind Sie ja, gnädiger Herr, ſagte er lächelnd aus keuchender Bruſt, und o Gott! ich Sünder habe in ſo ſchrecklichen Träumen gelitten, wahrhaft ſträfliche Träume, fuhr er flüſternd fort. Ich bildete mir ein, Ihr edles Haupt — nein es iſt gegen die Ehrfurcht, das Bild eines ſo frevenlichen, ſchrecklichen Traumes durch Worte in's Leben zu rufen — aber bei Gott! ich ſah in einer entſetzlichen Stunde Ihr edles Blut fließen, und dieß furchtbare Bild hat meine Sinne verwirrt, daß ich alter Thor in Verzweiflung Ihr Ende beweinte.

Evremont wendete ſich mit Schmerz ab, denn er wußte, der Kranke redete im Fieber von ſeinem Vater, für den er ihn in dieſem Augenblicke hielt.

Dübois, ſagte Adalbert klagend, was ſprichſt Du denn für wunderliche Worte, Niemand kann ja begreifen, was Du meinſt.

Ach! ſagte der Kranke freudig, da iſt ja auch der kleine Graf Adolph! Wie ſich der Menſch doch unnütz quälen kann! Den hielt ich für verloren und wagte dieß der un-

glücklichen Mutter erst gar nicht zu sagen, die durch den schrecklichen Tod des Gemahls ganz verwirrt war, und der lange weder Vernunft noch Religion Trost gewähren konnte. Nun Gottlob! nun wird ja alles Leiden aufhören.

Ja wohl, seufzte Coremont; ich fürchte, für Dich endet alles irdische Leid wie alle irdische Freude. Er ließ Diener bei dem Greise zurück und ging nun eilig einen Arzt herbeizu schaffen, der auch bald erschien und mit Achselzucken bemerkte, daß das schwache Fieber des Alten leicht gehoben werden könne, daß er aber das höchste Ziel des menschlichen Lebens erreicht habe und deßhalb schwerlich von diesem Krankenlager wieder erstehen werde. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Trauer in der gräflichen Familie. Wie es der Arzt vorhergesagt hatte, wich das Fieber den angewendeten Mitteln leicht und der Kranke begehrte, völlig zur Besinnung gekommen, einen katholischen Priester, um zu beichten und die letzten Sakramente seiner Kirche zu empfangen. Die Gräfin hatte diesen Wunsch vorausgesehen, und der Geistliche war schon im Hause. Er konnte sich also auf den ersten Wunsch des Kranken sogleich zu ihm verfügen und verließ ihn nach einer Stunde, wahrhaft erbaut von der reinen Frömmigkeit des sterbenden Greises.

Als Dübois wieder allein war, ließ er den Grafen zu

ſich bitten und ihm ſagen, er wünſche ihn allein zu ſprechen. Der Graf eilte auf die Bitte des Kranken herbei und fand ihn ohne Fieber; der Glanz der Augen war erloſchen und die nach unten gedehnten Geſichtszüge des Greiſes deuteten auf ſein nahes Ende. Ich wünſche meine letzten Worte an Sie zu richten, ſagte er zu dem Eintretenden mit ſchwacher Stimme.

Sie könnnen ſich wieder erholen, lieber Dübois, ſagte der Graf nicht ohne Bewegung.

Das denken Sie ſelbſt nicht, erwiederte der Kranke mit ſchwachem Lächeln, und ich bin zur Reiſe gerüſtet in unſer ewiges Vaterland. Ich habe meine Sünden gebeichtet, und ich hoffe, Gott wird mir die Schwachheit vergeben, daß ich den Prediger in Hohenthal niemals leiden mochte und ſelbſt in der Ferne nur mit Widerwillen an ihn dachte, denn ſein dreiſtes Fragen ohne Schonung und Achtung, ſein feindliches, ſchneidendes Abſprechen und ſein hochfahrendes Weſen gegen Niedere entſchuldigt einigermaßen dieſe Abneigung, und öffentlich angefeindet habe ich ihn nie; ich habe nur dem nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen, was Sie ſeine guten Eigenſchaften nannten. Der Graf mußte wehmüthig lächeln, daß der alte Mann noch im Tode nicht die Abneigung gegen den Prediger überwinden konnte, die er gegen ihn empfunden hatte, ſo lange er ihn kannte. Doch was

reden wir von ihm, fuhr der Kranke fort. Sie wiſſen es, Herr Graf, ich habe immer die jakobiniſche Gleichmacherei verabſcheut und auf Erden mit Ehrerbietung den Rang anerkannt, worin der Herr die Menſchen hat laſſen geboren werden; aber vor Gott, ſagt unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus, ſind wir alle gleich, und nur unſere Tugenden werden dort gewogen. Bald werde ich vor Gottes Thron ſtehen, ich kann mich ſchon als abgeſchieden von der Erde betrachten. So gönnen Sie es mir, nun noch vor meinem Hinſcheiden Ihre Hand wie die Hand eines Freundes in der meinigen zu fühlen, nicht wie die des herablaſſenden Herrn in der des durch ſeine Gunſt beglückten Dieners, und vergönnen Sie mir die Ehrfurcht bei Seite zu ſetzen, die ich Ihnen immer bewieſen, wie es meine Pflicht war, ſo lange ich dem Leben angehörte, und laſſen Sie mich die Liebe unverhohlen zeigen, die ich für Sie und die Ihrigen hegte. Wie ein Vater habe ich die Gräfin geliebt, beſonders ſeit ihrem Unglück, aber ich will ihre weiche Seele ſchonen, darum bringen Sie ihr meinen Abſchied und meinen Segen. Sagen Sie ihr, mein irdiſcher Dienſt ſei geendet, aber ich ſtürbe in der Hoffnung, daß es mir vergönnt ſein wird, am Throne Gottes für Sie alle zu beten, und nehmen Sie die Schrift, die unter meinem Hauptkiſſen verborgen iſt. Sie enthält meinen letzten Willen; verſprechen Sie mir dafür zu

ſorgen, daß er erfüllt wird. Der Graf nahm die Schrift, wie es der Greis verlangte, und ſagte, indem er die erkaltende Hand faßte und innig drückte: Es ſoll alles erfüllt werden, was Sie verordnen, würdiger alter Freund. Sie wiſſen ſelbſt, fuhr er mit Bewegung fort, wir alle haben Sie wie einen Vater geliebt; Sie beſtanden darauf, ſich einen Diener zu nennen, wir haben Sie wie einen Freund geehrt, Sie wiſſen es, guter Dubois, wir hegten keine anderen Gefühle für Sie.

Mit mildem Lächeln neigte der Alte bejahend das Haupt, und es ſchien dem Grafen, als ob er dadurch in eine unbequeme Lage gerathen ſei und deßhalb ſchwerer athmete. Er richtete ihn alſo ſanft in ſeinen Armen empor, um dieſe Lage zu verbeſſern. Ein Blick unendlicher Liebe lohnte ihm aus den erlöſchenden Augen; und als der Graf das würdige Haupt des Greiſes auf die Kiſſen zurück lehnte, war das Leben entflohen.

Mit der frommen Empfindung eines liebenden Sohnes drückte der Graf die erſtarrten Augen zu und wehrte ſeinen Thränen nicht, die auf das erkaltete Antlitz niederfloſſen.

Iſt denn dieſer Hauch das Leben? fragte er ſich. Muß dieß Herz nun in Staub zerfallen, das ſo eben noch liebend für mich ſchlug? Wohin iſt der Geiſt entflohen, der noch ſo eben ſeine Gedanken mir mittheilte? Das Auge iſt ſtarr und

eingesunken, das so wohlwollend auf alle Menschen blickte, und unempfindlich ist die Hand, die vor wenig Augenblicken den Druck der Liebe erwiederte. O, welche Welt von Empfindungen schließ diese nun erstarrte Hülle in sich! Wie quälend, wie entzückend und wie nichtig ist das Leben!

Der Graf ermannte sich. Er traf die nöthigen Anordnungen für die Leiche und ging, um seiner Familie den Verlust bekannt zu machen, der sie eben betroffen. Alle zollten dem würdigen Greise Thränen, aber natürlich war es auch, daß der Schmerz mild war bei dem sanften Ende eines Greises, der das höchste Lebensziel erreicht hatte.

Nach der Beerdigung öffnete der Graf in Gegenwart einer Gerichtsperson das Testament des Verstorbenen, und alle Mitglieder der Familie wurden von Neuem zu Thränen bewegt, als es sich ergab, daß der dahin geschiedene Greis auch hierin noch sein liebevolles Gemüth auf das Rührendste geoffenbart hatte. Alle Ersparnisse eines langen Lebens, alle Geschenke, die er in der letzten Zeit mit kindischer Freude empfangen hatte, waren zusammengehäuft, und er ernannte den Grafen Adalbert Gyremont zum Universalerben dieses kleinen Schatzes und stellte es seiner Großmuth anheim, Gustav Eberfeld und dem Knaben Francois ein Geschenk daraus zuzuwenden, wobei sie sich in der Zukunft des Verstorbenen erinnern könnten.

Eyremont ehrte das Andenken und den Willen des Greiſes, und nahm deſſen Vermächtniß für ſeinen Sohn an; aber der Graf ſicherte als Geſchenk dem Knaben Francois die eine Hälfte der Summe zu und ſendete die andere Hälfte als letztes Geſchenk des verſtorbenen Dübois an Guſtav Iberfeld, von dem man ſchon ſeit einiger Zeit wußte, daß er mit der Tochter des Predigers verbunden war, und deſſen neuen Hausſtand dieß Erbe ſicherer begründete.

Der Prediger hatte bei der Verbindung ſeiner Tochter mit dem Juſtizamtmann Iberfeld erwartet, in der Perſon ſeines Eidams künftig einen Verbündeten gegen die Anmaßungen ſeines rebelliſchen Freundes, des Arztes, zu finden, aber er fand ſich unangenehm getäuſcht, denn der junge Mann ſchloß ſich innig an ſeinen früheſten Beſchützer, den Grafen Robert, an und zog auch ſeine Gattin in dieſen Kreis hinüber, und der Prediger fürchtete nicht mit Unrecht, daß er endlich dem Arzte würde unterliegen müſſen, der an ſeiner Schwiegermutter in allen ſeinen Anmaßungen eine ſo kräftige Stütze hatte.

Die Gräfin befriedigte ihr Gefühl. Sie ließ dem wackern verſtorbenen Greiſe ein einfaches, in edelm Style gearbeitetes Denkmal ſetzen, und beide gräfliche Familien in Hohenthal und am Rhein lebten fortan in ungetrübtem Frieden, und die Zukunft nur kann darüber belehren, ob der ſo

oft geäußerte Wunsch des Grafen Robert in Erfüllung ge-
hen und eine glückliche Heirath beide Familien in eine zu-
sammen schmelzen wird. Wenigstens wird diese Hoffnung
dadurch unterhalten, daß beide Kinder, von denen man die
Vereinigung erwartet, eine große Neigung gegen einander
äußern, die bei jedem Besuche, den sich die Familien wech-
selseitig in Schlesien und am Rheine abstatten, sich zu erhö-
hen scheint.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Vortheilhaftes Anerbieten
für
Freunde der Literatur,
besonders aber für
Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.

Verzeichniß einer Auswahl
werthvoller
Romane, Novellen, Memoiren,
und
anderer Schriften
von
G. G. Bredow, Fr. v. Campan, Contessa, Aug. Hagen, Fr. H. von der Hagen, Wilhelm Martell, Thomas Moore, v. Salvandy, v. Schober, A. E. Schubarth, Spazier, Tieck, G. F. Waagen, Wenzel
u. a. m.,
welche im Verlage
der Buchhandlung Josef Max und Komp.
in Breslau
erschienen, und jetzt
zu sehr herabgesetzten Preisen
durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten sind.

☞ Die in diesem Verzeichniß aufgeführten Bücher haben wir auf unbestimmte Zeit ganz ungemein wohlfeil, wie es fast noch niemals geschehen, im Preise herabgesetzt. Für die nächste Zeit gelten diese Preise, ohne alle Erhöhung, in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der angrenzenden Länder. Von mehreren dieser Bücher ist aber nur noch eine sehr geringe Anzahl Exemplare vorhanden, welches wir haben bemerken wollen. Einzelne Bände der angezeigten Schriften, können zur Ergänzung nur in so weit, als solche einzeln vorhanden sind, abgelassen werden.

Breslau, 1. August 1836.

Josef Max und Komp.

Don Alonso oder Spanien. Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit, von N. A. von Salvandy. Mit einem einleitenden Vorwort von J. W. von Göthe. Aus dem Französischen übersetzt. 5 Bde. 8.

Ladenpreis 4 Rtlr. 20 Gr.

Herabgesetzter Preis: 1 Rtlr. 12 Gr.

G. G. Bredow's Schriften. Ein Nachlaß. Mit dem Bildniß und Leben des Verfassers. Herausgegeben von Dr. J. G. Kunisch. gr. 8.

Ladenpreis 2 Rtlr. 12 Gr.

Herabgesetzter Preis: 9 Gr.

Inhalt: 1) Lebensbeschreibung des Verfassers. 2) Meister Adam. Lustspiel in 1 Akt. 3) Andreas Gryphius. 4) Herr Peter Squenz, oder Pyramus und Thisbe. Schimpfspiel in 2 Handlungen, nach Andreas Greif. 5) Philipp Neri mit Destouches. 6) Die falsche Laune, oder der poetische Dorfjunker. Lustspiel in 3 Akten nach Destouches. 7) Erzählungen von Oliver Goldsmith. 8) Shakespeare und seine Dramen von Johnson. 9) Gedichte von Bredow. 10) Dionysios Schilderung des Erdkreises. Aus dem Griechischen übersetzt.

Breslauer Burschenlieder. Neu gewählt und vermehrt. 8. Auf Velinpapier und kartonnirt.

Ladenpreis 1 Rtlr. 4 Gr.

Herabgesetzter Preis 6 Gr.

Der Frau von Campan Memoiren über das Privatleben der Königin Maria Antoinette von Frankreich. Nebst Erinnerungen und historischen Anekdoten aus der Regierungszeit Ludwigs **XIV., XV., XVI.** Aus dem Französischen. 3 Bände. gr. 8. Geheftet.

Ladenpreis 3 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

Contessa, der Freiherr und sein Neffe. Eine Novelle. 8. Kartonnirt.

Ladenpreis 1 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande über Ludwig **XVIII.**, seinen Hof und seine Regierung. Aus dem Französischen von Karl Schall. 4 Bände. 8. Geheftet.

Ladenpreis 6 Rtlr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

Irländische Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Mit 6 Holzschnitten nach Cruikshankschen Zeichnungen. 2 Bändchen. 16. Geh. Ladenpreis 2 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 20 Gr.

Die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck. 6 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. Ladenpreis 3 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

Gottfried's von Straßburg Werke. Aus den besten Handschriften mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben durch Fr. H. von

der Hagen. Mit 1 Kupfer. 2 Bände. gr. 8. 50 Bogen. Ladenpreis 3 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Hagen, Fr. H. von der, Briefe in die Heimath, aus Deutschland, der Schweiz und Italien. 4 Bände. Mit Abbildungen. gr. 12. Geheftet:
Ladenpreis 5 Rtlr. 20 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 16 Gr.

Die Kokette. Ein Roman von der Verfasserin der Ema, Felicitas u. s. w. 8. Geheftet.
Ladenpreis 1 Rtlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Markos Obregon, oder Auto-Biographie des Spanischen Dichters Vincente Espinel. Aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Vorrede von Ludwig Tieck. 2 Bände. 8.
Ladenpreis 2 Rtlr. 6 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Aus einer Handschrift des 16ten Jahrhunderts. Herausgegeben von August Hagen. 2 Bändchen 8. Ladenpreis 1 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 18 Gr.

Pandurang Hari, oder Denkwürdigkeiten eines Hindu. Mit einem Vorwort von C. A. Böttiger. Aus dem Englischen 3 Bdchn. 8.
Ladenpreis 2 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 21 Gr.

Des Hauptmanns Rock Memoiren über die Verhältnisse des Staats, der Kirche und des Volks in Irland. Mit geschichtlichen Erläute-

rungen und Belägen von Thomas Moore. Aus dem Engliſchen. 8.

Ladenpreis 1 Rtlr. 12 Gr.
Herabgeſetzter Preis 12 Gr.

Schall, Karl, Luſtſpiele. 1) Mehr Glück als Verſtand. 2) Der Kuß und die Ohrfeige. 3) Trau, ſchau, wem! 4) Der Strohmann oder die unterbrochene Whiſtpartie. 5) Theaterſucht. 6) Das Heiligthum. Neue Ausgabe 8.

Ladenpreis 2 Rtlr. 12 Gr.
Herabgeſetzter Preis 1 Rtlr. 8 Gr.

Schober, Fr. v., Palingeneſien aus den heiligen Büchern des alten Bundes. gr. 16. Geheftet.

Ladenpreis 6 Gr.
Herabgeſetzter Preis 2 Gr.

Schubarth, K. E., zur Beurtheilung Göthes, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunſt. 2te verb. Aufl. 2 Bde. 8.

Ladenpreis 3 Rtlr. 12 Gr.
Herabgeſetzter Preis 1 Rtlr. 8 Gr.

Spazier, Dr. R. P., Jean Paul Fr. Richter in ſeinen letzten Tagen und im Tode. 8. Geheftet.

Ladenpreis 21 Gr.
Herabgeſetzter Preis 6 Gr.

Schloß Sternberg. Ein Roman von Wilhelm Martell. 2 Bände. 8.

Ladenpreis 2 Rtlr. 8 Gr.
Herabgeſetzter Preis 1 Rtlr.

Tieck, Ludwig, Pietro von Abano oder Petrus Apone. Eine Zaubergeſchichte. 8. Kartonirt.

Ladenpreis 1 Rtlr. 4 Gr.
Herabgeſetzter Preis 14 Gr.

Tieck, Ludwig, der Alte vom Berge und die Gesellschaft auf dem Lande. Zwei Novellen. 8.
Ladenpreis 2 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr. 12 Gr.

— **Dramaturgische Blätter.** Nebst Berichten über die englische Bühne, und Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater. 2 Bändchen gr. 16.
Ladenpreis 3 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 1 Rtlr.

Waagen, Dr. F. G., über Huber und Johann v. Eyck. 8. Ladenpreis 1 Rtlr. 6 Gr.
Herabgesetzter Preis. 9 Gr.

Wenkel, F. A., Leonte, der schöne Fackelträger, oder Glück durch Frauengunst. Roman in 2 Theilen. 8. Ladenpreis 1 Rtlr. 18 Gr.
Herabgesetzter Preis 12 Gr.

— **Mathias Korvinus,** und Maria, die Konsulstochter von Breslau. Ein dramatisches Gemälde; mit 1 Kupfer. gr. 8.
Ladenpreis 1 Rtlr.
Herabgesetzter Preis 6 Gr.

— **Kriegsgemälde** des neuen Zeitalters. Mit einer Musikbeilage von F. H. Himmel. 8. Geheftet. Ladenpreis 1 Rtlr. 8 Gr.
Herabgesetzter Preis 6 Gr.

Ferner ſind noch zu den wohlfeilen Pränumerations-Preiſen zu haben:

Adam Oehlenſchlägers Schriften. Zum erſtenmal geſammelt als Ausgabe letzter Hand. Voran des Verfaſſers Selbſtbiographie. 18 Bändchen. gr. 16. Velindruckpapier. Geh. Pränumerations-Preis 9 Rthlr. 8 Gr.

Nächſt Schiller nimmt Oehlenſchläger unſtreitig den erſten Platz unter den dramatiſchen Dichtern Deutſchlands ein, und ſeine dramatiſchen Werke reihen ſich auf eine glänzend Weiſe denen jenes großen Dichters an. Sein Aladdin iſt ein vollendetes Meiſterwerk, begabt mit allem Zauber romantiſcher Poeſie, und wir wüßten ihm nichts in der deutſchen Literatur gleich zu ſtellen. Eben ſo gehören ſeine Proſa-Schriften unter die beſten Erzeugniſſe deutſcher Romanen-Literatur, und ſeine lyriſchen Gedichte ſind von eigenthümlicher Anmuth, Schönheit und Vollendung. Die vorangehende Selbſtbiographie wird das allgemeinſte Intereſſe erregen, indem des Autors Jugend in die ſchöne Blüthen- und Früchte-Zeit deutſcher Poeſie fällt, in welcher er, von Göthe und Schiller vielfach angeregt und aufgemuntert, ſeine Dichter-Laufbahn begonnen hat.

Inhalt der 18 Bändchen.

1s und 2s Bändchen: Die Selbſtbiographie.
3s und 4s Bändchen: Aladdin.
5s Bändchen: Ludlams Höhle.
6s Bändchen: Hakon Jarl. Palnatoke.
7s Bändchen: Axel und Walburg. Corregio.
8s Bändchen: Stärkodder. Hugo von Rheinberg.
9s Bändchen: Hagbart und Signe. Erich und Abel.
10s Bändchen: Die Wäringer.
11s Bändchen: Freias Altar. Die Räuberburg.
12s Bändchen: Robinſon in England. Der Hirtenknabe.
13s Bändchen: Die Flucht aus dem Kloſter. Das Bild und die Büſte.
14s Bändchen: Die Uebereilung. Der blaue Cherub.
15s Bändchen: König Hroar in Leire.

166 Bändchen: Novellen.
176 Bändchen: Mährchen.
188 Bändchen: Gedichte.

Tausend und Eine Nacht. Arabiſche Erzählungen. Zum erſtenmal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt, und vollſtändig überſetzt von M. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Karl Schall. 4te vermehrte und verbeſſerte Auflage. 12 Bändchen, mit 12 von Göthe hochbelobten Holzſchnitten, gezeichnet von Moritz von Schwind, in Holz geſchnitten von dem Engländer Watts. 8. Velindruckpapier. Geheftet.
Pränumerations-Preis 1 Rthlr. 12 Gr.